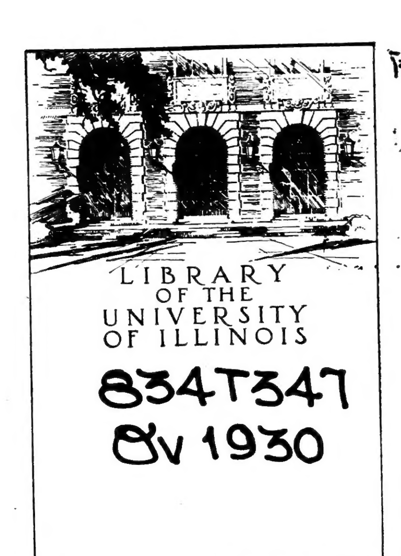
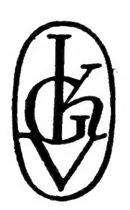
FRANK THIESS
DIE VERDAMMTEN


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
834T347
Ov 1930



Frank Thieß

Die Verdammten

Roman

[Berlin]

Gustav Kiepenheuer Verlag
[1930]

1.—70. Tausend der Volksausgabe

Einband- und Schutzumschlag-Entwurf von
Georg Salter, Berlin
Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig

†

Meiner Mutter

Die Originalausgabe des Romans ist bei J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart erschienen. Die vorliegende Volksausgabe hat nur eine stilistische Durchsicht erfahren. Für baltische Leser: Ich habe absichtlich Ortsgrenzen, Güter- und Städtenamen verwischt oder verändert. Die ehemals russischen Ostseeprovinzen bilden nur die geistige und atmosphärische, nicht die geographische Umwelt der Begebenheiten.

F. T.

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's stückweise, dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.

1. Korinther 13, 12

Die Rache ist mein. Ich will vergelten, spricht der Herr.

Römerbrief 12, 19

Die Verdammten

Erster Teil

I

Jenes Frühlings erinnern sich noch viele auf dem Lande und in der Stadt. Ein höchst seltsamer Frühling! Das heißt – eigentlich war der Frühling gar nicht seltsam, sondern im Gegenteil ein ganz gewöhnlicher, trockener und durchsonnter Frühling, seltsam an ihm war nur, daß er schon im April kam, und zwar über Nacht, gleich als fiele er aus den geballten und gefiederten Wolken auf die Erde herunter, wo er sogleich mit ungewöhnlicher Geschäftigkeit über alle Sträucher und Wiesenraine ein seltsam schimmerndes Gelbbraun zu legen begann. Und der Schnee verschwand im Nu, ein unbegreiflicher Wind wehte von Süden her und trieb Scharen unbekannter Vögel kreischend über die blauen Wellen des Sees.

So etwas hatte es in unserm Norden seit Jahren – was sage ich, seit Jahren! – seit Jahrzehnten nicht gegeben! Man geriet ganz außer sich, war selig und besorgt in einem und witterte hinter so viel Sonne nichts Gutes. Besonders eine Frau Petersen in Eluisenstein, eine prophetisch begabte, wenn auch ungebildete Greisin, trat vor die Tür ihres Hauses, blieb eine Zeitlang draußen und ging dann wieder hinein, nachdem sie mit der Hand gewissermaßen abgewinkt hatte. Als man sie befragte, warum sie so merkwürdig abgewinkt habe, murmelte sie irgend etwas, das dann später, als wirklich schlimme Dinge eintraten, für einen erneuten Beweis ihrer Kunst angesehen wurde.

Doch das alles hinderte den Frühling nicht, die beschneiten Halden in Bäche, die Wiesen in Moräste zu verwandeln und überall, wo Wasser stand, ein Spiegelbild des blauen Himmels hineinzuwerfen. Dem Schrei der Krähen war der Hungerruf des Winters genommen, in den Ställen begehrten Kühe brüllend ins Freie, brau-

ner Acker wurde sichtbar, und Duft von Tauwetter und Krokus, Christrosen und feuchtem Walde zitterte wie ein Segen über der Erde.

Das Schönste aber sah Chaim Geländer, der von der Stadt aus die schmutzige Landstraße zwölf Werst weit bis nach Eluisenstein zog: eine Lerche, die in den blauen Strom des Lichts mit zuckenden Jubelrufen stieg. Chaim Geländer blieb stehen, seine schiefen Schultern, die stets einen unsichtbaren Sack zu tragen schienen, bogen sich zurück, er hob das stoppelige, zerquälte Gesicht in den Himmel und stand so lange. Eine ganze Weile stand er so. Dann sah er sie. Ein winziges Stück jauchzendes Leben. Ein Wesen voll Lust.

Und das alles im April. Nein, es war nicht zu fassen.

Auch Chaim Geländer schüttelte den Kopf und schien bewegt. Jedenfalls hielt er oftmals an und sah sich um. Nicht aus Furcht, es könnte jemand hinter ihm gehen, sondern nur so, wie man sich umsieht, wenn man die schöne Welt betrachten will. Einmal, als sein Pfad über eine kleine Brücke führte, an der junge Birken gepflanzt waren, blieb er sogar stehen und betastete zaghaft die weißbraune Rinde.

Dann lächelte er. Und dieses Lächeln nahm sich merkwürdig und fast unheimlich in seinem elenden Gesicht aus. Er zeigte eine Reihe schwärzlicher Zähne, und in die braunen Augen, die er zusammen kniff, trat ein seltsames Blinken.

Doch das alles dauerte kaum eine halbe Minute. Es war nur so ein Einfall. Denn schon wurde sein Antlitz wieder ernst, fast böse. Er schritt schneller aus. Seine großen Füße platschten in die Pfützen der Chaussee, und vor dem Knotenstock erschraken die Kröten am Wege.

Auch dieses mag noch erwähnt sein, daß er augenscheinlich nicht Lust hatte, irgendeinem Menschen zu begegnen. Fürchtete er, daß man ihn mit seinem jammervollen Bündel und dem durchgeschwitzten Hut für einen Landstreicher halten könnte? Jedenfalls versteckte er sich, kaum eine Werst von Eluisenstein entfernt, am Waldrand hinter einer dicken Tanne, als ein Bäuerlein ihm entgegenkam. Ein Bäuerlein mit einer Reisigkarre! Und schlich erst wieder hinter der Tanne hervor, als vom Bäuerlein auch nichts, rein gar nichts mehr zu sehen war. Das war nun wirklich lächerlich.

Doch noch lächerlicher war sein Gehaben, als er die ersten Hütten von Eluisenstein erblickte. Er fing nämlich zu rennen an. Seine großen, lehmbedeckten Füße liefen so rasch, daß er von hinten einem verjagten Waschbären ähnlich sah. Dann machte er jäh halt, ganz als sei ein Gespenst vor ihm aufgetaucht, sprang zur Seite und rannte nun geradeswegs gegen die alte Petersen, welche eben mit Wäsche aus ihrem Häuschen trat. Sie ließ die Wäsche fallen und rief: „Ja, ist das ... der Chaim ist da!" Doch der Chaim war bereits wieder fort und dreißig Schritte weiter über zwei kreischende Hühner hinweg in eine kleine Hütte hineingestürmt, deren Tür er hinter sich zuschlug.

Mit unbegreiflicher Schnelligkeit flog die Nachricht von seiner Ankunft durch das Dorf. Die alte Petersen war dem Flüchtling mit ihrem Stock nachgehumpelt und dabei dem Bauer Schudat begegnet, der ihr folgte, sie überholte und ganz einfach entschlossen schien, in die Geländersche Hütte einzutreten. Denn die Geländersche Hütte war nicht nur so eine xbeliebige Hütte, sondern sie hatte ein schmales Schaufenster, dessen Inhalt in gedrängter Fülle anzeigte, daß hier von Talgkerzen bis zu Hosenträgern, Pantoffeln und Wundsalben alles zu erhalten sei, was das Herz begehre. Der Bauer Schudat entschloß sich also sofort, irgend etwas daselbst zu kaufen, sei es auch nur einen alten Hornknopf oder in Gottes Namen sogar ein Stück Seife. Wie er aber die Tür zum „Laden" aufmachen wollte, fand er sie verschlossen. Sie blieb verschlossen, mochte er auch noch so viel an ihr herumklinken. Auch die Petersen hatte nicht mehr Glück und die Bäuerin Kostoljew auch nicht. Ebensowenig der Faßflicker Lirum, der schwerfällig auf seinen Bastschuhen über die eingepfützte Dorfstraße stampfte. Es blieb ihm nichts andres übrig, als nach einem kleinen Meinungsaustausch mit den andern wieder den Heimweg anzutreten.

„Der Jud! Der Jud! Den Zaren hat er erschießen wollen!" rief die Kostoljew und wedelte dabei mit dem rechten Arm dem rheumatischen Greis Piteisas unter der Nase herum, welcher soeben schwerfällig und stöhnend seinen gewohnten Fensterplatz im Hause des Sohnes verlassen hatte und hinübergeschlurft war. Der Piteisas war fast taub und nickte stumm.

„Was is los?" fragte er nach einer Weile. Wandte sich aber an die alte Petersen, welche ihm weniger erregt zu sein schien als die Kostoljew.

„Der Chaim ist zurück!" kreischte die Alte ihm in das behaarte Ohr. Indessen übte diese Mitteilung nicht die erhoffte sensationelle Wirkung auf den Alten aus. Er wiederholte nur: „Der Chaim ist zurück." Und stand so da. Da stand er und bewegte den Mund wie eine Kuh.

Schudat aber meinte: „Wenn der nicht entwischt ist, laß ich mich hängen. Fünf Jahre hat er gehabt, und drei sind erst um." Doch die alte Petersen erwiderte, es seien schon fünf Jahre um, während der Faßflicker Lirum die Meinung vertrat, daß er überhaupt nur drei Jahre habe abbrummen müssen. Auch in diese Debatte griff der greise Piteisas nicht wesentlich ein. Er horchte hierhin und dahin und drehte sich schließlich zur Petersen mit der Anfrage, ob sie ihm nicht wieder von ihrer Salbe für seine schmerzenden Gelenke etwas abgeben könne. Doch dieser Anfrage gegenüber war nun die alte Petersen taub. Jedenfalls dachte sie, während sie scheinbar interessiert der wütenden Kostoljew zuhörte, daß sie ihre Wund- und Heilsalben nicht so ohne weiteres an jedermann abzugeben gesonnen sei.

Inzwischen hatte der Schudat den Versuch, in die Geländersche Hütte einzudringen, erneuert. Er pochte an ein verhängtes Fenster neben dem sogenannten Laden und unternahm es sogar, dieses nicht ganz geschlossene Fenster einzudrücken. Da geschah das Unerhörte, daß aus diesem Fenster der spitze Altweiberkopf der Ladenbesitzerin Sarah Geländer herausfuhr, ihn mit großen schwarzen Augen wütend anfunkelte und dermaßen anschrie, daß er wie ein ertappter Sünder zurückfuhr.

„Ich will ja man bloß ..." stammelte der Schudat.

„Ja, ich will man bloß, ich will man bloß –" wetterte die Alte. „Spionieren will er! Eine alte Neugier ist er! Schämen soll er sich was!" und krach schlug sie das Fenster zu.

Wie nun diese lauten Reden erschallten und hier und da neue Zuhörer anlockten, geschah es, daß auch die achtundsiebzigjährige Köchin aus Schloß Windsloh, Akulina Amalie Lirum, die Schwester

des Faßflickers, die Dorfstraße daherkam und den Auflauf sah. In wenigen Minuten hatte sie die Situation begriffen. Die Tatsache, daß sie als erste die Nachricht von der Rückkehr des jungen Geländer auf das Schloß bringen werde, sie und nicht die Jesa oder die Anjuta, welche sonst im ganzen Dorf herumschwatzten, diese Tatsache schmeichelte sie ungemein. Ohnehin war es ihr bekannt, daß Chaim Geländer seinerzeit die höhere Schule in der Stadt besucht hatte. Und wovon hatte er die höhere Schule besucht? Vom Gelde der alten Frau von Harras. Die gnädige Frau selbst hatte dem kleinen ängstlichen und mageren Juden die Möglichkeit zu einer besseren Ausbildung gegeben. Warum? Weswegen? Nun, das war ihre Sache. Aber daß es gewiß nicht gescheit von ihr gewesen, das durfte die alte Lirum trotz allem schuldigen Respekt wohl sagen. Denn was war aus ihm geworden? Ein Zuchthäusler! Ein Sträfling! Ein Verschwörer, vor dem sich jeder im Dorfe hätte verstecken müssen. Denn diese Verschwörer pflegten in Mehl oder Zwieback Pulver einzumengen und es dann den zum Tode bestimmten Opfern zur Speise anzubieten, woran dann auch diese Opfer jämmerlich zugrunde gingen. Meistens auf dem Wege einer Explosion.

Das wußte die greise Köchin Lirum, die seit einundsechzig Jahren im Schlosse diente. Sie ist die Amme des verstorbenen Sigurd von Harras gewesen, des jüngsten Bruders des Schloßherrn, und acht Jahre später die Wärterin Axels, der nun endlich aus Amerika heimkommen sollte. Sie ist dann Köchin geworden, und zwar eine ganz vorzügliche Köchin. Ja, sie weiß viel. Sie läßt sich nicht ohne weiteres von irgendeiner Tatsache fangen. Sie kennt Zusammenhänge und manche traurigen Geschichten, welche andere nicht kennen, die man aber kennen muß, wenn man hierüber oder darüber ein Urteil abgeben will.

Solcherart waren die Gedanken der alten Köchin, als sie den Fußweg zum Schlosse hinaufging. Sie wählte den Fußweg, trotzdem er naß war und voller Pfützen stand, denn er schnitt um fast eine halbe Stunde die Chaussee ab, welche in großen Windungen am Wald entlang hügelauf führte, immer längs der welligen Felder, die alle zum Gute Eluisenstein gehörten. Der Fußweg aber lief nach dem zweiten Kreuzen der Landstraße durch dichten schönen Kiefernwald,

wo es jetzt höchst wundersam duftete und ein unentwegtes Rufen zagender Vogelstimmen wach war.

So ging die alte Lirum, ganz erfüllt von ihren Gedanken. Ein bißchen krumm schon und knickebeinig, aber noch rüstig und fest entschlossen, dieses Leben bis zum letzten Tage, den ihr Gott gab, in eifriger Pflichterfüllung reich zu machen. Und wie sie das so durchdachte, nahm sie sich auch vor, der Herrin die Nachricht von der Heimkehr Chaims nicht gehässig mitzuteilen, gar nicht ein bißchen gehässig, etwa so: das hast du nun davon, daß du ihn unterstützest, sondern im Gegenteil freundlich als etwas Schönes, das auch sie, die alte Lirum, erfreut habe. Ich werde sagen: „Denken Sie sich, gnädige Frau, der Chaim ist wieder in Eluisenstein! Ist das nicht schön?" so werde ich sagen.

Inzwischen näherte sie sich dem Schlosse. Der Fußweg lief am Park vorbei, Wald und Park vermischten sich. Jetzt überschritt er die Chaussee, sie öffnete das schmiedeeiserne Gitter und lief so schnell sie konnte den Kiesweg zur Terrasse hinauf.

Im Garten harkte der Storosch Kukeldei, ein alter Lette, mit der bedächtigen Ruhe, die jede seiner Handlungen auszeichnete. Er griff von Zeit zu Zeit zum Spaten und stach an den nassen Beeten herum. Der zertaute Schnee hatte auch hier kleine Lachen gebildet, oder er lag schmutzig und ganz und gar nicht mehr winterlich unter den Fliedersträuchern und im Schatten der Hecken. Der Storosch hatte seine Jacke ausgezogen und harkte im russischen Hemd. So warm war ihm. Wahrlich, die Sonne stach wie im Juli.

Akulina Amalie Lirum beachtete ihn im übrigen nicht weiter und ging die Stufen zur Terrasse in die Höhe.

Doch wie sie gerade die Terrasse betreten wollte, hielt sie erschreckt inne. In ihrem Eifer wäre sie nämlich beinahe in den Musiksaal hineingelaufen, aus dem ihr eine ganze Flut von prasselnden Tönen entgegenschallte. Die breiten Türen des Saals waren geöffnet, und die alte Lirum konnte deutlich sehen, wie zwei schmale schlanke Hände über die elfenbeinernen Tasten flogen. Diese beiden Hände gehörten Ursula von Harras, der jungen Herrin, vor deren Kunst die alte Lirum einen heillosen Respekt hatte. Denn obgleich sie nichts davon verstand und nie und nimmer begreifen konnte, wie es manchen

Menschen gegeben war, die vielen Musikstücke voneinander zu unterscheiden und mit Namen zu nennen, so hörte sie doch brennend gern zu. Und dann sah es auch so wunderschön aus: die quellenden hellblonden Haare über dem schönen, schmalen Gesicht. Dieses feine Adelsprofil, der weiße Hals und vor allem die Hände, diese schmalen, lebendigen, springenden, bald heiteren, bald traurigen Hände. Das sah ganz absonderlich aus und hatte sie stets seltsam bewegt. Dann und wann träumte sie wohl auch nachts, daß sie selber am Flügel säße und spiele, und daß ihre Hände nur so über die Tasten flögen. Sie konnte dann greifen, wohin sie wollte, immer gab es herrliche Töne und liebliche Melodien. Auch ihre eigenen lederfarbenen, abgearbeiteten Greisinnenhände, deren Finger an den Enden sich verbreiterten wie Petschafte, erschienen im Traum weiß und beweglich.

Plötzlich brach die Musik ab. Eben noch hatte sie wie Gewitter geklungen und hätte nach Meinung der Alten in alle Ewigkeit so weiter gewittern müssen, da war sie schon zu Ende. Und weil sie zu Ende war, und die schönen weißen Finger, anstatt in den Tasten umherzuspringen, in den Noten blätterten, wagte die Köchin die Terrasse zu betreten.

Jetzt dreht sich Ursula von Harras um. Einen Augenblick sieht die alte Lirum das schöne blonde Gesicht mit den grünlichen Augen fragend auf sich gerichtet, dann wendet es sich wieder zum Flügel. Sie nimmt einen Bleistift und notiert etwas. Akulina Lirum aber tritt unter jähem Entschluß ins Zimmer und sagt: „Wissen das gnädige Fräulein schon? Der Chaim ist wieder da!"

Ohne von ihren Noten aufzusehen, fragt Ursula ziemlich uninteressiert: „Wer, Kulle?"

„Wer? Nu, der Chaim von der alten Geländer in Eluisenstein."

Ursula nickt, sagt etwas wie „so, so" oder „ach" oder „a hm" und greift mit starkem Griff in die Tasten, daß die Töne wie blitzende Reiter im Sonnenlicht aufspringen.

Die alte Lirum fühlt sich von oben bis unten begossen mit Enttäuschung. Sie schleicht wie eine vertriebene Katze aus dem Saal. Hinter ihr prasselt die Musik, kalt, gleichgültig und völlig ohne Interesse für die große Neuigkeit, welche sie auf der Zunge trägt.

Wie sie wieder die Treppe hinunter und über den Kies um das Schloß herum geht, sieht sie ihre groben, lehmbeschmutzten Stiefel an und empfindet sich als lächerlich. Sie ist ein altes Weib, dessen Haare zwar noch immer nicht grau sind, aber wenn man recht hinsieht, überhaupt keine Farbe zeigen. Sie ist ein altes Weib mit einer Neuigkeit, die niemand wissen will. Sie wird eines Tages sterben, man wird ein schlechtes Kreuz, unbedingt ein schlechtes hölzernes Kreuz, das schief steht, auf ihrem Grabe mit der Inschrift errichten, daß hier Akulina Amalie Lirum liege; der Herr Pastor Lurich wird ein Gebet sprechen, und dann wird sie vergessen sein. Der Gedanke an ihren vielleicht schon baldigen Tod stimmt sie schwermütig. Denn schließlich ist es kein Spaß, achtundsiebzig Jahre alt zu sein, da ist man schon nicht mehr die Jüngste und muß schon ein bißchen mit dem Tode rechnen. Wenn man also eine Neuigkeit bringt, und es will sie keiner hören, so ist das doch kränkend für eine alte Frau. Und dann fällt ihr ein, daß das junge Fräulein vielleicht wirklich nicht gehört habe, was sie ihr erzählte, daß sie ein liebes, liebes Fräulein und wohl auch gelehrtes Fräulein sei. Denn niemand könne im ganzen Land so gut Klavier spielen wie sie. Nicht einmal der Kantor aus der Stadt oder der Herr Baron Sandor von Wulff aus Urtneck, der immer so schrecklich durcheinandergehende Sachen spielte.

Das wandert der alten Köchin Akulina alles durch den Kopf, während sie um das Gebäude herum bis zur Hofseite watschelt.

Auf dem Hof steht der Verwalter des Gutes Eluisenstein, ein langweiliger Mecklenburger namens Stahl, Ferdinand Stahl. Akulina Lirum übersieht ihn mißbilligend, denn er hat eine kurzangebundene Art. Zweimal hat er schon zu ihr gesagt: „Was schwatzt sie da, Alte! Dürres Holz knackt gern.“ Und das ist denn doch ein bißchen zu arg; denn wenn sie auch alt und dürr ist, so kann man sie doch wahrhaftig nicht schon mit einem Stückchen Holz vergleichen.

Nun steht der Mecklenburger Stahl da und schreit den Kutscher Filka an. Seine breitbeinige Gestalt mit den Lederstiefeln spiegelt sich in den blauen Pfützen. Dann geht er zum Stall, und Akulina Lirum in ihre Küche. Gerade aber, wie sie in die Speisekammer will, um Mehl und Eier herauszuholen, sieht sie durch das Fenster, daß die alte Frau von Harras (mit einem großen gehäkelten Tuch aus

schwarzer Wolle über den Schultern) die Remise verläßt und auf das Gutshaus zuschreitet. Diesen glücklichen Augenblick paßt die Lirum ab. Sie hat noch den Mehlbeutel in der Hand, läuft aber, was ihre wackligen Beine laufen können, auf Frau von Harras zu und ruft: „Wissen Sie schon, wer da ist?"

Frau von Harras denkt, es ist Besuch gekommen. Ihr scheint sogar plötzlich etwas besonders Frohes einzufallen, denn ihr gütiges, gebräuntes Gesicht wird um eine Schattierung dunkler, und ihre Stimme zittert ein wenig, als sie fragt: „Ja, wer denn, Kulle?"

„Der Chaim Geländer ist zurück. Sie haben ihn nicht erschossen!"

Das vom Erschießen fügte sie aus eigener Phantasie hinzu, um das Bedeutende der Nachricht zu erhöhen.

Frau von Harras winkt mit der Hand ab. „Geh nur wieder, Kulle, das weiß ich längst", und wie sie die ganz schreckliche Enttäuschung auf dem Gesicht der Greisin erkennt, sagt sie lächelnd: „Ja, es ist recht schön, daß er wieder da ist. Ich habe mich auch gefreut, als es mir der Ewald erzählte."

Akulina ist, als müsse sie den Mehlbeutel fallen lassen. Das war denn doch der Gipfel der Niedertracht! Der Ewald hatte es erzählt! Ewald Purps, der alte Diener, welcher immer so schrecklich vornehm tat und nie anders als mit weißen Handschuhen ins Freie ging, ein Nichtstuer und Tagedieb. Also der hatte die Neuigkeit irgendwo aufgefischt und der gnädigen Frau gleich mitgeteilt. Die Lirum mag darum gar nicht mehr recht hören, was Frau von Harras noch zu ihr spricht, sondern dreht sich, ein müdes altes Weiblein, zu ihrer Küche um.

„Du wirst mir nachher noch mehr von seiner Rückkehr erzählen, Kulle", sagt Frau von Harras. „Du weißt gewiß mehr als der Ewald. Jetzt geh nur und richte an. Baron Korff hat sich zu Tisch angesagt."

Gleich darauf hört man die Alte gewaltig mit den Tellern klappern. Aber es klappert nicht froh, und das Feuer im Herd flackert böse.

Der Rauch stieg wie ein seidener Schleier in den blauen Apriltag. Im Park zwitscherten die Spatzen, Zaunkönige und Finken. Die Senta vom Förster hängte flatternde Wäsche auf weitausgespannte Leinen. Die Sonne schien.

Die Sonne schien, und zwei Mütter freuten sich ihrer Söhne. Die Krämerfrau Sarah Geländer buk goldgelbe Komm=morgen=wieder. Ihre Hände zitterten; von Zeit zu Zeit sah sie durch die angelehnte Tür ins niedrige Zimmer, darin Chaim saß. Sie hatte vor Wut und Erregung gebebt, als der Sträfling stumm in die Stube trat. Sie hatte ihm fluchen wollen. Und war ihm heulend in die Arme gefallen. Nun buk sie Komm=morgen=wieder in richtiger Landbutter. Und der Sohn saß nebenan, hatte beide Augen geschlossen und hörte das Fett knallen.

Oben im Schloß aber ging Sophie von Harras durch die Zimmer und wußte nicht, warum sie keine Ruhe fand. Und wußte es doch. Dann blieb sie stehen, atmete heftiger und spürte, daß ihr Herz schlug, stärker schlug als jemals im Leben. Oh, sie wußte, warum sie keine Ruhe fand. Sie las wohl zum zwanzigsten Male eine Reederzeitung, in der zu lesen stand, daß der Dampfer „Cumberland" am 24. März New York verlassen hatte. Er mußte schon längst in Dover angekommen sein. Natürlich war er schon lange in Dover. Denn dort lag ein Telegramm: „Wohlbehalten in Dover angekommen. Sind voraussichtlich Dienstag in Riga. Axel und Wera."

Auch dieses Telegramm las sie noch einmal, obwohl sie es auswendig konnte wie einen Bibelspruch. Sie blickte auf, blickte aus dem breiten Fenster hinaus über die Tannen= und Buchenwipfel des Gartens. Und das junge Licht des Frühlings streichelte ihre welke Haut, ihren glatten Scheitel, fing sich in den großen schwarzen Augen, daß sie jung wurden wie die Augen eines Kindes zur Weihnachtszeit. Jetzt griff sie zu einem dicken Familienalbum und schlug eine Seite auf, die zweimal einen kleinen Jungen zeigte. Das erste Mal war der Junge noch so klein, daß es eigentlich nicht möglich schien, ihn dem männlichen Geschlechte zuzuzählen. Er saß auf

einem Fell, und seine winzigen Hände hielten einen Ball umklammert. Das zweite Mal war er schon ein richtiger Junge. Da stand er auf einem Stuhl, ein bißchen breitbeinig, mit Wadenstrümpfen und frechem Jungengesicht. In der rechten Hand trug er ein Segelschiff. In der Linken nichts. Dafür war aber der Daumen eingekniffen, ganz fest, als müsse um jeden Preis verhindert werden, daß er davonliefe. Und als Frau von Harras diesen kleinen eingekniffenen Daumen sah, lachte sie leise auf.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür vom Saal, und jene blonde junge Dame mit den weißen Händen, die noch eine halbe Stunde vorher so eifrig über die Tasten gesprungen waren, trat ein. Ihr Gesicht war noch gerötet von der Erregung des Spiels und ihre roggengelben Haare merkwürdigerweise sogar etwas gelöst, ganz als habe sie in ihnen ein wenig herumgewühlt. Wie sie nun ihre Mutter lachen sah, trat sie zu ihr und blickte auch ins Album.

„Ach, du schaust dir Axel an –"

„Ja, Ursel, sieh doch nur, wie er den linken Daumen eingekniffen hat. Das tat er immer, schon als ganz kleines Kind kniff er stets die Daumen ein. Ob er es jetzt auch noch immer tut?"

Ursula ordnete sich ihr Haar vor einem Spiegel: „Wenn du noch einen Tag wartest, werden wir es wissen. Ich verspreche dir, gleich auf seine Daumen zu sehen."

Frau von Harras blätterte weiter: „Ach, was verstehst du von den Gefühlen einer Mutter. Du hast deine Sonaten und weißt nicht, wie das ist, wenn man einen Jungen nach fünfundzwanzig Jahren wiedersieht. Du kennst ihn ja nicht einmal."

„Ja", lächelte Ursula, „zu diesem Bruder komme ich wahrhaftig wie das Kind zur Puppe. Ach, Mui, das wird gar nicht so einfach sein, zu einem erwachsenen Mann gleich mir nichts dir nichts du sagen zu müssen."

„Freust du dich nicht auf ihn?"

„Liebes Mütterlein, das fragst du deine Tochter jetzt schon das zehnte Mal. Ja, ich freue mich. Aber ich bin auch ein bißchen bange, siehst du. Darf ich nicht?"

Doch, meinte Frau von Harras, das dürfe sie. Ihr selber ginge es ja eigentlich nicht anders. Ihrer Freude sei auch Bängnis beige-

mischt und dann, nicht wahr, er käme ja nicht allein. Und so wie Ursula einen unbekannten Bruder geschenkt erhielte, so bekäme sie eine fremde Tochter geschenkt. Und das sei doch wahrhaftig keine Kleinigkeit für eine alte Frau. Ursula gab ihr recht, das sei keine Kleinigkeit für alle beide, und weil das der liebe Gott selber eingesehen habe, habe er wohl auch das schöne Wetter zur Begrüßung geschickt.

„Ja, denke dir! Ich schrieb ihm noch, wenn er seine alte Heimat wiedersähe, fände er Schnee und Winter vor. Und nun diese strahlende Sonne. Wir können uns sogar ein wenig auf die Terrasse setzen, ehe Korff kommt, meinst du nicht auch?"

Ursula warnte vor diesem Experiment. Ihre Mui sei gar zu empfindlich gegen die Witterung. Die Sonne scheine warm, aber schließlich sei es doch noch April. Oder ob sie sich jetzt erkälten und zu Bett legen wolle, wo ihr Junge käme?

Nein, um Gottes willen, das wolle sie beileibe nicht. „Also bleiben wir im Zimmer. Doch das Fenster kannst du ruhig ein bißchen weiter öffnen. Es riecht nach Frühling, findest du nicht auch?"

Ursula trat ans Fenster.

„Weiß Gott, es riecht nach Frühling!" Sie atmete tief auf und setzte sich auf das Fensterbrett, indem sie sich weit hinaus in die Sonne lehnte.

„Der Baldrian harkt nun schon fast zwei Stunden. Hat er nichts Besseres zu tun?"

„Laß ihn schon harken, Ursel. Natürlich hätte er Besseres zu tun, aber das ist so seine Frühlingsfeier, daß er die Wege poliert, als käme der Zar zu Besuch. Sieh, er hat sich sogar die Jacke ausgezogen."

„Wenn nur sein Hemd nicht so schmutzig wäre!"

„Sein Hemd ist freilich nicht sauber, aber was soll man da machen! Zieh dem Letten ein reines Hemd an, morgen hat er es durchgeschwitzt. Man muß ihn im Sommer anhalten, daß er im See badet."

„Das wird er nie tun. Es hat gar keinen Zweck, sich Mühe zu geben. Weiß Gott, nein. Ich verstehe nur nicht, wie er dabei die

kleine Ginka so rein halten kann. Gestern kam ich vorbei, da saß sie im Waschtrog, und er scheuerte."

Diese Tatsache erschien auch Frau von Harras höchst verwunderlich und recht eigentlich kaum zu erklären. Wie kam der Storosch Baldrian Kukeldei dazu, seinen kleinen Findling Ginka zu scheuern, während er sich selber nie scheuerte? Der Mensch ist und bleibt eben ein Rätsel.

„Übrigens ist die Ginka wirklich entzückend", sagte Ursula und setzte sich bequemer aufs Fensterbrett. „Wie ich heute früh am Wächterhaus vorübergehe, sitzt sie mit ihrem kleinen nackten Hinterteil auf der Erde und ißt Sand."

„Sie ißt Sand? Aber um Jesu willen, Ursel, das ist wirklich keine Nahrung für ein Kind. Und auf dem nassen Boden, sagst du? Der Storosch muß mehr aufpassen."

„Ach, Muing, ich habe ja so lachen müssen. Wie? Ja, natürlich, ich hob sie gleich auf und trocknete sie hinten ab. Aber der Sand ist ihr nicht einmal schlecht bekommen, denn vorhin wälzte sie sich mit dem Buller herum. Meine Ginka hat einen Straußenmagen. O je, da kommt ja Korff schon den Weg herauf, und Paul Schablonski ist zu allem Überfluß auch noch dabei. Ich eile hinauf und mache mich etwas ordentlich."

Sie lief davon, und Frau von Harras trat in den Speisesaal. An der Tür zur Terrasse erwartete sie die beiden Herren, welche schon von weitem mit den Hüten winkten.

Baron Korff pflegte meist im Vorfrühling zu seinem Freunde Paul von Schablonski aufs Land zu ziehen, um mit ihm zu jagen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er alle Freunde in der Umgebung und hatte überall die Empfindung, schon lange und geradezu sehnsüchtig erwartet zu werden. Vor drei Tagen war er in Hohenfichte eingetroffen, hatte die Papierfabrik besichtigt, ohne viel davon zu verstehen, und dann mit Paul von Schablonski die Nacht durchgetrunken. Übrigens war er diesmal nicht aus Petersburg gekommen, sondern direkt vom Auslande. Er hatte den Fasching in München mitgemacht, fürchterlich viel Geld ausgegeben und manches rosa Abenteuer zu glücklichem Ende geführt. Auf der Rückreise durch Kurland versuchte er Interesse für sein Gut zu zeigen, das seine

beiden Brüder musterhaft führten. Er ritt umher, schoß einen Fuchs, schwängerte eine junge Magd und fand die ganze Geschichte im Grunde sehr ledern. Die Brüder standen morgens um fünf Uhr auf, arbeiteten wie die Rösser und schliefen dann natürlich abends beim Kartenspiel ein. Wie sollten sie auch anders! Da entschloß er sich denn, seinen Freund Schablonski in Hohenfichte aufzusuchen, fuhr los, kam an und war nun, wie gesagt, da. Jetzt machte er bei dem schönen Frühlingswetter den neun Werst weiten Spaziergang bis Schloß Windsloh, war guter Laune und schwenkte, Holdrio-Duliäh-rufend, seinen Hut. Das Holdrio-Duliäh hatte er aus Bayern mitgebracht.

„Zu Fuß gegangen?" rief Frau von Harras.

„Ja – gegangen! Bei dem Götterwetter," schrie er zurück.

„Guten Tag, Tante," rief Paul von Schablonski.

„Nun, herzlich willkommen, lieber Baron, herzlich willkommen", grüßte Frau von Harras.

Baron Korff hatte auch hier die Empfindung, daß er schon lange erwartet und eigentlich unwiderstehlich sei. Er beugte sich über die Hand der alten Dame und küßte sie mit Inbrunst.

„Einen Gruß von Mama."

„Ist sie wohl?"

„Ja, sie ist gottlob wohl."

Frau von Harras gab Paul die Hand. Er küßte sie auf die Wange.

„Guten Tag, Paul. Geht es euch allen gut?"

„Danke, Tante Sophie, sehr gut. Rolf kommt zu Pfingsten und denke dir, Walter wird auch da sein."

„Nein wirklich! Nun, das ist aber eine große Freude."

„Ja, wir freuen uns auch alle sehr."

„Ganz aufgelebt sind sie in Hohenfichte", setzte Baron Korff hinzu, „ es fehlen nur noch die Schwiegertöchter."

"Schwiegertöchter?" sagte Frau von Harras erstaunt. „Wer hat sich denn von euch verlobt?"

„Niemand hat sich verlobt, gnädige Frau, ich meinte nur so. Ich meinte, es fehlten nur noch die Schwiegertöchter, um die Freude voll zu machen."

„Er meinte", warf Paul von Schablonski ein, „gewissermaßen

Phantasie-Schwiegertöchter. Doch was habe ich gehört, Tante, bekommst du nicht jetzt bald eine richtige Schwiegertochter und einen Sohn obendrein?"

Das war nun recht witzig gefragt und dazu ganz aus dem Herzen der alten Dame. Sie nickte erfreut und lud die Herren zum Sitzen ein.

„Ja Paul, was sagst du dazu? Denken Sie sich, Baron, ich habe meinen Sohn über fünfundzwanzig Jahre nicht gesehen, und seine Frau kenne ich überhaupt nicht".

Da war nun das Hallo an Baron Korff. Das klänge ja geradezu romanhaft. Das ginge ja auf Schloß Windsloh zu wie bei Gustav Frenssen. Und er sei wieder einmal zur rechten Zeit in Eluisenstein eingetroffen. Wann denn Axel ankomme?

Morgen oder übermorgen. Vor drei Tagen etwa sei er schon in Dover gewesen. Er habe natürlich gleich telegraphiert. Die alte Dame erhob sich, um das Telegramm zu holen.

Als sie aus dem Saal gegangen war, flüsterte Baron Korff seinem Freunde zu, er möge ihn doch nachher ans Wäschelegen erinnern? Nu, ans Wäschelegen, die Sache sei ein bißchen hmhm und jetzt, wo Frau von Harras jeden Moment –

„Haben Sie die Depesche?"

Frau von Harras nestelte an ihrer Kneiferschnur: „Ja, da! Du hast jüngere Augen als ich und kannst besser lesen, nicht wahr?"

„Wohlbehalten in Dover angekommen. Sind voraussichtlich Dienstag in Riga. Axel und Wera" las Paul laut, und Korff guckte interessiert zu. „Nu das ist ausgezeichnet, Tante, wirklich fein. Wie alt ist jetzt Axel."

„Einunddreißig Jahre, genau. Das heißt, eben einunddreißig Jahre geworden.

„Genau so alt wie Rolf. Famos, Tante. Jedenfalls muß er unbedingt gleich nach Hohenfichte kommen. Du kannst dir denken, wie neugierig Mama ist. Und Papa erinnert sich auch noch an ihn."

„Wie geht es deinem Vater, Paul?"

„Danke, es geht ihm wieder besser. Das heißt, es geht ihm natürlich noch sehr schlecht, aber die Schwellungen haben etwas nachgelassen."

„Vielleicht wird die warme Sonne ihm gut tun. Sie tut ja allen Menschen gut."

„Ja; der Jakob fuhr ihn heute spazieren. Er will immer versuchen, herumzugehen, aber die Schmerzen lassen es nicht zu. Auch ist er meist müde und mag gar nichts hören und sehen."

„So führst du die Fabrik ganz allein?"

„Nu, was soll man machen, Tante Sophie, die Mama und ich. Aber die Mama hat mit der Wirtschaft genug zu tun. Doch hör, Tante, was ich sagen wollte, gebt ihr uns nicht ein paar Kälber ab?"

„Lieber Paul, das mußt du mit Stahl besprechen. Ich denke schon, daß er dir abgeben wird."

Damit hatte die Unterhaltung gerade eine Pause erreicht. Baron Korff überlegte, wodurch er sie wieder beleben könne, wollte schon nach dem gnädigen Fräulein fragen, – wie er aber den Mund dazu auftat, tat sich auch die Tür zur Diele auf, und Ursula erschien. Die Herren sprangen von den Sitzen, um ihr Entzücken gewissermaßen durch die Artigkeit gelenkigen Vom-Stuhle-Schnellens nachdrücklicher darzutun.

Man bestürmte Ursula mit Fragen. Baron Korff hatte von ihrer hohen pianistischen Vollendung im letzten Winter gehört, und Paul von Schablonski bestätigte dieses Gerücht durch nachdrückliches Kopfnicken.

„Bleiben Sie doch sitzen. – Ja, ich habe im Winter bei Professor Kowalewski in Petersburg Stunde gehabt."

„Viel gelernt?"

„Ja, mehr als in den vorigen fünf Jahren zusammen. Aber behalten Sie doch Platz, Baron, ich habe Ihnen wohl Ihren Sessel genommen?"

Korff protestierte, nein, sie habe ihm nicht den Sessel genommen, aber wenn er sich eine Bitte erlauben dürfte, so sei es die, daß sie doch eine Kleinigkeit zum besten geben möchte. Eine kleine Etüde . . .

Ursula runzelte die Stirn. Das war etwas, was sie ganz und gar nicht liebte. Ihr blankes Gesicht war sogar etwas bös. Nein, nein, sie wolle jetzt nicht spielen. Sie habe außerdem den ganzen Vormittag über geübt und sei ermüdet. „Aber wenn sie durchaus einmal zuhören wollen, kommen Sie doch in unsere Quartette, Baron."

„Quartette?"

„Ja, wir haben unsre wöchentliche ‚Kammermusik' wieder eingeführt. Sandor von Wulff aus Urtneck spielt die Geige, der alte Kantor Pistorius Cello, Doktor Riesenkampf Bratsche und ich Klavier."

Das sei gewiß sehr interessant, versicherte Korff, und er werde riesig gern aus Hohenfichte herüberkommen. Er sei jetzt übrigens in München gewesen und habe dort schöne Konzerte gehört, große Orchesterkonzerte sogar. Eines sei wirklich eine fabelhafte Sache gewesen. Ein paar tausend Mitwirkende und der Komponist am Dirigentenpult – großartig. Nachher habe es Kränze gegeben. So große Lorbeerkränze.

Das Wort München elektrisierte Ursula.

„Wenn ihr von München sprecht", sagte Frau von Harras lächelnd, „habt ihr sie gleich."

Paul lachte auf, und Korff benutzte diese glänzende Gelegenheit zum Ausbau seiner Position, indem er vom Fasching zu erzählen begann. Allein damit erregte er zu seinem Kummer nicht das geringste Interesse. Nicht eine Spur interessierte Ursula der Münchener Fasching. Sie fragte nach dem Orchesterkonzert, nach den „paar Tausend", fragte, wer dirigiert habe und wieso und wie und wann.

Da erwies es sich denn, daß Korffs Kenntnisse auf dem Gebiete des Faschings viel gründlicher waren, als auf dem Gebiete der Musik. Er erinnerte sich nur noch ziemlich schemenhaft an dies und jenes. Einmal habe es ein mächtiges Fortissimo mit Pauken und Trommeln gegeben. Richtige Schlachtmusik. Als Ursula ihn fragte, ob es am Ende Mahler gewesen sei, der eine seiner Sinfonien dirigiert habe, wagte es Korff aufs Geratewohl ja zu sagen. Es stimmte. Ursula forschte weiter und hob aus dem trüben Nebel seiner unsicheren Eindrücke schließlich die Tatsache ans Licht, daß es sich vielleicht um eine neue Sinfonie von Mahler gehandelt haben könnte. Damit war aber auch Korffs Wissenschaft zu Ende. Jede seiner nun folgenden Antworten begann mit „ich muß allerdings gestehen" und „ja, wie soll ich sagen ..." Das verriet Ursula genug. Sie machte ihr verschlossenstes und steifstes Gesicht, ein Gesicht, das die Mutter besorgt und nicht ohne stillen Tadel ansah. Und schwieg.

Das Gespräch nahm indessen sehr bald eine leichte und vergnügte Wendung. Es trat nämlich eine Persönlichkeit ein, die man wirklich nicht erwartet hatte, ein braunhaariges, rotwangiges Mädchen von etwa achtzehn Jahren mit lustigen feuchten Augen und roten Lippen. Sie schien ein Wesen zu sein, das aus Tauwetter, Frühling und Sonne bestand. Dieses Wesen roch nach Wald, brachte Frische mit und lachte. Es war Christa von Wulff aus Urtneck.

Sie ließ sich von Ursula küssen, umarmte Frau von Harras, reichte Paul ihre linke Hand, Korff die rechte und erzählte, daß sie wirklich nur auf drei Minuten hereinspringe, der Wagen warte draußen, sie sei auf der Fahrt zur Stadt und habe nur darum den großen Umweg über Schloß Windsloh gewählt, um zu hören, ob Sohn und Tochter denn schon da seien.

Man erzählte ihr, daß ihr Besuch in dieser Hinsicht zwar um ein bis zwei Tage verfrüht sei, daß sie aber im übrigen unbedingt nicht nur drei Minuten, sondern eine ganze Stunde bleiben müsse, wogegen sie ihrerseits heftig protestierte. Kurzum, man war vergnügt, sprach durcheinander und zwang schließlich Frau von Harras, ein Bild ihrer Schwiegertochter aus dem Sekretär zu holen. Eine schöne große Photographie, die alle bewunderten.

„Ich sehe jetzt Wera mit ganz andern Augen an, wo ich weiß, daß sie bald zu uns gehört", sagte Christa und hatte die Schulter von Ursula dabei umschlungen. „Du auch, Ursel?"

Ursula nickte.

„Eine Schönheit", versetzte Korff, „sie sieht gar nicht amerikanisch aus."

„Das ist sie auch nicht, Baron. Meine Schwiegertochter ist eine geborene Fourment und aus dem Wallonischen gebürtig."

„Ja, so etwas Französisches liegt in ihrem Blick, das ist sofort zu erkennen. Wie soll ich sagen, Feuer, Süd ... Süd ..." er stockte.

Paul von Schablonski betrachtete den nicht ganz uninteressanten Busenausschnitt und meinte, daß man dort drüben anscheinend in der Kleidung etwas exzentrischer sei, als hier. Was ihn betreffe, so habe er im übrigen nichts dagegen, fügte er gleich hinzu. Christa sah ihn listig an.

„Exzentrischer kaum, Paul, aber das ist ein Gesellschaftskleid und,

mein Gott, in unsrer Jugend sind wir Mädchen alle mit so nackten Schultern herumgelaufen, auch wenn's gar nicht zur Gesellschaft ging."

Paul von Schablonski nickte verständnisvoll, und auch Korff machte ein Gesicht, das etwas wie linde Sehnsucht nach jener schönen Zeit, die er nie gekannt hatte, ausdrückte.

Christa von Wulff sagte etwas leise zu Ursula und kicherte. Ursula verzog die Lippen. Die Dienerin Anjuta öffnete die Tür zum Speisezimmer, und man erhob sich, um zu Tisch zu gehen. Vergebens suchte Frau von Harras Christa zum Bleiben zu bewegen. Besonders Paul redete heftig auf sie ein. Christa schüttelte den Kopf. Der Wagen warte, sie habe in der Stadt wichtiges zu besorgen; ganz unmöglich. Sie sei ja auch nur so hereingeflogen, um nach Axel auszuschauen. Wie Axel wohl jetzt aussehen möge? Ja, das wußte auch seine Mutter nicht zu sagen. Er habe sich ja nie photographieren lassen. Als kleiner Junge pflegte er immer die Daumen einzukneifen.

„Und zu spucken –" setzte Paul von Schablonski hinzu.

„Wieso zu spucken?"

„Jawohl, Tantchen, zu spucken. Das ist wahrhaftig wahr, ich kann's beschwören. Wir waren einmal bei Tante Lulle eingeladen und spielten auf ihrem Balkon Treffen. Treffen mit Spuck. Entschuldigt, aber es war wirklich so. Wir standen oben am Geländer zwischen den Geranien, und waren beide noch so klein, daß man unsre Köpfe kaum über den Blumen sehen konnte. Wenn aber jemand unten vorüberging, spuckten wir. Und wer traf, hatte gewonnen."

Christa lachte schallend. „Wer gewann?"

„Axel natürlich. Aber nicht darum, weil er besser zielte, sondern weil er vermöge einer ganz erstaunlichen Produktion seiner Speicheldrüsen . . ."

„Also nun seien Sie bitte still, Paul, ja?" rief Ursula.

„Faktisch, ich kann's beschwören", sagte Paul, „ich war schon völlig ausgetrocknet, da spuckte er immer noch weiter."

Korff lachte dröhnend, auch Frau von Harras. Ursula meinte, Paul könne ja nächstens den Versuch machen, die alte Scharte wieder auszuwetzen.

Christa ging, immer noch lachend. Man winkte ihr von der Terrasse nach. Sie winkte wieder und rief dann etwas zurück, was man nicht verstand.

„Was meinst du?" schrie Ursula.

Doch jetzt verstand Christa nicht und winkte nur. Ihre Gestalt verschwand hinter den Boskettts.

Man setzte sich zu Tisch.

3

Man setzte sich zu Tisch, und weil Pastor Lurich nicht anwesend war, wurde kein Gebet gesprochen. Nicht aus mangelhafter Frömmigkeit, sondern eben so. Man war gewöhnt, nur dann vor Tisch zu beten, wenn Pastor Lurich auf seinem Stuhl neben Frau von Harras saß, seine weichen breiten Hände sanft zusammenlegte, mit Nachsicht den oder jenen anschaute, der noch etwas lachte oder sprach, und dann, plötzlich ernst werdend, Herrn Jesum zu Gaste bat.

Pastor Lurich, über den noch zu reden sein wird, befand sich indessen schon auf dem Wege nach Schloß Windsloh, war aber, wie gesagt, diesmal nicht bei Tisch anwesend. Warum er erst um halb vier Uhr erschien, trotzdem er doch schon seit zwei Stunden sich auf dem Wege zum Schlosse befand, das hatte wiederum seine besonderen Gründe. Doch davon später.

Wovon man sprach? Vom Frühling, der dieses Jahr so erstaunlich zeitig gekommen sei, von der weiten Entfernung zwischen New York und Livland, von dem Pelzmantel Christa Wulffs, von dem ganz vorzüglichen Schweinebraten, von Tante Lulle, die nun bald wieder aus Riga nach Eluisenstein ziehen werde, von der Maul- und Klauenseuche, die in Preakuln aufgetreten sein soll, von der Besitzerin von Preakuln, Frau von Brodem, von Axel und Wera und nochmals von Axel und Wera, wie sollte es auch anders sein?

Paul von Schablonski fragte, ob denn Axel das Gut leiten werde?

Nein, das werde er wohl kaum gleich können, meinte die Mutter, denn er sei Privatdozent der Geologie und . . . und . . . Geographie und ganz und gar kein Landwirt. Ursulas Meinung ging allerdings

dahin, daß Axel es gar nicht lange in Eluisenstein aushalten, sondern mit seiner Frau nach Dorpat ziehen und dort an der Universität sich habilitieren werde. Bei dieser Gelegenheit wurde von Baron Korff ziemlich ahnungslos die Frage gestellt, warum denn eigentlich Axel so Knall und Fall aus New York hierhergefahren sei. Paul von Schablonski trat Korff gewaltig auf seine Stiefel, doch zu spät, die Frage war schon gestellt.

Frau von Harras zögerte einen Augenblick. Da griff Ursula ein und sagte resolut: „Unser Vater ist gestorben, wußten Sie das nicht?"

Nein, das wußte er nicht. Ja, entschuldigen Sie. Jetzt lächelte Frau von Harras, und um der Situation die Peinlichkeit zu nehmen, fügte sie hinzu, ihr geschiedener Mann habe in New York gelebt, das weiß ja Paul. Nun, und jetzt sei er plötzlich gestorben. Dadurch sei eine Neureglung der Verhältnisse nötig geworden, weil ein Teil der Gutserträgnisse nun Axel zufiele. Kurzum, sie habe an ihn geschrieben und seine Antwort sei gewesen: lebwohl, Amerika, ich gehe in meine Heimat.

Akulina Lirum beendete diese Ausführungen durch ihren Eintritt. Ihr Gesicht war bemerkenswert ernst, sie teilte flüsternd Frau von Harras etwas mit, das sich gleich darauf als eine hauswirtschaftliche Katastrophe herausstellte. Zum Nachtisch sollte es köstlichen Apfelkissel mit Vanillesoße geben. Was aber war geschehen? Der Kater Hidigeigei hatte sich in die Soße gesetzt und sie bis auf einen geringen Rest aufgeschleckt. Natürlich sei auf sein schwarzes Fell eine harte Garnitur von Schlägen geprasselt – immerhin, die Soße war weg und neue nicht so schnell zu bereiten.

Frau von Harras war schlechthin unglücklich. Denn daß nun die Gäste mit hungrigen Mägen und unzufriedenen Gesichtern vom Tisch aufstehen würden, schien ihr ausgemacht.

Paul von Schablonski sowie Baron Korff beschworen die Hausfrau, sich doch um Gottes willen keine Umstände zu machen, sie seien dermaßen satt, daß sie ganz unmöglich noch imstande gewesen wären, Apfelkissel mit Vanillesoße zu essen. Paul versicherte sogar, daß er zum Platzen satt sei. Doch half das nichts. Frau von Harras empfand dieses Unglück als eine Malice gegen ihre Gäste, die diese

ihr nie verzeihen könnten. Ursula rettete die Stimmung. Sie war aufgesprungen, in die Küche gelaufen und brachte jetzt die Schüssel Kissell ohne Vanillesoße herbei. Hinter ihr aber erschien Anjuta mit einem Topf frischer Milch.

Man könne Kissell ebensogut auch mit Milch essen, meinte Ursula, und wem es nicht schmeckte, der solle aufstehen und abmarschieren.

„Pfui, Ursel", rief Frau von Harras. „Nein, wie scheußlich! Vanillensoße ist natürlich viel schöner. Mit Milch schmeckt es gar nicht."

Korff versicherte sie, daß es mit Milch ganz vorzüglich schmecke, er esse daheim Kissell immer nur mit Milch, mit einer Milch, die gar nicht zu vergleichen sei mit dieser hier.

„Nu, ich bin trotzdem blamiert", sagte Frau von Harras.

„Tante", sagte Paul mit vollem Munde, „Tante, nur einer ist blamiert, das ist Hidigeigei."

Das war eine gute Bemerkung. Frau von Harras streichelte ihm über die Hand, und sogar Ursula mußte lachen.

Nach dem verunglückten Kissell gab es noch Kaffee. Die Herren erhoben sich und zündeten sich im Saal eine Zigarre an. Frau von Harras wurde von Ursula nach oben geschickt, damit sie sich ein Stündchen hinlege.

„Aber du weißt doch, daß ich mich nie gleich nach Tisch hinlege."

„Mui, widersprich nicht. Du willst nur hier bleiben, damit der Baron und Paul nicht glauben, du seist unhöflich gegen deine Gäste."

Korff und Paul sprangen auf und verlangten geradezu gebieterisch, daß Frau von Harras sofort nach oben gehe und sich hinlege. Ihr Leiden mache es notwendig. Wenn sie es nicht täte, müßten sie Windsloh verlassen.

„Ich verlasse Windsloh auf der Stelle", sagte Baron Korff.

„Aber Kinder, was für ein Lamento! Ich liebe es gar nicht, wenn sich um mich alles wie ein Karussell dreht. Nun gut, ich werde hinaufgehen, aber wenn Pastor Lurich kommt, holst du mich gleich, hörst du, Ursula?"

„Ja, ja, ja, ja, ich hol' dich schon, Muing, geh nur erst und leg dich hin. Pastor Lurich macht auch sein Mittagsschläfchen. Der kommt nicht so früh."

Frau von Harras ging. Ihre zarte, überschlanke Gestalt stieg mit der lieben Geschäftigkeit, die manchmal alten Damen eignet, die Treppe von der Diele zu den Wohnzimmern hinauf. Als sie oben war, dachte sie nicht daran, sich hinzulegen. O nein! Laß nur die Kinder reden! Sie hatte Wichtigeres zu tun. Sie holte aus einem hübschen Kasten mit rötlichen Intarsien einen Brief, dessen Umschlag die Marke eines fremden Staates trug. Sie setzte sich ihren Kneifer auf die Nase und las ihn. Las ihn langsam und mit jenem wunderbaren leisen Lächeln um den schmalen Mund, das nur Mütter haben.

Als Ursula mit den beiden Herren Kaffee getrunken und eine halbe Stunde geschwatzt hatte, empfahl sie sich. Sie habe noch dies und das zu tun. Paul solle den Gast ein bißchen im Garten herumführen. Hier auf Windsloh, das wisse er ja, mache man keine großen Sperenzchen. Adieu, amüsieren Sie sich gut!

Als sie fort war, drückte Korff seine Zigarre aus, stäubte sich die Asche von der Hose und gähnte. Paul von Schablonski nahm ihn unter den Arm. Dann gingen sie schwerfällig die Treppe hinunter.

„Der Braten war gut, was?" fragte Paul.

„Der Braten war ausgezeichnet. Du, hör mal, ist eigentlich die Ursula noch frei?"

Paul gab vor, ihn nicht gleich zu verstehen.

„Na, ich meine, ob sie schon verlobt ist."

„Willst du dich mit ihr verloben, Korff?"

„Wer spricht denn davon? Ich meine nur so. Ich habe sie mir heute angesehen, du, das ist ein feines Mädel, kann ich dir sagen."

„Erregt sie dich geschlechtlich?"

Korff wackelte mit dem Kopf. „Weißt du, das ist schwer zu sagen ..."

„Doch, du hast sie einmal so komisch angesehen."

„Wieso? Ich? Keine Spur!"

Paul stieß ihn in die Seite und lachte. „Gesteh nur, mein Alterchen, du hast dir gedacht, was da wohl für hübsche runde Brüste unter der Seidenbluse atmen, was?"

„Du, sprich nicht so laut, Paul, ich bitt' dich ..." Er rupfte einen Zweig ab und warf ihn gleich wieder fort.

„Mein Lieber, Frauen sind eben Geschlecht, und wenn wir sie ansehen, so ... nu, so sehen wir sie meistens als Geschlecht an ... Nu ja, schließlich schön. Aber siehst du, Korff, ich wollte hören, ob du sie zum Beispiel begehrst?"

„Richtig fürs Bett, meinst du?"

„Ja natürlich fürs Bett, wofür denn sonst?"

„Du, das ist eine dumme Frage. Anständige Frauen begehrt man nie fürs Bett. Ich meine, das ist schon ein Mädel mit Rasse. Was sie für eine Figur hat! Ich denke mir zum Beispiel, wie sie nackt aussehen mag. Fest, alles fest. Die Beinchen ..."

Paul unterbrach ihn: „Du bist ein Schwein, mein Freundchen. Still, jawohl! Wenn du sie dir nackt denkst, denkst du sie dir auch gleich anders. Aber ich kann dir sagen, daß du die Ursula nie kriegst."

„Wieso? Willst du sie vielleicht haben?"

„Ich? Na, und wenn ich sie wollte, mein Freundchen, ich kriege sie auch nicht. Die kriegt mal irgendein Fürst oder weiß der Kuckuck wer, ein Professor der Musik oder so ein Rubinstein oder Tschaikowsky."

Korff wurde nachdenklich. Eine Pause trat ein. Jetzt standen sie so, daß man den Teich durch die Bäume sehen konnte. Er lag wie der blaue Stein eines Ringes da, unbewegt und nur leis zitternd in Vorfrühlingssonne.

„Baden die Harras im Teich?"

„Aber nein, im See natürlich."

„Na, siehst du, Paul. Dann badest du doch zum Beispiel auch mit der Ursula zusammen. Das würde ich nicht lange aushalten."

Paul von Schablonski zog wichtige Falten auf der Stirn: „Natürlich habe ich sie schon im Trikot gesehen. Aber was du mit dem Aushalten meinst, verstehe ich nicht."

„Nu, vielleicht willst du sie doch heiraten?"

Paul stieß mit dem Fuß einen großen Kiesel vor sich her und sagte etwas nervös: „Keine Spur. Ich habe auch gar keine Zeit zu so etwas."

Korff lachte schallend: „Das ist großartig, Brüderchen, du bist doch sonst nicht so 'n Arbeitstier, wenn's die Weiber gilt. Seid ihr denn nah verwandt?"

„Wir sind überhaupt nicht verwandt. Ich sage nur zu Frau von Harras ‚Tante‘, weil sie mich schon als ganz kleinen Putz gekannt hat. Ursula sieze ich.“

„Habe ich gar nicht gemerkt. Was du nicht sagst! Übrigens glaube ich, daß du mir das früher schon mal erzählt hast. Oder vielleicht auch deine Mutter. Ja, was ich sagen wollte. Lassen wir das. Ich bin nach Tisch immer ein bißchen lüstern. Das kommt und vergeht wieder so. Ja.“

Sie standen am Ufer. Korff hob einen flachen Stein auf und fegte ihn über das Wasser, daß er dreimal wie ein fliegender Fisch in die Luft sprang.

„Weißt du, wie wir als Jungen stundenlang Taler geschmissen haben? Na ja, du warst ja nicht dabei. Aber ich mit meinen Brüdern. Das heißt eigentlich auch nicht mit meinen Brüdern. Die waren damals schon Arbeitspferde, sondern mit der kleinen Male vom Förster.“

Paul sah ihn fragend an.

„Die kleine Male“, fuhr Korff fort, „war nämlich ein dolles Frauenzimmerchen. Damals war sie zwölf Jahre. Weißt du, was sie da gemacht hat?“

Nein, Paul wußte es wirklich nicht.

„Also, einmal badete ich in der Aa. Du erinnerst dich, daß die Aa keine hundert Schritt vom Gutshaus entfernt fließt. Also ich bade in der Aa und habe nur eine rote Kinderbadehose an. Denn darauf, sage ich dir, sah Mama streng, daß wir Badehosen trugen. Also ich habe meine kleine rote Badehose an, da kommt die Male so dahergeschlendert –“

Er unterbrach sich und blickte nach links. Paul erhielt einen Rippenstoß, und Korff flüsterte ihm zu: „Kennst du das Mädchen da?“

„Wo?“

„Dort! Bist du blind?“

Jetzt erkannte sie Paul auch. Es war ein junges Mädchen in heller Bluse und fußfreiem Rock. Sie trug nicht das Kopftuch der Landbevölkerung, hatte auch im Gange irgend etwas, das sie von dem gemeinen Volke unterschied. Sie trug Wäschestücke unterm Arm und ging auf das andere Ende des Teiches zu.

„Aber das ist doch die Senta!"

„Na, die meinte ich doch vorhin", rief Korff.

Paul verstand nicht. „Wie, vorhin?"

„Als ich vom Wäschelegen sprach. Aber ich habe es dir doch vorhin erzählt! Nein, ich habe es dir ja noch gar nicht erzählt. Also erinnerst du dich, als wir durch den Wald gingen gleich am Park, trat ich doch aus. Nu und als ich fertig war, sehe ich ein Mädel Wäsche aufhängen. Ein Mädel sage ich dir, mein Jungchen, wie ich es nur in Bayern angebissen habe. Sie hob sich, weißt du, so – um die Leine zu langen, und da sah ich die Waden. Himmelkreuzdonnerwetter! Pscht, jetzt sieht sie her." Er verbeugte sich halb ernsthaft, halb ironisch. Paul lächelte überlegen.

„Die Senta ist das, Korff."

„Gehört sie zum Schloß?"

„Zum Förster. Aber nicht als Dienstmagd. Sie ist seine Stieftochter. Übrigens sagte mir neulich irgendwer, daß sie Stahls Nichte sei."

„Die Nichte des langweiligen Mecklenburgers?"

„Ich weiß es nicht ganz genau. Vielleicht ist sie auch irgend so was Dunkles. Ich denke mir zum Beispiel, der alte Harras war doch ein toller Bruder. Die kann doch gut eine Tochter von ihm sein."

„Ach nein, faktisch?"

„Ja, aber red' nicht drüber. Ich habe natürlich keine Ahnung. Das sind nur so meine Kombinationen. Ah ja, die Senta. Das ist eine Wildkatze. Ich glaube, an der hat sich schon mancher die Finger verbrannt. Komisch übrigens, daß du sie nicht kennst."

„Das liegt daran, daß ich nie in stiller Zeit auf Windsloh war und herumgrasen konnte. Du, Paul, sag mal: was meinst du zu dem Mädel? Ob man –?"

Er sprach nicht weiter. Paul ließ ein belustigtes ha-ha hören und machte ihm Mut. Warum nicht? Freilich habe sich der Fürst Sucholski von ihr einmal eine Backpfeife geholt, ob er denn das auch nicht wisse?

„Wer? Der alte Fürst?" fragte Korff.

„Aber nein doch! Jefim Iwanowitsch, der Sohn."

„Eine Ohrfeige? Ich denke, die hat er in Petersburg von einem Frauenzimmer gekriegt, in der Großen Oper?"

„In Petersburg? Vielleicht hat er da auch eine gekriegt. Die Backpfeife, welche ich meine, knallte ein paar hundert Werst westlicher und nicht in der Großen Oper, sondern dort drüben im Wäldchen." Ob er die Geschichte nicht kenne? Die kenne doch jeder.

Korff lachte überlaut. Das sei ja großartig. Der elegante Sucholski und eine Ohrfeige von dem Wäschemädel. Aber wieso denn? Woher denn?

Nun, das sei rasch gegangen, erwiderte Paul, der diese Geschichte nicht ungern zu erzählen schien. „Der Sucholski war hier zu Gast und hatte um Ursula gefreit." Ob er das denn auch nicht wisse, daß Fürst Sucholski schon mal um Ursula gefreit habe?

Baron Korff, der auch davon keine Ahnung hatte, empfand plötzlich dieses Nichtwissen als eine Lücke und sagte, das wisse er, das sei ja in ganz Livland bekannt.

„Nu, nu", meinte Paul, „die Harras haben es keinem gesagt. Wenn ich es nicht zufällig erfahren hätte .." Kurzum, die Geschichte habe sich so abgespielt: „Fürst Sucholski befand sich auf Schloß Windsloh zu Gast und fühlte sich wohl ein bißchen allein. Wenn er morgens spazierenritt, traf er immer die Senta am Walde. Dann fragte er sie stets, wo denn dieser Weg hinführe. Ob es nach der Stadt noch weit sei und mehr dergleichen. Die Senta roch bald den Braten und gab jeden Tag dümmere Antworten. Als Fürst Sucholski wieder einmal – weil ihm absolut nichts besseres einfiel – sie fragte, wo denn der Weg nach Dobleen gehe, sagte sie, er solle nur sein Pferd fragen, das wisse es bestimmt, da es ja jeden Tag mit ihm dorthin trabe. Was tat Sucholski darauf? Er sprang ab und fragte, ob sie nicht mit aufs Pferd wolle. Sie schüttelte den Kopf und meinte, sie könne reiten, so oft es ihr Spaß mache. Sucholski bat nun, sie solle ihm mal was vorreiten. Das sei ein Herrensattel und Herrensattel reiten, sei nicht so einfach. Senta zuckte die Achseln. Sie reite meist ohne Sattel. Nun, so solle sie es ihm doch mal zeigen. Also schön. Senta steigt auf und reitet auf der Wiese gleich am Wald da drüben (Paul deutete Korff die Stelle an) spazieren. Trab und Galopp und dann wieder Schritt. Sie merkt gar nicht, daß Sucholski währenddessen immerfort auf ihre Beine sieht. Schließlich hält sie an und will abspringen, aber er ruft ihr zu, sie

solle doch noch einen Augenblick sitzen bleiben, er wolle nur etwas am Sattel sehen. Läuft auf sie zu, schwingt sich im Nu hinten aufs Pferd, packt sie um den Leib und denkt mit ihr heidi davonzureiten. Sie fühlt auch schon seine Lippen auf ihrem Nacken, dreht sich um und schlägt ihm mit der ganzen Kraft ihres dreiundzwanzigjährigen jungen Arms eine geradezu klassische Maulschelle. Sucholski verliert das Gleichgewicht, gleitet vom Pferd. Pardauz, da liegt er. Sie saust davon und gibt das Tier zehn Schritt vor der Parktür dem Storosch, er solle es in den Stall führen. Wie sie aber eben abspringt, kommt Ursula aus dem Garten, sieht sie, erkennt das Pferd und fragt erstaunt nach dem Fürsten. Senta erwidert, der Fürst mache einen Verdauungsspaziergang. ‚Verdauung?' fragt Ursula. ‚Ja, Fräulein, entschuldigen Sie, aber ich habe ihm einen Nachtisch serviert, den er nicht so schnell hinunterbringen kann.' Das gab dann beinahe eine böse Geschichte. Hätte gegeben, wenn nicht nach einem nur fünf Minuten währenden Privatissimum mit Ursula der Fürst nach oben gegangen und seine Koffer gepackt hätte. Nicht mal so viel Zeit hatte er, um damit auf seinen Diener zu warten."

Korff amüsierte sich göttlich. Wann denn das geschehen sei? Ja, vor zwei Jahren. Vor zwei Jahren? Aber er habe ja noch im vorigen Jahre den Fürsten Sucholski im Schlosse getroffen!

„Ja," lachte Paul, „der hat eben ein dickes Fell, sonst hätte er auch die Backpfeife der Senta nicht so rasch überstanden." Und setzte zu Korff gewandt listig hinzu, indem er mit den Augen zwinkerte: „Das macht dich verzagt, wie?"

„Verzagt nicht, aber nachdenklich", sagte Korff.

4

Gerade wie die beiden an der großen Parktür wieder umkehren und zum Schlosse hinaufgehen wollten, sahen sie einen Herrn im Gehrock auf der Landstraße, der schon von weitem winkte.

Paul winkte wieder. War das nicht Pastor Lurich? Jawohl, es war Pastor Lurich. Er schwenkte seinen schwarzen Hut und lachte, daß man es zwei Werst weit sehen konnte.

„Herrgott, was hat er doch für einen großen Mund!" stieß Korff wie einen Stoßseufzer durch die Zähne. „Jedesmal, wenn ich ihn nach einjähriger Trennung wiedersehe, erschrecke ich."

„Was ist da zu erschrecken", sagte Paul, „er hat eben einen großen Mund."

„Wenn er lacht, ist es, als hätte der Böse das Gesicht mitten entzweigeschnitten."

„Gut, daß er lachen kann. Nicht alle Pastoren lachen. Still doch. Guten Tag, guten Tag, Herr Pastor; nun?"

Auch Baron Korff verbeugte sich artig. Pastor Lurich kam mit ausgestreckten Händen auf die beiden zu. Sein langer Gehrock flauschte. „Ha, ha, ha, da treffe ich ja gleich zwei Gäste auf Windsloh. Auch wieder im Land, Baron?"

Korff meinte, daß sich dies nicht ableugnen lasse. Ja, er sei sozusagen eben aus München gekommen.

Das Wort München elektrisierte Pastor Lurich. Sein fleischiges, glattrasiertes Gesicht mit der großen gebogenen Nase wurde noch röter. Seine hellblauen Augen leuchteten auf. In München sei es schön. Da sehe die Welt ein bißchen anders aus als in Riga, was? Die Kunstschätze und das gute Bier! Er habe in München ein Semester studiert. Nun, aus dem Studieren sei nicht viel herausgekommen damals, das könne man schon sagen. Aber das frisch-fröhliche Studententreiben habe er wohl genossen, soweit es seine immerhin kargen Mittel gestatteten. München sei die Stadt, welche die Jugend stets am meisten anziehen werde, und warum? Weil sie selber ewig jung sei: „Das ist das ganze Geheimnis."

Korff fragte, ob denn der Herr Pastor auch den Fasching mitgemacht habe? Diese Frage beunruhigte den Pastor ein wenig. Er entgegnete, daß der Fasching nur in gewissen Kreisen gefeiert worden sei – zu seiner Zeit jedenfalls –, daß er wohl auch hier und da recht fröhlich mit den Fröhlichen gewesen, aber doch im ganzen nicht viel davon gespürt habe.

„Sie sagen zu Ihrer Zeit, Herr Pastor", versetzte Korff. „Na, so groß kann der Unterschied zwischen uns beiden doch nicht sein. Ich bin fünfundzwanzig Jahre."

„Und ich sechsundvierzig, mein lieber Herr Baron. Ganze sechs-

undvierzig. Da ist viel Wasser inzwischen die Düna hinuntergelaufen."

Korff meinte, was das Wasser der Düna betreffe, so habe er recht, aber vor zwanzig oder einundzwanzig Jahren sei man in München bestimmt schon ebenso toll auf die Weiber gewesen wie heute. Er sagte wirklich „ebenso toll auf die Weiber." Selbst Paul erschrak.

Pastor Lurich leckte sich mit der gesunden roten Zunge die fleischigen Lippen und trug ein Gesicht zur Schau, das deutlich Verlegenheit ausdrückte.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Baron", begann er umständlich; es war indessen spürbar, daß er eigentlich gar nichts sagen wollte. Jedenfalls erspähte sein Auge in diesem Moment auf der Terrasse Ursula von Harras. Er strahlte auf und rief: „Da ist ja Fräulein Ursula!" ganz als ob er eine Vision habe.

Ursula lief mit ihren schmalen kleinen Füßen leicht wie ein Reiher die breite Steintreppe hinunter. Die letzte Stufe übersprang sie sogar. Ihr roggenblondes Haar glänzte in der hellen Nachmittagssonne wie Messing, so daß Pastor Lurich ganz begeistert ausrief: „Ja, mein schönes Kind, Gott zum Gruß! Sie sehen wieder aus, als wären Sie gerade vom Himmel gefallen!"

„Wenn ich doch endlich einmal bei dieser Gelegenheit Ihnen auf den Kopf fiele, Pastor Lurich. Sie sollten als Pfarrer andere Vorstellungen vom Himmel haben."

Pastor Lurich lachte, daß sein Mund die Gestalt einer großen Südseemuschel annahm. Er hielt ihre kleine schmale Hand fest in seinen beiden meist behaarten, weichen Tatzen.

„Nein, Fräulein Ursula, nein, nein! Die Engel sehen bestimmt wie Sie aus."

„Musik machen sie wenigstens auch", sagte Paul von Schablonski, „wenn auch nur mit dem Munde."

„Was macht die Kunst?" fragte der Pastor.

„Was soll sie machen, sie geht nach Brot."

„Ha, ha, ha, ha, ha", lachte Pastor Lurich.

„Das gnädige Fräulein wollte uns heute absolut nichts zum besten geben", warf Korff ein.

„Sehr richtig, Ursula, sehr richtig! Sie sind eine Künstlerin und müssen mit Ihren Kräften haushalten.“ Man betrat die Terrasse. „Da steht er ja.“ (Pastor Lurich meinte den Flügel.) „Neue Noten? Darf ich mal sehen?“ Ja, bitte, er dürfe sehen. „Schumann? oh, Schumann ist herrlich. Wenn ich nach Noten spielen könnte, ich würde immer Schumann spielen. Da ist Feuer und Schönheit. Da ist vor allem Romantik. Und wir sind doch alle so ein bißchen Romantiker im stillen, was?“

Ja, das seien wir wohl, antwortete Ursula höflich.

Pastor Lurich fragte, ob auch die reizenden „Kinderszenen“ in diesem Bande seien, ob sie diese wohl am Ende spiele? Nein, antwortete Ursula etwas kurz, die spiele sie nicht. Was dann, wenn man fragen dürfe? Die große Sonate in Fis-Moll.

„Ah“, sagte Pastor Lurich bewundernd. Doch weil gerade Frau von Harras eintrat, auf die er mit ausgestreckten Händen zueilte, wurde das Gespräch über Musik einstweilen abgebrochen. Ursula nahm die Noten und verbarg sie im Schrank. Baron Korff sah ihr nach, wie sie sich bückte. Sie hatte Halbschuhe an, und die Florstrümpfe zeigten eine schmale Fessel mit schönem Wadenansatz.

Unterdessen begrüßte Pastor Lurich nicht ohne Rührung die Mutter. Er schaute ihr einen Augenblick bewegt in die Augen. Dann sagte er: „Nun, wie ist Ihnen zumut so vor der Ankunft des Sohnes?“

„Ach, lieber Pastor, Mut ist wohl nicht das richtige Wort; vor so viel Glück wird der Mensch immer verzagt.“

Sie setzten sich auf die alten seidenen Rokokomöbel.

„Nicht verzagt sein, liebe gnädigste Baronin; nicht verzagt sein! Im Gegenteil, dankbar, daß Gott Sie dieser Freude teilhaftig werden läßt.“

„Ich bin dankbar, aber ich denke immer wieder, daß so viel Freude doch notwendig abbezahlt oder aufgewogen werden müsse. Schelten Sie mich nicht kleinmütig, ich sehe das Leben nun einmal von der Warte meiner sechsundsechzig Jahre aus an und bin kein Philosoph, der aus seiner Haut heraus kann. Ich habe fünfundzwanzig Jahre lang ohne meinen Jungen gelebt und leben müssen, aber ich habe im Geiste mit ihm gelebt, und nie gedacht, daß ich ihn noch vor mei-

nem Tode ganz richtig zu eigen haben könne. Und sehen Sie, Pastor, nun geschieht das Wunder, daß er kommt, und vielleicht wird das noch größere geschehen, daß er sogar bleibt, hier in seiner Heimat, auf seinem Acker bleibt. Und da soll ich nicht ganz furchtsam sein, weil das alles mir als eine zu große Gnade erscheint?"

Pastor Lurich legte seine großen Fäuste linde auf die zerbrechlich-mageren der alten Dame und sagte gedämpft: „Sie haben ihn verdient. Ihr Leben hat dies Glück sich mit vielen Leiden verdient. Sie brauchen nichts zu fürchten."

„Verdient man jemals das Glück, Pastor Lurich? Ich denke immer, das ist alles nur Gnade."

„Als Pfarrer müßte ich Ihnen beistimmen, aber als Mensch will es mich bedünken, als bestünde das Leben doch aus dem Werke und seinem Lohn. Und Ihr Werk war treuste Pflichterfüllung ein ganzes langes Leben hindurch, war ein geduldiges Tragen von Leid, ein fröhliches Tragen von Leid, Frau Baronin, ja, das kann man sagen, ohne daß Sie gleich abzuwehren brauchen –"

„Ich wehre ja auch nicht deshalb ab. Sie nennen mich nur immer Frau Baronin, ich bin aber nur eine gewöhnliche Frau von Harras."

Pastor Lurich lachte auf: „Ach, das tut nichts, lassen Sie mich nur Baronin zu Ihnen sagen. Hier im Lande sind manche Baroninnen, zu denen ich am liebsten Frau Müller sagen möchte. Sehen Sie, – Sie sind eben zu bescheiden. Ja, Sie sind zu bescheiden, ich sage das noch einmal (Ursula rief von der Fensternische, wo sie mit den beiden Herren stand, hinüber: „Ja, sagen Sie das nur gründlich meiner Mutter, Herr Pastor!"). Sehen Sie, Ihre Tochter sagt es auch. Sie haben stets jedes Glück als eine unverdiente Gabe angesehen, die wieder abgezahlt werden müsse, wohl noch gar mit Zinsen. Das ist falsch, Baronin, gestatten Sie, daß ich Ihnen das sage. Gott ist kein Wucherer. Gott ist unser aller großer Herr, der nach seinem Willen schenkt und nimmt, aber keine Geschäfte damit machen will."

Frau von Harras schüttelte lächelnd den Kopf. „Ach du liebe Zeit, Pastorchen, ich habe den lieben Gott nie für einen Wucherer gehalten. Aber auch große Geschenke bedrücken, und dies ist ein so großes Geschenk. Und wissen Sie, Pastor Lurich", Frau von Harras dämpfte ihre Stimme und sprach schneller, „ich bin auch unruhig wegen Axels

Frau. Ich kenne doch meine Schwiegertochter gar nicht. Das ist vielleicht eine große Dame, die das laute Leben der Welt gewöhnt ist, Theater und Konzerte sucht, Gesellschaften und Bälle mitmacht, was weiß ich! Und nun dies stille Leben auf unserm kleinen Gut. Wir können nicht so viel ausgeben wie die reichen Wulffs, die den halben Winter in Petersburg zubringen, wir verbringen den Winter hier wie die Dächse, das wissen Sie ja. Und nun kommt so ein verwöhntes Geschöpf hierher und hält es gewiß schon nach acht Tagen nicht mehr aus. Das macht mir alles Sorgen."

Pastor Lurich drückte ihr die Hand. Sein rotes Gesicht zeigte milde Bewegtheit.

„Soll ich Ihnen erzählen, was ich heute schon einmal einer unruhigen Mutter gesagt habe? Sie werden staunen, wenn Sie hören, mit wem ich vor kaum einer Stunde sprach. Die alte Krämerfrau Geländer war auf dem Wege zu mir. Ja, die alte Jüdin kommt zum Pastor. Was soll sie auch machen, einen Rabbiner hat sie hier nicht, und man kennt mich als tolerant. Ich streite nicht um Glaubenslehren, rechtschaffen soll der Mensch leben, das meine ich. Nun und sehen Sie, da treffe ich nun die alte Frau keine zwanzig Schritt vom Pastorat und sehe ihr gleich an, daß sie was auf dem Herzen hat. Kurzum, ihr Sohn, der Chaim, den Sie ja kennen, ist aus dem Gefängnis entlassen. Er ist wohl nicht so schuldig, als wir alle damals annahmen, wo er zusammen mit den Bucharzen in Walk eingefangen wurde. Er ist wohl mehr aus Unbesonnenheit mitgegangen, aus jugendlicher Unbesonnenheit, verführt und betrogen, das arme Judchen. Nun, und ich sah die Sache nie so an, wie Baron Stackelberg, der sich hier einmal dahin aussprach, daß man die ganze Gesellschaft erschießen müsse. Kurz und gut, was soll ich Ihnen sagen, Frau Baronin, nun ist der Junge gebrochen und verbittert aus dem Gefängnis entlassen worden, wo er gewiß nicht leichte Tage hatte. Drei Jahre Gefängnis sind kein Spaß, Frau Baronin. Ja, und jetzt sitzt er, sagt die Alte, da, hat den Kopf in die Hände vergraben, will nichts essen, will nichts reden und grübelt nur so still vor sich hin. Dabei soll er von Zeit zu Zeit die Augen so merkwürdig rollen, daß die Mutter die größte Angst bekommt. Nu, das ist vielleicht Unsinn, schließlich rollt jeder mal die Augen, und seine sind auch groß genug,

aber sei es wie es sei, die alte Frau hat ihre bitteren Sorgen und fürchtet immer, daß er wieder ein Unheil anrichtet."

„Nun und was haben Sie ihr gesagt?"

„Ich habe sie bei der Hand genommen und habe zu ihr gesagt: Ich kenne nicht deinen Talmud und bin kein Rabbiner, sondern ein gut lutherischer Landpfarrer, aber das eine weiß ich doch, daß in allen Ländern und Erdteilen das Mutterherz der warme Herd ist, an dem auch der kälteste Sinn auftaut, wenn nur das Feuer immer recht wach gehalten wird. Dein Junge hat Schweres erlebt, habe ich gesagt, vielleicht zu Schweres für seine fünfundzwanzig oder dreißig Jahre, aber die Frau Baronin von Harras sagt mir, daß er nicht nur ein kluger, sondern auch ein rechtschaffener Junge sein soll. Da sei jetzt nicht ungeduldig, noch schilt ihn, noch rauf' dir die Haare, sondern warte ab und tu deine Pflicht. Sei Herd und wärme ihn. Er hat vielleicht sehr frieren müssen. Vor Mutterliebe taut noch jedes Eis, und wenn euer Jehovah auch ein Gott der Rache ist, so ist er doch kein Wüterich, der nicht vor dem gläubigen Hoffen einer alten Mutter auch einmal weich werden könnte."

„Das war schön gesagt, Pastor Lurich."

„Ach Gott, es kam mir so gerade aus dem Herzen, denn ein Pastor, der nur Sonntags predigen kann, ist keiner. Ich sage immer, Seelsorge ist wichtiger als Predigen."

„Unbedingt ist das wichtiger. Ging die alte Geländer getröstet fort?"

„Ich glaube schon, ein wenig. Sie schwatzte sich noch über dies und jenes aus. Ich sagte ihr, sie solle doch einmal ihren Sohn zu mir schicken. Ich wolle ihn mir gelegentlich ein bißchen vornehmen."

„Ich freue mich, daß Sie an Chaims Unschuld glauben. Ich kann mir nicht denken, daß er den Zaren hat ermorden wollen. Er konnte ja keiner Fliege etwas zuleide tun."

„Nun, gnädige Frau, das kann schon zusammen passen. Die Psychologie lehrt die Vereinigung heterogener Elemente in der menschlichen Seele. Indessen, ich glaube nicht, daß er ein böser Mensch ist, aber vielleicht ein mißgeleiteter. Nun, ich will ihn mir einmal vornehmen."

„Ja, bitte tun Sie das, Pastor. Sehen Sie, ich würde gern selbst mit ihm reden. Doch ich bin eine alte Frau, vor mir ist er scheu. Ich

verstehe auch nichts von Politik. Und das ist doch alles politisch gewesen. Besser ist schon, Sie sprechen einmal mit ihm. Aber verdammen Sie ihn nicht gleich. Ich sage mir immer, daß wir, die wir recht zu handeln glauben, weil wir im Einklang mit den Gesetzen handeln, die Welt wohl nur von einer Seite sehen. Ich kann mich so schlecht ausdrücken. Sie verstehen mich schon. Ich will sagen, man müßte die Welt so rund sehen können, wie sie ist. Dann würde einem manche böse Tat in anderm Lichte erscheinen, nur weil wir auf sie das Licht unsrer Liebe fallen lassen."

Pastor Lurich versicherte Frau von Harras seiner Zustimmung und meinte, daß überhaupt die Menschen sich das Leben nur dadurch so schwer machten, daß sie nicht genügend gut zueinander seien. Diesen Satz hatte er kaum vollendet, da trat Akulina Amalie Lirum in den Saal und meldete, daß der Gutsverwalter Stahl Frau von Harras für ein paar Augenblicke ins Kontor bäte. Dabei fiel Pastor Lurich ein, daß er ja eigentlich nur zu dem Zweck hergekommen sei, um Stahl etwas Landwirtschaftliches zu fragen.

Und dies erinnerte Paul von Schablonski wieder an die Kälber. Er fragte, ob er nachkommen dürfe. Frau von Harras hatte nichts dagegen. „Kommen Sie nur alle mit!"

Baron Korff und Ursula blieben allein.

„Bleiben Sie den ganzen Frühling und Sommer über hier?" fragte Korff.

„Ja, ich denke schon. Besonders jetzt, wo mein Bruder kommt ..."

„Aha, ja. Ja. Haben Sie an Ihren Herrn Bruder eigentlich eine Erinnerung?"

„Bitte, behalten Sie doch Platz, Baron. Ob ich an Axel eine Erinnerung habe? Nein, gar keine. Er war fünf oder sechs Jahre, als er nach Amerika fuhr und ich kaum ein halbes. Da ist es nicht möglich, daß man sich an jemand erinnert."

Korff sah das voll und ganz ein. Das sei wohl zu viel verlangt. Aber merkwürdig müsse es ihr doch vorkommen, nun plötzlich einen Bruder gewissermaßen aus heiterem Himmel geschenkt zu erhalten. Einen fremden Mann, wenn man es recht nehme, wie?

Ursula runzelte etwas die Stirn. Es schien ihr aus irgendeinem Grunde nicht angenehm, gerade mit Korff darüber zu sprechen.

„Die Fremdheit legt sich bald", sagte sie kurz, „das ist nur zuerst."

„Wenn ich aus heiterm Himmel eine Schwester aus Amerika geschenkt bekäme", versetzte Korff, „ich weiß nicht, ob ich nicht Angst kriegte."

„Wovor Angst?"

„Daß ich mich in sie verliebe."

„Ihnen glaube ich das, Baron Korff. Was sollten Sie auch sonst mit Ihrer Schwester anfangen."

Korff machte große Augen. In dieser Antwort schien ihm ein Ton des Spottes zu liegen, der ihn verwundete. Er fragte, wie Fräulein von Harras das gemeint habe, und ob sie denn das nicht verstünde. Eine fremde Schwester sei eben keine Schwester. Und warum sollte gerade er mit ihr nichts andres anzufangen wissen?

„Weil Sie diese Frage stellen. Es gibt Fragen, die schon damit beantwortet sind, daß sie überhaupt gestellt werden. Sie stammen aus einem alten Hause, Baron. Spüren Sie nie die, wie soll ich sagen, die Verwandtschaft im gleichen Blute?"

„Nein. Oder ja. Natürlich. Aber – hindert das?"

„Ob das hindert? Trennt, meinen Sie? Menschlich bindet es. Merkwürdig, daß Ihnen diese einfache Tatsache verborgen blieb."

Korff wußte nichts mehr zu antworten. Vielmehr er wußte Ursula nichts mehr zu sagen. So kam es, daß eine beträchtliche Pause entstand, in der beide nach einem neuen Thema suchten. Wenn man es recht besah, suchte nicht Ursula nach einem neuen Thema, sondern Korff. Ursula dachte: von mir aus kann er schweigen. Ein Mensch, der nicht Musik in sich hat, ist nur ein halber Mensch. Was hat er aber in München getan? Auf irgendeine alberne Weise sein Geld unter die Leute gebracht. Wie er das dumm vorhin ausgedrückt hat mit den paar Tausend Mitwirkenden und den Lorbeerkränzen – wie? Was sagt er? Ach so, er schneuzt sich die Nase. Na ja, das versteht er.

Korff aber dachte, es müsse doch möglich sein, solchem Tete-a-Tete eine ersprießliche Aussicht für die Zukunft zu erschließen, denn diese Ursula sei doch ein verdammt hübsches Frauenzimmer. Aber mit ihr reden ist ein Kunststück, mein Lieberchen. Da kann man nicht diese Phräschen drechseln. Schmeicheleien tritt sie tot wie Schaben. Sie

ist eine Künstlerin, aber ganz anders als die kleinen Malerinnen in München, ja, weiß Gott. Wenn ich nur was von Kontrapunkt verstünde! Schnaube dir die Nase einstweilen, damit gewinnt man Zeit.

Er schnaubte sich. Da fiel ihm auch schon etwas ein.

„In einer Petersburger Zeitung habe ich von einer politischen Verschwörung gelesen, die gegen das Leben des Zaren gerichtet war. Da fiel mir ein: bei Ihnen lebte doch so ein kleiner Jud, der dann nach Sibirien transportiert wurde. Oder wurde er erschossen? Wie war es doch gleich?"

„Nein, er wurde nicht erschossen. Warum interessiert Sie der arme Mensch? Er ist übrigens wieder hier."

„Wie, er ist wieder hier?"

„Aber ja, er hat seine Strafe abgebüßt und wurde aus dem Gefängnis entlassen."

„Solche Individuen sollte man nie aus dem Gefängnis entlassen. Er wollte doch den Zaren ermorden und jetzt läuft er hier wieder frei herum?"

„Man hat ihm nichts Positives nachweisen können. Schließlich kann man doch nicht Unschuldige einsperren. Eines Tages werden Sie in irgendeine politische Geschichte verflochten, man wirft Ihnen vor, Sie hätten den Zaren ermorden wollen, aber keiner kann es Ihnen beweisen. Und da sollte man Sie auf Lebenszeit nach Sibirien schicken, ja?"

Korff lachte etwas pikiert: „Wollen Sie mich gütigst nicht mit diesem revolutionären Juden vergleichen. Schließlich hat unser Adel noch andre Rechte, als irgendein kleiner Anarchist namens Fleischbrühe oder Karfunkelstein."

„Er heißt nicht Fleischbrühe, Sie dürfen über Lebensschicksale keine Scherze machen, Baron Korff. Was Sie da von den Rechten des Adels sagen, ist freilich wahr. Leider ist es wahr."

Sie erhob sich und ging zum Notenschrank. Korff blickte ihr erstaunt nach: „Leider ist das wahr? Ich verstehe nicht, wie Sie zu solcher Ansicht kommen. Verteidigen Sie etwa die infamen politischen Machenschaften dieser anarchistischen Gesellen? Ich sag' Ihnen, die Kerle werden samt und sonders aus Paris oder Zürich bezahlt. Sie gehen herum und streuen Dynamit."

Ursula bückte sich und suchte etwas. Sie hatte Korff den Rücken zugedreht.

„Wo habe ich sie nur?" sagte sie.

„Was suchen Sie, kann ich Ihnen helfen?"

„Nein, bleiben Sie sitzen. Eine kleine Komposition, nichts weiter. Wer sagt Ihnen, daß ich ihn verteidige? Ich sprach von ganz etwas anderm." Sie erhob sich mit einem Notenblatt, das sauber mit der Hand ausgemalt war. „Ich habe gesagt, daß wir nicht mehr Rechte haben dürfen, als der Geringste unter unsern Dörflern. Und daß wir niemanden verdammen dürfen, der unglücklich ist. Ja, sehen Sie mich nur ruhig erstaunt an. Hat man Ihnen das in München nicht gesagt, Baron? Die, welche die Gesellschaft verdammt, das sind vielleicht die Auserwählten."

Sie setzte sich an den Flügel. Ihr Gesicht war kalt und hochmütig.

„Ich verstehe keine Silbe, verzeihen Sie gütigst", sagte Korff, aufs höchste erstaunt.

„Das glaube ich Ihnen. Es war auch dumm, daß ich es Ihnen sagte. Und jetzt werde ich noch etwas Dümmeres tun und Ihnen eine kleine Komposition vorspielen."

„Ah – von Ihnen?"

„Nein, nicht von mir. Von einem, den Sie nicht kennen."

Baron Korff horchte auf. Wie? Sollte Paul von Schablonski doch recht gehabt haben, als er sagte, daß eines Tages so ein Professor der Musik kommen und sie wegheiraten werde? Eine handschriftliche Komposition von einem Ungenannten. Höchst verdächtig! Sie kann sie ja auch abgeschrieben haben irgendwo. Wenn er jetzt nur hinterdrein keine Dummheit sagte. Musik kritisieren ist eine verwünscht schwierige Geschichte.

Ursula von Harras hatte das Blatt am Pult befestigt. Ihre rechte Hand setzte ein. Es war eine ganz einfache, unendlich simple Weise, die in Dur begann und wie der Wind über die Gräser der Steppe klagte. Kontrapunktisch wuchs aus der Begleitung eine zweite Stimme zum Kanon, die jene beschauliche Melodie in dumpfes Moll drückte. Eine seltsame harmonische Begleitung, die in Quinten und Sexten lief, zerriß irgend etwas. Ein Schrei flatterte wie ein scheuer Vogel durch die, lange von den Schatten einer finsteren Welt

verschlungene, kaum noch hörbare Melodie. Und dann flocht sich Geäst an Geäst, es wuchs und dehnte sich ein reines Motiv, das am Ende stark in Moll ausströmte, in vollem Akkord schwer wie ein Vorhang niederfallend.

Baron Korff hatte den Oberkörper interessiert vorgebeugt. Er bemühte sich, stark beteiligt auszusehen. Nachdem Ursula geendet, saß er noch eine Weile so da. Dann nickte er langsam zweimal mit Kopf und Schultern, ganz als wolle er sagen, daß dies sehr weihevoll und hoher Achtung wert sei.

„Kennen Sie das Stück?"

„Ja, ich erinnere mich, es gehört zu haben. Warten Sie einen Augenblick."

Ursula sah ihn mit ihren klaren grünen Augen ruhig und fragend an. Er schaute angestrengt auf eine Blattpflanze.

„Nein, Sie kennen es nicht. Sie haben es auch noch nie gehört."

„Doch, doch ... Von wem ist es denn? Ich wurde an Chopin erinnert, an jenes..."

„Nein, nein. Es hat mit Chopin nichts zu tun. Eine kleine Studie. Der Verfasser hat sie ‚Leben' genannt, vielleicht haben Sie etwas davon herausgespürt. Wahrscheinlich nicht."

„Von wem ist es, wenn ich fragen darf?"

„Von einem Ihrer infamen anarchistischen Gesellen. Der Name tut nichts zur Sache."

„Von einem Anarchisten?"

„Vielleicht; ja; wahrscheinlich. Ich weiß nicht, es ist mir auch, ehrlich gestanden, ziemlich gleichgültig. Als ich achtzehn Jahre alt wurde, hatte er es mir überreicht. Es ist ein kleiner, armer, ausgestoßener Judenjunge. Ich glaube, er war damals zwanzig. Und das Papier hat einen Petroleumfleck."

„Sehr interessant. Zweifellos spricht daraus eine starke Begabung."

„Meinen Sie? Vielleicht haben Sie recht. Als Sie vorhin seinesgleichen nach Sibirien wünschten, fiel es mir so ein, daß am Ende von der hohen Gesellschaft Ausgestoßene mehr Musik im Leibe haben, als die ganze Gesellschaft zusammen."

Baron Korff war sichtlich verlegen. „Nun ja, Musik..."

„Mehr Musik, Baron, ist – das werden Sie ganz gewiß nicht verstehen, aber ich kann es Ihnen ja sagen. Mehr Musik ist mehr Seele."

„Ach", meinte Korff zweifelnd, aber immer noch verlegen. Er verwünschte das Gespräch, das ebenso peinlich wie zwecklos war. Da ging auch schon die Tür auf, und Paul von Schablonski trat mit Frau von Harras ein. Damit zerrann die letzte Hoffnung, aus diesem Beisammensein noch etwas herauszuholen. Er erhob sich, um aufzubrechen.

Auch Paul und der Pastor gingen, da sie denselben Weg hatten.

Als sie in den Garten traten, schlug ihnen die seltsam feuchte Luft knospender Sträucher entgegen. Das junge Gras roch nach durchsonnter Erde. Pastor Lurich erzählte, daß der Seidelbast vor seinem Fenster schon blühe. Das sei ein ganz ungewöhnlicher Frühling. Man müsse ja beinahe Furcht davor haben, daß im Mai noch Frost und Hagel käme.

„Wir haben manchmal im Mai Frost gehabt, wenn der April so warm war", sagte Paul.

Ja, der Herrgott lasse sich nicht in die Wetterkarte gucken, versetzte Pastor Lurich und lachte ungemein stark über diese Bemerkung. Auch Paul und Korff lachten höflich mit.

An der Pforte machte Ursula kehrt.

„Kommen Sie nicht noch ein Stückchen mit?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nun, ein kleines Stückchen werden Sie uns doch noch begleiten."

„Nein, nein, ich habe ein Kissen für Axels Zimmer zu sticken. Es ist noch nicht fertig, und morgen kann er doch schon da sein."

„Wie?" rief Pastor Lurich beinahe begeistert, „diese kleinen fleißigen Pianistenfinger sticken auch?"

Er nahm ihre Hand und sah sie bewegt an.

„Es ist wirklich kaum zu glauben, Herr Pastor", antwortete Ursula. „Ertragen Sie es, wenn Sie können. Adieu!"

Im Saal fand sie ihre Mutter vor dem Notenblatt.

„Hast du das alte Blatt herausgeholt, Ursel?"

Sie nickte. „Der Korff tat so vornehm, da wollte ich ein bißchen proletig tun."

Frau von Harras verstand nicht. Ursula legte den Arm um die schmalen Schultern der alten Dame und küßte sie leise und langsam auf die eine Schläfe und dann noch einmal auf dieselbe Stelle, sah sie an und lachte.

„Eine Laune, Muing. Wirklich. Er schimpfte auf die Anarchisten. Da pries ich den armen Chaim und spielte sein hübsches Lebenslied, damit er still werde.“ Sie setzte ab. Setzte an „Du, und was ich noch sagen wollte...“

Frau von Harras streichelte sie über das Haar: „Was wolltest du noch sagen?“

„Nichts, Muing.“

„Nichts? Wirklich? Versteckst du was, Ursel?“

„Dasselbe wie du.“

„Ich?“

Sie nickte mehrmals heftig. Nahm das Notenblatt, klappte das Pult ein und schloß den Flügel.

„Ich habe Angst – vor morgen.“ Sie unterbrach sich. „Nein, nicht Angst, das ist Unsinn.“ Nahm die Hände der Mutter und küßte sie. Blickte zu Boden. Sagte leise: „Ich habe doch etwas Angst.“ Blickte auf und zeigte ein Lächeln, das im Auge der Mutter Widerglanz wurde und so in beider Antlitz stand wie Lichter hinter Seide.

5

Abends verließ Johannes von Wulff Schloß Urtneck, ließ sich vom Diener den Rappen satteln und ritt westwärts, Windsloh zu. Nicht weit hinter dem großen eisernen Barockportal begegnete er einer zweispännigen Kutsche, in der drei Damen saßen. Er erkannte sie, riß sein Pferd herum und schlug aufs Geratewohl einen Forstweg in den Wald ein. Nach hundert Schritten riß er die Zügel zurück. „So steh doch, Hassan!“ Der Rappe schnob, machte einen steilen Hals, hob sich etwas auf die Hinterbeine und stand brav.

Johannes von Wulff lauschte. Nein, sie kommen gewiß nicht gleich zurück. Nur los! Er drückte Hassan die Knie in die Weichen und ritt im Galopp zurück. Wieder an der Landstraße, ließ er das Tier Schritt gehen. Er schaute nach Urtneck hinüber. Im Schloß sah

er den Musiksaal und das Gartenzimmer erleuchtet. Auch in den Bureauräumen Eberhards war Licht, die Fenster offen. Auch im Schlafzimmer der im Vorjahr verstorbenen Mutter sah er die Fenster geöffnet. Ein Schatten ging ein paarmal auf und ab. Es ist gut so, dachte er. Man wird mich suchen und denken, ich sei im Stall oder sonst wo. Elisa hat mich nicht gesehen und ihre Mutter auch nicht. Ich kann, bei Gott, jetzt nicht mit ihnen über das Stadttheater in Riga oder die Zarentöchter reden. Ich kann nicht. Ich kann nicht...!

Natürlich werden sie denken, ich sei ausgerissen. Wo ist Johannes? Dichtet er? Er soll nicht dichten, wenn ich da bin. Ich will es nicht. Ich will, daß er mir den Hof macht wie die andern Bräutigame. Sonst lasse ich mir von Kurt von Nolk den Hof machen, oder von Baron Mayendorff oder von, von, von ich weiß nicht von wem. Er soll meinethalben auf mich ein schönes Gedicht machen und dann soll er kommen und es mir auf einem seidenen Kissen überreichen, oder nein, er soll es mir in einem Brief schicken und darin schreiben: „Süße Elisa, ich habe ein paar Verse geschrieben. Als der Tauwind über Land ging, trug er sie mir zu. Nimm sie, denn alles, was Tauwind, Frühling, Duft und Schönheit ist, trägt deinen Namen. Heute noch sattle ich Hassan und reite nach Dornenburg. An der Stelle, wo die Ruine steht und nun über den Trümmern bald die Korallenschnüre junger Wildrosen glühen werden, warte auf mich. Dort will ich dir etwas sagen. Ein großes tiefes süßes Geheimnis. Nein, ich will es dir nicht sagen, sondern du wirst es sofort wissen, wenn du mich siehst. Dein Mund wird es nicht laut nennen, aber wenn er es mit den Lippen formt – –"

„Ach Unsinn, verrückter Unsinn!" rief Johannes beinahe wütend aus. „Was denke ich an Elisa! Was denke ich daran, was Elisa denken könnte. Verliebte Katze! Vielleicht. Vielleicht tut sie nur so, ist kalt, dumm berechnend, reich. Ich werde nie ein Gedicht auf sie machen. Aber die Frühlingsnacht vergälle ich mir, weil ich dumme Mädchenbriefe ausdenke, anstatt die Lunge tief diesem brausenden Ton zu öffnen, der durch die Wälder fliegt wie Choral und Tubenchor. Ach Gott, wie schön ist diese Nacht!"

Er gab Hassan ganz leicht die Sporen. Der Rappe flog über die Landstraße, welche trotz der mondlosen Nacht hell wie eine Renn-

bahn vor ihm herlief. Die Sterne tanzten im Rhythmus des Trabes mit. Sie flackerten und glänzten so nah, als schwankten sie an Drähten, die fast bis zu den Wipfeln der Wälder hingen. Die dunkeln Kiefer- und Tannenwaldungen rauschten wie das Meer. Ihre buschigen Kronen hielten Zwiesprache mit den Sternen, aus denen sausend der Tauwind, mit allen Düften des Frühlings beladen, herniederfuhr. Alle würzigen Gerüche, die Schnee und Frost verschlossen hatten, tropften aus den tanzenden Lichtern dort oben. Nun waren sie frei, verbanden sich, flossen zusammen, wurden Eines und doch in einem spürbar als Viele. Und der Hauch der Erde wuchs wie Atem eines lebendigen Wesens ihnen entgegen. Er reckte sich mit abertausend gewölbten Händen, in die er wie in Schalen den Tau der Sterne eintrank. Und so breitet sich über die Erde ein glitzerndes Netz stummer Verschwisterung aus. Wer Ohren hat, hört den pochenden Laut der kleinen Knospenherzen, die zu schlagen beginnen und vielleicht morgen schon sich dem Licht öffnen. Wer Augen hat, sieht, daß alle Sterne magische Kreise ziehen, aus deren Zauber eine neue Natur erwacht, die doch die alte ist.

„Eine neue Natur, die doch die alte ist", sagte Johannes von Wulff und hob den Kopf, als wolle er das Geriesel des Sternenlichts im Antlitz spüren. „Alles ist ganz neu. Kein Gräslein wird von gestern sein. Und doch ist es derselbe Wald, und drüben weht derselbe Acker schräg zum Horizont, und dieselben Birken stehen am Wege und dieselben Kräuter in der Lichtung, und dort, wo die Straße umbiegt, breiten sich am Hang hinauf dieselben Brombeersträucher aus, von denen ich mir schon als Knabe im August die schwarzen glänzenden Früchte las. Durch das immer Gleiche blickt das Gesicht unendlicher Verwandlung. Nur in der Verwandlung zeigt sich das Ewige."

„Aber Hassan –!! Wer erschrickt so vor einem Hasen! Darf ich nicht mehr denken, wenn ich reite?" Johannes klopfte ihm den glatten starken Hals. „Nun, nun, beruhige dich, es war nur ein Hase. Schäm dich. Wenn ich nach Windsloh komme, werde ich der Babuschka erzählen, daß Hassan vor einem dummen Häslein einen Schreck gekriegt hat. Jawohl, das werde ich. Ich werde es der Ursula sagen, Ursula wird es Babuschka sagen, und Babuschka wird so

lachen, daß alle andern Pferde im Stall mitlachen müssen, nur weil Babuschka so herzlich lacht. Na also, jetzt wieherst du! Nun, ich werde es mir vielleicht noch überlegen, ob ich es weiter erzähle, denn es ist schon eine Schande. Wie? Die Babuschka hätte sich mal vor einer Feldmaus erschreckt? Ja, mein Rößlein, mit den Mäusen ist das so eine Sache. Vor den Mäusen hat das ganze weibliche Geschlecht Angst. Das tapferste Frauenzimmer, das eben seinem Manne eine Rede gehalten hat, läuft davon, wenn ein Mäuslein auch nur aus dem Loch blickt mit seinen schwarzen Äugelchen. Also das entschuldigt dich keineswegs, Hassan. Du bist ein Mann. Ein Mann darf vor niemandem Furcht haben... Halt! Links herum führt der Weg, Dummerian! Wo hast du denn deine Gedanken heute? Reite ich das erstemal nach Windsloh? Jawohl, nun legst du die Ohren zurück. Woran hast du denn gedacht? Willst du vielleicht dreißig Werst weit nach Dobleen zum alten Nolk, der Tabes hat? Sei froh, daß du nicht Tabes hast, mein Schlachtroß. Weiter, hü, so ist es hübsch. Siehst du, dort ist Windsloh, blick doch hin, alter Esel, wenn ich's dir zeige!"

Das war am Kreuzweg, wo die Straße sich nach Dobleen und Eluisenstein gabelt und der Fußweg südöstlich nach Schlangenberg führt. Ein richtiger Kreuzweg, wo begraben wird, wer selbst sich brachte um. Die Armesünderblume war noch nicht erblüht, und die unbelaubten Sträucher zur Linken ließen den Blick frei über die Äcker hinauf bis zum Park von Windsloh. Auf der Höhe konnte man sogar etwas wie dunkle Gebäude erkennen. Jedenfalls glaubte Johannes von Wulff sie zu erkennen und war ärgerlich, daß Hassan sie ignorierte. Hassan, der kluge Hassan, war eben stockdumm, der Teufel mochte ihn holen.

„Die Babuschka ist viel klüger, lieber Hassan", sagte Johannes und klopfte ihn auf die Mähne. „Wenn sie hier ritte und ich ihr sagen würde: sieh mal, Babuschka, dort drüben liegt Windsloh, da sitzt jetzt eine schöne, junge, blonde Frau am Flügel und spielt die Apassionata, dann würde Babuschka ein Gewieher anstimmen, daß die Krokusse vor Schreck acht Tage früher aus der Erde schössen. Du aber willst nach Dobleen, wo der alte Nolk, von seinen zwei Dienern gestützt, herummarschiert oder im baltischen Wappenbuch

blättert. Nein, du verdienst nicht, von der Babuschka geliebt zu werden, mein Hassan. Sie ist zu klug für dich. Eine Frau darf nicht klüger als der Mann, sie darf höchstens gescheiter als er sein. Jetzt spitzest du die Ohren, ja, spitze sie nur; so, links herum und nun trabe, mein Schlachtroß, und wenn die Gäste von heute mittag noch da sind, kriegst du Prügel auf dein blankes Hinterteil. Du kriegst die Prügel, Freundchen. Ja, ja, ja, ja, du!"

Er lachte wohlig vor sich hin und klopfte ihm wieder den Hals. Hassan stieß die Luft aus, daß ein kurzer Trompetenton entstand, und trabte rascher. Oh, er wußte Bescheid. Und das mit dem blanken Hinterteil war ganz gewiß nur eine leere Drohung. Zwar hatte er eine lange, gerade Kruppe, ein blankes, glänzendes Hinterteil, auf das er sehr stolz war, aber niemals würde er es sich verprügeln lassen. Das ginge doch wirklich nicht an.

„Trabe, trabe, trabe, mein Junge", sagte Johannes. „Dort drüben ist der Park und dahinter ein verschlungenes Gitter und hinter dem Gitter frischer Acker, in dem schon die Keime pochen."

„So ist gut, so ist schön, schneller! Ja, du bist ein braves Pferdchen, und der Filka wird dir Hafer geben, daß du fressen kannst wie Falstaff. Wie Falstaff sollst du fressen. Gleich neben der Babuschka. Und einen Kuß darfst du ihr auch geben. Trabe, mein Kleiner. So ist hübsch. So ist schön."

Der Park wuchs wie ein vielmaschiges Netz aus dem Dunkel. Die mächtigen Kastanien und Eichen flackerten mit ihren kahlen Ästen gleich schwarzen Schlangen gegen das dunkelblaue Firmament; jetzt wuchsen sie zusammen, wurden drohender und dichter und atmeten die Sonne aus, die sie durstig tagsüber in ihre Rinde gezogen hatten.

Johannes von Wulff begann plötzlich fast unerträglich das Herz zu klopfen. Ein leichter Schwindel überfiel ihn. Hassan ging Schritt. Im Hofe fegte Filka den Stalleingang. Er grüßte tief. Johannes begab sich ins Schloß. Auf der Schwelle traf er Anjuta.

„Der Herr Baron!"

Die Dienerin eilte breitbeinig zur Tür des Treppenhauses und öffnete sie. Johannes trat ein.

6

In Schloß Windsloh befindet sich gleich hinter dem Musiksaal das Treppenhaus. Früher, als noch der alte General von Harras mit knarrenden Reitstiefeln durch die Zimmer ging, deren Parkett die Lichter des Saals in gelben Tupfen widerspiegelte, früher war dieses Treppenhaus wirklich nur ein gewöhnliches, man kann schon sagen, verbautes Treppenhaus, nicht mehr. Der General Ulrich von Harras hatte die Wände geradezu gestachelt mit Geweihen. ... Jeder Acht-, Zwölf- und Vierzehnender, der ihm vor die Büchse gelaufen war, fand hier, soweit es sein Geweih betraf, einen Ruheplatz. Ausgestopfte Schnepfen, Wildenten und Eisvögel, die er an der Nordküste Finnlands gejagt hatte, sahen einen mit aufgerissenen Glasaugen beinahe erschreckt an. Ein Adler vom Kaukasus schwebte mit ausgespannten Schwingen genau in der Mitte des Treppenhauses an einem langen Draht. Sein krummer Schnabel sah böse aus. Fürwahr, ein gewaltiger Adler. Vor dem Kamin aber lümmelten sich drei Eisbärfelle mit fürchterlich aufgesperrten Mäulern und mächtigen Tatzen. Ihre Augen waren kakaobraun mit schwarzer Iris. Jedesmal, wenn der kleine Eduard von Harras, Ursulas Vater, sie sah, weinte er auf, denn er war schreckhaft und litt unter einem beinahe mystischen Grauen vor unbekannten und stummen Wesen, vor dunkler Nacht und finstern Zimmern. Doch das half ihm gar nichts. Im Gegenteil, als der General diese Furcht bemerkte, beschloß er, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Er setzte den Fünfjährigen auf die Tiere und brüllte dazu mit Grabesstimme „hua, hu, hu!" Oder aber er nahm eines der Felle und hängte es an die Wand des Kinderzimmers auf. Bisweilen nahm er auch ein Geweih von der Wand, befestigte es am Eisbärkopf, stülpte sich das Fell über und ging brummend auf den Buben zu, der natürlich entsetzlich zu schreien anfing. Als seine Gattin diese Komödie sah, war sie verletzt. Sie war eine geborene Baronin Medem und damals noch recht energisch. Sie verbot dem Gatten, dergleichen Scherze zu treiben. „Du machst dich lächerlich, mein Freund. Und wozu das Geweih? Genügt nicht der Bär? Haben Bären vielleicht Geweihe, oder was willst du damit sagen?"

General von Harras sah es ein. Nein, er wollte gar nichts damit sagen. Leider tauchte im Zusammenhang damit sogar ein kleines törichtes Gerede auf, über das zu sprechen wirklich nicht verlohnt. Bemerkenswert ist nur, daß nach einer diesem Gerede folgenden geheimen Auseinandersetzung mit seiner Gattin der General sich nie mehr als gehörnter Eisbär kostümierte, diesen ganzen Firlefanz überhaupt unterließ und seinen Jungen, der damals acht Jahre alt war, regelmäßig auf die Fuchsjagd mitnahm. Indessen dies war nicht weniger schrecklich für den kleinen Eduard. Er mußte mit einem zierlichen Gewehr schießen, sobald der Vater ihm gebieterisch „schieß!" zuzischte, litt aber ohnmaßen unter dem Knall. Besonders die Doppelbüchse des Generals knallte wie Gewitter. Er schoß viel und gern und pflegte zu sagen: „Ein Mann muß schießen können. Wenn die Russen 54 besser geschossen hätten, würden sie den Krimkrieg nie verloren haben." Er hatte unter Totleben die Belagerung von Sebastopol mitgemacht und war ein vorzüglicher Schütze.

Bald hörten auch diese gemeinsamen Jagdausflüge auf. Der General verfiel immer mehr in eine Art Trübsinn, der ihn schon früher periodisch beschlichen hatte. Er konnte dann nicht nur tage-, sondern geradezu wochenlang völlig stumm durch die Zimmer laufen, auf keine an ihn gerichtete Frage antworten und nur unartikulierte Laute wie „pch" oder „tch" verächtlich ausstoßen. Er komplimentierte jeden Gast zur Tür hinaus, mit Ausnahme des ehemaligen Staatsrats Tulpejew, eines würdigen faltigen Herrn mit flockenweißen wehenden Favorits. Dieser Staatsrat trug stets schneeige Glacés, einen altmodischen Frack, lange spitze Lackstiefel und sprach fast ebensowenig wie General von Harras. Die Besuche des Herrn Tulpejew wurden immer häufiger. Er blieb bisweilen mehrere Tage hintereinander auf Schloß Windsloh und saß stundenlang mit ihm auf der Terrasse, ohne daß auch nur ein Wort zwischen beiden gewechselt wurde. Nach etwa einem Jahr stellte sich der tiefere Sinn dieser Besuche heraus. Staatsrat Tulpejew hatte seinem Freunde ein Kartenspiel angezeigt, das er „Utka", das heißt Entchen oder kleine Ente, nannte. Diese Bezeichnung sollte wohl die Harmlosigkeit des Spiels dartun, das mit einer Ente im übrigen nichts zu tun hatte. Ersichtlich war nur, daß Staatsrat a. D. Tulpejew mit dem „Ent-

chen" besser Bescheid wußte, als sein Freund der General. Eduard von Harras verlor bei diesen Spielchen, die oft bis fünf, sechs Uhr früh dauerten, hohe Summen. Er verlor so viel, daß er den großen Wald jenseits des Peretz verkaufen mußte, um mit dem Erlös seine Schulden an den Staatsrat zu decken. Als er auch den kleinen Sommersitz Annenhof verkaufte, kam es zu einer bemerkenswerten Szene zwischen ihm und seiner Gattin. Was eigentlich in dieser Stunde vorfiel, blieb unbekannt. Eduard, der damals dreizehn Jahre zählte, saß zitternd unter dem Schlafzimmer der Eltern und hörte die schweren Reitstiefel des Vaters gewichtig über seinem Haupte knarren. Er hörte von Zeit zu Zeit seine rauhe, gebieterische Stimme, hörte dazwischen einen Ton, der sich wie das gleichmäßige Laufen eines dünnen Wasserleitungsstrahles anhörte und plötzlich aufgellte, aufschrie. Gleich darauf gab es wüstes Gepolter, ein Stuhl fiel um, irgend etwas zerbrach klirrend. Ein Gebrüll, das ihn ganz entfernt an jenes entsetzliche „hua, hu, hu" aus der Kinderzeit erinnerte, erscholl, und er lief, beide Hände an die Ohren gepreßt, von Todesschrecken erfaßt, in den herbstlichen Park.

Nach dieser Szene änderte sich abermals das Leben auf Schloß Windsloh. Eduard kam nach Petersburg auf ein Internat, seine kleine Schwester Gudula, ein schwächliches und bleichsüchtiges Kind zur Tante Johanna von Kakeln, die ein Höfchen in Thorensberg bei Riga bewohnte. Diese Witwe Johanna von Kakeln hatte eine fünfundzwanzigjährige Tochter namens Laura, die damals in Genf lebte. Über diese Dame wird später noch zu sprechen sein. Was im Schlosse selbst vor sich ging, weiß eigentlich nur einer zu erzählen, der greise Ewald Purps, welcher Kammerdiener des Generals war und heute dessen wenig gebrauchte Zivilfräcke aufträgt. Doch Ewald Purps war schweigsam, und der Leumund der Leute mußte sich auf das beschränken, was jedermann sah. Was jedermann sah, war indessen nur dieses eine, daß der alte General die Freundschaft mit dem Staatsrat a. D. Tulpejew abbrach und sich vollkommen seiner Schweigekrankheit hingab. Seine Gattin lud gerade jetzt häufiger Gäste ein. Zuweilen erschien auch der General bei diesen Abenden, saß eine Weile unter den Herren, zog hin und wieder bedeutungsvoll die Augenbrauen hoch, räusperte sich mit starkem Schleimaus-

wurf, spuckte umständlich ins Taschentuch, schwieg dann weiterhin mit unglaublicher Hartnäckigkeit und ging davon. Die Gäste atmeten auf. Die Generalin lächelte malitiös und trug eine beinahe feierliche Heiterkeit zur Schau. Man arrangierte sich zu einem Tänzchen. Wer aber in die Bibliothek eintrat, der hörte über sich die Diele knarren von den stampfenden, gebieterischen Reitstiefeln des Generals, der oben stundenlang stumm hin und her ging. Wer indessen in das Kabinett des Generals geschaut hätte, der würde auch nichts mehr bemerkt haben, als einen greisenhaften Sonderling, der mit den Händen auf dem Rücken und eingekniffenen Daumen auf und ab ging, bisweilen ein verächtliches „pch" oder „tch" ausstoßend.

Eine einzige Wissenschaft schien noch einmal sein Interesse in Anspruch zu nehmen. Das waren Forschungsreisen. Nicht etwa, als ob er selbst den Wunsch gehabt hätte, auf Forschungsreisen zu gehen, sondern er begann sich für Nordpolfahrten, Afrika- und Tibetexpeditionen zu interessieren. Was hin und her in Zeitungen darüber stand, schnitt er aus und klebte es auf schneeweißes Konzeptpapier. Es trafen auch mit der Post Bücher ein, die von derselben Materie handelten und Titel trugen wie: „Quer durch den schwarzen Erdteil" oder „Behrings Entdeckung Nordamerikas" oder „Im Lande des ewigen Eises". Merkwürdigerweise las General von Harras keines dieser Bücher durch. Er blätterte in ihnen, las wohl auch den Schluß, welcher meist in gehobener Stimmung ausklang, las ein paar Seiten in der Mitte oder das ganze Vorwort (dieses eigentlich stets) und schnitt dann alle bunten Bilder aus den Werken, ganz gleich, ob sie tanzende Bantuneger oder die Mitternachtssonne darstellten. Diese bunten Drucke ließ er rahmen, hängte sie ebenfalls im Treppenhaus auf (sofern sich noch ein leeres Plätzchen an den Wänden fand) und würdigte sie fortan keines Blickes mehr.

Eines Morgens fand man ihn tot im Lehnstuhl seines Arbeitszimmers sitzen. Steif und mit erstaunten, leicht nach oben schielenden Augen. Er trug auch jetzt die hohen, blitzblank gebürsteten Reiterstiefel und die Litewka mit den Generalsschnüren. Seine gelben, von großen blauen Adern durchzogenen Hände lagen auf der Lehne, die Finger ein wenig in den Plüsch gekrallt. Er saß gerade und in fester Haltung, als ob er sich photographieren lassen wollte.

Zwei Überraschungen waren nach seinem Tode der Generalin vorbehalten. Die eine war eine testamentarisch bestimmte Schenkung des kleinen Gütchens Ruffin an den damals dreiundsiebzigjährigen Staatsrat Tulpejew. Eine zweite der schriftstellerische Nachlaß des Generals. Er hatte mit seiner sehr lesbaren Handschrift in russischer Sprache eine Geschichte der Belagerung von Sebastopol verfaßt, das heißt, er hatte die Geschichte begonnen, aber nie vollendet. Etwa dreißig Seiten waren geschrieben, sehr sauber und stilistisch korrekt, als wär's der Bericht an eine übergeordnete Stelle. Dinge, die ihm wesentlich erschienen, hatte er sauber mit dem Lineal unterstrichen. Von sich selber sprach er darin als von einem gewissen Oberst von Harras, der sich in der nächsten Umgebung des Kommandanten befunden habe.

Außer diesem Fragment fand sich noch ein zweites, wesentlich jüngeres vor. Es hieß „Die Entdeckung des Nordpols", eine vom General frei erfundene, angeblich wahren Geschehnissen nacherzählte Expedition, welche ein russischer General H., mit dem er sich vermutlich selbst meinte, geleitet haben sollte. Auch diese Historie kam über den Anfang nicht hinaus. Nach neun beschriebenen Großfolioseiten brach sie mitten im Satz ab. Dann folgten wütende Tintenklexe und ein Loch, das von einer Zigarette herzurühren schien.

Damals war Eduard dreiundzwanzig Jahre alt. Er studierte und bereitete sich auf den Diplomatenberuf vor. In Petersburg machte er in den Salons eine vorzügliche Figur. Er bestand einige Abenteuer, die ihm ein gewisses romanhaftes Air gaben. Er trug sich gern à la Byron, deklamierte vorzüglich, focht noch besser und wurde bei irgendeiner feierlichen Gelegenheit dem Großfürsten Wladimir vorgestellt. Er beschloß denn auch, dieses Ereignis gebührend für sein Fortkommen auszubauen, und plante zu der Zeit, wo sein Vater imaginäre Nordpolexpeditionen machte, die Beteiligung an einer wirklichen militärischen Expedition. Da erreichte ihn ein Telegramm, das ihn vom Tode seines Vaters in Kenntnis setzte. Er reiste heim in der Hoffnung, nun ein blühendes Vermögen schlucken zu können, das ihm den Weg zu höchsten Ämtern gehörig ebnen sollte. Er fand wenn nicht zerrüttete, so doch durchaus dürftige Verhältnisse vor und zu allem Unglück noch seine blasse Schwester Gudula mit einem

Doktor der Medizin Brausewetter verlobt. Eduards Mutter, die alte Generalin, bewahrte nach außen hin die brillante Haltung, welche sie stets ausgezeichnet hatte, schien aber sonst ihre frühere Energie verloren zu haben. Sie hatte sich ganz dem Einfluß eines Notars Grieneisen aus Riga, wie auch ihrer Schwester, der Witwe Johanna von Kakeln, unterstellt. Die hinterlassenen Manuskripte ihres Mannes waren von ihr sorgfältig verpackt und versiegelt worden. Auf das Papier schrieb sie „Ulrich von Harras: ‚Die Belagerung Sebastopols‘ und ‚Die Entdeckung des Nordpols‘, zwei Fragmente“. Viele Jahre nach dem Tode der alten Dame fand ihre Schwiegertochter Sophie das Paket in einer vergessenen Truhe zwischen mottenzerfressenen Uniformen. Sie nahm es, drehte es hin und her, rief ihren Mann, damit er es ansehe und gegebenenfalls öffne. Eduard kam, las die Aufschrift und stieß ein verächtliches „pch“ durch die Lippen.

„Hast du mich darum gerufen? Tu's wieder in den Kasten.“ Dann ging er. Das war alles. Die Manuskripte wurden darauf von ihr abgestäubt und mit etwas mehr Liebe, als der Sohn des Generals dafür übrig hatte, in die Truhe zurückgelegt.

Doch ich bin vorausgeeilt. Schließlich ist es auch unwichtig, was mit den Fragmenten des alten Generals geschah, weil gleich nach seinem Tode etwas sehr Wichtiges und Absonderliches geschah, eine Geschichte, von der man noch lange auf den Gütern sprach.

Einen Tag vor der Testamentseröffnung, also gleichzeitig mit Eduard, erschien ein junger Mann auf Schloß Windsloh, der besondere Rechte und Ansprüche zu haben vorgab. Er hieß Wolf Harras und war der Neffe des Verstorbenen. Mit diesem Wolf hatte es seine eigene Bewandtnis. Er gehörte zu den Mitgliedern einer Familie, über die niemals gesprochen wurde, weil ihr Ursprung dunkel, ihre Lebensführung gesetzlos war. Stets, wenn Fremde bei Familiengesprächen die Generalin nach ihrem Schwager Karl gefragt hatten, zog sie die Augenbrauen hoch und versetzte präzis: „Sie meinen den älteren Bruder meines Mannes? Er lebt seit Jahren im Ausland. Ich habe lange nichts von ihm gehört.“ Und wenn zudringliche Frager sich danach erkundigten, ob genannter Schwager auch Familie habe, sagte sie: „Nicht daß ich wüßte.“ Und lächelte

verzeihend, worauf auch die Frager befriedigt lächelten. Dieser Schwager Karl von Harras konnte mit Fug als das schwarze Schaf der Familie bezeichnet werden. Ein leichtsinniger Patron, keineswegs gesonnen, das väterliche Erbteil in Eluisenstein anzutreten, war er mit seinem Vermögen in die Welt gezogen und hatte aus Paris eine Person höchst zweifelhafter Herkunft mitgebracht, mit der er sich in Reval niederließ. Er machte überall Besuche, wurde seines guten Namens willen herzlich aufgenommen und erst dann vollkommen links liegen gelassen, als es sich herausstellte, daß diese Person nicht nur nicht seine gesetzlich angetraute Frau, sondern noch obendrein schwanger war. Sie gebar ihm einen Knaben, den er unter dem Namen Wolf Harras adoptierte. Das kleine Wörtchen ‚von' hielt er anscheinend für zu gut, um in diese Affäre hineingezogen zu werden. Einige Jahre später verließ er Sohn und Sohnesmutter, und reiste nach Buchara, wo er nicht ganz saubere Geschäfte betrieb. In einer Spelunke holte er sich Flecktyphus und starb. Seine allmählich recht welk gewordene Geliebte stand fast ohne Mittel da. Die Revaler Gesellschaft betrachtete sie als nicht vorhanden. Sie wandte sich darauf an den Bruder ihres Freundes, den alten General Ulrich von Harras. Dreimal schrieb sie an ihn, ohne auch nur eine Zeile als Antwort zu empfangen. Da teilte sie ihm in einem vierten Briefe mit, daß „die Verzweiflung ihr den Mut gebe, ihn persönlich aufzusuchen, seine Knie zu umfassen und das hilflose Knäblein seiner Obhut zu unterstellen." „Vous êtes un gentilhomme, un maréchal de Russie et moi – une femme sans espérance, sans honneur, une femme désespérée!" schloß sie effektvoll ihren Brief. Zwei Tage später erhielt sie tausend Rubel und die Versicherung, daß er, General von Harras, sich des „verwaisten Knaben nach Möglichkeit annehmen" werde. Als Wolf heranwuchs, besuchte er einmal den Onkel, wurde aber nicht empfangen. Ewald Purps gab ihm an der Pforte ein Kuvert, in dem fünfhundert Rubel lagen. Bald darauf starb Wolfs Mutter an Auszehrung; er verkaufte ihr dürftiges Hab und Gut und reiste nach Petersburg, wo er in ziemlich berüchtigten Kreisen ein nicht immer beliebter Gast war. Eines Tages mußte General von Harras wieder einen besonders merkwürdigen Brief von seinem ungeratenen Neffen erhalten ha-

ben, in dem etwas stand, was den alten Herrn in furchtbare Wut versetzte. Er ohrfeigte ohne Grund seinen Kammerdiener Ewald und schloß sich sechs Stunden im Kabinett ein. Dann schrieb er einen Brief nach Petersburg „An S. Wohlgeboren Monsieur Wolf Harras, Fontanka 3", der also lautete: „Wenn Sie mich mit Ihrem schweinischen Geschwätz bis zu meinem Tode verschonen, sollen Sie aus dem Nachlaß zehntausend Rubel haben. Wenn nicht, kriegen Sie nicht eine Kopeke, sondern meinen Pallasch an Ihren Schädel, daß die Splitter bis zum Nordpol fliegen.

U. von Harras, General."

Daraufhin erfolgte von seiten des natürlichen Neffen nichts mehr. Bis zu dem Tage, wo Eduard in Schloß Windsloh eintraf, um in Gegenwart des Notarius Grieneisen, der Mutter und der Tante Johanna der Testamentsöffnung beizuwohnen. Das Testament enthielt, soviel sei vorausbemerkt, keinerlei Bestimmungen zu seinen Gunsten. Von etwaigen zehntausend Rubeln war nichts zu lesen.

Wolf Harras war ein schwarzhaariger Mann mit gelber, verlebter Gesichtsfarbe. Er mochte fünfundzwanzig Jahre zählen, sah aber wie fünfunddreißig aus. Wenn er sprach, machte er in Abständen von zwanzig bis dreißig Sekunden konvulsivische Bewegungen mit Mund und Nase, ganz als ob eine Fliege in eines der Nasenlöcher geflogen wäre. Auch pflegte er sich gewohnheitsgemäß an den Weichteilen zu kratzen. Er machte auf alle Anwesenden einen sehr ungünstigen Eindruck. Sein Empfang im Schlosse war eisig.

Und nun ereignete sich jener Vorfall, über den, wie gesagt, noch lange auf den Gütern gesprochen wurde. Wolf Harras hatte die Schamlosigkeit, den Brief des alten Generals vorzuzeigen und die Auszahlung von zehntausend Rubeln zu verlangen. Notar Grieneisen neigte dazu, die Ansprüche dieses Herrn als rechtlich anzusehen. Die Generalin erblaßte. Sie erklärte die Angelegenheit für eine schurkische Machination neidischer Feinde ihres verstorbenen Gatten und versprach, eigenhändig eine Darstellung des „wahren Sachverhalts" an den Zaren aufsetzen und abschicken zu wollen. Danach verließ sie das Zimmer. Eduard sagte kurz und bündig, er werde nicht einen Pfennig zahlen. Wolf Harras entgegnete, indem er seine

Worte mit überzeugenden Gesten begleitete, daß ihn diese höchst unsachliche und mit dem guten Recht in Widerstreit stehende Haltung seiner Verwandten nicht nur zu prozessualem Vorgehen, sondern auch zur Enthüllung gewisser, allein ihm bekannter Vorgänge im Leben des Verstorbenen zwänge. Die Folge dieser seiner Erklärung waren zwei abwechselnd auf die linke und die rechte Wange klatschende Ohrfeigen Eduards. Diese Szene spielte sich im Treppenhaus des Schlosses unter zahllosen Geweihen, tanzenden Bantus und Nordlichtern Grönlands ab. Wolf Harras wollte den Schlag erwidern, erhielt indessen eine dritte Ohrfeige, die seinen Entschluß im Keim erstickte. Glücklicherweise fiel Tante Johanna von Kakeln, welche dieses Ereignis mit ansehen mußte, in Ohnmacht. Ich sage glücklicherweise, denn sie hörte nicht, was sich nun gänzlich unkommentmäßig weiter entwickelte: Eduard forderte seinen natürlichen Vetter zum Duell, und Wolf ging darauf unter der Bedingung ein, daß sie sich schössen und er den ersten Schuß habe. (Er wußte, warum.) Eduard sagte zu.

Als Johanna von Kakeln erwachte, war das Treppenhaus leer und nur Akulina Lirum mit Essigwasser und Stoßgebeten zum Herrn Jesus um sie beschäftigt. Am nächsten Morgen trafen sich Eduard und Wolf im Hügelwald von Schlangenberg. Die Sekundanten steckten das Schußfeld ab. Wolf schoß zuerst und zerriß Eduard das linke Ohr, daß nur noch ein blutiger Fetzen herunterhing. Eduard fühlte, wie der Boden schwankte. Er biß die Zähne zusammen und wollte gerade abdrücken, da sah er, wie sein Gegner davonlief. Der Boden wurde fest. Eduard schoß. Die Kugel durchschlug Wolf Harras den linken Lungenflügel und drang ins Herz. Auf der Stelle tot. Dies war das merkwürdigste Duell, das man seit langem in Livland ausgekämpft hatte.

Der ominöse Brief des verstorbenen Generals an seinen ungeratenen Neffen flammte noch an demselben Nachmittag im Kamin des Treppenhauses.

Eduard von Harras schien mit dem Tode des Vaters die alten Pläne aufgegeben zu haben. Er schob den Gedanken an die Expedition beiseite, arbeitete sich in der Landwirtschaft ein, überwachte die Bauern, schloß Verträge mit größeren Holzfirmen, ließ vorsichtig

ausschlagen, machte Gelder flüssig, bezahlte Schulden. Staatsrat Tulpejew erhielt Ruffin und starb viereinhalb Monate später an einer Influenza. Sein Enkel Iwan Petrowitsch Tulpejew, der in Petersburg studierte, verkaufte Ruffin an Baron Nolk und reiste nach Paris, wo er das ererbte Geld in wenigen Wochen durchbrachte.

Das dauerte ein Jahr. Windsloh war nicht mehr wiederzuerkennen. Eduard von Harras hatte nicht nur die Mehrzahl der Geweihe, sondern auch die Bantuneger und die Nordlichter aus dem Treppenhaus geschafft. Desgleichen wurden die ihm verhaßten Eisbärfelle eingemottet und in einen Kasten geschlossen. Er ließ große bequeme Sessel aus Petersburg kommen. (Sie mußten unbedingt aus Petersburg sein.) Einen Diwan. Einen Rauchtisch mit Intarsien. Drei, vier türkische Teppiche, die ihm ein mohammedanischer Freund zur Zeit gemeinsamer Studien geschenkt hatte. Er brach die Wand vom Treppenhaus zum Musiksaal durch und bestimmte, daß statt ihrer eine große gläserne Schiebetür eingesetzt würde, eine schöne große Schiebetür, wie man sie damals häufig in neuen Häusern fand. Diese Veränderungen gaben dem Treppenhaus Licht und Wärme. Aus dem Saal warf er die Türkengewehre und Tscherkessensäbel heraus und hängte ein paar vergessene Ölgemälde, die auf den Böden staubten, an den verblichenen seidenen Tapeten auf. Sie schauten sehr ernst und steif aus ihren Halskrausen und hohen Krägen, bleich und vornehm auf das spiegelnde Parkett, über das Eduard dicke, schalldämpfende Teppiche legte. Den Speisesaal ließ er gnädig bestehen. Das Rauchzimmer und die Bibliothek wurden umtapeziert, umgestellt, ihre kitschigen Jagdbilder von den Wänden genommen, alte Stiche vom Antiquar besorgt und hineingehängt.

Das Kabinett des Vaters ließ er im alten Zustand. Im Seitenflügel richtete er sich ein Bureau ein. Einen zweiten längeren Raum für Getreideproben. Die unter dem Alten ziemlich auf den Hund gekommene Viehwirtschaft hob er mit Hilfe eines pommerschen Verwalters in anderthalb Jahren so weit, daß man hoffen konnte, sie werde nun gedeihlich weiterlaufen.

Mit der Generalin, seiner Mutter, hatte er keinen Streit mehr. Sie protestierte anfangs heftig, wenn auch völlig ergebnislos gegen Eduards häusliche Reformen, ließ ihn jedoch am Ende gewähren.

Zu einer peinlichen Szene kam es, als Gudula eindreiviertel Jahr nach dem Tode des alten Generals heiraten wollte. Doktor Brausewetter, ihr Verlobter, hatte eine Praxis in Stettin gefunden und reiste nun nach Livland hinüber, um über alles weitere mit der Familie seiner Frau einig zu werden.

Es war ein sehr kurzsichtiger, etwas schiefer Herr mit ruckweisen Bewegungen; ganz als ob in ihm eine Mechanik säße, die schlecht funktionierte. Sein randloser Klemmer hatte absurd dicke Gläser und saß dem einen Auge ganz nahe, dem andern entfernt. Seinen Schnurrbart, der sonst flusserig nach allen Seiten stand, hatte er mit Hilfe einer Habitbartbinde in steife Aufwärtsbewegung gelenkt. Das gab ihm das Aussehen eines Friseurs, der sich zum Scherz einen Schnurrbart angeklebt hat. Auch Gudula, die recht gedrückt umherging, gefiel diese Verschönerung nicht. Ihr Verlobter, so betonte sie wiederholt, sei zwar nicht schön, aber ungewöhnlich klug. Er habe eine Professur in Aussicht und stünde vor der Veröffentlichung eines epochemachenden Werkes über irgendeinen Gegenstand der inneren Medizin. Diese Mitteilungen machten auf die Mutter wenig, auf Eduard gar keinen Eindruck.

Als Doktor Brausewetter finanzielle Ansprüche stellte, erklärte Eduard, nichts geben zu können. Bares Geld sei so gut wie keins vorhanden. Ein Teil der Erträge gehöre der Mutter, ein andrer der Landwirtschaft. Gudulas Erbteil herausnehmen, hieße das Gut ruinieren. Doktor Brausewetter ließ sich nicht so rasch abweisen, er behauptete zwar, seine Braut nur aus Liebe heiraten zu wollen, versuchte aber darzutun, daß eine Praxis viel Geld koste und wenigstens für die ersten Jahre gewisse Barmittel erfordere. Gudulas mildem Dazwischentreten gelang es, einen Ausgleich herzustellen. Doktor Brausewetter bekam eine vorläufige Summe ausbezahlt. Die Hochzeit fand nicht auf Windsloh, wie es sich Gudula gewünscht hatte, sondern in Stettin statt. Tante Johanna von Kakeln brachte ihre Nichte hin, und Eduard schickte ein Glückwunschtelegramm. Die Mutter war lange unentschlossen: sollte sie hinfahren, oder sollte sie nicht hinfahren? Schließlich, und wirklich im allerletzten Augenblick, sagte sie zu: ja, sie käme. Sie käme ganz bestimmt! Da trat Eduard zu ihr ins Zimmer und verbot die Reise. Sie dürfe unter

gar keinen Umständen zu diesem Brausewetter fahren. „Unter gar keinen Umständen! Hörst du, Mama?" Das verderbe ihm vollends die Karriere. Eine ziemlich törichte Begründung. Doch die alte Mama, gewöhnt, den Machtsprüchen des Sohnes zu folgen, blieb daheim und schrieb nur einen sechs Seiten langen bewegten Brief, in den sie einen Bogen legte, der auch laue Worte für ihren Schwiegersohn enthielt.

Mit der verdorbenen Karriere schien Eduard doch etwas Besonderes gemeint zu haben. Denn als ein Jahr um war, bereitete er sich auf die Rückkehr nach Petersburg vor, schrieb Briefe an seine Freunde und Gönner und stellte sich einem sehr hohen Beamten, der ihn in Petersburg besonders protegiert hatte, „voll und ganz zur Verfügung".

Da warfen zwei völlig unerwartete Ereignisse seine Pläne um. In Libau zu Besuch, verliebte er sich über beide Ohren in die fünf Jahre ältere Sophie von Reihen, die Tochter eines nicht wohlhabenden, aber sehr geachteten Beamten. Da er gewohnt war, alle Entschlüsse ohne Zögern zu fassen, alle Wünsche sogleich erfüllt zu sehen, verlobte er sich schon nach acht Tagen. Das war das erste Ereignis.

Das zweite: Eduard hatte Libau noch nicht vier Tage den Rücken gedreht, als der russisch-türkische Krieg ausbrach. Er reiste, ohne sich zu besinnen, wieder zurück, nahm von seiner Braut Abschied, knallte die Hacken zusammen, zeigte einen schönen sittlichen Ernst, und dampfte, ohne Schloß Windsloh zu berühren, nach Petersburg, wo er sich freiwillig stellte. Mit dem Range eines Hauptmanns kehrte er heim. An Sophie schrieb er: „Ich darf Dir sagen, daß ich meinem Namen und dem Vaterland Ehre gemacht habe. Heute hat mir General Skobelew persönlich das Suworowkreuz an die Brust geheftet. Ich danke Gott für das Glück und bete zu ihm, daß ich Dich gesund wiedersehen möge. Dein Dich innig liebender Eduard."

Vier Wochen später waren sie verheiratet. Niemand zweifelte daran, daß dies die glücklichste Ehe der Welt werden müsse, denn so einen zärtlichen Gatten wie Eduard von Harras hatte man seit Jahren nicht in Livland gesehen.

Sehr pünktlich traf das erste Kind ein. Es war ein Mädchen, das nach einem Jahr an einem Wespenstich starb. Das zweite Kind aber war ein Junge. Er wurde Axel getauft.

7

Bis zum Abendessen hat Ursula von Harras Mozartsonaten geübt. Sie zeigt eine bewundernswerte Ausdauer darin, ein und dieselbe Stelle nicht dreimal, sondern dreißigmal zu wiederholen, bis sie wie der Wind über die Tasten fliegt, oder die Wucht des Anschlags hat, der die Seele des Werks auf einmal hochblitzen läßt, als blinke metallenes Geäder aus hartem Steinbruch. Für heute mag das indessen genug sein. Sie gesteht sich zwar nicht ein, daß sie müde ist, aber an der linken Hand sind wieder Ring- und Mittelfinger abgestorben und sehen schneeweiß aus, wie bei einer Leiche. Das kann sie wütend machen, denn es scheint ihr zu sagen, daß sie nicht die letzte körperliche Kraft habe, um eine große Pianistin zu werden. Auf ihrer schönen blassen Stirn sitzt eine ungute Falte. Sie löscht die Kerzen und geht mit dem leichten schwebenden Schritt der Harrasse durch den Salon, den man in Livland Saal nennt, ins braune Eßzimmer, wo schon die Mutter auf sie wartet.

„Hast du noch nicht angefangen, Mui?"

„Ich habe keinen Appetit, Kindchen. Nu, mach kein so erschrecktes Gesicht, ich werde ja schon essen. Ich hatte nur keinen solchen Appetit, um allein loszulegen."

„Etwas Unangenehmes?"

„Petersen hat die Hypothek auf das Stück Wald am Peretz gekündigt. Er habe Verluste gehabt und brauche Geld. Stahl meint, wir sollten das ganze Grundstück abgeben."

„Ach Gott . . ."

„Ursel, mir wird es gewiß schwer, etwas herzugeben, aber dem Alten fünfzehntausend Rubel blank auf den Tisch zu zahlen, ist jetzt noch schwerer, wo wir eben die neuen Maschinen gekauft haben. Weißt du, ich sage mir, es ist doch gut, daß Axel kommt."

„Er versteht ja nichts von Landwirtschaft."

„Schön, aber er ist ein Mann und ist weit herumgekommen, und auf den Kopf gefallen ist er auch nicht. Er wird doch entscheiden können, wo Stahl immer gleich zu mir gelaufen kommt."

„Ich sollte mich mehr ums Gut kümmern –"

„Was solltest du dich ums Gut kümmern, Kind, wo du deine Musik hast! Nein, nein, solange die Schmerzen mich noch denken lassen, kann ich ja auch entscheiden, aber heute ist mir wieder der Kopf so dumm, und dann sieht die Welt gleich grau aus."

Ursula streichelt die magere Hand ihrer Mutter.

„Hast du die Nacht wieder nicht geschlafen?"

„Nu doch ... gegen Morgen schon ein bißchen. Ach, reden wir nicht von mir. Sag mal, der Korff sah so komisch aus, als er ging, ich meine, er verschwand so abrupt. Hat er dir vielleicht einen Antrag gemacht?"

Ursula lacht hell auf.

„Nein, Muing, nun sehe ich wieder, daß du noch deinen alten Humor hast. Warum sollte er mir einen Antrag machen?"

„Warum sollte er nicht? Erfolg wird er ja nicht haben, das kann ich mir schon denken. Mein Urselchen heiratet ihr Pianino."

Ursula lacht noch immer.

„Sollte ich etwa den Fürsten Sucholski heiraten?"

„Und doch schwärmtest du für ihn als Backfisch."

„Für welche Reitersporen hat ein Backfisch noch nicht geschwärmt! O je, Muing, als ich dreizehn war, hat er mir einmal gründlich die Illusion seiner ritterlichen Erscheinung zerstört. Habe ich dir das noch nie erzählt? Ich war ganz schrecklich verliebt in ihn, und er war der nobelste Offizier, den ich jemals gesehen hatte. Bei Wulffs waren wir einmal alle zu Tisch, danach zerstreute sich die Gesellschaft im Garten. Fürst Sucholski gähnte und ging tiefer in den Park hinein zu einer Stelle, wo eine Hängematte angebracht war. Ich folgte lautlos wie ein Indianer auf der Spur seines Feindes. Denn ich wollte doch sehen, wie er sich hinlegte oder schlief oder – ich weiß nicht, jedenfalls erwartete ich ungeahnte Herrlichkeiten und nichts schien mir nachahmenswerter als die Eleganz, mit der er Damen die Hand küßte und sie anlächelte. Ich versteckte mich hinter einen Busch und paßte wie ein Luchs auf, was wohl nun geschehen würde. Kannst du dir denken, Mui, was geschah?"

„Nein, ich kann es mir nicht denken. Wahrscheinlich etwas Ordinäres."

„Er legte sich ächzend in die Hängematte und, anstatt irgendein

köstliches Sonett aufzusagen oder den Namen einer verehrten Dame zu flüstern – bohrte er sich mit dem Zeigefinger in der Nase. Ich war dermaßen erschreckt, daß ich kaum stillstehen konnte, und ich mußte doch mäuschenstill sein, sonst hätte er gleich gemerkt, daß ich ihn beobachtete. Und er bohrte und –"

„Pfui, Ursel! Beim Abendbrot ..."

„Ich bin gleich fertig. Und denke mal, ich glaube mich zu erinnern, er schlief mit dem Zeigefinger in der Nase ein. Plötzlich hörte ich ihn schnarchen ‚Kch-pff ... Kch-pff'. Zeigefinger in der Nase, wie Säuglinge den Daumen."

Frau von Harras lacht, daß sie sich schüttelt. „Aber Säuglinge haben doch den Daumen im Mund."

„Ist das nicht anständiger als in der Nase? Oh, es war die erste furchtbare Enttäuschung. Als ich sah, daß er ganz bestimmt schlief, rannte ich davon, was ich rennen konnte, warf mich bei Wulffs am Teich ins Gras und heulte so lange, bis Johannes kam und mich tröstete."

„Der gute Johannes! Hattest du ihm denn dein Erlebnis gestanden?"

„Keine Spur! Niemand habe ich ein Sterbenswörtchen davon gesagt, aber jedesmal, wenn der Fürst bei uns war, mußte ich den Zeigefinger ansehen und an das ‚Kch-pff' denken. Nein, den könnte ich unmöglich heiraten."

„Aber Johannes?"

„Johannes hat mir nie einen Antrag gemacht, wie kommst du darauf? Natürlich als Kinder haben wir gespielt, Mann und Frau haben wir gespielt und wohl auch davon gesprochen, daß wir uns heiraten werden, aber ich glaube, es ist ihm ebensowenig ernst gewesen wie mir. Schließlich hat er sich dann auch mit Elisa von der Recke verlobt und ist anscheinend sehr glücklich mit ihr."

„Nu, man hört so mancherlei. – Nimm doch noch ein Kuckelchen, Ursel, du ißt viel zu wenig. Als ich vierundzwanzig Jahre alt war, habe ich wie ein Scheunendrescher gegessen."

„Danke, Mulling, iß du das Kuckelchen. Ich mag wirklich nicht mehr. Was läufst du denn – ich hol' dir doch deinen Wein, bitte, bleib doch sitzen, du bist schon den ganzen Tag auf den Beinen,

schließlich hätte Anjuta auch daran denken können, als sie deckte."
Ursula ist aufgesprungen und hat aus dem Wandschrank eine bauchige Flasche mit Medizinalwein geholt. Sie gießt ihrer Mutter ein Gläschen ein, die wieder Platz genommen hat und die schmale schöne Hand der Tochter streichelt.

„Du bist ein liebes Kind, Ursel."

„Warum bin ich ein liebes Kind? Weil ich den Wein aus dem Wandschrank hole?! O du mein Gott, wann wird diese Mutter hart werden."

„Nicht gleich schelten, Liebling", sagt Frau von Harras lächelnd. „Ich bin nun einmal ein bißchen weich und werde es wohl bis ans Ende meiner Tage bleiben. Es ist besser, als wenn ich ein Stück Eisen wäre, an dem ihr euch die Zähne entzwei bisset."

Ursula legt ihren blonden Kopf auf die Hand der Mutter und schließt stumm die Augen. Beide schweigen. Sie sagt leise: „Ich freue mich so auf Axel."

Die Mutter streicht ihr über das schöne seidige Haar, in dem die Lichter des Kronleuchters Fünkchen entzündet haben. Ursula hebt den Kopf.

„Aber du kennst ihn doch gar nicht, Ursel."

„Kennst du ihn besser? Ach, süße Mui, das ist doch Unsinn mit dem Kennen und Nichtkennen. Er ist dein Sohn und ist mein Bruder, und so ist er in uns, obwohl wir gar nicht wissen, was er eigentlich für ein Mensch ist. Der dumme Korff sagte, er sei ein fremder Mensch für mich. Nein, er ist mir gar nicht fremd und nach drei Worten werde ich sein Herz kennen und –"

„Und?"

„Nichts. Ich meine, wir werden uns gewiß gleich verstehen."

„Und wenn es nicht so ist? Er kann Amerikaner geworden sein..."

„Es ist aber so. Und wenn er ein Amerikaner geworden ist, so wird er jetzt wieder ein Balte werden."

Sie erheben sich.

„Du fröstelst, Mui, komm, wir setzen uns noch ein bißchen an den Kamin und sprechen von ihm."

So kam es, daß die beiden einsamen Frauen auf Windsloh sich an den Kamin der Diele setzten, um vom Sohn und vom Bruder zu

sprechen. Aus diesem Gespräch wurde aber nichts, und das hatte seinen Grund in einem Zufall, den niemand weiter berechnet hatte; wirklich, man kann sagen, daß es nur ein Zufall war.

Eben hatte Ursula die schmalen und mageren Füße der Greisin in ein warmes Fell gehüllt und neue Scheite auf die Glut gelegt, als Akulina Lirum eintrat und einen kleinen Kasten vor Frau von Harras hinstellte. Diesen kleinen Kasten habe sie eben beim Aufräumen im alten Gastzimmer im „Mottenschrank" gefunden. Nun solle doch der Mottenschrank nach Eluisenstein hinunter zu dem neugetrauten Schlosser Leatz gebracht werden, nicht wahr? Ja, und was denn nun mit dem kleinen Kasten geschehen solle. Verschlossen sei er nicht, es lägen nur Photographien drin.

Sophie von Harras griff mit einem unterdrückten Ruf der Überraschung nach dem einfachen Kästchen aus poliertem Sandelholz mit bunten Ornamenten.

„Was ist denn da drin?" fragte Ursula.

„Bilder, alte Photographien, die ich vor einem Jahr schon lange gesucht habe, ohne mich zu besinnen, wo sie hingeraten sein könnten, und jetzt hat sie Kulle im Mottenschrank gefunden! Du kannst gehen, Kulle, ich verwahre sie schon selber."

Ursula beugte sich über das Kästchen.

„Denk nur, Muing, das ist doch schön, wenn man so etwas plötzlich findet – ach, wer ist denn der pompöse junge Dachs in Reitstiefeln?"

Frau von Harras' Gesicht zeigte bewegten Gram. Die dünnen Falten auf ihrer hohen Stirn wurden tiefer.

„Holst du mir mal mein Glas, Ursel? Ich habe es auf dem Nähtisch liegen gelassen."

Ursula sprang auf. Und wie sie im dunkeln Zimmer war, da sah sie im Geiste wieder das liebe vergrämte Gesicht ihrer Mutter, wie sie das Bild in der ausgestreckten Hand hielt, in einer Hand, die etwas zitterte. Plötzlich wurde ihr eiskalt am Rücken. Ja, mein Gott, das war ja – Oh, ich Gans, wie dumm ich fragte! Daß ich nicht gleich ahnte, wer es war, ich blöde Person! Sie kam ein bißchen zaghaft zurück, lehnte sich zärtlich über den Lehnstuhl, in dem ihre Mutter saß, und sagte: „Er ist sehr hübsch ..."

Die Mutter nickte und sah das Bild noch einmal an. Dann legte sie es fort, beinahe vorsichtig und so, als habe sie mit ihm noch etwas vor. Das nächste stellte denselben jungen Mann in Offiziersuniform vor. Sein Haar war über das linke Ohr in die Schläfe gekämmt. Er hatte die Mütze schief auf, trug das Suworowkreuz und sah sehr selbstbewußt aus.

„Das ist wieder Papa, nicht wahr?"

„Ja", sagte Frau von Harras, „das hat er in Petersburg machen lassen, gleich nach dem Feldzug. Er schickte mir das Bild nach Libau und war zwei Tage später selber da."

Ursula streichelte ihre Mutter und schwieg.

Beide betrachteten den Offizier. Plötzlich rief Ursula lachend aus: „Aber sie doch, Muing, er hat ja auch den Daumen eingekniffen! Den rechten Daumen, siehst du?"

Frau von Harras lächelte. Ja, es war deutlich zu erkennen. Sein linker Arm hing leger herab, die Faust war geballt und der Daumen eingekniffen. Ob Axel auch sonst noch Ähnlichkeit mit seinem Vater habe? Herr von Harras, der Ritter des Suworowkreuzes, trug eine strenge, fast feierliche Miene zur Schau, etwa als habe ihm gerade General Skobelew den Orden an die Brust geheftet. Seine Augen waren nicht groß, aber scharf. Nun ja, der dumme Photograph hatte da herumretuschiert und schwarze Pünktchen in die Iris gesetzt. Immerhin, man konnte einen festen und gebieterischen Blick erkennen. Seine Schultern waren breit, nicht abfallend, sie sahen bei der knappsitzenden Uniform rund und muskulös aus. Seine Hüften schmal, die Beine gerade und mager. Nur der Mund gefiel Ursula nicht. Es war ein sinnlicher Mund mit aufgeworfenen Lippen, trotzig und begehrend. Den Bart hatte er sich auf Koteletten scheren lassen, was ihm ein wenig das Aussehen eines Boxerhunds gab. Ursula fragte sich, warum sie vor diesem Bild keine Bewegung empfände, sondern es eher mit Neugier als mit Liebe ansah. Dieser stramme Offizier schien ihr weltenfern zu stehen, und doch war es ihr Vater.

Da fühlte sie, als ihre Hand leicht über das Antlitz der Mutter strich, daß die Wange feucht war. Sie erschrak. O Gott, nur keine Aufregungen mit den dummen Bildern, dann konnte sie wieder die ganze Nacht nicht schlafen.

„Klapp den Kasten zu, liebes Muing", bat sie, „es regt dich auf; das soll es nicht. Wir sprechen von etwas anderem."

Frau von Harras nahm das Glas ab.

„Laß, Ursel. Warum immer dem Leid davonlaufen, wenn es einem begegnet. Es gibt Schmerzen, die wir besser überwinden, wenn wir durch sie hindurch, als wenn wir um sie herumgehen." Sie legte die Photographien fort und kramte in den anderen Bildern.

„Wer ist denn die alte Dame mit der Krinoline?"

„Die alte Großtante Johanna. Sie war bis zum Tode deiner Großmutter täglich Gast hier im Hause, du weißt ja, Ursel. Aber eine Krinoline ist das nicht, Kind. Das ist nur so ein altmodisches Kleid mit vielen Rüschen und Besätzen, das unten ein bißchen breiter wird. Nu, meinethalben nenn es auch Krinoline. Sie war ja etwas unmodern, die alte Tante Johanna von Kakeln, und darum ist das Bild ganz gut. Ja, so sah sie aus. Diese glattgescheitelten Haare und dann die gedrehten Locken! Kannst du die alte Brosche erkennen, die sie am Halse trägt?"

„Ach – ist das deine, Mui?"

Frau von Harras nickte. „Sie hatte sie mir gleich nach unsrer Hochzeit geschenkt und eine kleine Ansprache dazu, in der sie mich über die Männer aufklären wollte."

„War sie denn überhaupt verheiratet?"

„Aber Ursel! Tante Lulle ist ja ihre Tochter. Du verstehst auch gar nichts von Verwandtschaft, Kind."

„Liebes Mulling, in unsrer Verwandtschaft sich herausfinden, ist wirklich ein Kunststück. Alle sind irgendwie miteinander verwandt, du hast mir sogar einmal erzählt, daß Wulffs von irgendwoher meine Vettern sind."

„Aber ja, mein Bruder Wolfgang, dein Onkel – das heißt, du hast ihn niemals gesehen –, der hat eine Luise Baroneß Fircks geheiratet. Ihre Schwester Anna hat sich mit dem Baron Wulff vermählt. Nun, ist das so schwer?"

„Ja, das ist furchtbar schwer. Denn sieh mal, dieser Baron Wulff ist doch nicht der Vater von Johannes und Christa ..."

„Aber natürlich, du Dummchen. Er ist der Vater von Johannes

und Eberhard und Sandor und Christa. Er ist früh gestorben und war mein Neffe dritter Linie."

Ursula lächelte verzweifelt. „Ich kann es nicht begreifen –. Ach nein, bitte, erklär' nicht wieder, Mu, es ist nutzlos. Sieh dir lieber dies kleine nackte Wurm an, das ist jetzt wohl auch irgend so eine greise Tante, wie?"

„Nein, aber meine Tochter Ursula ist es", lächelte die Mutter.

Ursula beugte sich interessiert über die Photographie, welche ein nacktes Kind mit strammen Fäustchen und lachendem Schnabel zeigte.

„Das bin ich? – Herrgott, seh' ich dumm aus!"

Die Mutter nahm ihr die Photographie weg.

„Ach, gib her, was verstehst du von Kindern. Kinder sehen eben dumm aus. Das Bildchen habe ich so lange gesucht. Ich liebe es. Ja. Du brauchst es dir gar nicht anzusehen."

„Doch, ich will es mir ansehen. Wurstbeine und blödes Lachen. Dazu ein kugelrunder Popo. Alles zusammen heißt Ursula –"

Frau von Harras griff wieder nach dem Bild. „Pfui nein, jetzt nehme ich es dir wirklich weg. Wenn du mal ein Kind hast, wirst du es herrlich finden, Ursel, auch wenn es wie ein Frosch aussieht. Alle Kinder sehen zuerst wie Frösche aus. Gib her."

„Warum kriegt man nicht die Kinder erst, wenn sie, sagen wir einmal, sechs Jahre sind?"

„Damit man das Glück ihrer Hilflosigkeit genießt, Ursel. Kinder sollen nicht Spielzeuge oder Spiegel unserer Eitelkeit sein, sondern Geschöpfe, die durch uns zum Menschen werden, aber das verstehst du ja noch nicht."

Ursula beugte sich über ihre Mutter, küßte sie und sagte leise und ganz wenig lächelnd: „Doch, ich verstehe es schon ein bißchen."

„Ach, Ursel, du hättest deinen Vater sehen sollen, wie er sich über Axel gefreut hat. Ganz außer sich war er, als er den Jungen durch die Luft schwenkte und sagen konnte, das ist mein Junge. Er war ja wie ein großes Kind und hat wie ein Kind geweint, als dein zweiter Bruder Sigurd starb. Gott, das war ja noch so ein kleines Wurm und so schwächlich. Er schrie gar nicht, sondern lag immer mit großen offenen Augen da und wartete auf den Postillion."

„Auf den Postillion?"

„Ja, so sagte dein Vater. Er wartet auf den Postillion. Und denk mal, zwei Stunden vor seinem Tode blies wirklich ein Postillion draußen. Auf der Landstraße fuhr er, hielt am Tor und blies. Der kleine Sigurd hatte schon hohes Fieber, aber er schien das Lied zu hören."

„Nicht, Muing, laß doch. Sieh mal, mich hat der Postillion nicht geholt."

„Nein, dich nicht, du bist zäh wie wir Reihens alle. Aber dann war es auch mit dem Glück vorbei." Sie legte die Bilder in den Kasten und schloß zu. Ursula ging zu ihrem Lehnstuhl, setzte sich und schwieg.

Puff-pck machte das Buchenholz im Kamin. Sie starrte hinein. Zwischen Rinde und Holz züngelte ein freches blaues Flämmchen. Es sah zäh, böse und listig aus. Das Holz wehrte sich. Aber das kleine Flämmlein wird es auffressen und von jedem Biß in den Scheit wird es größer und feister werden, und dann wird es eine große und heiße Flamme sein, und wenn es nichts mehr zu fressen bekommt, stirbt es noch in dieser Nacht, glimmt aus, quält sich und verlischt. Dummheit.

„Siehst du", sagte Frau von Harras, „das ist es, was mich quält. Dein Vater war gewiß ein gerader, tapferer und kluger Mann, aber er war ein Sklave seiner Triebe. Wenn er etwas haben wollte, mußte er es haben, und er erreichte auch wirklich alles."

Ursula nickte. Sie wollte ihre Mutter fragen, was denn eigentlich der Grund seiner Abreise ins Ausland, nach Amerika, gewesen sei. Und warum sie ihm gerade Axel gelassen habe, ihm, einem triebhaften und unbeherrschten Manne, aber sie brachte es nicht über die Lippen. So gab es wieder ein langes Schweigen. Der Wind lief ums Haus und jammerte, die Standuhr an der Treppe bereitete sich mit heiserem Brummen zu einem Schlage vor. Dann sagte sie hastig ein dumpfes kurzes „bong" – und noch einmal und noch einmal und hörte gar nicht mehr auf, bong zu sagen. Ursula zählte neun Schläge. Danach gab die Uhr ein befriedigtes Knacken von sich und ließ den, der deutlich hinlauschte, den schläfrigen Takt des Pendelgangs hören.

„Nun geht sie auch schlafen", sagte Ursula vor sich hin.

„Wer?"

„Die Uhr. Ich habe nur so gedacht."

„Ist es schon spät?"

„Erst neun. Bist du müde, Mui?"

„Nein, nicht die Spur. Aber wenn du schon gehen willst, so gehe nur. Ich sitze hier noch ein bißchen."

Ursula nahm ihre lieben mageren Hände und streichelte sie. Sah ihr in die Augen und lehnte sich dann zurück, wieder ins Feuer blickend.

„Wer weiß, wie Axel unter seiner Hand geworden ist", begann die Mutter von neuem, „manchmal denke ich, er kann gar nicht mehr zu uns gehören. Eine Stiefmutter, ein fremdes Land, eine belgische Frau, ein – ach Gott!" sie brach ab.

Der Wind sagte „uhu–o!" Dann sprang er in den Kamin und wimmerte ein bißchen. Nun war es still. Ganz fern von der Landstraße her klang Hufschlag herüber. Irgendein Reiter reitet durch die Frühlingsnacht, dachte Ursula. So ist Papa auch weggeritten, den kleinen Sohn vorn im Sattel. Und die Frau, mit der er fortan zusammenlebte, erwartete ihn an der Eluisensteiner Brücke im Wagen. Sie sagte: Willst du das Kind nicht zu mir in den Wagen geben? Nein, sagte Papa, er bleibt bei mir auf dem Pferde. Und dem kleinen Axel ist bang, aber er beißt die Zähne zusammen und sitzt fest angeklammert an die Mähne. Der Hufschlag klang deutlicher herüber.

„Muing, ich bin sehr taktlos, ich weiß, daß ich es vielleicht nicht fragen darf, aber nicht wahr, wir sorgen uns doch jetzt beide um Axel. Siehst du, und da frage ich mich: wo Papa die Schuld hatte, warum hast du ihm denn Axel gelassen?"

Frau von Harras saß bewegungslos. In ihre braunen müden Züge schnitt sich ein bitteres Lächeln ein.

„Das ist eben meine Schuld..."

„Ich verstehe dich nicht?"

Sie rückte den Oberkörper vor und sprach fast zu sich selber: „Nein, du kannst mich auch nicht gleich verstehen, Kind. Das sind sehr schwer begreifliche Dinge. Ich selbst begreife sie manchmal

nicht. Ich hätte um mein Kind kämpfen sollen wie eine Löwin um ihr Junges, aber als er es raubte, da ließ ich ihn gewähren, denn nun wußte ich es doch, daß er es mehr als seine Ehre liebte. Und seine Ehre hat er sehr geliebt."

Ursula starrte die Mutter an: „Was sagst du, Muing? Er raubte Axel?"

Sie nickte. „Mir waren die Kinder zugesprochen. Er reiste nach Amerika mit jener und –" Sie atmete so tief auf, als wäre ihr die Brust zu eng.

Ursula schwieg und wartete, daß ihre Mutter den Satz vollende. Doch sie schien ganz in Gedanken verloren zu sein.

Da ging die Tür vom Flureingang zur Diele auf. Anjuta ließ Johannes von Wulff eintreten.

8

Frau von Harras schien diese Unterbrechung gar nicht unangenehm zu sein. Sie nickte Johannes, der zögernd nähertrat, freundlich zu. Nur Ursula zog eine Falte und reichte ihm etwas gelangweilt die linke Hand über die Sessellehne hinweg.

Johannes schlug die Hacken zusammen, daß die Sporen nur so klirrten, und küßte die Hand mit andächtiger Sorgfalt. Er bemerkte, daß sie nach irgend etwas Lieblichem duftete, wußte aber nicht, was es war.

Ursula wies ihn auf einen Gobelinhocker am Feuer mit der Aufgabe, aufzupassen, daß die Glut nicht ausgehe. Die Mutter wollte aufstehen und etwas holen, Ursula war wütend und sprang in die Höhe, Johannes schnellte auf und beschwor die Damen flehentlich, sich nicht stören zu lassen. Sonst müsse er sofort wieder heim. Glücklicherweise kam Anjuta, und Ursula befahl ihr, aus dem Keller eine grüne Flasche – Johannes sauste hoch: nein, er wolle auf keinen Fall. Jawohl, er müsse. Nein, er könne nicht, es sei ihm peinlich. Die Mutter fragte ihn, was er denn habe, er solle doch still sein und am Feuer sitzen. Da wurde er still und saß am Feuer.

Nun?

Nichts weiter, er sei gerade in der Gegend umhergeritten, von

Mauske her, und da sei ihm eingefallen, spring einmal rasch nach Windsloh hinauf und frage, wie es geht. Ob Axel? Nein, morgen oder übermorgen. Freude? Ja natürlich, große Freude. Auch ein bißchen Aufregung, das müsse er begreifen. Selbstverständlich begreife er das.

Pause.

Ursula fragt: „Sagen Sie, lieber Johannes, warum schwindeln Sie eigentlich?"

Johannes scheint außer sich. Bei Gott, er habe nicht geschwindelt! Wobei sollte er geschwindelt haben?!

„Sie fragten, ob Axel schon hier sei. Das ist doch dumm, nicht wahr? Denn wenn er hier wäre, säße er bestimmt nicht mit seiner Frau allein im Nebenzimmer, während Mutter und Tochter am Kamin schwatzen, und außerdem – haben Sie Christa heute nachmittag gesprochen?"

„Ja."

„Na, da wird sie Ihnen auch erzählt haben, daß Axel noch nicht angekommen ist, hab' ich recht?"

„Aber Ursel!" ruft die Mutter entsetzt.

„Mulling!" winkt sie ab. „Er schwindelt. Warum sagt er nicht: Hört mal, ich bin hergekommen, weil's zu Hause langweilig ist! Nein, er erfindet große Geschichten. Wenn Sie auch ein Dichter sind, Sie haben nicht vor uns große Geschichten zu erfinden."

„Ich –" stammelt Johannes krebsrot. Anjuta tritt mit einer Flasche und Gläsern ein.

„Still!" kommandiert Ursula. „Eingießen und trinken. Ist Elisa gekommen?"

Das Glas klirrt ein wenig, als Johannes eingießt.

„Elisa ist – das heißt, ich weiß nicht genau. Ich traf einen Wagen, vielleicht war es ihr Wagen –"

„Und Sie ritten weiter?"

„Aber Ursula!" ruft die Mutter.

„Johannes muß bestraft werden. Warum sagt er nicht –"

„Aber man kann doch nicht immer alles sagen, Ursel!"

„Jawohl..." wirft Johannes ein.

Ursula achtet nicht darauf. „Nein, danke, für mich nur ein halbes

Glas. Trinken Sie, Johannes, Sie Lügenpeter; still, ich rede nichts mehr. Stoßen wir auf Elisas Wohl an. Nein, Mama trinkt abends keinen Wein."

Sie stoßen auf Elisas Wohl an, und Ursula beginnt die Vorzüge der Baroneß von der Recke zu rühmen. Sie sei wirklich ein bildhübsches Mädchen. Johannes ist nicht unbedingt dieser Meinung. Er persönlich finde ihr schwarzes Haar natürlich sehr schön, auch ihren Teint, gewiß, aber bildhübsch dürfe er seine Braut doch nicht so ohne weiteres nennen. Sie habe zum Beispiel einen großen Leberfleck am Kinn. Schönheitsfehler? Es gebe keine „Schönheitsfehler". Fehler der Schönheit seien eben Fehler und da fehle denn etwas an der Schönheit. Ja, warum er sie genommen habe? Warum? Ihr Charakter sei vorzüglich. Und dann –. Wie? Nun ja, nichts sei vollkommen im Leben, und der Mensch dürfe nie auf Erfüllung aller Hoffnungen rechnen. Mit diesen etwas dunklen Worten zieht Johannes sich in sich selbst zurück wie eine Schildkröte ins Gehäuse. Frau von Harras sieht seinen glatten hellblonden Scheitel, seine hohe eckige Stirn, seine schmale Adlernase und die wie mit einem Messer in Wachs geschnittenen Lippen. Sie denkt etwas, das ihre Augen merkwürdig traurig macht. Aber sie sagt nichts.

Johannes blickt etwas vom Feuer seitab auf die Beine Ursulas, die ihm ganz nahe sind. Aber er wagt nicht, den Kopf zu drehen.

Ursula hingegen hängt irgendeinem Gedanken nach, der wie ein Zugvogel weit von hier über dem Meer schwebt, ein ganz ferner Gedanke, der ihr allein gehört, und den niemand kennt.

So schweigen sie alle drei, ein lebendiges Schweigen.

„Hat Sandor wieder etwas komponiert?" fragt Frau von Harras.

Johannes blickt auf. Sein hellblaues Auge sieht jetzt ganz dunkel aus, weil das Lampenlicht nur auf seinem Haar liegt und es fast gelb färbt.

„Ich glaube, Tante, er arbeitet an einem Quartett. Er redet ungern von seinen Arbeiten, ehe er sie beendet hat. Das ist auch richtig, scheint mir, weil alles Werdende Geheimnis ist und alle Entschleierung des Geheimnisses Entweihung. Findest du nicht auch?" (Ursula nickt mehrere Male.) „Sieh, wenn ein Dichter zum Beispiel ein Drama schreibt und liest alle Nase lang seinen Freunden eine

Szene daraus vor, so finde ich das schamlos. Es ist, wie soll ich sagen, es ist, als wenn eine werdende Mutter sich alle Monate öffentlich ihren Zustand bescheinigen ließe. Entschuldigt, der Vergleich ist sehr plump, aber mir fiel nichts besseres ein."

Der Vergleich sei richtig, sagt Ursula. Frau von Harras meint, daß dies wohl nicht unbedingte Geltung habe, da eine werdende Mutter ihrem Manne gegenüber gerade in der höchsten Offenheit ein reines Glück sehe. Eine Frau brauche viel mehr als ein Mann ein Geliebtes, dem sie restlos und geheimnislos angehöre. Es sei zwar heute modern und werde auch in Büchern empfohlen, als Frau nur ja immer undurchdringliches Geheimnis zu bleiben und sich dem Manne nie zu öffnen, aber sie halte es mit den altmodischen Frauen, die dort, wo sie liebten, auch wie der Tau im Morgenlicht im Geliebten zerflössen. Man möge übrigens nicht glauben, daß dieser Vergleich von ihr sei, sie glaube, sie habe ihn irgendwo gelesen.

„Ein sehr schönes Bild", sagt Johannes und dreht wieder den Kopf nach rechts. Ursulas Füße haben sich inzwischen überkreuzt. Er sieht ins Feuer.

„Das mit dem Tau im Morgenlicht ist schön, es klingt fast, als wär's der letzte Vers eines Gedichts."

„Machen Sie die übrigen Verse darauf", sagt Ursula.

„Dann müßte auch dieser mir gehören."

„Ich wette, Sie haben, als Sie herritten, ein Gedicht gemacht."

Johannes schüttelt den Kopf.

„Nein, ich will das Geheimnis nicht entschleiern", lächelt Ursula. „Aber was geboren ist, das sollen Sie Ihren Freunden auch zeigen."

„Sie kennen ja das meiste. Ach, es geht nicht, wie es soll. Im Hirn ist manchmal ein milchweißer Belag, und durch den kann ich nicht hindurchdenken."

Ursula sieht ihn aufmerksamer an und schweigt.

„Hast du wieder deine Schlaflosigkeit?" fragt Frau von Harras.

Er nickt. Ja, das sei arg. Todmüde ins Bett, einschlafen, dann erwache er an einem fürchterlichen Keulenschlag mitten auf den Kopf und dann sei es aus. Bis zum Morgen.

„Armer Junge. Weißt du, wenn du erst verheiratet bist, wird es besser werden."

Johannes nickt. Ja, dann werde es sicherlich besser werden. Man müsse eben Geduld haben.

Wieder entsteht eine wogende Pause. Sie ist wie eine schöne Welle, in der sich der Himmel spiegelt und die Sterne glitzern. Das Feuer knistert und macht puff. Ursula sieht, wie dick sich schon ihr kleines Flämmchen gefressen hat. Ein rechter Wanst ist es geworden.

Da kommt die alte Akulina von oben, schlurrt zur Mutter und bittet, sie möchte ihr doch sagen, wie es mit dem Inhalt in der gelben Truhe oben bestellt sei, da klebe nämlich ein Zettelchen drauf, das –.

Ursula springt auf, als sie sieht, daß ihre Mutter hinauf will. Kann ich es nicht? „Nein, Kindchen. Bleib nur sitzen. Ich weiß, wo alles hin soll. Ich geh' mit, Kulle."

Und mit ihrem ein wenig gebückten lieben Gang steigt sie die Treppe hinauf und verschwindet im Dunkel. Das Licht flackert um die Wände und ist nicht mehr da. Ursula blickt ihr nach. Das Treppenhaus wölbt sich hoch ins Finstere. Ein schwarzer Schatten bewegt sich kaum merklich im Raum. Der Adler vom Kaukasus, den ihr Großvater an einem dünnen Draht aufgehängt hatte, daß es aussähe, als flöge er.

„Ja", seufzt Johannes.

Nach einer Weile: „Wollen Sie nicht etwas spielen?"

Ursula schüttelt den Kopf. Das war eine dumme Verlegenheitsfrage von Johannes. Jetzt geniert er sich schon wieder, daß er mit mir allein ist. Doch gleich, nachdem ihr dies durch den Kopf gegangen ist, vergißt sie es auch schon und denkt an ihren Zugvogelsgedanken, der übers blaue Mittelmeer immer näher der nördlichen Heimat kommt. Und der Südwind kommt mit ihm und der Duft der Orangen und weiße leuchtende Vögel und Wolken, die wie Rauch im Äther stehen.

Johannes bricht das Schweigen. Er sagt: „Warum haben Sie mich vorhin in Verlegenheit gebracht, Ursula, als ich sagte, ich sei auf einem Spazierritt an Schloß Windsloh vorbeigekommen?"

Ursula horcht auf.

Johannes hebt den Kopf, sieht sie einen Augenblick voll an. Doch sofort fühlt er sich glühend rot werden. Da beugt er sich zum Feuer.

„Sie glauben wohl nicht, daß ich mit Elisa glücklich bin? Ich bin sehr glücklich."

Ursula schweigt.

Er fühlt, wie sie ihn ansieht.

„Als wir noch Kinder waren, habe ich mir einmal gedacht, daß wir auch zusammenbleiben würden, wenn wir erwachsen sind. Entschuldigen Sie, das klingt hölzern. Ich kann mich nicht ausdrücken. Es ist schrecklich schwer, sich auszudrücken."

Er starrt ins Feuer. Dann gleitet sein Blick zu dem kleinen Fuß neben ihm. Ein schmaler kleiner Fuß in einem schwarzen Spangenschuh.

„Sie hatten einmal in Riga, als wir in den Zoologischen Garten gingen, ein rotes Kleid mit weißem Rande an. So ein weißer Streifen war an den Kanten draufgenäht. Das Kleidchen war ganz kurz, bis zu den Knien, und Sie sprangen wie ein Wiesel umher. Wissen Sie noch?"

„Ich weiß nicht – –"

„Sie trugen Sandalen und niedrige Wadenstrümpfe, die immer herunterrutschten. Sie hatten die rassigsten Beine von allen Mädchen in der ganzen Stadt. Und waren furchtbar ausgelassen."

Er macht eine Pause. Aber Ursula entgegnet nichts.

„Sehen Sie, Ursula, damals begriff ich, daß Gott nichts Schöneres geschaffen hat als die Frau."

„Das ist doch gar nicht wahr", wirft Ursula rasch, fast heftig ein.

Er blickt auf.

„Was ist nicht wahr? Daß Gott nichts Schöneres geschaffen hat? Ja, was ist denn schöner?"

„Aber Johannes! Sehen Sie hinaus. Die Sterne, die Wolken, die Wälder... Die schönste Frau ist doch nur – ich weiß nicht. Nein, Sie müssen nicht schwärmen."

„Ich schwärme doch nicht. Und warum ist die Wolke schöner als eine schöne Frau? Und ein Baum? Und ein Stern? Sie sind doch nur darum so schön, weil sie ihr ähnlich sehen. Nein, die Frau ist das Schönste, was Gott geschaffen hat. Das hat er auch gewollt und hat in uns die Sehnsucht nach der Schönheit gelegt. Jeder Mann sucht die Schönheit, aber nur der Verzichtende findet sie."

„Der Verzichtende?"

„Ja, erst im Verzicht wird die höchste Schönheit offenbar. Verstehen Sie mich nicht?"

Jetzt hebt er den Kopf und sieht ihr mit seinem großen feuchten Blick ruhig in die Augen.

„Erst jetzt, wo ich auf Sie verzichten muß, sind Sie ganz vollendet schön geworden. Mehr noch als damals, als Sie die Sehnsucht in mir entzündeten."

„Warum wollen Sie davon sprechen, Johannes?"

„Nein, ich will nicht davon sprechen. Es ist auch schamlos, es zu sagen. Wenn man es sagt, ist schon der Blütenstaub fort. Nie das Wort, nur das Schweigen, das um die Worte ist, gibt die Wahrheit."

Prr-pff macht das Feuer. Aber nicht einmal Ursula merkt, daß ihr Flämmchen dick wie ein Falstaff geworden ist und sich nun, wo es alles aufgefressen hat, behäbig brennend zur Ruhe setzt. Niemand merkt es, aber das Feuerlein flackert über die Felle, und die Gesichter flammen.

„Du warst damals zwölf Jahre, als du mich bei Tante Valide besuchtest, wo ich mit Influenza krank lag. Ich war schon wieder leidlich obenauf und dachte an etwas, das ich nicht zu nennen wußte, so über alle Maßen unbegreiflich war es. Da tratest du ein mit deinem roten Kleidchen, und deine zwei langen blonden Zöpfe waren rechts und links aufgesteckt; du hattest einen Busch Veilchen in der Hand und eine etwas weich gewordene Tafel Schokolade und sagtest: ‚Gute Besserung, Johannes! Ich muß doch einmal nach dir sehen.' Da wußte ich, daß du das warst, woran ich gedacht hatte, jenes Unbegreifliche, nur du allein. Und ich nahm die Blumen und die Schokolade und sagte nicht einmal danke, ich konnte gar nichts sagen. Und hatte deine Hand in meiner, und deine Hand war ein bißchen feucht, weil sie eben noch die Veilchen so fest umklammert hatte, und kühl war sie und so schmal, daß ich sie ganz umfaßte. Du setztest dich an mein Bett und schwiegst, und ich schwieg auch. Und als wir beide lange genug geschwiegen hatten, fragtest du: ‚Soll ich dir einen Umschlag machen?' Du hattest wohl gehört, daß Kranke immer Umschläge bekommen. Ich aber erwiderte: ‚Nein, Ursel. Bitte, gib mir das Wasser vom Tisch.' Da reichtest du mir

das Wasserglas, ich trank und sah durch das Glas auf dich hin und sah dein Gestaltchen verkürzt und fern. Dann setzte ich ab und gab es dir wieder zurück. Da berührten sich unsre Hände. Wir wußten nichts zu sagen. Plötzlich trat Tante Valide ein, und alles war vorüber. Erinnerst du dich nicht mehr daran?"

„Doch, ich erinnere mich daran", sagt Ursula leise.

Er schaut auf. Sie blickt ihn an und schüttelt ganz langsam und mit wehem Lächeln den Kopf.

Wieder entsteht ein schweres Schweigen. Nun ist es wie eine nächtliche Welle auf dem Ozean, ruhig und von großer Tiefe.

Die lettische Dienerin Jesa tritt ein und fragt mit unerträglich breitem Tonfall nach der gnädigen Frau. Johannes zuckt zusammen.

„Sie ist oben bei der Kulle."

Jesa steigt nach oben und verschwindet im Dunkeln.

Schweigen. Uhu–oi singt der Wind.

„Jetzt denkst du, warum ich mich eigentlich mit Elisa verlobt habe", beginnt Johannes wieder. „Sieh, ich dachte –"

„Ich weiß es."

Er stößt ein kurzes Lachen aus. „Ja, natürlich, du mußt es ja auch wissen."

„Man sagte damals, du seiest verliebt in sie. Ich dachte dich glücklich."

„Aber Ursula! Ja, was ist denn das schon, wenn ich in sie verliebt war oder noch wäre! Verlieben heißt spielen wollen. Wir sind ja auch in schöne Pferde oder Katzen verliebt. Erst wo du leiden willst, da liebst du. Manchmal denke ich, das Kosmische daran ist am schwersten. Daß ich ganz nah an der Erlösung war und nun wieder Jahrmillionen suchen muß."

Ursula runzelt erstaunt die Stirn. Johannes stützt seine Ellenbogen auf die Knie und legt den Kopf auf die Fäuste.

„Wie meinst du das, Johannes?" fragt Ursula vorsichtig, als ob sie fürchte, durch die Frage etwas in ihm zu verletzen.

„Ach, es ist nur so ein Spiel mit mystischen Bällen. Es ist Unsinn vor dem Verstand, aber vor dem Gefühl ist's bodenlos tief . . ."

Wie soll ich es dir erzählen –. Sieh, es gibt einen altgriechischen Mythos. Ich glaube, er ist griechisch oder mykenisch, ich weiß es

nicht genau, aber mir ist so, als habe der Urvater in diesem Mythos die ersten Menschen aus einem Wesen geschaffen, das er zerschnitt. Die beiden Teile aber warf er über die Erde und nannte sie Mann und Frau und hieß sie einander suchen. Irgendwo habe ich das einmal gelesen, so oder ähnlich mochte es gewesen sein. Doch weil ich nichts mehr davon wußte und nichts mehr darüber fand, habe ich mir einen eigenen Mythos daraus gewebt und der ist so: – soll ich ihn erzählen?"

Ursula nickt: „Ja, erzähle ihn."

„Der ist so: Als es noch keine Erde und keine Sterne gab, war nur der unendliche Raum da und in ihm Gott, umgeben von wunderbaren Wesen, die ihm ähnlich waren. Sie hatten kein Geschlecht und keine Liebe, sondern nur ein großes Stillesein in sich selbst. Als aber Gott die Sterne schuf und sie anrührte, daß sie in wunderbarer Bewegung durch den Raum brausten, als er befahl, daß feurige Dinge würden und mit diesen Dingen Zeit und Gesetz der Entwicklung, da packte eins der geisterhaften Wesen, das fernste und dunkelste unter ihnen, Lust, auch Ding zu werden und dem Gesetze untertan zu sein in kreisender Entwicklung. Und es trat zu Gott und sprach: ‚Mach einen Stern aus mir. Ich will nicht mehr sein, was ich bin.' Da sagte Gott, und alle Geister vernahmen seine Stimme: ‚Die Sterne sind erschaffen, und nicht einer soll ihnen hinzugefügt werden, noch will ich einen wieder von ihnen nehmen, bis seine Zeit erfüllt ist. Dies ist dir verwehrt. Doch du kannst Mensch werden und auf den Sternen leben.' Da baten die Geister alle, er möchte sie zu Menschen machen, daß sie fortan auf den Sternen leben könnten. Sie wußten aber nicht, was ‚Menschen' waren, und nur Gott wußte es, der darum also zu ihnen redete: ‚Steht ab von eurem Wunsche, denn wenn ich euch zu Menschen mache und unter das Gesetz der Entwicklung stelle, muß ich jeden von euch in zwei Wesen teilen, die fremd sein müssen voreinander und doch sich ewig suchen werden. Steht ab von eurem Beginnen, denn es ist kein göttliches Leben, sondern eines voller Leid und Plage.' Weil die Geister aber nicht wußten, was Leid und Plage war, baten sie Gott, er möchte ihnen sagen, wie dies geschähe.

Da sagte Gott: ‚Ihr werdet in zwei Geschöpfe zerfallen und

‚Mann‘ und ‚Weib‘ heißen; verschieden werdet ihr sein und doch gleichen Blutes und gleicher Sehnsucht voll. Denn ich werde euch über das Weltall streuen, und auf den Sternen werdet ihr euer menschliches Leben beginnen und werdet in ewiger Sehnsucht einander suchen und nicht finden, verwelken, sterben und wieder von neuem geboren werden und wieder suchen. Welcher Mann aber seine Hälfte gefunden hat, und welches Weib ihren Mann, die werden sich vereinigen in grenzenlosem Glück und werden wieder eines sein, wie sie es vordem waren: auf Erden noch getrennt in Leiber, aber schon geschlossen im Geiste. Nach ihrem Tode jedoch werden sie untrennbar jenes Wesen sein, das sie vordem waren, als noch nicht meine Hand sie zerschnitten hatte. Und das wird man Seligkeit heißen oder Paradies oder Himmel, und nicht eher wird der Himmel allen geöffnet sein, als bis jeder Mensch seinen zweiten Menschen gefunden hat, mit dem er heute, wo ich dies zu euch rede, noch ein Wesen bildet. Und Millionen und Milliarden von Jahren werden vergehen, und ein ewiges Suchen wird auf allen Sternen sein, ein qualvolles, lustvolles, nie aufhörendes Suchen. Manche aber werden früh ihrer Sehnsucht das Maul stopfen und irgendein Weib nehmen und mit ihr ein Leben in Tierhaftigkeit und Gemeinheit führen und sterben und wieder geboren werden und abermals ein Weib nehmen, dieses Mal aber eines, das um ein Geringes ihnen näher steht. Doch ehe sie sich selber im andern gefunden haben, müssen Äonen über die Sterne gehen, und dieses Finden wird eine Gnade sein, die ich nur denen gebe, die sie mit reiner Seele erflehen.‘

So sprach Gott zu den Geistern und sagte weiter: ‚Was frommt euch dieses menschliche Leben? Denn euer Weg wird nur eine große Sehnsucht sein, das wieder zu werden, was ihr wart. Also bleibt um mich und begehrt nicht, in die Welt zu gehen, denn euer Pfad wird Pein sein und von schrecklicher Verlassenheit, weil jeder vereint sein will und dennoch einsam ist.‘

Wie die Geister dieses hörten, jubelten sie und baten Gott, er möchte sie anrühren, daß sie Menschen würden und Pein und Verlassenheit, Qual und Liebe und Sehnsucht kennenlernten. Alle drängten sich um Gott, und es war nicht einer, der bei ihm hätte bleiben wollen. Doch – ein Geist schlich sich fort von seinem Throne

und fuhr wie ein Sturmwind von dannen in die schwarze Tiefe der Ewigkeit. Das war jenes geisterhafte Wesen, welches ich vorhin ‚das fernste und dunkelste unter ihnen' genannt habe. Gott aber sah, wie es floh, ob es doch gleich sein Gedanke gewesen war, dem alle anhingen und er die andern zur Lust nach dem Menschentum verführt hatte. Und Gott erhob seine Stimme, daß sie wie ein Gewitter das Weltall erfüllte, und rief ihm nach: ‚Was fliehest du? Wolltest du nicht der erste sein, der zum Menschen würde?'

Da lächelte der Geist, krümmte sich unter dem feurigen Rufe Gottes und versetzte: ‚Ich will es nicht mehr, denn die Sache widert mich an, weil alle an ihr teilhaben.'

‚So sollst du fortan Widersacher heißen und ausgestoßen sein vom Leide aller, bis wir uns abermals zusammenfinden. Ihr Menschen aber werdet im Leide mit allen, im Mitleiden, ein schmerzliches Glück finden, das der Widersacher euch durch den Haß wird rauben wollen. Darum wird nicht nur Selbstsucht, sondern auch ewiger Kampf auf der Erde sein, und Gnade finden werden nur die, welche beides, den Haß und die Lust überwinden und jenes verborgene Heiligtum hüten, das ich jedem von euch auf seine Menschheitswanderung mitgebe: die Liebe.'"

Johannes schweigt. Nach einer kleinen Pause fragt ihn Ursula: „Und so wurde es?"

„Ja. Alle Geister berührte er. Sie zerfielen in zwei Teile, ein weibliches und ein männliches, die er über die Sterne streute. Und nun suchen sich ewig Mann und Frau, die vor Äonen eines waren. Doch nur die Begnadeten finden sich." Er stockte und fuhr dann leiser fort: „Es gibt auch Verdammte ..."

„Das sind die, welche sich nicht finden?"

„O nein. Sieh doch, die ganze Welt ist voll von ihnen, sie nehmen ein Weib und sind in ihrer flachen Lust zufrieden. Die Verdammten sind jene, welche gefunden haben und nicht nehmen dürfen."

„Warum dürfen sie nicht nehmen?"

„Das ist ein kosmisches Geheimnis, das niemand kennt. Vielleicht – vielleicht, weil sie nach Gottes Meinung zu früh ihr zweites Wesen fanden; denn nicht Zufall regiert, sondern Schicksal und ewige Weisheit."

Ursula ist etwas unruhig geworden. Sie spürt die große Erregung in Johannes und ist selbst wunderbar erregt.

„Sieh, Johannes", fragt sie ihn, „können nicht auch die Begnadeten, welche sich gefunden haben, die ‚Verdammten', wie du sie nennst, sein? Ich meine, wenn unter ihnen zwei sind, die schon die Göttlichkeit künftigen Paradieses in sich tragen?"

Johannes horcht auf. Dann sagt er zögernd: „Nein, das erträgt die Welt nicht. Vielleicht – ertragen sie es nicht einmal selber. Aber dies ist ein Grad der Verdammnis, den ich lächelnd trüge. Ach, Ursula, was ist der Fluch der Welt gegenüber dem ehernen Gesetz Gottes? Die Verdammnis der Welt nähme ich leicht auf mich, wenn mich Gott dafür von dem Gesetz befreite."

Ursulas Gesicht bekommt einen wehen und gequälten Ausdruck.

„Johannes –" mahnt sie leise. Fast bittend. Er steht auf und spricht, den Blick ins verglühende Feuer gebohrt, weil er Furcht hat, sie anzusehen: „Ich weiß, daß du nichts dafür kannst. Ich stehe unter dem Geheimnis, werde sterben und wieder geboren werden und wieder sterben und suchen und suchen, bis Gott bestimmt hat, daß wir uns erfüllen."

Ursula schüttelt den Kopf.

„Wach auf, Johannes. Es ist doch alles nur ein Traum."

Er dreht sich zu ihr.

„Ja, es ist nur ein Traum."

„Gehst du?"

„Ja."

„So will ich Anjuta sagen, daß Filka den Hassan holt."

„Ich sage es selbst. Begleitest du mich noch hinaus? Ich lasse ihn dann vor die Allee führen."

Ursula nickt, und Johannes verläßt das Treppenhaus. Sie lehnt am Kamin und steht so und schaut immer ins Feuer. Das kleine Flämmchen von ehedem ist ein gebrechlicher Greis geworden, ein Greis vor dem Sterben. Sie bemerkt es nicht.

Johannes tritt ein. Sie gehen durch das Musikzimmer nach der Terrasse.

Draußen ist der Mond aus dem Walde gestiegen, eine rötliche Dreiviertelscheibe. Der Himmel ist wolkenlos, die Sterne flimmern

so nahe, daß man denkt, es seien Lichter im Raum angesteckt. Ein kühler Wind rauscht in den Kronen des Parks. Er bringt den Geruch warmen, aufbrechenden Ackers, den süßen Hauch der Veilchen, die in dieser Nacht die kleinen Köpfe aus der grünen Hülle strecken, er streicht über die klebrigen Äste, daß es in den Knospen pocht und und brodelt. Morgen schon wird die Welt einen braunen Schimmer haben.

Johannes und Ursula sind schweigend den Kiesweg und die Allee hinunter zur Pforte gegangen. Draußen steht Filka mit Hassan. Hassan stampft und macht „Prrr..." Ursula klopft ihn auf die Stirn und faßt ihn liebevoll um die kalte Schnauze „Prrrch!" macht Hassan wohlgefällig.

Johannes schickt Filka weg und lehnt sich über den Sattel, den Blick in den Mond getaucht. Er will etwas sagen, wagt aber nicht, es auszusprechen. Ursula spürt es, sieht ihn an und tritt zu ihm.

„Wie der Mond schön ist."

„Ja", sagt Johannes, „er ist schön. Gestern sah ich ihn überm Hagenberg aufgehen, wo das Kreuz steht, weißt du? Da sind mir ein paar Verse eingefallen."

„Sag sie."

„Nein, bitte, denke nicht, daß ich meine Gedichte... Es ist nur, weil diese Verse mit dem, was ich vorhin erzählte, irgendwie –"

„Aber Johannes, was redest du bloß?"

Er sieht sie dankbar an, lehnt sich wieder über den Sattel, greift mit der Rechten in Hassans Haare und spricht stockend und verlegen:

„Durch das offne Gitter bricht der Duft
Eines Morgens, der aus Sternen stammte.
Überrieselt noch vom Tau, entflammte
Er die herbe, violette Luft.

Springt der Felsen? Bröckelt tote Gruft?
Jubelt schon ins Leben der Verdammte?
Oh, wir Fröste, winterlich Entstammte,
Rauschen auf wie Ströme, die Er ruft.

Stand sein Kreuz als fürchterliche Klage
Auf dem Berge gleich dem Schrei der Welt,
Daß der Wind ihn durch die Gassen trage.

Nun umarmt er gütig seine Kinder,
Ist dem Heimatlosen zugesellt
Und hat Gnade für den größten Sünder."

Wie er fertig ist, steigt er in den Bügel, ganz als gelte es, eilig den Platz zu verlassen.

Ursula sieht ihm ins Auge. Wieder ist ihr Blick gequält und voller Schmerz. Er küßt ihre Hand und bittet sie, ihn bei Frau von Harras zu entschuldigen. Er will eben Hassan die Schenkel geben, da beugt er sich noch einmal hinunter und sagt beinahe lächelnd: „Ich danke dir für das ‚Du', Ursel."

Sie schüttelt den Kopf.

„Nur heute, Johannes, Geheimnis wollen wir nicht vor andern haben. Und Elisa mag ich nicht kränken."

„Aber wir haben uns doch als Kinder geduzt?"

„Wir sind heute keine Kinder mehr."

Er lächelt bitter.

„Leb wohl, Johannes. Dein Gedicht ist sehr schön."

Über sein Antlitz fliegt ein Lichtschein. Er grüßt und reitet davon.

In der Diele trifft Ursula ihre Mutter und bestellt Johannes' Abschiedsgrüße. Sie sprechen noch ein paar Worte, dann küssen sie sich zur Gute Nacht.

9

Ursula wollte mit dem Wagen zum Bahnhof fahren, und die Mutter sollte Axel und Wera im Schlosse erwarten. Im letzten Augenblick fand Frau von Harras diesen Beschluß grausam und äußerte den Wunsch, sie zur Stadt zu begleiten. Doch Ursula wurde energisch. Sie verbot es ihr auf das allerstrengste. „Damit du nachher krank zu Bett liegst und deinem Sohn wegstirbst."

„Ich werde ihm nicht wegsterben."

„Du wirst ihm wegsterben."

„Ich werde hier zugrunde gehen vor Aufregung. Wenn der Zug nun Verspätung hat?“

„Er hat bestimmt Verspätung.“

„Du weißt nicht, wie einer Mutter zumute ist.“

„Ich weiß, wie einer Tochter zumute ist, die ihre Mu kommandieren muß, weil sie nicht Vernunft annimmt.“

„Also ich bleibe schon. Geh nur, geh! Sonst kommst du zu spät.“

Ursula umarmte ihre Mutter und küßte sie auf beide Augen.

„Sei nur stark, Muing. Uns allen geht es jetzt so. Ihm auch.“

„Ach, für ihn bin ich eine fremde Frau!“

„O Gott, o Gott ...! Wahrscheinlich eine entfernte Tante. Du hast ja nette Vorstellungen von meinem Bruder.“

„Ich begreife nicht, wie du so ruhig sein kannst, Ursel! Geh jetzt.“

Ursula lief die Treppen zu ihrem Schlafzimmer hinauf und zog sich gemächlich um. Von oben sah sie, daß Filka schon draußen wartete. Die beiden Apfelschimmel Paul und Peter scharrten. Filka saß aufgerichtet wie ein Götze. Sein Bart stand steif ab. Er hatte seine Tscherkessenmütze auf den Kopf gestülpt und den Galapelz angezogen. Wenn Axel den Filka sieht, denkt er, wir leben in Sibirien.

Wie sie ihr Haar ordnete, merkte sie, daß ihr die Hände zitterten. Sie lachte darüber nervös auf. Im Spiegel betrachtete sie ihr Gesicht einen Augenblick. Unter den Augen lagen ganz leichte Schatten. Rechts neben dem Mund, der glücklicherweise seine hübsche, rote Farbe hatte, entdeckte sie einen kleinen Pickel. Wahrhaftigen Gottes! Der hatte gefehlt. Sie zuckte die Achseln. Also dann eben mit Pickel zur Station! Was soll man schon machen? Gott, der meinen Hals erschuf, hat auch den Pickel erschaffen, würde Pastor Lurich sagen.

Es klopfte.

„Du, Mulling? Ach so, ob ich fertig bin? Ja, ich bin fertig. Der Filka wartet schon? Ich weiß, ich weiß. Den Mantel noch, wenn du gestattest. Soll ich den Pelz anziehen? Du hast recht, es wird auf den Abend kühl. Ach nein, ich werde lieber den Mantel mit dem Chinchilla anziehen. Im Wagen ist ja für die Füße eine Pelzdecke da. Aber wenn Wera friert? Ja, mein Himmel, dann wird sie davon auch nicht wärmer, daß ich einen Pelz anhabe. Ach so, sie soll

die Decke –. Nu schön, still, still, ich bin ganz gehorsam, ich ziehe schon den Pelz an."

„Er kleidet dich auch so gut."

Ursula blieb stehen und sah die Mutter mit Augen an, in denen ein Prasselwetter von Lachen saß.

„Ach, deshalb –?!"

„Nicht deshalb, wirklich nicht deshalb. Doch warum sollst du ihn nicht anziehen, wenn du obendrein noch hübsch drin aussiehst?"

„Warum soll ich auch nicht –?"

„Ich will wirklich meine Kinder nicht eitel machen und kann es auch gar nicht hören, wenn alle sagen, du seist hübsch, aber wenn dir nun schon einmal der Pelzmantel –"

„Ich hab' ihn schon an!!"

„Ja, so geh doch nur, geh, geh –! Du kommst viel zu spät zur Stadt. Es ist schon vier Uhr, über vier ist's schon!"

„Adieu. Kuß!"

Frau von Harras drängte Ursula sanft von sich weg zur Tür.

Plötzlich drehte Ursula sich um.

„Du, Mui, Muing, Mulling? Eine furchtbar wichtige Frage: Soll ich nicht lieber den Schleier nehmen? Ich habe hier rechts einen blöden Pickel. Was?"

„O du liebe Zeit! Und da dachte ich, sie sei nicht eitel! Er wird dich verleugnen, wenn er dich sieht, und einen Kuß kriegst du auch nicht von ihm."

„Ho ho, das kommt auf mich an. Vielleicht will ich gar keinen haben."

„Also so geh doch nur, Ursel! Quäl mich nicht!"

Sie flog die Treppe hinunter, in den Wagen, die alte Kulle schloß heulend vor Aufregung über das bevorstehende Ereignis den Schlag. Hü! sagte Filka. Die Apfelschimmel griffen aus. Ursula winkte und freute sich. Es roch um sie nach Pferd und frischen Tannen.

Sie lehnt den Kopf zurück und schließt die Augen.

Die Pferde trappeln, der Wald fliegt vorbei, Äcker wachsen auf, Hütten, Bauern am Wege. Trappel, trappel, trappel. Vorbei. Der Wald rechts weicht zur Seite, ein sanftes Hügelland breitet sich aus. Eluisenstein. Grüßende Landleute. Die alte Petersen. Schudat. Gu-

ten Tag, guten Tag. Balalaika. Krähenruf. Letzte Hütten; rechts das Hügelland läßt einen schmalen Streifen See frei. Jetzt über die Brücke, wo die Birken mit gelbbraunen Zweigen ihr zuwinken. Da steht einer. Chaim Geländer. Was tut er da? Er steht und sieht ins Flußtal hinüber nach Wausk. Trappel, trappel. Guten Tag, guten Tag. Weiter. Nur noch zwölf Werst zur Stadt. Nur noch zwölf Werst...

Wieder lehnt sie sich zurück. Der Rhythmus des Wagens paßt zu den kleinen Bach-Variationen, die sie vor ein paar Jahren spielte. Sie summt sie alle hintereinander, Filka knallt mit der Peitsche, und Peter und Paul klappern mit den Hufen dazu. Dann wird ihr auch dies über. Sie hüllt sich fester in ihren Pelz, denkt etwas, das nur ihr allein gehört, das niemand kennt, niemand weiß, niemand wissen wird. Sie lächelt, aber es ist Wehmut darin.

Als der Wagen an Hohenfichte vorüberfährt, sieht sie Paul mit Frau von Schablonski bei jungen Rosenstecklingen stehen. Jetzt blicken sie her, erkennen Ursula und winken. Sie machen fragende Gebärden. Ursula bejaht und zeigt in der Richtung auf die Stadt. Frau von Schablonski, eine große schöne Dame mit kohlschwarzen Augen, blickt ihr gerührt nach. Paul läßt eine Kußhand hinterher fliegen, aber sie fliegt nicht so rasch wie der Wagen und liegt nun im Staube der Landstraße. Ich will deine Kußhände nicht, denkt Ursula. Trappel, trappel, trappel. Gott, was diese beiden Rösser für große Hinterteile haben. Zwei runde, muskulöse, unglaublich dumm ausschauende Hinterteile. Axel wird denken: zwei Apfelschimmel, so groß wie Lastpferde, ein Landauer auf Gummi, Stallgeruch und Ackererde, Krähen und junge Tannen, das wird fortan dein Land sein. Und kommt aus New York, wo die Häuser vierzig Stock hoch sind und die Bahnen über der Erde und auf der Erde und unter der Erde fahren. Das kann ja nett werden. Nett kann das werden, machen wir uns auf das Schlimmste gefaßt. Außerdem werde ich ihn auf dem Bahnhofe nicht erkennen. Das hei t, Kohl, natürlich werde ich ihn erkennen. „Guten Tag, Axel", werde ich sagen, „da bist du ja. Eigentlich habe ich dich mir anders vorgestellt, aber schließlich gefällst du mir auch so. Ja, ich bin Ursula. Natürlich. Wer sollte ich wohl sonst sein." Vermutlich gibt's dann einen

Kuß, und Wera kriegt wahrscheinlich auch einen. O Gott, was ich für einen Unsinn zusammendenke. Ich werde gar nichts sagen. Ich werde sagen: „Guten Tag, Axel“ und die Hand ihm hinstrecken, und das wird alles sein. Und zu Wera werde ich sagen: „Ich bin Ursula. Darf ich Du sagen?“ Natürlich, wird sie sagen. Und das ist alles. Natürlich bin ich auch viel zu früh auf dem Bahnhof. Muing konnte es ja nicht mehr aushalten.

Ob er einen Bart hat? Frau von Brodem sagt, alle Amerikaner trügen Bärte. Das ist selbstverständlich Unsinn. Das hat sie nur gesagt, um sich interessant zu machen. Außerdem ist sie gar nicht in Amerika gewesen, sondern in Paris. Und Paris ist nicht New York. Er hat bestimmt keinen Bart. Vielleicht aber doch? Vielleicht sogar einen, der bis auf die Brust reicht, wie der alte Nolk? Nein, das wäre fürchterlich. Einem Mann mit Bart könnte ich keinen Kuß geben. Ich hasse Bärte. Meistens riechen sie irgendwie. Säuerlich oder auch nach Tabak, nach Suppe oder so. Wenn Superintendent Kugelfest mir einen Schmatz gibt, wird mir regelmäßig etwas übel. Zweifellos riechen alle Bärte. Außerdem zerren sie die Lippen auseinander, daß sie breit und feucht werden. Scheußlich. Eberhard hat einen Spitzbart. Sandor nur einen ganz kleinen auf der Oberlippe, und Johannes, Gott sei Dank, gar keinen. Armer Johannes, ich habe dich lieb, aber ich glaube, ich kann dich nicht lieben. Herrgott, da sind ja schon die ersten Häuser. Nein, ich gebe ihm keinen Kuß, bestimmt nicht. Die ersten Häuser. Nun, in fünf Minuten sind wir am Bahnhof. Außerdem zweifle ich keinen Moment daran, daß der Zug eine Stunde Verspätung hat und ich wie ein Schaf auf dem Perron stehen und warten muß.

Wie der Wagen am Dom vorüberfährt, hört Ursula Orgelspiel. Sie läßt Filka halten und horcht hinüber. Drinnen spielt der alte Organist Sauerwein, mit dem sie schon ein paarmal musiziert hat. Sie unterbricht sich oh, das ist ja ... Bleib mal hier stehen, Filka, ich gehe einen Augenblick hinein. Filka denkt: ich habe eine fromme Herrin! Er bekreuzigt sich und brummt etwas. Ursula ist die Stufen zum gotischen Portal hinaufgelaufen, öffnet leise die schwere Tür, da schwillt ihr der strömende Gesang des mächtigen Instruments entgegen. Sie kennt ja diese Fuge. Nein doch, Ursel, was bist

du unmusikalisch, das ist ja keine Fuge. Das ist das Rezitativ aus der F-Moll-Sonate von Mendelssohn. Jawohl, und jetzt muß gleich der brausende Schlußsatz kommen. Er kommt. Ursula schließt die Augen und läßt Wellen der Töne sie in Strömen überrieseln. Wie wohl das tut! Jetzt steht ein voller Ruf stark mit schwingendem Fittich im Dom. Stille. Zu Ende. In den Gewölben zittert es. Sie blickt auf und sieht einen Lichtschimmer über die Pfeiler huschen, und der Raum wächst ins Grenzenlose.

Wie Ursula in den Wagen steigt, ist ihr, als habe sie lange in geweihtem Bezirk geweilt. Sie fühlt sich ganz besonnt, rein und von süßer Ruhe erfüllt. Der Tag neigt sich in mildem Gold. Die Welt ist schön, sie freut sich auf den Bruder.

Der Zug aus Riga hatte nur siebzehn Minuten Verspätung. Vierzehn Minuten ging Ursula in der Bahnsteighalle, die nach Sonnenuntergang offen war, auf und ab. Ging auf und ab. Setzte sich. Sprang auf, fragte einen Bahnbeamten, ob der Zug –. Nein, noch nicht. Er habe keine Verspätung. Aber es sei ja schon eine Viertelstunde drüber. „Nu, was ist eine Viertelstunde. Eine Viertelstunde ist gar nichts." Sie setzt sich wieder. Wartet. Eine losgelassene Lokomotive saust vorüber, als wäre sie entlaufen und habe ihre Kinder irgendwo auf der Strecke liegen lassen, die lästige Bagage los zu sein. Ein Mann geht über das Geleise. Ein anderer mit roter Mütze ruft ihm etwas zu. „Nu choroschó!" sagt der Mann auf dem Geleise und klettert auf den Bahnsteig. Eine Glocke tönt. „Ftoroi swanok" denkt Ursula mechanisch. Sie sieht in den Abend. Ein spitzer Kirchturm und zwei Giebel stehen auf Goldgrund. Bald werden die Kraniche kommen und die Stare, und der Kuckuck wird in den Wäldern rufen. Oh Gott, das Leben ist ja so schön.

Ein Pfiff. Rufe. Der Zug kommt! Sie springt auf und sieht über die großen, schwerfälligen D-Zugwagen, ob sie nicht Axels Gesicht am Fenster entdeckt, das sie doch gar nicht kennt. Nein, weiß Gott, sie hat keine Ahnung, wie er aussieht. Die D-Zugwagen fahren bärenhaft langsam, immer langsamer, immer behäbiger. Aber wenn man an einem stehenbleibt und denkt, nun steht er auch, so fährt er immer noch ein Stück weiter. Also wohin? Rechts? Links? Stehenbleiben? Soll ich winken? Nein, winken hat natürlich gar

keinen Sinn. Ich werde einfach „mit suchenden Augen" herumgehen, und wenn er mich dann nicht entdeckt, soll er sehen, wie er allein nach Schloß Windsloh kommt. Pfui, Ursula! Aufpassen!

Der Zug hält.

Es steigen nicht allzu viele aus. Auf sie zu kommt ein Herr in schwarzen Koteletten. Er sieht sie fragend an. Sie bleibt stehen. Er – geht weiter. Sie sieht ihm nach. Er fällt irgendeinem Frauenzimmer in die ausgebreiteten Arme. Gott sei Dank. Indessen: wo ist Axel? Sie läuft zur Sperre. Da drängen sich Menschen. Nein, hier ist er gewiß nicht. Wie dumm, daß wir kein Erkennungszeichen abgemacht haben! Gewiß werden wir aneinander vorüberlaufen.

Plötzlich bleibt ihr zwei Sekunden lang das Herz stehen. Warum? Warum bleibt ihr das Herz stehen? Sie sieht einen ganz fremden Herrn mit breitem Reisemantel und Mütze drei Schritte vor sich. Er gibt einem Gepäckträger den Handkoffer, Herrgott ja, und zeigt ihm einen Zettel. Der Gepäckträger sagt etwas und deutet nach rechts. Dabei dreht er sich um und sieht auf Ursula. Und Ursula sieht auf ihn. Ein, zwei, drei Sekunden starren sich beide an. Dann sagt der fremde Herr mit etwas englischem Akzent: „Ich habe dich zuerst erkannt."

„Axel ..."

Er gibt ihr die Hand. Hinter seiner Hornbrille sehen zwei dunkle Augen sie erstaunt und ganz merkwürdig an. Muings Augen.

„Du hast Muings Augen, Axel."

Er sieht aus –. Er sieht aus wie sie. Wie Mui und wie sie und wie Papa. Nein, nicht wie Papa. Wie, weiß ich nicht. Er trägt keinen Bart. Keine Spur von Bart.

Rechts und links von den Mundwinkeln sitzen kleine Grübchen. Aber nur wenn er lächelt. So wie jetzt. Warum sagt er nichts? Aus demselben Grunde, aus dem sie auch nichts sagt. Beide sprechen kein Wort.

Axel nickt und berichtet dann mit Wichtigkeit, er habe zwei große Koffer aufgegeben. So große Koffer; natürlich, denn er habe aus New York mancherlei mitgenommen, das könne sie sich denken. Ja, und Wera sei rasch hinübergelaufen zum Gepäckwagen, um nach

den Koffern zu sehen. Wera verstehe so etwas vorzüglich. Sie erledige das alles besser als er.

„Du, Axel, die Koffer sind beide da!" Diese Stimme und ein Schatten und gleich darauf ein Mensch zwischen ihnen – das war alles eins. Wera von Harras. Sie trägt ein Reisekostüm mit Pelz, einen grauen Hut und Schleier. Sie hat rote Wangen, schwarze große Augen, einen großen Mund, weiße Zähne, blickt Ursula starr an und sagt, als ob sie laut sprechen wolle und plötzlich nur noch leise sprechen könne: „Das ist Ursula?"

„Ja, das ist meine Schwester. Und das ist Wera."

Wera ist etwas größer als Ursula. Sie ist eine schlanke, bewegliche Erscheinung, elegant, interessant, siegesgewiß. Ursula kommt sich ganz mädchenhaft dumm neben ihr vor. Sie reichen sich die Hände. Wera sagt: „Wenn wir keine Schleier hätten, müßten wir uns einen Kuß geben."

Ursula streift den Schleier auf und lächelt sie an. Wera den ihren. Zwei frische junge Frauengesichter nähern sich, schauen sich in die Augen, küssen sich. Schweigen.

„Also wie ist das mit dem Koffer?"

„Die Koffer sind beide da. Ich war zugegen, wie ein paar Boys sie schimpfend ausluden. Nach zehn Minuten können wir sie haben.

„Das nützt uns nichts, Wera. Sie müssen nachgeschickt werden. Ist das möglich?"

„Aber ja, Axel, der Filka kann sie morgen holen, wenn es morgen noch Zeit ist."

„Gewiß, gewiß, wir haben das Nötigste bei uns. Wo ist denn der Mann mit dem Handgepäck?"

Der Mann mit dem Handgepäck steht mit entzündeten Augen hinter der Gruppe und wartet.

„Also los. Hat er alles?"

„Ja, er hat alles."

„Auch das Plaid?"

„Jawohl."

„Aber die Regenschirme? Wo hast du denn die Regenschirme, Weri?"

„Die sind doch im Plaid!"

„Also dann können wir gehen.“

„Gehen wir.“

Axel zögert einen Moment. Er sieht seine Schwester an. Lächelt.

„Jetzt habe ich eine Schwester.“

Sie nickt und denkt: Und ich einen Bruder.

„Führst du uns?“

„Ja.“

Das war die erste Begegnung. Und man kann sagen, daß sie beinahe so ausfiel, wie sie sich Ursula gedacht hatte.

Als Axel und seine Frau an den Wagen treten, sitzt Filka unglaublich steif und vornehm oben. Seine Tscherkessenmütze gibt ihm ein gewaltiges Aussehen. Jetzt steigt er schwerfällig hinunter, öffnet den Schlag und grüßt tief.

„Good bye“, sagt Axel.

„Das ist der Kutscher?“ fragt Wera.

„Es ist unser Filka. Er kannte dich schon als kleinen Jungen.“

„Ach nein!“ Axel, der eben einsteigen will, dreht den Kopf zu dem eisgrauen Tscherkessen neben ihm.

„Sie kennen mich?“

„Sag ‚du‘, Axel!“

Filka reißt die Mütze noch einmal ab. „Jawohl, zu dienen, ich kenne Euer Gnaden von Kindesbeinen an, wenn ich so sagen darf.“

Axel lächelt. Die Grübchen gucken vor. Er blickt dem großen Mann in die wasserblauen Augen.

„Sieh mal an. Das nenne ich ein hübsches Wiedersehen. Da hättest du mich wohl gar nicht mehr wiedererkannt?“

„Mit nichten, zu dienen. Euer Gnaden sehen noch ganz genau so aus.“

Wera und Axel lachen hell auf.

„Das finde ich entzückend! Ist das wahr, Ursula? Du kannst es am Ende auch noch beurteilen?“

„Ich kann es nicht gut mehr beurteilen, Axel.“

Der Wagen fährt ab. Axel betastet ihn sekundenlang, sieht sich um. Sieht die Stadt, den Dom, Kirchtürme, Häusergiebel, Sonnenuntergang und Krämerläden. Sieht Ursula und bleibt an ihren

ruhigen, verschleierten Zügen hängen. Sie blickt ihm in die Augen. Wera lacht. Für Axel gebiert sich aus dieser Stunde eine versunkene Welt, und ungeheure Erregung läßt ihn kein Wort mehr finden.

Sieh, dies ist das Land, in dem du geboren wurdest. Diese verwehenden Felder, diese sanften Hänge und Waldungen, diese goldenen Horizonte, diese Bauern, diese Wege – das ist dein Land. Deine Heimat, deren Rhythmus der deine, deren Seele deine Seele ist. Alles was gewesen, versinkt. Eine Millionenstadt bricht ein. Brücken und Paläste stürzen, Häfen und donnernde Hammerschläge des Lebens fallen stumm zusammen vor der Ruhe dieses weiten Landes. Die violette Tiefe dieser Wälder schluckt den reichsten Erdteil ein. Der Rauch aus jener geringen Hütte ist herrlicher als alle Feste der Milliardäre. Der Krähenflug, der Geruch keimender Erde, die Pfützen, in denen der Abend liegt, die wehenden Wolken, fliehenden Rehe, Gesang und Stallgeruch, es wächst, es schwillt hoch, es umkrampft sein Herz, es überwältigt ihn.

Ursula berührt leicht sein Knie: „Das ist Eluisenstein."

Er nickt nur.

„Dort oben siehst du Windsloh."

Wo seine Mutter ihn erwartet. Er schaut sich nicht um. Er nickt nur und schweigt. Der Weg, den sie gefahren, läuft mitten hinein ins Abendrot.

Wera blickt ihm in die Augen. Er sieht es und lächelt, wie man lächelt, wenn man eine große Weisheit gefunden hat, die kein andrer kennt.

Der Park rauscht.

Die Allee öffnet sich.

Es knirscht der Kies. Sie halten vor der Terrasse.

Oben steht seine Mutter. Schwarz und schmal mit großen suchenden Augen. Er springt aus dem Wagen. Er läuft die Treppen hinauf. Er fühlt sein Kinn zucken. Er sinkt in ihre Arme, und wie er ihren zerbrechlichen Körper umfängt, spürt er das Zittern des Leibes so stark, daß ihm der Atem schwindet. Und ihr Herzschlag pocht in seinem Blute.

Wera weint. Ursula läuft in ihr Zimmer. Oben wirft sie sich schluchzend über das Bett.

10

Dieser Tag wölbte sich über sie wie ein Dom.

Der alte Ewald bedient mit schneeweißen Handschuhen. Sein Gesicht ist edle faltige Würde. Dies ist ein erhabenes Mahl im Schlosse Windsloh. Die Silberleuchter sind entzündet. Herrlichster Damast glänzt auf dem runden Tische. Veilchen quellen aus flachen Vasen. Kristalle funkeln. Silber fängt die Lichter ein und blitzt auf in zitternden Händen von vier Menschen, die nun Kreis und Heiligtum einer Familie, Ring eines Geschlechtes sind. Sie sprechen wohl und lachen, unterbrechen sich und sehen sich an und erzählen hastig, überstürzt, erfüllt, beglückt. Doch in jedem von ihnen ist noch ein großes staunendes Schweigen. Jede Geste wird Symbol der Liebe, die verbindet. Jedes Wort sucht mehr zu sein als Wort, weil es wie goldener Tropfen aus übervoller Schale rinnt. Nie sind Augen so voll beseelter Liebe gewesen, nie Gebärden so rein. Vier Menschen, in denen nichts Unreines mehr schwelt, mochte vordem Schatten und Mißtrauen in jedem Herzen zuzeiten gelegen haben. Nun ist alles Dumpfe ausgelöscht. Sie sind ein Meer, in das die Sonne mitten im Zenit aus ungeheurer Höhe ihr Leuchtbild wirft, und alles Gewoge wird blau und weiß und jubelnde Beschwörung des Lichts.

Nur Gott mochte erkennen, wie zwischen ihnen, die an der runden Tafel einander sich gegenübersaßen, Verbindung sich zu Verbindung schloß und so ein Kreuz entstand, das unsichtbar zwischen ihnen lag als erhabenstes und grausamstes Symbol tiefen Lebens. Frau von Harras sah in die schönen, ein wenig ungebändigten Züge ihrer neuen Tochter. Axel, der ihr zur Linken saß, in das ruhige Gold des schwesterlichen Antlitzes. Blick flog zu Blick, und über der Mitte der Tafel trafen sich zwei magische Linien in einem seltsamen Punkt, der zu schimmernder Kugel wurde und aufstieg zum Palaste Gottes. Er aber sprach über ihrem kristallenen Glanz das Wort des großen Schicksals, das über dieses Haus wehen sollte. Und er hörte ihr reines Gelächter und vernahm ihren Ruf, der „Glück“ und „Ich danke dir, mein Gott“ hieß. Doch „Glück“ und „Dank“ sind Worte, die nur am Ende unsres Lebens stehen. Und in der Mitte wogt Sturm, Schuld und beseligendes Leid.

Gegen elf Uhr gingen Axel und Wera in ihre Zimmer, die ihnen Mutter und Schwester mit Sorgfalt und Geschmack hergerichtet hatten. Axel fand vor einem alten Gobelinsessel eins der drei Eisbärenfelle, von denen zwei wieder unten am Kamin lagen. „Sieh mal, Wera", sagte er, „mit diesem Eisbärenfell wollte mein Großvater Papa zu einem tapferen Manne machen." – „Wieso?" fragte Wera. – „Nun, er kroch in eins hinein, befestigte am Kopf ein Hirschgeweih und rannte dann huhu-rufend auf ihn zu. Papa fand das schon damals sehr abgeschmackt." – „Er befestigte ein Hirschgeweih?" fragte Wera und lächelte zweideutig. Axel bestätigte dies, setzte aber hinzu, daß sein Vater sich auch geirrt haben könne, als er ihm das erzählte. „Er phantasierte oft seltsame Geschichten zusammen." Immerhin, das Eisbärenfell habe diese Erinnerung wachgerufen.

„Wenn Papa, der nun vielleicht im Himmel ein gehorsamer Engel sein muß, was er nie auf der Erde hat sein wollen; wenn Papa, sage ich, mich hier in seinem alten Schlosse sähe, mich, den er durchaus zu einem Amerikaner machen wollte – ja, er würde auch denken, daß alles in der Welt rund ist und wieder in seinen Anfang zurückfließt."

Wera war schon im Schlafzimmer, wo sie sich entkleidete und wusch.

„Bitte, nicht mehr philosophieren, Axi", sagte sie nach einer Weile.

„Philosophiere ich? Ich sitze hier im Lehnsessel und denke so nach. Wie unendlich ist doch –"

„Was?"

„Ach, ich weiß nicht. Ich kann es dir nicht einmal sagen, my darling, was es ist. Ich fühle nur: unendlich, unendlich – groß, weit, Blick in Sternenräume. Ach Gott, ja." Er zündete sich eine Zigarette an.

„Gehst du nicht schlafen?"

„Ja, ich gehe schon. Ich rauche noch diese Zigarette. Ich bin von der Reise weniger ermüdet als erregt. Das kannst du nicht so verstehen, liebes Kind. Ich selber verstehe es auch noch nicht. Es ist, als habe irgendein überlegener Geist mir ein großes Geschenk gemacht, das ich in seinem Werte erst begreifen werde, wenn ich es ganz ent-

hüllt habe. Aber ich kann es nicht enthüllen, es muß von selbst geschehen. Ich kann nur dabeistehen und warten. Und erleben... Ach, Wera, sieh, dies ist ein ganz neues, ganz großes Er–leb–nis." Er dehnte das Wort und kostete es aus. „Ein großes Erlebnis. Erlebnisse kann man nicht von den Bäumen pflücken oder von der Landstraße auflesen. Erlebnisse sind Begnadungen. Und man muß sie haben können. Das kann nicht jeder, und ich bilde mir beileibe nicht ein, es so ohne weiteres zu können. Freilich, ‚Erlebnisse haben' kann man auch niemanden lehren. Es ist eine Reaktion der Seele, ein Ausschlag des Charakters. Also Schicksal. Natürlich! Denn es gibt kein andres Schicksal, als das im Charakter gesetzt ist."

„Jetzt philosophierst du doch, Ari", klang wieder Weras Stimme aus dem Schlafzimmer. Er hörte sie mit dem Wasser plantschen und sah etwas von einer nackten braunen Schulter. Im Bruchteil einer Sekunde flog ihm durch den Kopf, wie braun seine Frau sei gegenüber der weißen blonden Schwester.

„Ja, ich philosophiere ein bißchen, Wera. Laß nur. Es ist wie ein Abglühen nach heißer Fahrt. Es ist ein bißchen Ordnung schaffen, verstehst du? Ich bin noch ganz benommen. Wer bekommt denn mit einunddreißig Jahren eine Mutter und eine Schwester geschenkt! Und was für eine Mutter. O mein Gott. Wie unendlich stark lebt doch das Unbewußte im Menschen! Viel stärker als alle Bewußtheiten. Sieh, als ich aus dem Wagen stieg und sie sah, erfaßte ich auf einmal alles. Wie soll ich es dir sagen: es war, als ob aus ihren Augen, ihrer Haltung, ihrer zerbrechlichen Gestalt ein unsichtbares Feuer bräche und mir zuflammte, was sie in all den Jahren still und ohne Klage gelitten. Doch nicht das allein, nein, viel mehr. Ich weiß nicht, ich kannte sie auf einmal bis ins innerste Herz. Ja, dies ist deine ‚Mutter', jubelte es in mir. Nicht mit Worten, ich hatte ja gar nicht Zeit, mir darüber auch nur einen Gedanken zu machen, sondern es war, als ob Gott gesagt hätte: ‚es werde Licht' und es ward Licht. Ist dies nicht wunderbar? Alles ohne Worte. Ich lebte dort drüben in Forschungen und Gesellschaften und vordem in Armut, Sehnsucht und was weiß ich worin noch allem. Ich lebte ein Leben, das ich für mein Leben hielt. Ich dachte, dieser Mensch, der da ist, liest, arbeitet, vom Katheder zu Studenten spricht, sich quält,

froh ist oder sich kränkt, ist Axel von Harras. Dabei war alles nur eine Projektion dieses richtigen Axel auf irgendeine fremde Ebene außer mir. Der richtige Axel von Harras werde ich vielleicht jetzt erst sein, wo plötzlich mein Blut in verwandtes Blut schießt und mein Geist seine geistige Heimat entdeckt. Ich lebte in New York – das wird mir nun ganz klar – so kümmerlich wie ein... wie ein Gummibaum, der nach Kanada verpflanzt wird. Ein spiddiges Gewächs – siehst du, ich sage schon spiddig, was Ursula vorhin sagte, so rasch wird man wieder, was man gewesen – ja, ein spiddiges Gewächs, aber kein Baum."

Wera kam aus dem Schlafzimmer im Nachthemd und nackten Füßen zu ihm herübergelaufen, setzte sich in einen weichen Polsterstuhl ihm gegenüber und sah ihn an.

„Und nun wirst du ein Baum?"

Axel lächelte.

„Ja, das werde ich. Ich fühle schon, wie es in mir zuckt und brodelt. Dieses Jahr wird sehr stark in mir kochen. Dieser Frühling soll herrlich werden."

Er erhob sich. Flüchtig ging sein Blick über die schlanken, kräftigen Beine seiner Frau. Sie frottierte sie noch nachlässig, hob das rechte über das linke und trocknete sich die Zehen ab.

Nach der Reise tut das Waschen gut."

Axel stand am Fenster.

„Du hast doch schon heute nachmittag gebadet."

„Das genügt doch nicht, mein Sohn. Ich werde die nächsten Tage morgens, mittags und abends baden, um den Reisestaub herunterzubekommen."

„Du hast die Waschkrankheit wie Tante Mary."

„Also ich bitt' dich, Axel, wenn ich sauber bin, hab' ich die Waschkrankheit! Tante Mary tat überhaupt nichts andres, als daß sie sich wusch. Wie Lady Macbeth. Sie glaubte immer, Schmutzflecke am Körper zu sehen. Die sehe ich an meinem Körper wahrhaftig nicht."

Axel öffnete das Fenster und sog tief die Luft ein, die nach Schneeschmelze und jungen Tannentrieben duftete.

„Oder siehst du sie vielleicht an meinem Körper?" fragte Wera weiter.

„Nein, ich sehe sie auch nicht."

Wera drehte sich um.

„Du, bitte, schließ das Fenster, ja? Ich habe keine Lust, halbnackt in der kalten Aprilluft zu sitzen."

Axel schloß das Fenster.

„Ich finde es gar nicht kalt. Ich dachte mir meine Heimat unter Schnee, und nun standen heute abend Veilchen auf dem Tisch."

„Das waren Treibhausveilchen."

Axel nahm wieder im Lehnstuhl Platz.

„Nun, dann waren es Treibhausveilchen." Wera legte das linke Bein über das rechte und rieb sich die Zehen trocken, die schon trocken waren.

„Dann waren es in Gottes Namen Treibhausveilchen. Aber es ist doch Frühling in der Luft. Spürst du das nicht auch?"

Wera blickte mit ihren großen schwarzen Augen, die so schwermütig aussehen konnten, ihm beinahe vorwurfsvoll ins Gesicht. Dann nickte sie ein paarmal heftig.

„Nun also. Siehst du, Weri, du bist noch fremd hier, du schwarzbraunes Frauenbild mit deinem so viel rascher laufenden Blute. Aber warte nur, dies Land ist stark und gütig zugleich. Es wird dich sogar verändern und wird –"

„Ich will aber gar nicht!" unterbrach ihn Wera ärgerlich. „Ich will bleiben, wer ich bin und wie ich bin. Vielleicht ist dies Land sehr schön und die Menschen Engel und noch etwas, aber ich will gar kein Engel werden und bleiben, was ich bin. Und wenn ich hier nicht hineinpasse, so – so muß ich eben gehen!"

„Weri!"

Sie legte ihren wilden Mund in trotzige Falten. Streckte die nackten Beine auf dem Fell aus und sah sie böse an.

Axel beugte sich lächelnd hinunter, griff nach dem linken Fuß und umfaßte ihn wie eine Hand, die er freundschaftlich schüttelte: „Mein Kindchen ist müde, sonst redet es nicht so törichtes Zeug. Wo ich zu Hause bin, bist du zu Hause. Laß mich doch heute wenigstens oder diese Tage noch bewegter von allem sein, als ich es deiner Meinung nach sein müßte. Du bist doch sonst so gescheit, also kriech hinein in meine Seele und schau einmal aus meinen Augen in diese neue

Welt. Müßte ich nicht ein Stein sein, wenn ich jetzt Zeitung läse oder –"

„Du sollst ja gar nicht Zeitung lesen", sagte Wera und spielte am Saum ihres Hemdes. „Du sollst nur nicht –! Ach, ich weiß nicht. Ich geh' schlafen."

Sie erhob sich ärgerlich und tapste ins Schlafzimmer ab. Dabei hatte sie, wie alle Frauen, welche nicht gewohnt sind, ohne Schuh und Strümpfe zu laufen, einen kurzschrittigen, kindlichen Gang. Er bemerkte aber, daß sie in der sicheren Erwartung, daß er ihr nachschauen werde, ihm einen schnurgeraden Nacken zeigte.

„Hast du schon deine Freiübungen gemacht?" rief er ihr hinterher.

Sie antwortete nicht.

Axel zündete sich eine zweite Zigarette an und hörte, wie sich seine Frau zu Bett legte. Er ging wieder zum Fenster. Draußen war lichtlose Nacht. Der Himmel bezogen. Er vernahm deutlich Hundebellen und das eintönige Rauschen der Tannen und Nußbäume, die an diesem Schloßflügel standen.

„Ich mache heute abend keine Freiübungen", hörte er Weras Stimme plötzlich aus dem Schlafzimmer.

„Da hast du recht, geh nur schlafen. Ich bin auch müde und komme gleich."

So entstand ein Schweigen. Axel schritt rauchend auf und ab. Er öffnete die Tür zum Nebenzimmer, das sein Arbeitskabinett sein sollte. Es schlug ihm eine kühle, noch unbewohnte, gewissermaßen ausgescheuerte Luft entgegen. Er nahm eine Kerze und ging hinein. Der Lichtschein fiel gerade auf das Ölporträt seines Großvaters. Es war ein Brustbild mit allen Orden und Ehrenzeichen. Der graue Bart stand steif über dem Kragen. Die Augen fixierten ihn trotzig und scharf. Gebieterische Augen von grünlicher Farbe. Der Mund edel geschnitten mit einem etwas dekadenten Zug. Woher hatte nur Papa diesen sinnlichen, aufgeworfenen Mund! Großvater hat ihn doch nicht gehabt, dachte Axel. Wahrscheinlich von der Großmama. Er stellte den Leuchter auf den Schreibtisch.

„Axel?" hörte er Weras Stimme.

„Ja?"

„Gehst du denn noch nicht zu Bett?"

Axel löschte die Kerze und begab sich wieder in seine Eisbärecke, wo er die Zigarette im Aschbecher zerdrückte. Er gähnte.

„Du hast recht, es ist bald zwölf Uhr. Ich komme schon."

Betrat das Schlafzimmer und sah Weras schwarzhaarigen Kopf mit den großen Kinderaugen in den Kissen. Wie Schokolade in Schlagsahne, mußte er denken. Lachte kurz auf.

„Warum lachst du denn?" fragte sie mißtrauisch.

„Ach, nur so..."

„Nur so?"

„Ja, es ist wirklich absolut unwichtig. Ich mußte, als ich dich eben sah, an Schokolade in Schlagsahne denken."

Wera blieb ernst und drehte den Kopf zum Fenster. „Hättest du wenigstens Baiser gesagt", murmelte sie vor sich hin.

Er entkleidete sich langsam, wusch sich und schien vor sich hinzugrübeln. Wera warf ihm bisweilen einen forschenden Blick zu. Dann drehte sie sich nach der andern Seite und schloß die Augen. Er sah das etwas tierhafte braune Gesicht mit den prachtvollen Augenbrauen, die wie Fermatenzeichen über die Lider gesetzt waren, nachdenklich an und dachte einen Augenblick, daß dieses romanisch hitzige Frauenwesen am Ende wirklich nicht in die gehaltene und seltsam beherrschte Atmosphäre dieses Hauses passe.

Wera schlug die Augen auf.

„Du schläfst noch nicht?"

„Blödsinn", sagte Wera. „Ich denke nicht daran."

„In fünf Minuten wirst du weg sein, mein Liebling."

„Wenn du es so genau weißt?" Sie schaute in die Ecke.

„Ist es nicht lustig", sagte Axel, „daß man uns hier ganz altväterlich ein gemeinsames Schlafzimmer gegeben hat? Wo wir beide doch vom ersten Tag unserer Ehe an getrennt schliefen?"

Weras schwarze Augen suchten Axels Blick.

„Wir müssen unbedingt deiner Mama morgen sagen, daß wir getrennt schlafen wollen."

Axel wehrte schläfrig ab. „Natürlich. Gewiß. Es hat ja Zeit. Sie wird es vielleicht nicht gleich verstehen. Das sieht so nach beginnender Zersetzung aus."

„Sie muß es verstehen. Ich meine –"

„Aber ja", beschwichtigte sie Axel, „es wird ja geschehen. Sei nur nicht so schrecklich kratzig, my heart."

Wera warf sich mit Entschiedenheit auf die andre Seite.

Axel löschte das Licht.

„Gute Nacht, Weri, wo ist dein Mäulchen?"

Wera regte sich nicht.

„Will nicht?" Er atmete die Luft tief ein. „Nun, wird schon wieder zu gelegener Zeit wollen. Gute Nacht."

Stille.

„Gute Nacht", sagte Wera nach einer Weile kurz und scharf.

Axel behielt die Augen offen. Es war finster im Raum. An das Fenster schlug eine Ranke. Draußen erhob sich von Zeit zu Zeit ein Wind und blies ein paar Seufzer durch die Baumkronen. Der Geruch von feuchter Gartenerde, von klebrigen Blättchen und jungen Trieben hauchte ihn kühn und wundervoll beruhigend an. Ich bin zu Hause, dachte er. Bei meiner Mutter bin ich. In meiner Heimat. Auf meiner eigenen Erde. Ach, wie schön, wie schön ist diese große, duftende Ruhe. Er fühlte sich müde werden und hatte die undeutliche Empfindung, als ob das Wort Erde mit dem Begriff Isothermen der Meeresoberfläche identisch sei und beides zusammen einen Reim gebe.

Da schrak er aus Halbschlaf auf. Denn er hörte deutlich weinen. Es war Wera.

„Wera?"

Sie schluchzte.

„Ja, Weri, was ist dir denn?"

Er näherte sich ihr. Sie stieß ihn zurück. Ihr Gesicht war tränenüberströmt. Er streichelte sie stumm und zärtlich. Er überlegte, was sie überfallen haben konnte. Plötzlich begriff er.

„Du?" sagte er. „War ich vorhin taub?"

Sie schüttelte den Kopf. Doch sie schüttelte den Kopf so, daß er wußte, wie es um sie stand. Nun lächelte er. Doch sie sah es nicht. Sie tat ihm unendlich leid und rührte ihn in ihrer süßen Schwäche. Und er trug sie sanft in die purpurne Dämmerung eines Glückes, das kurz aufzuckte und im Schlaf erlosch.

Er lag noch lange wach und spürte in der großen Harmonie dieses

neuen wunderbaren Lebens einen fremden Klang, der dumpf war und aus unbekannter Ferne kam.

II

Als sich Ursula ihr langes Nachthemd übergeworfen und die kleinen rotseidenen Hausschuhe, die sie ihre „Störche" nannte, angezogen hatte, verließ sie ihr Zimmer und lief den teppichbelegten Gang zum Schlafgemach der Mutter hin.

Frau von Harras lag schon zu Bett, erwartete sie aber und schalt, daß sie sich nicht den Pelz wenigstens über die Schultern gelegt hatte. Ursula antwortete nicht, beugte sich über ihre Mutter und umarmte sie wortlos.

Beide wollten wohl etwas sagen, aber als sie ansetzten, kam kein Wort über die Lippen. Sie lächelten und blickten sich mitten ins Herz. In ihrem Herzen aber war ein seltsames Licht erglüht, das hieß Dankbarkeit, Glücksfülle, angstvolle Seligkeit.

Nach einer Weile fragte die Mutter, indem sie fest Ursulas Hand umklammerte: „Nicht wahr, Wera hat dir doch auch gefallen?"

Ursula antwortete bereitwillig und fast stürmisch: „O sehr, Muing, ich habe sie jetzt schon lieb und weiß, daß wir die besten Freundinnen sein werden."

Frau von Harras schaute vor sich hin und nickte mehrere Male.

„Ja, sie ist vielleicht nicht schön, aber ich habe so einen altmodischen Geschmack und bin nie aus diesem Lande herausgekommen. Wenn sie nur Axel glücklich macht."

„Sie macht ihn glücklich. Bestimmt macht sie ihn glücklich. Du siehst ja, wie sie ihn manchmal anstrahlt und er sie auch, eigentlich."

„Findest du? Das beruhigt mich sehr. Mit meinen baltischen Anschauungen finde ich mich natürlich nicht gleich zurecht in diesen freieren. Es ist doch auch ein ganz andrer Erdteil, aus dem sie stammt."

„Nein doch, Muing, sie ist ja nur in Amerika aufgewachsen, wie Axel. Oder noch nicht einmal das. Ich glaube, sie hat sogar in Ber-

lin die Schule besucht und ging dann mit ihrem Vater nach New York. Sie ist eigentlich eine Deutsche und uns viel näher, als du denkst."

„Ich denke, Wera ist in Brüssel geboren?"

„Ach ja, du hast recht, sie ist in Brüssel geboren. Jetzt erinnere ich mich. Ihre Mutter war eine Polin, sagte sie mir."

„Dann habe ich mich verhört, Ursel. Ich dachte, oder mir war so, als habe Wera heute abend zu mir gesagt, ihre Mutter stamme aus Schlesien."

„Hat sie das gesagt? Das wird schon stimmen, ich war etwas aufgeregt und habe natürlich alles verwechselt, was ich hörte." Sie streichelte die magere Hand der Greisin und sah ihr voll jener Liebe in die Augen, die alle Fünkchen der Sorge und Ängstlichkeit sofort auslöscht.

„Du findest sie nicht hübsch?" fragte Frau von Harras.

„Doch, liebste Mu, ich finde sie hübsch. Vielleicht nicht so, wie die sogenannten Schönheiten hier zu Lande sind, aber doch sehr, sehr interessant. Sie wird gewiß Aufsehen erregen."

„Siehst du, das fürchte ich beinahe mehr, als es mich freut. Du mußt mich nicht falsch verstehen. Aber das Unauffällige ist meistens das Wertvolle, habe ich gefunden. Aufsehen ist etwas fürs Theater. Eine Frau soll nicht erregen, sondern beruhigen."

„Ach, ich habe das ja auch gar nicht so gemeint mit dem Aufsehen. So ist bestimmt Wera nicht. Ich denke mir nur, daß man sie in den Gesellschaften bewundern wird. Sieh mal, sie hat eine gute Figur, große schöne Augen und etwas Belesenes und Redegewandtes. Sie ist weich und hat eine, wie soll ich sagen, eine Luft um sich, die uns Baltinnen fehlt."

Frau von Harras schwieg und schaute in die Schatten, die in den Ecken des Schlafzimmers wogten. Sie streichelte beinahe mechanisch Ursulas Hand und sagte zögernd: „Glaubst du, daß er sie um ihrer Güte willen geheiratet hat oder um ihrer Sinnlichkeit willen? Verzeih, daß ich dich danach frage, Ursel, aber du bist ja ein sehr verständiges Mädchen und längst kein Kind mehr."

Ursula hob den Kopf und blickte in den Leuchter.

„Das – weiß ich nicht, Mulling. Ich glaube, es wäre auch un-

recht, wenn wir heute darum zu wissen glaubten. Sie haben sich geheiratet, weil sie sich liebten."

„Ja, gewiß, Kindchen, du hast recht. Ich darf davon nicht sprechen. Was wissen wir denn von den beiden? Wir müssen gut zu ihnen sein und uns von Herzen freuen, wenn sie glücklich sind." Ursula nickte eifrig. „Aber siehst du, ich dachte nur vorhin so, als ich hier lag und du noch nicht im Zimmer warst, ich dachte: Wenn Ursel den Johannes heiratet, so heiratet sie ihn nicht, weil sie ihn besitzen, sondern weil sie ihn glücklich machen will. Die richtige Liebe will nicht besitzen, sondern glücklich machen."

Ursula lächelte merkwürdig. „Johannes ist doch verlobt, Mulling."

„Natürlich, Kind, er ist verlobt. Es ist ja auch Unsinn, was ich da sage. Er ist verlobt, und ihr werdet euch nie heiraten. Ich dachte nur so, wie Mütter manchmal denken, denn er ist doch der Feinste von allen hier im Lande und müßte gut zu dir passen."

„Ich kann ihn nicht lieben, das weißt du doch", sagte Ursula fast schroff.

Ihre Mutter nickte. „Ja, ich weiß es. Entschuldige, daß ich davon sprach. Es hat auch gar keinen Sinn, leeres Stroh zu dreschen. Mir fiel es nur wieder ein, als wir von Wera sprachen. Wenn sie Axel nur glücklich macht."

Ursula lächelte. „Soll ich wieder sagen, daß sie ihn glücklich machen wird? Was wissen wir, Mui! Wir müssen glauben. Ich bin überzeugt: Wenn man nur recht fest an das Gute und Schöne glaubt, ist es auch da."

Frau von Harras richtete sich im Bett stumm auf und umarmte ihre Tochter, küßte sie und strich über ihr glänzendes blondes Haar, das in flockigen Wellen über die Schulter fiel.

„Ja, wir wollen fest an das Gute glauben. Denn er ist es wert. Ich bin Gott aus tiefster Seele dankbar, daß er mir diesen Jungen schickte. Verdient habe ich ihn nicht. Und darum, weil ich ihn nicht verdient habe, dachte ich immer, es wird irgendein fremder Amerikaner kommen, der pufft seine Mutter an, raucht den ganzen Tag Pfeife und flattiert mit den Mägden."

„O du geliebtes Mulling", sagte Ursula kopfschüttelnd. „Was

hast du für seltsam törichte Gedanken gehabt. Du hast den besten Jungen der Welt verdient, und weil du ihn verdient hast wie keine andre Mutter in ganz Livland, darum ist er auch gekommen." Sie nieste.

Frau von Harras schob sie hastig vom Bettrand fort: „Siehst du, nun hast du dich erkältet in deinem Nachthemd. Geh nur jetzt, geh schlafen und vergiß, was deine alte Mutter Dummes geredet hat."

Ursula beugte sich über sie und küßte sie.

„Ich vergesse kein Wort, was meine alte Mutter redet. Schlaf schön."

Sie verließ das Zimmer, nieste noch einmal, lachte auf, lief über den Korridor in ihr Schlafgemach und kroch ins Bett. Sie fror ein wenig, zog die Decke bis über die Ohren, rollte sich zur Schnecke zusammen, schob die Knie bis an die Brust, legte den Kopf auf die linke Hand und dachte: Jetzt will ich schlafen, schlafen, schlafen; morgen ist ein schöner Tag.

In fünf Minuten war sie eingeschlafen. Die Nacht blies feuchten Südwind durch das Geäst der hohen Tannen und Kastanien, schaute durchs Fenster, setzte sich zu Ursula ans Bett und strich ihr sanft über die schönen ruhigen, im Schlaf ein klein wenig hochmütigen Züge. Dann blies die Nacht auf einem Rohr aus Ebenholz ein kleines Thema, das von Bach sein konnte. Es war aber von Sernachiel, einem ganz unbekannten Komponisten, der auf dem Himmelshühnchen wohnte, wo er nach Gottes Befehl auf seine Frau, die seines Wesens andre Hälfte war, wartete. Das Thema war silbern, süß, ganz in Sehnsucht getaucht und so schön, wie nie irdische Musik sein kann. Dies Thema blies die Nacht in Ursulas Ohr, und Ursula drehte den Kopf, horchte und lächelte dankbar. Ihre etwas zu kurze Oberlippe hob sich, die weißen Zähne blinkten, ein ganz leises Lachen sprang aus dem schönen Munde. Sie streckte ihren zusammengerollten Körper wohlig und lauschte immer noch mit angespannten, beinahe verzückten Zügen. Wie sie sich aber streckte, kam ihr linker Fuß, ein sehr schmales weißes Füßlein, aus der Bettdecke hervor, luchste ins Dunkel und zog ein Stück der feinen Fessel und der schlanken Wade nach. Als die Nacht aber dies nackte Mädchenbein sah, mußte sie wieder lächeln und konnte nicht mehr weiterspielen, weil es nicht angeht, zu lächeln und gleichzeitig

den Mund zu spitzen. Sie setzte das Rohr ab, brach den schönsten Zweig aus den Fliederbüschen vor dem Schlosse, der in ihrer Hand erblühte, und legte ihn dicht unter Ursulas Nase. Ursula sog den kühlen, beseligenden Fliederduft tief ein, nieste zweimal und erwachte.

„Da hängt ja mein Bein draußen", sagte sie verschlafen. „O Gott, war die Musik schön. Sie kam aus blühendem Flieder. Wer ist Sernachiel? Sernachiel... Ariel... Bach."

Und wieder schlief sie ein. Die Nacht aber legte der Schlummernden einen ihrer schönsten Träume auf die Stirn und verließ sie, denn im Osten zog schon rötlich der Tag herauf.

Ursula träumte: Es war eine warme Märznacht. Die Wolken zogen brausend, und in den Äckern kochte die Saat. Sie stieg einen finsteren, ihr gänzlich unbekannten Berg hinauf. Wie sie aber auf halbem Wege war, sah sie seitab einen alten Mann graben. Sie trat zu ihm und fragte: ‚Was gräbst du dort, alter Mann?' Da richtete er sich auf, sah sie an und sagte: ‚Gläsernes Geschick'. Und grub weiter. Wie sich Ursula über die Grube bückte, sah sie köstliches Glas in der feuchten Erde, seltsam geformtes, das wie schlangenhafte Pokale, wie leuchtende Blumen, aber auch wie winzige Säuglinge aussah, Geschöpfe, die vielleicht noch nicht geboren waren, denn sie schliefen farblos und zusammengerollt. Der Spaten des Mannes aber fuhr vorsichtig unter diese wunderbaren Dinge, hob sie heraus und hielt sie gegen das Licht. Und Ursula sah, wie sie zu glitzern und in allen Farben zu spielen begannen.

Plötzlich bekam sie Furcht, er möchte eines dieser gläsernen Geschicke fallen lassen oder auch beim Ausgraben durchstechen. Und ehe sie ihn noch warnen konnte, zerbrach unter dem Spatenstich irgend etwas Herrliches knirschend. Sie schrie erschreckt auf und faßte sich an ihr Herz. Der Alte bückte sich und nahm ein rubinrotes Glas heraus, das in zwei Teile zerbrochen war, die einander so vollkommen glichen und von so köstlicher Form waren, daß es Ursula vorkam, als wären sie gar nicht zerbrochen, sondern bestünden noch funkelnd und leuchtend in ihrer Gestalt ganz für sich. Trotzdem empfand sie tief im Herzen ein beängstigendes Weh. Sie wollte den schattenhaften Greis, der weitergrub, etwas fragen, konnte aber

kein Wort herausbringen und machte sich stumm auf den Weg, der weiter bergauf führte. Wie sie nun aufmerksamer hinsah, erkannte sie auch, daß aus der Erde allenthalben gläserne Gebüsche und Pflanzen mit vielfarbigen Blütenkelchen sproßten, die sich schemenhaft im Winde bewegten. Sie sah gläsernen Flieder, große rote und gelbe Tulpen, prachtvoll geschliffene Chrysanthemen vom blassen Weiß bis zum schwermütigen Rostrot, sah feurige Dahlien und Pfingstrosen, schüchtern durchsichtig-grünliche Malven und das Perlenrosa der Pfirsichblüte. Überall, wohin sie blickte, fand sie diese gläsernen Wunder, und mitten im staunenden Anschauen dieser Herrlichkeiten packte sie Angst, die Blüten könnten brechen. Denn sie bewegten sich und waren gleichwohl kristallen. Aber der Wind, der sie bewegte, ging ganz lind, umwehte sie so vorsichtig, daß ihnen nichts geschehen konnte, es sei denn, der Spaten des grabenden Greises führe unachtsam gegen sie.

Plötzlich stand Ursula auf dem Gipfel des Berges. Sie hatte keinen Ausblick, denn es war immer noch Nacht um sie, doch wenige Schritte vor ihr entdeckte sie einen blauen, schimmernden Teich und an seinem Ufer zwei silberne Reiher. Ganz erschreckt blieb sie stehen, um die herrlichen Tiere nicht zu verscheuchen, die scheu die Köpfe hoben und die Hälse reckten. Sie waren aber größer als gewöhnliche Reiher, viel größer, beinahe wie Pelikane, hatten ein glitzernd grauseidenes Gefieder und lichtrosa Schnäbel, mit denen sie in den Teich stießen und wohl nach Nahrung suchten. Ursula ging vorsichtig an die Tiere heran, denn sie wollte sie belauschen. Wie sie nun nahe genug war, um zu sehen, was sie im Teiche suchten, erkannte sie deutlich, daß jeder von ihnen eine Hälfte des zerschlagenen Rubinglases im Schnabel hatte. Mit Entzücken sah sie im Rot des zerbrochenen Kristalls ein zuckendes Licht aufflammen, das der Tiere silbernes Gefieder in mattem Schimmer zurückwarf. Da packte Ursula zum dritten Male Angst, der alte Mann könnte die Scherben vermissen und sie den Tieren abjagen, und sie schaute schreckhaft um sich, ob er nicht käme. Und wirklich – er kam eilig über die Kuppe des Berges gestampft und suchte auf dem Boden mit böser Miene. Ursula wußte, daß jetzt den Tieren große Gefahr drohte, und in ihrer Angst rief sie ihnen zu: „Fliegt! Fliegt fort!“

Wie sie das gerufen hatte, breiteten die beiden Reiher ihre silbernen Fittiche aus und erhoben sich in die Lüfte, die weißgrauen Beine hinter sich streckend, wie Zugvögel fliegen, die Kristalle aber hielten sie in den Fängen. Doch schon war auch der Greis zur Stelle, er hob ein Gewehr und richtete es auf die immer höher und höher entschwebenden Vögel. Ursula schrie: „Nicht schießen!" Doch der Alte zielte schweigend. Da quälte sie große Besorgnis, er möchte abdrücken und eines der Tiere töten. Sie wartete stumm in Sorge und Schmerz, daß der Schuß ertöne. Doch kein Laut erscholl. Jetzt wagte sie auch genauer hinzublicken und erkannte aufatmend, daß der Alte gar kein Gewehr an der Wange hatte, sondern eine weiße Hyazinthe, die er wie ein Fernrohr, das er auf die Vögel richtete, vors Auge hielt. Und sogleich begann es köstlich nach Hyazinthen zu duften. Da wurde ihr leicht ums Herz. Sie schaute wieder den Reihern nach, die immer nebeneinander mit ruhigen Flügelschlägen in ungeheurer Höhe schwebten. Jetzt sah sie auch, daß die Nacht gewichen war, daß rosiger Morgen dämmerte und ein großes seidiges Stück hellen Märzhimmels aus den Nebeln kam. In diesem Blau standen die beiden Vögel wie silberne Pünktchen, in denen je ein Funken purpurnen Rots zitterte.

Der Alte neben ihr hatte die Hyazinthe immer noch vorm Auge. Sein grauer, welker Mund lächelte grausam und weise. Nun setzte er die Hyazinthe ab und deutete in die Höhe. Da sah Ursula, wie mit harfenleichtem, ersterbendem Laut aus den Fängen der beiden Reiher zwei rote Funken wie Meteore fielen, durch die gewaltige Höhe des Himmelsraumes sausten, sich im Sturze vereinten und gleich darauf im Teiche erloschen. Ihr aber blieb der Atem stehen, denn dies war über die Maßen wunderbar. Überall um sie blaute im lichten Morgen flimmernder, ungeheurer Äther. Die Reiher sah sie nicht mehr, aber ein Duft von Hyazinthen lag erfrischend in der durchsonnten Luft.

Und diesen Hyazinthenduft spürte sie noch beim Erwachen, als sie minutenlang mit geschlossenen Augen und ganz betäubt von ihrem Traum im Bett lag.

„Ich habe einen schönen Traum gehabt“, sagte Ursula zu Axel, als sie sich morgens auf der Terrasse trafen.

Axel putzte die Brille und dachte, wie ähnlich ihm doch dieses schöne Mädchen sei. Ganz anders natürlich, denn er war ein eckiger, ungraziöser Mann; und dennoch irgendwie ähnlich.

„Erzähle“, sagte er.

„Nein, ich kann ihn nicht erzählen“, versetzte Ursula, „dazu war er viel zu schön. Aber ich träumte von zwei silbergrauen Reihern, die in den blauen Märzhimmel stiegen. Vielleicht seid ihr beide diese Reiher, du und Wera.“

„Es ist merkwürdig“, sagte Axel, indem er vorsichtig mit der Hand über eine eben in den Kasten gesetzte Geranienpflanze strich, „es ist merkwürdig, daß du gerade von Reihern geträumt hast. Ich hatte in New York einen Freund, einen sehr begabten Maler, den ein seltsames Geschick dazu verurteilt hatte, nur um leben zu können, das Feuilleton eines Blattes zu redigieren. Siehst du, und dieser Maler hatte herausgekriegt – das heißt, er glaubte daran – ich sei vor so und so viel Jahrmillionen, als es noch keine Menschen auf der Welt gab, ein Reiher gewesen. Ein silbergrauer, großer Reiher. Er bewies das an tausend Zügen meines Wesens, meiner Denkart, meiner Arbeitsweise und so weiter und hat mich eigentlich auch davon überzeugt. Er selbst war übrigens ein Elefant.“

„Ein Elefant?“

„Ja. Er war ein weißer Elefant. Auch vor so und so viel Jahrmillionen, natürlich. Wenn ich ihn manchmal in seiner Redaktion besuchte, pflegte er zu sagen: Lieber Harras, erinnern Sie sich noch, wie wir beide irgendwo unter dem Äquator an einem großen Flusse standen und uns von der Sonne braten ließen? Das war noch schön, ein unbewußtes Paradies. Es scheint Gesetz der Welt zu sein, daß wir aus dem unbewußten Paradies durch das Fegefeuer des Menschenlebens ins bewußte kommen sollen. Ich erwiderte ihm einmal ziemlich bissig, damals, als wir an dem großen Flusse standen, verstehst du? Damals hätte ich ihm wohl die Läuse aus seinem Dick-

häuterpelz gepickt. Aber er meinte nur, ich verstände nichts von Zoologie. Ein Reiher fräße keine Läuse."

Ursula lachte herzlich.

„So habe ich diese Nacht von dir geträumt, von dir und Wera."

„Nicht von Wera", widersprach Axel, „Wera ist nach jener Theorie eine Wölfin. Ganz und gar eine schöne zottelige Wölfin. Als ich ihr das sagte, war sie auch sehr einverstanden, machte wauwau und wollte mich ins Bein beißen. Ich bedeutete ihr, daß sie noch weniger wie ich von Zoologie verstünde und einen Wolf mit einem Schäferhund verwechsle. Sie aber meinte wiederum, es könne auch sein, daß sie ein Schäferhund gewesen sei, vorausgesetzt, daß es vor Jahrmillionen schon Schäferhunde gegeben habe (was natürlich Unsinn ist); wir besaßen nämlich in New York eine prachtvolle große Schäferhündin Lo, mit der sich Wera gern identifizierte. Ja, so viel Blech habe ich nun geschwatzt, und jetzt gibt es richtigen russischen Tee mit dampfenden Piroggen."

Auch Frau von Harras kam, und sie setzten sich zum Frühstück in den großen Saal. Wo denn Wera stecke? Im Bade, sagte Axel. Sie habe die Waschkrankheit, außerdem zöge sie sich morgens zwei Stunden an. Man solle nicht auf sie warten.

Beim Frühstück gab es noch eine kleine Sensation. Axel hatte sich im Sessel zurückgelehnt und die linke Hand leicht zur Faust geballt auf dem Tisch liegen. Ursula sah es und bekam einen Lachkrampf. Schließlich stellte es sich heraus, daß Axel wahrhaftig den Daumen eingekniffen hatte, ganz wie auf dem Kinderbild. Ursula nahm die Hand und hielt sie hoch: „Er hat den Daumen eingekniffen, Muing, sieh bloß", rief sie. Axel sagte: „Ich wußte nicht, daß dies hier zu Lande zu den Nationalwitzen gehört." Die Mutter meinte lächelnd, es sei nur eine Albernheit von Ursula. Ursula sei manchmal ganz erschreckend albern. Ursula verteidigte sich, daß diese Gewohnheit durch alle Generationen der Harras ginge, und darüber lache sie. Wenn Axel einmal einen Jungen habe, werde er auch bestimmt den Daumen einkneifen. Axel schlug vor, die Angelegenheit zu einem Sprichwort auszubauen. „Besser den Daumen eingekniffen, als den Schwanz." Damit waren alle einverstanden. Auch Wera, die im gleichen Augenblick rosig wie die griechische Eos an der Tür erschien,

ihre Schwiegermutter küßte und einen Duft von Eau de Cologne mitbrachte. Ursula fielen die Hyazinthen ein, und sie beschloß, sich demnächst unbedingt ein Hyazinthenparfüm zu kaufen.

Axel erhob sich, um einen Spaziergang durch „sein" Land zu machen. Ställe, Garten, Park. Wera wünschte indessen, er solle auf sie warten. Er sagte: „Komm nach", worauf sie ein wenig maulte. „Wenn du eine Stunde in der Badewanne sitzt, brauch' doch ich nicht eine Stunde am Kaffeetisch zu sitzen", versetzte Axel. Diese Waschkrankheit habe sie von ihrer Tante Mary geerbt, die sich dauernd nur wusch. Wera widersprach. Tante Mary habe wirklich die Waschkrankheit gehabt und stets geglaubt, Schmutzflecken an ihrem Körper zu sehen, sie dagegen –. „Also adieu", sagte Axel, „wir treffen uns schon irgendwo."

Im Hof führte ein Knecht Ursulas Schimmel Babuschka spazieren. Sie war wirklich ganz und gar schneeweiß und hatte rosa Nüstern. Axel zeigte sich entzückt und beschloß, wenn irgend möglich heute noch mit Ursula auszureiten. Freilich, was wird Wera dazu sagen, dachte er. Wera, die nicht reiten kann? So muß sie es lernen. Wenn sie es gelernt hat, reiten wir zu dreien über die Felder. Babuschka schlug kokett mit dem langen Schweif nach eingebildeten Fliegen und trat zierlich auf wie ein Zirkuspferd. Plötzlich raste ein großer schottischer Schäferhund mit fürchterlichem Gebell auf Axel zu. Gleich darauf erschien der alte Ewald, kreidebleich, und schrie mit seiner dünnen Stimme: „Buller, Buller!!" Er erreichte es, daß der Hund, seinen wahren Herrn mißtrauisch betrachtend, knurrend zurückwich. Axel nahm Ewald die Peitsche weg und sagte, den ‚General' Buller damit bedrohend: „Ich bin Axel von Harras, mein schöner Lümmel. Du hast mich fortan mit Respekt zu behandeln, verstanden? Wir werden uns noch sehr lieben. Adieu einstweilen."

„Wauwauwauwau!!" machte General Buller.

Merkwürdig, dachte Axel, dieser Hund macht wirklich „wau-wau", wie es sich die kleinen Kinder denken. Dann ging er durch die Ställe, sprach mit Stahl und hütete sich, Spezialkenntnisse vorzutäuschen, da er nichts von Landwirtschaft verstand.

„Sie werden wohl noch ein paar Jahre mein Lehrer sein müssen, Herr Stahl."

„Es wird mir eine Ehre sein“, versetzte der Verwalter. „Das sind unsre Schweine. Die große Sau hat vor acht Tagen geferkelt.“

„Guter Nachwuchs“, sagte Axel und wünschte sich an die frische Luft. „Wenn die alle auch so viel Kinder kriegen, haben wir nächstes Jahr eine Million, was?“

Stahl verzog keine Miene. „Da sind nur zwei Mutterschweine drunter“, sagte er. Er öffnete das Gatter, trat mit dem Stiefel in frischen Mist und griff nach einem quietschenden Etwas, hob es hoch und bewies in genauer Kenntnis der anatomischen Zusammenhänge, daß dies ein kleiner Eber sei. „Wird abgeschlachtet“, setzte er kundig hinzu.

„Auch Ferkel schmecken gut“, meinte Axel. Zur Stunde hatte er keinen Appetit.

Filka war mit den Apfelschimmeln zur Stadt gefahren, um die großen Koffer zu holen. Einige Pferde arbeiteten auf dem Land, ein Falber und ein Rappe wurden gestriegelt. Zwei Füchse standen an der Krippe, schnoben und blickten sich neugierig nach ihm um.

Der eine habe sich gestern einen Dorn in den Huf getreten, sagte Stahl. Der andre bleibe aus Kameradschaft bei ihm. „Aus Kameradschaft?“ Ja, das seien zwei gute Kameraden, sie hießen Zar und Zimmermann.

„Wer ist denn der Zar?“

„Der mit dem kranken Fuß.“

„Arme Majestät.“ Axel klatschte ihm auf den braunen, glänzenden Schenkel. „Übrigens ist das ja eine Zarin.“

Ja, es sei freilich eine Stute, auch Zimmermann sei eine Stute. Die Namen paßten nicht so ganz, aber das gnädige Fräulein habe sie nun einmal so getauft, als sie geboren wurden. Schon auf der Weide seien sie als Fohlen unzertrennlich gewesen.

Im Park traf er Baldrian Kukeldei, der den Buchsbaum beschnitt. Unweit von ihm saß ein winziges Mädelchen auf der Jacke des Storoschs und schaufelte Sand. Sie hatte beinahe schneeweißes Haar, lichtblaue Augen und ein lachendes Kindermündchen. Wie sie Axel sah, schwenkte sie nach Babyart lustig die Schaufel und strahlte Axel an. Er bewunderte die Sauberkeit des kleinen Geschöpfes, dem allerdings zurzeit ein Tröpflein aus der Nase guckte, und streichelte sie über die blonden Härchen.

„Wer bist du denn?" fragte er.

„Ginka", strahlte das Kind.

„So, du bist Ginka? Und wie weiter?"

„Ginka, Ginka", sagte sie.

Ein bißchen wenig, aber für ein so winziges Wesen eigentlich ausreichend, dachte Axel. Was braucht die einen Nachnamen.

Er ging auf den Storosch zu: „Ist das Ihr Kind?"

„Nein, Euer Gnaden, nur ein armer Findling, von der Landstraße aufgelesen, ein Kind ohne Vater und Mutter sozusagen."

„Also vom Himmel gefallen."

Gewiß, man könne auch sagen, die Ginka sei vom Himmel gefallen, falls dies keine Beleidigung des lieben Herrgottes darstelle, denn schließlich sei sie doch nur so ein schlechtes Armeleutekind.

„Alle Kinder fallen vom Himmel, mein Freund", versetzte Axel und schaute auf das kleine Mädchen, das wieder im Sande wühlte. „Erst auf der Erde werden sie dreckig gemacht. Vielleicht ist sie eine Prinzessin, wenn es doch ein Findling ist."

Der Storosch Kukeldei machte große Augen. Nein, eine Prinzessin sei die Ginka keinesfalls, das könne er wohl sagen. Irgendein Dorfmädel habe sie wahrscheinlich ausgesetzt.

„– die ein Prinz verführt hat", fiel Axel ein. Die kleinen lustigen Grübchen rechts und links von seinem Munde wurden sichtbar.

„Oh –" wehrte der Storosch fast erschreckt ab. Prinzen täten so etwas nicht. Es sei doch nur ein verlorenes Kind, ein Findling könne man sagen. Und er habe es zu sich genommen und als „Angelika Kukeldei" beim Pristaw eingetragen. Axel zerbiß ein Lächeln. Er beschloß, der Kleinen, die gerade eine Handvoll Sand in den Mund steckte, Schokolade zu schenken, und empfahl sich.

Er hörte noch, wie der Storosch „pfui, pfui, a – ba!" sagte, dann bog er in den Teil des Parkes ein, der wild zum Walde hin wuchs.

Auf einmal war die Sonne weg. Wind blies Blätter auf, und ein paar Regentropfen schlugen ihm ins Gesicht. Aprilwetter, wie's in Romanen vorkommt, sagte er. In New York weiß man gar nicht, daß es ein Wetter gibt. Hier muß man sich mit der Natur gut stehen, denn sie regiert den Menschen. Es begann heftiger zu regnen, west-

lich stand eine dicke Wolke, aus der Wind und Wasser fuhr. Gerade aber, wie Axel zurücklaufen wollte, sah er keine zwanzig Schritt weit einen kleinen Birkenpavillon, auf den er zuging. Ein freundlicher Blick belohnte ihn. Er erkannte durch die Bäume ein Teil von Eluisenstein, im Rücken das bewegte Wasser des kleinen Teiches und das Schloß am Anberg einer sanften Halde. Der Regen setzte mit wildem Geprassel ein.

Gerade stand er eine Minute und schaute in den Regen, da lief ein Mädchen im Galopp auf den kleinen Tempel zu, den Rock überm Kopf, den Nacken gesenkt, als gälte es, eine Feste im Sturm zu nehmen. Axel sah mit Staunen ein paar hübsche Glieder. Gleich darauf aber noch viel mehr. Denn als sie unter dem schützenden Dach den Rock zurückschlug, blickten ihn zwei schöne stahlblaue Augen an, ein erschrecktes frisches Gesicht, um das die nassen braunen Haare nur so herumflogen. Sie schien mit derselben Geschwindigkeit wieder in den Regen hinaus zu wollen, denn schon hatte sie kehrt gemacht, aber Axel hielt sie am Arm fest und rief geradezu begeistert: „Es regnet ja draußen, wo wollen Sie denn hin?"

Das Mädchen blieb stehen, und er ließ den muskulösen Arm los. Sie betrachtete ihn, lächelte dann flüchtig und sagte schnell: „Sie sind wohl der Herr von Harras?"

„Ich kann es nicht leugnen."

„Das dachte ich mir."

„Warum dachten Sie es sich denn?"

„Weil Sie dieselben Augen wie die gnädige Frau haben und dieselbe Nase wie das Fräulein Ursula und dieselben Bewegungen wie –"

„Wie wer denn noch in aller Welt?"

„Wie beide zusammen."

„Sie haben den Blick eines Photographen, muß ich sagen. Darf ich nun auch erfahren, wer Sie sind?"

„Ich bin die Senta."

„Die Senta", wiederholte Axel ziemlich ausdruckslos und kramte in seinem geringen Gedächtnisschatz von Windsloher Erfahrungen.

„Da Sie vermutlich nicht die Senta aus dem Fliegenden Holländer sind, wüßte ich gern noch etwas mehr. Sie müssen verstehen, daß

ich hier nämlich herumgehe, um Schloß Windsloh kennenzulernen.

Ihre klaren Augen musterten ihn ruhig und ohne jede Verlegenheit. Nach kurzem Besinnen antwortete sie: „Ich habe sonst keinen Namen."

„Genau wie die Ginka. Die hat auch nur den Vornamen. Hier herrschen wahrhaft alttestamentarische Zustände."

Sie zuckte die Achseln. „Ich bin beim Pastor noch auf den Namen Kruse eingetragen. Aber der Förster ist nicht mein Vater."

„Wenn der Förster nicht Ihr Vater ist, wer ist denn Ihr Vater?"

„Ich weiß es nicht."

„Ach so, entschuldigen Sie; das kommt schon vor, natürlich. Ich habe es nur nicht gleich überlegt."

Senta sagte: „Ich bin gerade in eine große Pfütze getreten und habe ganz nasse Strümpfe." Axel bückte sich voller Teilnahme. Ganz nasse Strümpfe? Da werden sie sich hoffentlich keinen Schnupfen holen.

Bei dem Worte Schnupfen stieß sie ein helles und ungemein spöttisches Lachen aus. Er sah erstaunt zwei Reihen blitzender Zähne und einen Mund, rot wie der eines Waldtieres.

„Warum lachen Sie denn so?"

„Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Schnupfen gehabt."

Da könne sie von Glück sprechen, sagte Axel. Ein Schnupfen sei sehr unangenehm. Ob es hier viel regne?

Senda hatte sich auf die Rundbank gesetzt und zog sich geschwind die Schuhe aus.

„Im April regnet's, im Mai scheint die Sonne, im Sommer ist es schön. Im Herbst regnet's und schneit's, und im Winter knackt der Wald vor Frost."

„Wirklich?" sagte Axel und bemerkte, wie sie ohne weiteres nach den Schuhen auch die Strümpfe von den strammen Beinen zog.

„Es ist nett, daß Sie es sich bequem machen", sagte er.

Sie hob den Kopf. „Darf ich vielleicht nicht?"

„O bitte, natürlich, so viel Sie wollen."

„Ich kann nasse Strümpfe nicht leiden." Jetzt bückte sie sich und nahm die Strümpfe vom Boden auf. Wenn Frauen sich bücken, be-

kommen Männer bisweilen scharfe Augen. Axel hatte diese Gewohnheiten seiner Geschlechtsgenossen stets verachtet und meist ganz gleichgültig in den Himmel geschaut. Jetzt überraschte er sich dabei, daß er in einen andern Himmel mit zwei weißen Globen schaute, und dies sogar mit einer solchen Inbrunst der Empfindung tat, daß Senta es bemerkte und laut auflachte. Sie lachte! Jawohl, sie lachte! Weiß Gott, dies war denn doch unerhört.

Axel setzte sich neben sie. Er bemerkte mit einiger Genugtuung, daß es noch weiter regnete. Nur südlich wuchs ein großes Stück Himmelblau aus dem Horizont.

„Sagen Sie, Fräulein Senta..." begann er. Sie blickte ihn an. „Sagen Sie, Fräulein Senta", begann er noch einmal und dachte gleichzeitig: zum Donnerwetter, was soll ich sie denn nur fragen? Ach ja: „Sie wohnen hier im Schloß?"

„Beim Förster Kruse", erwiderte sie.

„Ach so, beim Förster Kruse, natürlich. Ja."

Der Versuch, eine Unterhaltung anzuknüpfen, konnte als gescheitert angesehen werden, denn ihm fiel Gott weiß warum nichts mehr ein.

„Sie wohnen also hier im Schlosse", fuhr er fort. „Sie wohnen also nicht hier im Schlosse. Reiten Sie auch aus?"

Sie nickte: „Ja hie und da wohl."

„Da werden wir uns noch manchmal treffen."

„Sehr möglich", meinte sie und erhob sich.

„Es regnet noch."

„Aber nicht mehr viel. Gleich ist die Sonne da."

Sie stützte sich auf den Geländerrand des Pavillons, kniete mit dem rechten Bein auf dem Sitz und fragte, ohne ihn anzusehen: „Können Sie gut reiten?"

„Es geht. Ich denke: ja."

„Reiten Sie ohne Sattel?"

„Nein, warum?"

„Ich reite am liebsten ohne Sattel."

„Das muß sehr hübsch aussehen."

Senta blickte blitzschnell zu ihm auf, bekam einen merkwürdig hochmütigen Zug und sagte: „Der Regen hat aufgehört."

Dann nahm sie ihre Strümpfe und Schuhe, nickte ihm kurz zu und ging den Weg hinunter, den sie gekommen. Sie hatte einen gedrungenen, raubtierartigen Körper. Ihr Gang federte. Plötzlich war sie hinter einer Böschung verschwunden.

„Vermutlich eine Vision", sagte Axel halblaut. „Baltische Erde ist zu einer Dirne geworden und besucht mich am ersten Morgen in meiner Heimat. Sie roch nach Saat und jungen Veilchen."

Er streckte die Hand aus. Ein staubfeiner Regen lag noch in der Luft. Da kam auch schon die Sonne gelb und glitzernd aus den Wolken.

Am Waldrande fand er ein anscheinend vergessenes Rondell; es war mit Unkraut bestanden, und die Hecken hatten ihre einst sorgfältig geschnittene Form überwuchert. Die Tuja bildete gegen die Tannen hin eine dichte hohe Mauer.

Mit einem Male fiel es in sein Herz wie Hammerschlag. Dies Rondell, dieser Platz, diese Hecken – er erkannte sie. Oh, er kannte sie. So gut, so gut. Große Erschütterung quoll in ihm auf. Hier hatte er als Kind gespielt. Dort, dort hatte Kulle gesessen und gestrickt. Und dann war Kulle ein bißchen weggegangen, er war allein geblieben, und plötzlich, ganz wie aus dem Boden gewachsen, hatte sein Vater vor ihm gestanden. Er war zwar anfänglich ein wenig erschrocken, dann aber hatte er freudig sich in die Arme des bleichen, mageren Mannes geworfen und ihn geküßt und beschlossen, es gleich der Mu zu sagen, daß Papa angekommen sei. Papa aber wollte nicht nach dem Schlosse, sondern hatte ihn eingeladen, zuerst eine kleine Spazierfahrt zu machen, nur so eine kleine Vergnügungsfahrt in einer schönen Equipage, die gerade dort draußen auf dem Waldweg stünde. Das war ihm denn auch ganz recht gewesen, und dann – ja, dann sei alles übrige nach und nach gekommen.

Axel schüttelte den Kopf und sah zum erstenmal seine früheste Kindheit als ein neues selbständiges, ihm bisher völlig unbekanntes, ja vergessenes Land aus dem Meer der Vergangenheit tauchen. Er erlebte ganz stark das Wunderbare, daß sein Mannestum irgendwie mit dieser Kindheit zusammenhing, fest mit ihr zusammengewachsen war und vielleicht von ihr aus dunkeln und verborgenen

Quellen gespeist wurde. Er begriff, daß hier geheime Schuld lag, die sich rätselhaft mit seinem Leben verknüpfte und nun, wo er heimgekehrt war, wieder Sinn und Licht erhielt. Es kam ihm vor, als sei diese Rückkehr nicht nur für ihn, sondern für alle, die ihm nahestanden, ein Ereignis von unabsehbarer Bedeutung, Verwandlungen bewirkend, Bindungen lösend, alte Geheimnisse enthüllend und aus dumpfem Versteck befreiend.

Nichts ist vergeblich auf Erden. Die Tat seines Vaters konnte nicht dadurch ausgestrichen sein, daß er nun zurückkehrte und ein Balte unter Balten wurde. Fünfundzwanzig Lebensjahre in fremdem Erdteil sind nicht vergeblich gelebt. Und nicht ungestraft trennt sich ein Mensch von seiner Erde, deren Säfte die seinen sind. Und war er schuldlos? Hätte er nicht schon vor zehn, vor zwölf Jahren heimfahren können, selbst gegen des Vaters Willen? Wie kam es, daß ihn diese Gedanken erst jetzt überfielen und bedrängten, wo er im verwilderten Rondell seiner Kindheit stand?

Wie deutlich alles vor seinen Augen auflebte. Er sah das Strickzeug der alten Kulle, sah seine kleine Holzschaufel, das Geschirr mit den Glöckchen, zu dem die Kulle stets wieherndes Pferd hatte sein müssen. Und er sah einen Kinderwagen, in dem ein kleines quäkendes Wesen lag. Dann freilich war es ihm, als sähe er auch dieses Wesen, ein bißchen größer geworden, zwischen den Armen der Wärterin marschieren, einer Wärterin, die tiefgebückt das winzige Mädchen unter den Achseln festhielt. Und er sah, wie es stand, mit den Beinchen stampfte, „da – da" lallte und nach zwei Schritten bereits in die Arme der aufjauchzenden Amme fiel. Seine kleine Schwester. Ursula!

Plötzlich hörte er Gelächter. Man rief nach ihm. Er erkannte Weras Stimme. Wie er das Rondell verließ, traf er auf dem Waldwege mit einer ganzen Gesellschaft zusammen, die alle „da ist er ja!" und „wo hast du denn gesteckt?" riefen.

Es waren Wera, Ursula, ein braunäugiges, junges Mädchen in hellem Kleide, ferner zwei unbekannte Herren und der schrecklich wichtig tuende und überall schwanzwedelnd herumspringende General Buller.

Einer von den beiden unbekannten Herren trat bescheiden zurück

und sah ihn nur bewegt und ängstlich an. Ein Greis im Gehrock. Der Gehrock hing vorne tief hinab. Seine Kanten schienen mit Blei ausgefüllt. Der andre Herr trug ebenfalls einen Gehrock, der aber prall und fast elegant auf seiner männlich breiten Brust saß. Er hatte ein feuerrotes glattrasiertes Gesicht mit ungeheurem Munde, der sich zu seligem Lächeln öffnete, als Axel auftauchte. Wer war es? Pastor Lurich. Er eilte mit ausgestreckten und zu männlich starkem Händedruck bereiten Armen auf Axel zu, in überquellender Bewegung ausrufend: „Ich bin Pastor Lurich. Seien Sie willkommen in der Heimat, mein lieber Baron."

„Wau – wau – wau – wau!" – unterbrach General Buller.

„Still!" kommandierte Ursula.

„Ich freue mich sehr, Herr Pastor", antwortete Axel, der noch nicht ganz im Bilde war.

„Und dieser gütige Greis, der sich da beinahe schamhaft vor Ihnen verbirgt – kommen Sie nur, kommen Sie nur, lieber Freund, ist Kantor Pistorius, der alte Pistorius, ich darf wohl sagen ‚alter Pistorius', denn er war schon betagt, als Sie noch in der Wiege krähten."

„Sie haben mich als Kind gekannt?" fragte Axel und reichte dem Alten die Hand; er erhielt dafür einige kühle, knöcherne Finger, verlegen, ohne Druck.

„Jawohl, so ist es", nickte der Kantor, doch ehe er noch weiter sprechen konnte, sagte Pastor Lurich: „Er hatte doch Orgel gespielt, als man den Täufling seinem Gotte darbrachte in der Kirche."

Der greise Kantor nickte und setzte seine eiserne Brille zurecht. Ja, da habe er die Orgel gespielt. Damals habe er die Orgel gespielt in Eluisensteins alter Kirche. Er spiele jetzt auch noch die Orgel.

„Das schönste Instrument", sagte Axel, dem im Augenblick nichts besseres einfiel.

„Ja, freilich, ein wunderschönes Instrument."

Aber nun müsse sie ihn doch auch ihrer Freundin Christa vorstellen, unterbrach Ursula die Unterhaltung. Christa von Wulff, die Sängerin. Christa lachte und drückte ihm mit ausgestrecktem Arm, ein bißchen geziert tuend, fest die Hand. Sie sah aus, als ob sie eben einem erfrischenden Bade entstiegen sei. Selbst die lustigen Augen schienen gewaschen und blitzten schalkhaft. Sie hatte eine ein klein

wenig aufgestülpte Nase, was ihr einen lieben, kindlich tierhaften Ausdruck gab. Axel fand sie reizend, sagte Verbindliches, verstand aber nicht, was sie erwiderte, weil alle durcheinander sprachen.

Besonders Pastor Lurich war entzückt. Er sah Axel von der Seite an und stellte eine verblüffende Ähnlichkeit mit Frau von Harras fest. Ganz die Augen, ganz die Nase, ganz das Oval, überhaupt in jeder Beziehung ihr aus dem Gesicht geschnitten. Wirklich wunderbar, dies Spiel der Natur.

„Ich denke, er sieht mir ähnlich?" widersprach Ursula.

„Ihnen? Keineswegs, Fräulein Ursula. Das heißt, wenn man näher hinsieht, sieht Ihr Bruder auch Ihnen sehr ähnlich, wirklich."

„Ja, du lieber Gott", sagte Kantor Pistorius, „da sieht man, wie alt man wird. So klein waren Sie. So klein –" Er zeigte mit der Hand ein überaus niedriges Maß, „und nun sind Sie ein großer Herr."

„Ich kam mir vor fünf Minuten noch so klein vor, wie Sie soeben anzudeuten beliebten, Herr Kantor", versetzte Axel. „Dort im Rondell fiel mir nämlich meine ganze Kindheit ein."

Pastor Lurich jauchzte auf: „Sie erinnern sich noch?"

Wera blickte auf: „Er dichtet."

„Nein, ich dichte nicht. Ich sah mich als kleinen Jungen von vielleicht sechs Jahren. Und dich, Ursula, sah ich noch kleiner."

„Entsprechend kleiner", lachte Pastor Lurich gutgelaunt. „Daß Sie sich daran noch erinnern! Nicht möglich!"

Es sei ihm so eingefallen, wie er im Rondell vorhin gestanden. Ursula müsse damals ein Jahr gewesen sein. Seine Schwester lachte: nein, daß er das noch wisse!

Der alte Pistorius berichtete: „Sie sind sechs und einviertel Jahr vor Ihrem Fräulein Schwester geboren." So stünde es auch im Kirchenbuch zu lesen. „Zweifellos", setzte Pastor Lurich hinzu. Er wolle es bei nächster Gelegenheit nachlesen.

„Aber das ist doch gar nicht nötig! Wir wissen doch unsre Geburtstage selbst", rief Ursula.

Pastor Lurich lachte auf. „I natürlich, natürlich!"

„Es re–gnet", sagte plötzlich Wera im Ausruferton. „Es regnet, meine Herrschaften!"

„Ja wahrhaftig, es regnet. Da müssen sich die Damen aber beeilen, daß sie unter Dach und Fach kommen", mahnte der Pastor. „Das stärkere Geschlecht hält schon ein paar Tropfen aus, was, Baron?"

Axel gab ihm recht. Besonders, wenn diese paar Tropfen durch die Gurgel gingen. Nun lachte der Pastor dröhnend. Dies sei ausgezeichnet gesagt. „Haben Sie gehört, Pistorius?" Ja, Pistorius hatte gehört, ha, ha, ha.

Man drehte zum Schlosse um. Weil aber die Husche noch in zarten Grenzen blieb, beeilte man sich nicht übermäßig. Wera, Ursula und Christa gingen voraus. Der Pastor, Axel und Kantor Pistorius folgten. Kaum aber näherten sie sich der Allee, als auch schon die Tropfen dicker wurden.

„Dabei ist doch blauer Himmel!"

„Ja, Fräulein von Wulff, der liebe Gott kann auch blau regnen", rief Pastor Lurich.

Christa belohnte ihn, sich umdrehend, durch ein lachendes Gesicht.

„Bitte, beeilen", bat Wera. Sie konnte Regen nicht leiden. Regen war ihr fürchterlich.

Am Gitter ging ein schäbig aussehender, blasser Mensch vorüber. Er grüßte. Die Gesellschaft grüßte wieder.

Ursula wandte den Kopf halb zu Axel hin: „Das war Chaim Geländer, weißt du?"

„Keine Ahnung", antwortete Axel.

„Also erklären Sie's ihm, Pastor, wir setzen uns in Trab."

Doch auch der Pastor kam nicht zur Erklärung, denn plötzlich ging ein richtiger Aprilregen mit lustigem Geprassel los.

Axel schlug den Rockkragen hoch. Die drei Frauen liefen untergefaßt wie eine sausende Troika. Die Röcke flogen nur so.

Die schlankſten Beine hat Ursula, dachte Axel. Das heißt, die Kleine rechts ist auch niedlich. Die eine läuft wie ein Reh, die andre wie ein Wiesel und Wera wie General Buller. Denn der schöne schottische Schäferhund rannte Karriere neben den hellen Frauenröcken.

Oben auf der Terrasse stand Frau von Harras und winkte.

„Das ist euch recht! Im April darf nicht lange Wege machen, wer trocken bleiben will. Die Koffer sind angekommen."

„Hurra!" schrie Wera. „Da kann man sich endlich anständig anziehen." Sie war mit drei großen Sprüngen oben.

„Und deinen Mann läßt du im Regen?"

„Warum beeilt er sich nicht? Da kommt er schon um die Ecke."

Richtig, da kamen die drei Herren über den duftenden Kies gelaufen, als ob der Teufel ihnen auf den Fersen säße. Auch der alte Kantor Pistorius schlotterte eilig und mit fliegenden Schößen dem Schlosse zu.

„In einer Dreiviertelstunde gibt es Essen. Wer einen Wodka vorher –"

„Bravo, Frau Baronin!" schrie Pastor Lurich und hielt seinen Rock am Kragen fest. Er lief mit großen starken Beinen auf die Terrasse zu und war als erster oben.

Axel blieb beim Kantor. Er ließ ihn zuerst hinauf.

„So! Gerettet."

„Tjahha –" pustete Kantor Pistorius.

Pastor Lurich atmete tief die frische Aprilluft in die Lungen. Er warf die Arme wie ein Turnlehrer zur Seite und rief dröhnend: „Ah, Kinder, Kinder! Atmen Sie doch bloß einmal diese Luft ein, meine Herrschaften. Das ist Frühling, baltischer Frühling. Wie das nach Erde und Krokus riecht, was?"

Axel nickte. General Buller warf sich ins feuchte Gras und wälzte sich. Dann sprang er auf und beroch eine Blume.

Zweiter Teil

I

Man kann sagen, daß Professor Tiburtius Buchholz als Psychiater einen beinahe internationalen Ruf genoß. Mag das auch etwas übertrieben klingen, jedenfalls war er bestimmt einer der gesuchtesten Ärzte in den baltischen Provinzen, korrespondierendes Mitglied verschiedener ausländischer gelehrter Gesellschaften und höchst beliebt bei seinen Studenten, die ihn stets mit frenetischem Jubel begrüßten, wenn er in den Hörsaal trat. Kein Wunder, daß seine Sprechstunden überfüllt waren. Erst kürzlich hatte man in der Rigaschen Rundschau lesen können (auch in der deutschen Petersburger Zeitung stand es), daß Professor Tiburtius Buchholz zum Zaren gerufen sei, der ihn konsultiert habe. Man vermutete wegen des armen Zarewitsch. Nun, gleichviel, weshalb, Professor Buchholz hatte bald darauf einen hohen Orden erhalten. Was das bedeutete, wenn ein baltischer Arzt einen russischen Orden und zwar einen hohen russischen Orden (es war irgend so ein Diplom dabei) erhielt, wußte alle Welt. Es bedeutete nicht wenig.

So war es kein Wunder, daß Johannes von Wulff das Wartezimmer überfüllt fand, als er eintrat. Glücklicherweise hatte er sich vorher angemeldet. Darum führte ihn eine weißgekleidete junge Dame in einen Nebenraum; von hier wurde er nach kaum zehn Minuten langem Warten in das Sprechzimmer des Arztes gewiesen.

Die Tür zum Sprechzimmer öffnete sich, und Johannes stand auf. In diesem Augenblick hatte er die Empfindung, daß der junge Mann, der eben dasselbe Sprechzimmer verließ, ihm bekannt sei. Dieses freundliche Gesicht mit der gutsitzenden Quart war ihm bestimmt schon einmal begegnet, er hatte, so dünkt es ihn, mit diesem

Gesicht gesprochen, irgendwann, irgendwo, vielleicht sogar in vorgerückter Stunde und zwischen vielen andern Gesichtern. Doch ehe er noch langen Überlegungen nachgeben konnte, war der Patient verschwunden, und Johannes fühlte die milde, breite und fleischige Hand des Professors in der seinigen.

Professor Tiburtius Buchholz hatte wie viele berühmte Leute, die man besucht, die Gewohnheit, seinem Gaste schweigend Platz anzubieten und ihn aufmerksam und mit milder Verbindlichkeit durch die kugelrunden Brillengläser anzuschauen.

Johannes bemerkte ein hohes ernstes Zimmer mit großem, unordentlichem Schreibtisch. Er bemerkte hinter diesem Schreibtisch einen grauhaarigen Herrn in weißem Laboratoriumsmantel. Neue Gegenstände verwirrten ihn stets, lenkten ihn, je unbedeutender sie waren, um so heftiger ab, und er mußte sich Zwang antun, um nicht das große Mikroskop unter der glänzenden Glasglocke interessiert anzustarren, oder die runden, an der Innenseite etwas geschwärzten Manschetten des Doktors zu betrachten, aus denen seine fleischigen, behaarten Gelenke ins Freie wuchsen.

„Sie schrieben mir, daß – e – Ihr Nervenzustand…?“ vernahm er den ruhigen Baß des Professors.

Also nimm dich zusammen! Konzentriere dich! kommandierte sich Johannes. Und wie er das sich selber kommandiert hatte, fühlte er auch schon dies eigentümliche Knicken im Hinterkopf, das in ihm stets die Vorstellung erweckte, als habe sich die Gehirnmasse vom Schädel gelöst. Und jäh begreifend, daß er unmöglich so blödsinnig stumm dasitzen könne, redete er gleich von diesem Knicken im Hinterkopf.

„Es knickt immer in meinem Hinterkopf“, begann er und sagte sich sofort, daß dies nicht nur ein idiotischer Anfang, sondern auch eine gänzlich unbedeutende Sache sei. Also übertrieb er, machte alles dreimal so groß und merkte mit Beschämung, daß Professor Buchholz ihm nicht glaubte. Professor Buchholz wußte aus der Praxis, daß alle Patienten übertreiben. Er nahm das Knicken anscheinend nicht sehr tragisch. Er stellte ein paar Fragen, die Johannes mit Nein beantwortete, und erkundigte sich nach Stuhlgang und Schlaf.

„Ich schlafe gar nicht, Herr Professor. Das heißt, ich schlafe

natürlich, aber das ist kein Schlaf. Ich lege mich abends hin und falle in Schlummer. Plötzlich höre ich einen Schuß oder ein geradezu wahnsinniges Gepolter. Dann erwache ich pudelnaß, ganz in Schweiß gebadet, und merke, daß ich anderthalb bis zwei Stunden geschlafen habe. Danach ist es meistens aus mit der Ruhe."

„Hm. Und was haben Sie dagegen getan?" fragte der Baß des Arztes träge und wohlwollend.

Johannes erzählte in aller Kürze, denn er hatte plötzlich die peinliche Empfindung, daß er den Professor fürchterlich langweile und aufhalte, er erzählte, daß er alles mögliche dagegen getan habe, von Senfbädern bis zu Veronal. Er habe Kniebeugen gemacht, Tiefatmungen, kalte Waschungen – nutzlos.

Professor Buchholz faßte seinen Puls und fragte gleichzeitig kurz und trocken nach seinen Eltern, nach erblichen Krankheiten in der Familie, nach andern Krankheiten, die man sich so hole, nach dem und jenem. Johannes antwortete schülerhaft und korrekt. Der Puls war normal.

Er möge sich einmal entblößen. Das Herz? Jawohl. Der Arzt untersuchte das Herz. „Atmen Sie tief ein." Johannes atmete tief. „Halten Sie den Atem an." Johannes hielt ihn an. Dabei sah er das fleischige Ohr des Arztes, hinter dem sich das Haar weißgrau kräuselte. Das Gesicht des alten Herrn wurde ganz rot vom Sichbücken.

„Hm", meinte er. „Stehen Sie mal auf."

Johannes stand auf. Einige Experimente folgten. Fragen, ob er Schmerzen da oder dort habe. Dies und jenes. Ob er regelmäßig mit Frauen verkehre? Nein, er lebe sehr abstinent.

„Hm", brummte der Professor, „hie und da könnten Sie ruhig ein bißchen Zärtlichkeit vertragen."

„Ich bin verlobt, Herr Professor."

„Das erklärt beinahe alles, was?"

„Entschuldigen Sie, nein. Ich interessiere mich für meine Braut nicht."

Professor Buchholz strich sich mit den dicken Fingern den grauen Schnurrbart aus den feuchten Lippen und kniff die Augen zusammen.

„Aha", sagte er langsam. „So. – Na. – Cha."

Ich langweile ihn fürchterlich, fuhr es Johannes durch den Kopf. Mein Gott, wie peinlich. Wie peinlich ist das! Draußen sitzen Leute und warten. Und ich halte den großen Mann, der eben dem Zar den Puls gefühlt und einen Orden bekommen hat, auf. Ich muß jetzt gehen.

Der Professor setzte sich wieder an den Schreibtisch und spielte mit dem elfenbeinernen Hörrohr. Er schaute Johannes gleichmütig in die Augen, aber als er den auf ihn gerichteten Blick sah, schien ihn etwas zu überraschen. Er erhob sich und drückte das Lid unterm Augapfel nieder, hob das Oberlid und schaute scharf die Pupille an. Dann nahm er wieder Platz und kratzte sich beinahe unschlüssig am behaarten Kinn. Es gab einen knarrenden Ton. Seine Barthaare sind rauh und hart, dachte Johannes.

„Wenn ich Ihnen vielleicht noch etwas Unbedeutendes in Eile sagen darf..."

„Bitte sehr."

„Es ist eigentlich sehr lächerlich, aber es beunruhigt mich doch. Ich weiß nicht, wie ich das Phänomen Ihnen schildern soll, Herr Professor. Also wenn ich zum Beispiel an meinem Schreibtisch sitze, habe ich plötzlich die Empfindung, als stünde jemand hinter mir. Ich drehe mich dann um und sehe natürlich niemanden. Doch das hindert nicht, daß ich die Empfindung beibehalte; jetzt steht er gerade dort, wo du ihn nicht sehen kannst. Er steht da und beobachtet dich. Das heißt, ich weiß nicht, ob er mich beobachtet, ich nehme es nur an, denn was sollte er sonst tun. Doch was rede ich – ich meine in der Fiktion, also vorausgesetzt, daß dieses X ein Jemand wäre, habe ich das Gefühl, er müsse mich unbedingt beobachten. Und sehen Sie, Herr Professor, ich weiß selbstredend, daß dies eine krankhafte und sehr törichte Einbildung ist, aber ich weiß auch bestimmt, daß ich diesen geheimnisvollen Menschen noch einmal kennenlernen werde. Ich weiß zum Beispiel auch, daß er mir gar nicht übel will und doch mein Todfeind ist, unbedingt mein Todfeind sein muß, und zwar in einer schrecklichen, mir natürlich unbekannten, aber zweifellos mit meiner Existenz verknüpften, wie soll ich sagen, Beziehung... ich drücke mich sehr unklar aus."

„Nein, ich verstehe Sie schon. Sprechen Sie nur weiter."

„Ja, das ist eigentlich alles. Dieses Gefühl habe ich so gut wie niemals im Freien. Aber daheim, in Einsamkeit, wenn ich ganz mit mir allein bin und mich ganz und gar nur mit mir beschäftige, dann habe ich es, dann sehe ich diesen schrecklichen Rivalen wie einen Schatten, dessen Antlitz noch im Finstern liegt."

„Sie sagten Rivalen? Besteht hier Ihrer Meinung nach irgendeine Beziehung zwischen jenem Unbekannten und Ihrem Leben?"

Johannes wurde rot und schwieg. Er suchte nach Worten, aber irgend etwas hemmte ihn.

„Ich kann so schwer darüber sprechen", sagte er leise.

„Hm", machte Professor Buchholz und klopfte mit dem Hörrohr leicht auf die mit allen möglichen Papieren angefüllte Schreibmappe. „Ich habe nicht den Wunsch, in Ihre Geheimnisse einzudringen, aber als Arzt –"

„Ja gewiß, Herr Professor", unterbrach ihn Johannes, „ich verstehe Sie selbstverständlich. Ich meine nur, ich kann nicht gleich Worte für diese Dinge finden; ich will mich kurz fassen, denn Sie haben keine Zeit."

„O, bitte sehr – ich habe durchaus Zeit für Sie", versetzte der Arzt in gedämpftem Baß milde. „Mir scheint, als würden wir jetzt eigentlich erst den Schlüssel zu Ihrem Leiden finden."

Das war nun höchst absonderlich, daß Professor Buchholz zu glauben schien, in diesen ziemlich belanglosen Zuständen läge der Schlüssel zu seinem Leiden verborgen. Das Ganze war eine starke Überreizung der Nerven, weiter nichts, und was er brauchte, ein probates Mittel, das ihm wieder Schlaf und frische Kräfte schenkte. Immerhin, wenn der Professor mehr davon hören wollte, so mochte es drum sein.

„Sie werden", begann Johannes, „als aufgeklärter Mann der Wissenschaft, ich meine das... ich meine als Gelehrter und Wissenschaftler lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich Mystiker bin. Auch Mystiker ist nicht das richtige Wort. Aber ich will es einmal so nennen, weil Sie das auch so nennen würden. Sehen Sie, Herr Professor, gestatten Sie, daß ich das noch vorausschicke, ich bin

dann gleich fertig, ich sehe die Dinge nicht an auf Ursache und Wirkung, nicht Ursache und Wirkung bestimmt meiner Meinung nach den Ablauf der Ereignisse, sondern Schicksal und Charakter. Verstehen Sie mich, bitte, ich will Ihnen hier keinen Vortrag halten, sondern nur etwas erklären, was... Also: nicht so ist für mich die Welt, daß ein Ereignis die Folge einer unmittelbar vorhergehenden Handlung ist, das hieße, Mechanik regiere die Welt, sondern ein Ereignis ist schon bestimmt im Plan deines Lebens, und ‚Freiheit' heiße ich den sittlichen Willen, dies zu bejahen und fruchtbar zu machen. Das ist etwas ganz andres als Kausalität, bemerken Sie das bitte wohl und ist, meiner Überzeugung nach, die einzige Grundlage einer vernünftigen und ethischen Anschauung der Welt. Und wenn ich nun von hier auf diese etwas gespenstischen Vorgänge zu sprechen komme, so wird, das muß ich allerdings gestehen, die ganze Geschichte noch mystischer. Denn ich glaube nämlich auch noch, daß es diesem oder jenem Menschen durch irgendwelche besonderen Attribute seiner hirnlichen oder gemütlichen Konstruktion gegeben ist, zukünftige Verschlingungen des Schicksals zu ahnen und, wenn er diese Ahnungen nur richtig lesen kann, auch zu deuten. So ist das mit der Erscheinung des Mannes beschaffen, dessen Gesicht ich nicht sehen kann. Ich fühle, daß es mein ‚Rivale' ist, daß er mir näher und näher kommt (in den letzten Wochen ist er zum Beispiel entschieden deutlicher, wenn auch noch nicht kenntlich geworden), daß ich bei schärfstem Nachdenken ihn erblicken, erkennen und damit unbedingt nicht nur meine Bestimmung, sondern auch mein Verhalten diesen Ereignissen gegenüber wissen müßte."

Er machte eine Pause und schwieg verwirrt. Es war deutlich zu spüren, daß Professor Buchholz vom Wesentlichen nichts begriff, um so mehr ihn aber als nicht uninteressantes Patientenobjekt ansah.

„Und weiter, bitte?"

„Weiter "

„Ja. Ich vermisse noch die näheren Verbindungen zwischen diesem Ereignis und Ihrem Leben."

„Ach so. – Ja, das ist nun so: Ich – bin verlobt, wie ich schon vorhin bemerkte, aber ich liebe meine Braut nicht. Das heißt natür-

lich, ich habe sie sehr gern, ich finde sie in gewissem Sinne sogar reizend, liebenswert und begehrenswert und... wie soll ich sagen, aber –"

„Sie lieben eine andre."

Johannes schaute nicht auf, sondern nickte nur.

„Verstehen Sie mich wohl, Herr Baron", vernahm er den gedämpften Baß des Professors, „ich habe nicht den Wunsch, in Ihre Lebensgeheimnisse einzudringen, aber, als ein von Ihnen konsultierter Arzt, die Verpflichtung, die Fragen zu stellen, welche mir Aufklärung über Ihren Gesundheitszustand und seine mögliche Heilung geben können. Ich will Ihnen gestehen, daß ich Ihre... nennen wir sie einmal der Kürze halber ‚mystischen Anschauungen' für ziemlich unwesentlich halte, um so wesentlicher aber die vielleicht etwas verworrenen Beziehungen Ihres Herzens zu einer andern Frau –"

„Verzeihen Sie, Herr Professor", unterbrach Johannes, „ich glaube, Sie sind da auf dem falschen Weg; diese Beziehungen sind die klarsten auf der Welt, sie heißen: ich liebe sie und werde nicht wieder geliebt. Natürlich – sie liebt mich sehr freundschaftlich, geschwisterlich möchte ich fast sagen, ja, unbedingt geschwisterlich (wir duzen uns auch), aber nicht so, nicht so, wie ich sie liebe. Das ist natürlich entsetzlich schwer, o Gott, wie schwer das ist, aber es ist nicht zu ändern. Nein, schrecklich ist etwas andres. Diese Erscheinung, die ich manchmal habe, ist der Mann, welcher von jener Frau Besitz nehmen wird. Und wenn ich sein Gesicht noch nicht sehe, so heißt das nur, daß ich ihn noch nicht kenne und sie ihn noch nicht kennt, heißt ferner, daß dies eine geheimnisvolle Bestimmung ist, mit der mich abzufinden ich die Ehre haben werde, die aber vermutlich gesetzlich ist, wie der Umlauf der Erde um die Sonne. Natürlich werde ich ihn eines Tages kennenlernen, oder aber, ich werde sein Gesicht erkennen, ehe ich noch von ihm weiß und er von Urs – von jener Frau weiß und dann – ja, dann muß entweder die Erscheinung aufhören oder ich werde verrückt."

Johannes hat die letzten Sätze ganz schnell, aufgeregt, verlegen und wie von irgend jemand verfolgt, hinausgejagt. Die Antwort des Arztes wirkte nun wie sehr gelassener Pendelschlag, als er wür-

dig erwiderte: „Ich bin nicht Ihrer Meinung. Schon was Sie da sagten von Gesetzlichkeit eines Ereignisses, wie Erde und Sonne, erscheint mir sehr anfechtbar, entschieden anfechtbar und zum mindesten nicht beweislich." Er winkte ab. „Nun gleichviel. Das führt zu weit. Wenn Sie aber das Aufhören des Phänomens von irgendwelchen Veränderungen im Leben jener Frau abhängig machen, so muß ich Ihnen hierin noch entschiedener widersprechen. Ich glaube vielmehr, daß die hohe Überreizung Ihrer Sinne einen Grad erreicht hat, der Sie zu falschen und immer falscheren Schlüssen führt, vor denen Sie sich hüten müssen. Sie müssen sich, dies ist mein Rat, schon darum doppelt vor ihnen hüten, weil dies alles Sie zu einer krankhaften und falschen Lebenshaltung veranlaßt, durch die Sie das Ziel Ihrer Wünsche nicht erreichen, niemals erreichen. Glauben Sie das einem erfahrenen Praktiker, der schließlich auch ein bißchen Philosoph ist. Sehen Sie – Nein, lassen Sie mich ausreden. Ich will Ihnen etwas sagen: Wir dürfen keine Philosophie von der Basis Ihrer Krankheit aus führen, sondern von der Basis der zu erhoffenden Gesundheit. Ich rate Ihnen, führen Sie mäßigen Verkehr mit Frauen, das wird Sie beruhigen und ablenken."

„Herr Professor – fremde Frauen sind mir widerlich. Nein, nicht widerlich. Aber ich mag nicht. Ich laufe davon."

Professor Buchholz lächelte ein wenig.

„Das nenne ich korrekten Brautstand", scherzte er.

„O bitte, Herr Professor, diese Korrektheit ist Täuschung. Ich frage: darf ich denn überhaupt heiraten?"

„Sie dürfen nicht nur, sondern Sie sollen. Heiraten Sie sobald wie möglich."

„Wen?" stieß Johannes spöttisch hervor.

„Diese Frage müssen Sie sich schon selbst beantworten."

Johannes erhob sich ruckartig.

„Ich wußte es ja", sagte er.

„Was wußten Sie?"

„Daß Sie mir auch nicht helfen können."

„Das kommt auf Sie an, lieber Baron. Jede Hilfe hat zur Voraussetzung eines Erfolges den guten Willen dessen, der sie ruft."

„Aber wen soll ich denn heiraten in Gottes Namen?! Herr Pro-

fessor, bitte, entschuldigen Sie, daß ich laut werde, ich bin nicht tobsüchtig, glauben Sie mir, ich bin nur erregt, weil weil weil ich endlich einmal ein Ende dieser Hölle sehen will, und sei es nach Jahren. Ich schlafe nicht mehr. Gut. Ich soll zu Frauen gehen, um zu schlafen, das sagen meine Freunde auch. Aber ich mag nicht zu Weibern laufen und mir mir mir die Syphilis holen. Also soll ich heiraten. Und wenn ich nur eine einzige Frau in der ganzen Welt mit gutem Gewissen heiraten kann? Verstehen Sie mich, bitte, richtig, ich meine mit dem guten Gewissen des Mannes, der zu ihr unter die Decke kriechen darf, und diese eine einzige Frau mir verwehrt ist, weil sie einem andern bestimmt ist, ja – was soll ich denn da tun, um gesund zu werden?"

Professor Buchholz hatte sich ebenfalls aus dem Sessel erhoben und beruhigend die Hand seines Patienten erfaßt. Er versicherte ihm, daß Rom nicht an einem Tage erbaut worden sei. Daß sogar der liebe Herrgott sechs Tage zur Erschaffung dieser unvollkommenen Welt gebraucht habe, und daß dies zu denken gebe, wie? Er sagte ferner, daß er schon mehr solche Patienten und noch ganz andre mit der eigenen Natur geheilt habe (denn dies sei stets der beste Weg), und daß der Appetit mit dem Essen zu kommen pflege, besonders in der Liebe. Jawohl, er solle nur nicht ein so ungläubiges Gesicht machen. Er sei ja keine Jungfrau und habe durchaus die Kenntnis seiner Potenz als beruhigende Grundlage für –"

„Oh, Herr Professor", unterbrach Johannes, „ich meinte viel eher, dies sollte mich in Angst und Schrecken setzen. Gerade weil ich weiß, daß mein Fortpflanzungsorgan in Ordnung ist, darf ich meinem Blute glauben."

„Sie dürfen ihm nicht glauben", lachte der Arzt, „nein, Sie dürfen ihm ganz und gar nicht glauben."

Er solle nur vorerst einmal zweierlei ganz fest befolgen: Meidung jener Frau, die er liebe (dies sei am ersten durch eine Reise zu erreichen, eine recht schöne Frühlingsreise nach Schweden oder auch nach dem Süden). Und zweitens dadurch, daß er das hübscheste Mädchen gerade für gut genug halte, um ihm auf die angenehmste Weise der Welt dienstbar zu sein. Was die Schlaflosigkeit betreffe, so wolle er ihm ein neues, sehr gutes Mittel empfehlen, mit dem er

beginnen, das er aber nicht ohne Unterbrechung benutzen solle. Außerdem fleißig Lecigenol nehmen. Lecigenol sei ein vorzügliches Eiweißpräparat, enthalte reine Nervensubstanz und so weiter und sei wirklich Erfolg versprechend.

Professor Buchholz riß von einem hübschen Block, auf dem oben in sauberer Antiqua Name, Stellung, Sprechstunden, Telephon und Bankkonto gedruckt standen, ein Blatt ab und warf mit flacher, legerer Fingerhaltung einige schwer leserliche Zeilen aufs Papier.

Johannes bemerkte, wie behaart die fleischigen, bequemen Hände des Arztes waren, wie sie zu den runden Manschetten (die im Innern eine leicht schwärzliche Färbung zeigten) und vor allem zu den schwarzen, scheibenartigen Manschettenknöpfen paßten, die wie Schokoladenplätzchen aussahen. Ihm fiel die Sinnlosigkeit dieses Besuches, die Nutzlosigkeit dieses Geredes und noch etwas andres ein, etwas, das ihn jäh und froh erregte. Wie er den Kopf zum Fenster erhob, sah er die kahlen Äste der breiten Linden sanft ergrünt. Ein frischer Wind bewegte sie hin und her. Draußen ist Frühling, dachte er. Ich werde es gleich auf der Post erledigen.

„So, bitte, Herr Baron."

Johannes war es über die Maßen peinlich, den Arzt nach seinem Honorar zu fragen. Stotternd meinte er, daß der Herr Professor ja seine, Johannes von Wulffs, Adresse habe, wenn er indessen –, so sei er bereit, ihm persönlich sei es sogar lieber, wenn er gleich –.

Professor Buchholz winkte ab. Das habe Zeit. Er solle erst mal das Mittel nehmen und die Reise vorbereiten. Nach acht Tagen möge er noch einmal vorbeikommen. So. Und nun alles Gute, Kopf hoch und Selbstvertrauen! Vor allen Dingen Selbstvertrauen. Ein Mann müsse sehr viel Selbstvertrauen haben, das sähen die Frauen gern. Und nicht so viel grübeln! Er grüble viel zu viel. Er analysiere alles. Das sei Unsinn. Analysten erkranken leicht, habe Kant einmal gesagt. Nun und er wolle doch nicht erkranken? Im Gegenteil. Na, also – Mut und auf Wiedersehen vor der Reise.

Johannes stand draußen, den letzten Chloroform- oder Äther- oder Gottweißwasgeruch des Sprechzimmers noch in der Nase. Diesen Geruch würde er mindestens noch eine halbe Stunde spüren,

denn seine Nase hatte irgend so ein abscheuliches Reservoir, das Gerüche lange aufbewahrte, hegte und pflegte.

Draußen lief ein Wind mit Huii vorbei. Das war ein lustiger Aprilwind. Es duftete vom Domberg her nach knospenden Sträuchern. Die hohen gotischen Fassaden der Ruine standen schon leicht überschleiert hinter den bräunlichen Bäumen.

Johannes kaufte sich ein paar Briefbogen, ging nach der Post hinunter und schrieb an einem Pult mit einer leicht zitternden Hand, erregt und mit pochendem Herzen auf das graue Leinenpapier:

„Liebe Elisa!

Diesen Brief schreibe ich auf der Hauptpost in Dorpat, eine halbe Stunde nach meiner Konsultation bei einem der ersten Ärzte Livlands. Verlange nicht, ich bitte Dich, daß ich nach Worten suche, die den schweren Entschluß, der mich zu diesem Briefe veranlaßt, ausdrücken können; ich weiß, daß Du fühlst, was mich bewegt, wenn ich Dich bitte, unsre Verlobung aufzulösen. Ich darf nicht heiraten. Mein Nervenzustand und manches andre macht mir unsre Trennung zur Pflicht. Du wirst mir meinen Ring zurückschicken und ich Dir Deinen, nicht um voreinander Komödie zu spielen, sondern weil Du noch der Gesellschaft angehören und in ihr froh werden wirst und ich nicht mehr.

Dein Johannes von Wulff."

Er überlas die Zeilen, fand sie unsäglich hölzern, abgeschmackt und widerlich, wollte sie zerreißen, faltete dann aber den Brief rasch, beinahe fluchtartig zusammen und gab ihn am Schalter ab.

Er sprach mit bitterem Auflachen: Schämst du dich nicht, mein Sohn? Das einzig wahre Wort darin ist „und manches andre". Verließ die Post. Blieb stehen. Oder war es am Ende so, daß dieser Brief Wahrheit enthielt und alles, was der Arzt ihm gesagt hatte, Unsinn?

Natürlich hatte der Arzt gelogen oder auch beruhigt, gefabelt, so wie die Ärzte tun, wenn sie denken, es kommt schon nicht mehr drauf an. Er aber, er, Johannes von Wulff, er wußte die Wahrheit.

Draußen lief eine Amsel durch einen Vorgarten. „Tack-tack-tack" lockte sie und flog auf einen Holunderstrauch.

Frühling, Frühling, Frühling.

Sei aufrichtig, Johannes, was lügst du dich an. (Glaubt mir, zu andern Menschen ist man viel ehrlicher als zu sich selbst.) Du hast diesen Brief geschrieben, weil –, so gesteh doch, warum hast du diesen Brief geschrieben? Er lachte leise auf und sagte seufzend: Ach, du weißt es ja, liebe Seele, du arme, gequälte, ewig hoffende. Frage nicht, schweige endlich.

Er bog zum Domberg hinauf. Blieb nach zehn Schritten stehen. Nein, was soll ich noch viel herumlaufen? Ich nehme den nächsten Zug nach Wenden und bin morgen in Windsloh. Axel ist gewiß schon da. Ich muß ihn doch kennenlernen.

Er lachte jetzt halblaut auf. Jemand, der ihm begegnete, mußte ihn für sehr vergnügt halten.

Zu derselben Zeit war Axel in das Hügelland östlich von Windsloh aufgebrochen, um ein wenig auf eigene Faust zu botanisieren. Er hatte sich auf den durcheinanderlaufenden Jägerpfaden im Walde verirrt und, statt nach Eluisenstein zu kommen, die Richtung nach Schlangenberg eingeschlagen. Schließlich geriet er gänzlich ins Gestrüpp, mußte einen nicht unbeträchtlich steilen Hang hinabklettern und landete in einem wüsten Waldtal, wo er sich ratlos umsah.

Der Himmel war halbbedeckt. Es pfiff ein Wind aus der russischen Ebene her durch große knorrige Kiefern und Tannen, fing sich im Geäder einer tausendjährigen Eiche und schrie und flatterte wie ein Schwarm von Dohlen. Die Landschaft zeigte einen nichts weniger als lieblichen Charakter. Nach Nordwesten fiel der Hügel in einem düsteren Steinbruch zu Tal, nach Süden öffnete sich ein schmaler mooriger Ausblick, in dessen braunen Wasserlachen der Himmel wie in einem schmutzigen Spiegel ein unfreundlich verändertes Gesicht zeigte, nach Osten starrte der dichte Tannenwald ihm entgegen, und die Brombeerbüsche standen fast mannshoch und dicht wie Verhaue. Axel fand dieses nicht weiter beunruhigend, aber er fand es auch nicht eben lustig, außerdem hatte er Hunger, die Uhr zeigte elf ein viertel, und um acht in der Frühe war er schon aufgebrochen.

Das ist doch recht abgeschmackt, dachte er, daß ich mich verlaufen habe. Eben in meine Heimat gekommen, verirre ich mich auch schon

in ihr. Am Mississippi wüßte ich mich eher zurechtzufinden, als in diesem bescheidenen Walde, der mich zum Narren hält, als wäre ich der Bube in Hänsel und Gretel. Da ist ja auch schon das Pfefferkuchenhäuschen.

Wirklich, er sah kaum hundert Schritte entfernt einen dünnen Rauch aufsteigen und entdeckte, als er sich quer durch den Wald schlug, ein ziemlich verfallenes und verwahrlostes Haus. Ein paar Hühner gackerten, in einer Pfütze sielten sich Enten, Wäsche flatterte auf der Leine, zerrissene, rote, gemeine Bauernwäsche, ein Kettenhund begann plötzlich wie wahnsinnig loszubellen, und alles zusammen nannte sich, wie er, um das Haus herumgehend, feststellen konnte, „Gasthaus zum Felsen". Aber selbst diese Bezeichnung schien nicht mit dem Zweck des Hauses gleichzeitig gesetzt worden zu sein, sondern irgendeine ungeschickte Hand hatte die Worte auf eine schwarze Tafel gemalt und diese über der niedrigen Haustür festgenagelt.

Nun, ob Gasthaus oder nicht, jedenfalls wird man mir sagen können, wie ich nach Windsloh zurückkomme.

Er trat ein und sah sich im Flur um, ob nicht ein menschliches Wesen zu entdecken sei. In dem Augenblick kam aus einer Seitentür ein mittelgroßer schiefer Mann in abgeschabter Kleidung, der ihn mit schwarzen schönen Augen mißtrauisch anstarrte und ihn augenscheinlich eher erkannte, als es Axel ins Bewußtsein trat, wo er diese Gestalt schon einmal gesehen haben könne. Den habe ich doch schon einmal gesehen? sagte er sich. Dieser Rücken, der anzuschauen ist, als trüge er eine unsichtbare Last, dieser krause Bart um Kinn und Wangen, dieser in den Nacken gesetzte Hut, dieser scheue, scharfe Blick ... wo habe ich ihn nur gesehen! Gleichviel, ich werde ihn fragen.

„Sagen Sie, bitte, wie komme ich von hier nach Schloß Windsloh?"

Der andre trat vor die Tür und blickte linkerhand in den Wald, durch den ein ausgetretener Fußpfad lief.

„Es ist nicht leicht zu beschreiben, Herr von Harras, Sie gehen einmal hinüber dorthin, wo –"

„Sie kennen mich?" unterbrach ihn Axel. Der Angeredete rückte an seinem Hut.

„Zu dienen, ja", sagte er rasch und verlegen und drehte sich wieder dem Walde zu.

„Ach, jetzt weiß ich", rief Axel aus, „wo ich Sie gesehen habe. Wir kamen ans Schloßgitter, und da gingen Sie gerade vorbei! Sie sind also, Sie sind – jetzt habe ich natürlich Ihren Namen wieder vergessen."

„Geländer", warf der andre hin.

„Richtig, Herr Geländer. Ja, meine Schwester sagte es mir gleich, als wir Sie trafen."

Geländer blickte mißtrauisch auf und schwieg.

Axel dachte: Jetzt weiß ich nicht, ist das nun der Revolutionär oder Anarchist, von dem Ursula mir erzählt hat, oder war's ein andrer? Eigentlich sieht er wie ein harmloser jüdischer Wandersmann aus.

Chaim Geländer dachte: Sie hat ihm gesagt, daß ich fünf Jahre im Gefängnis gesessen habe, und nun denkt der Baron, wie er den lästigen Kerl am schnellsten wieder los wird. Er blickte auf und überflog Axel, der ihm eine Zigarette anbot, mit schiefem Blick. Weiß Gott, wie ähnlich er ihr sieht, dachte er. Dieselbe schmale Nase, dasselbe runde hübsche Kinn, dieselben kleinen Fältchen am Munde, wenn er lächelt. Was hat er gefragt?

„Danke sehr."

„Also dort hinauf und dann links?"

„Sie werden den Weg nicht finden. Ich bringe Sie zur Landstraße."

Nett von ihm, dachte Axel, aber mir schon lieber, er ließe mich allein. Also in Gottes Namen denn.

Was nun folgte, entwickelte sich ebenso schnell wie überraschend.

Chaim Geländer ist ins Haus gegangen, um sich seinen Stock zu holen. Die Sache ist vielmehr so: er will ins Haus gehen und trifft in der Tür auf jemand, der ihn lettisch anredet. Eine Begegnung, die Geländer scheinbar sehr unangenehm, außerordentlich unangenehm ist, denn er drängt den Betreffenden energisch in die Gaststube zurück und will es vermeiden, daß Axel ihn erblickt. Da geschieht es aber, daß dieser Betreffende rückwärts über ein Kind stolpert, das hinter ihm in der Türspalte erschienen ist, das Kind fällt um und erhebt ein furchtbares Geschrei.

Nun dreht sich Axel erschreckt um und sieht einen kleinen glatzköpfigen Mann in sehr schmierigem Aufzug ärgerlich und krebsrot das Kind anfauchen. Er hat eine runde Wulstnase und einen dichten dunkelbraunen Bröselbart. Ein schmutziges Weib taucht auf, reißt das Kind hoch und schlägt es auf sein Gesäß. Alle drei reden lärmend durcheinander, dabei weist Chaim Geländer auf Axel, und er hört seinen Namen und gleich darauf den von Wulff. Dann verschwinden sie in der Gaststube.

Warum einfache Leute alles immer so laut erledigen müssen! denkt Axel, der ein geschworener Feind jedes Kraches ist. Es muß doch auch leise gehen. Was haben sie sich übrigens von Wulff zu erzählen gehabt? Das klang ja beinahe geheimnisvoll. Pfui Teufel, es fängt an zu regnen.

Indem öffnet sich die Tür, welche der Gaststube gegenüber liegt, ein junges Mädchen betritt den Flur, und dieses junge Mädchen ist Senta, die wilde Senta, Senta mit den hübschen nackten Beinen und so weiter.

Axel traut seinen Augen nicht, und Senta bleibt ebenfalls ziemlich erschreckt stehen, dann lächelt sie ganz wenig, er lächelt auch, sie zeigt ihre blendendweißen Zähne, Axel sagt guten Tag, und beide begrüßen sich. Senta hat ein kleidsames Wolljackett mit bunter Kante an, eine helle Bluse mit spitzem Ausschnitt, und sieht sehr niedlich aus. In der Hand trägt sie ein Buch und ein Heft.

Was sie denn hier tue, fragt Axel und weist mit unmißverständlicher Gebärde auf die verwahrloste Szenerie ringsum. Nichts, meint sie, gar nichts. Sie sei nur einmal so hergekommen, auf einem Spaziergange, versteht sich, sie habe ihren angeblichen Vater in den Forst begleitet, er sei noch weiter gegangen, einem Wilde nach, und sie habe sich müde gefühlt und hier ein bißchen ausgeruht.

Die Gasttüre geht auf, Chaim Geländer kommt mit Hut und Stock heraus. Er sieht Senta und Axel im Gespräch und stutzt. Senta wirft ihm einen ganz ruhigen, kühlen Blick zu, der Axel eine Spur mißtrauisch macht. Nur eine kleine Spur, denn der gleich darauf vorüberhuschende und verschwindende Gedanke, daß die beiden etwas miteinander haben könnten, erscheint ihm absurd. Er ärgert sich, daß jetzt der schiefe Wandersmann ihn begleiten soll an-

statt dieses frischen Mädchens, will noch fragen, ob sie nicht Lust habe, mitzugehen, denkt aber „Ah wozu" und macht die treffende Bemerkung, daß es draußen regne.

„Ja, wir treffen uns immer im Regen", sagt Senta.

Chaim Geländer steht an der Tür und wartet. Axel ärgert das sehr, schließlich kann ich ihm doch nicht sagen, er möge hier bleiben, weil mich die Kleine begleiten solle; nein, das kann ich nicht sagen, denn der ist imstande, mich für einen Gutspascha anzugeben und weiß Gott was noch dazu zu erfinden.

„Kommen Sie nicht mit?" fragt er das Mädchen.

Sie denkt einen Augenblick nach. Es scheint, als ob sie gern mitkommen wolle und nur irgend etwas ihren Wunsch hemme.

„Nein, ich kann nicht", sagt sie zögernd.

„Was wollen Sie denn hier in dieser Kate? Draußen ist es ja viel schöner."

„Draußen regnet es."

„Das geht gleich vorüber."

Freilich, lacht sie, damals sei es ja auch sehr schnell vorübergegangen, aber sie müsse auf ihren Vater, den Förster, warten.

„Er ist doch gar nicht Ihr Vater."

Nein, aber sie müsse trotzdem auf ihn warten. Adieu. Adieu und glückliche Reise. Axel ruft zurück, sie solle ihm nächstens einmal etwas vorreiten. Seine Frau lerne jetzt auch reiten, und da müsse sie seiner Frau zeigen, wie gut so eine junge Reiterin im Herrensitz aussehe (o Gott, was ich da für Blech rede, denkt Axel). Ja, das wolle sie tun. Sie lächelt spöttisch. Adieu.

Der Regen ist nicht sehr stark. Es ist nur so eine Husche, und Chaim Geländer teilt Axels Meinung, daß er bald wieder vorübergehen werde.

Ihr Pfad führt durch den Wald, kommt an einen Kreuzweg und läuft durch schöne junge Tannenbestände. Birken stehen in vereinzelten Gruppen. Sie sind wie mit braunen durchsichtigen Schals behängt. Es duftet nach Nadelholz und feuchter Erde.

Der Weg der beiden wird ziemlich schweigsam zurückgelegt. Zuerst ist es Axel angenehm, dann empfindet er es als peinlich, so nebeneinander her durch den Wald zu traben, ohne ein Wort zu

reden. Zwei Menschen, die einander sehr nahe stehen, können gut zusammen schweigen. Zwei Freunde, die miteinander gehen, können sich nur durch das Wort mitteilen, daß sie Menschen sind. Der Regen hat sich in einen kaum merklichen Wind aufgelöst, eine Tatsache, die man sich gegenseitig mitteilt, ohne sich dadurch innerlich bereicherter zu fühlen. Vermutlich würden alle meine gutsherrlichen Freunde und Verwandten diesen abgeschabten kleinen Zuchthäusler außer Diensten drei Schritte hinter sich her, oder in diesem Falle vor sich hergehen lassen, denkt Axel. Das kann ich nun gar nicht. Er ist doch schließlich kein Neger. Ich bringe da nun meine amerikanischen Gewohnheiten in dieses hierarchisch abgestufte Land und tue vermutlich damit weder dem gemeinen Mann etwas Gutes, weil es ihm ungewohnt ist, noch meinen Freunden etwas Angenehmes, weil es ihre Autorität untergräbt. Oder nicht? Vielleicht herrscht hier gerade das Patriarchentum, und der Gutsherr ißt mit dem Kleinknecht an einem Tische? Unsinn. Sieh dir die Schlösser an, dann weißt du, wo du lebst.

„Sind Sie ein Lette?"

„Nein, ich bin ein Jude", antwortet Geländer.

Gott, wie habe ich dumm gefragt, denkt Axel. Natürlich ist er Jude. Ich dachte, es gibt auch lettische Juden. Wahrscheinlich Unsinn. Ich blamiere mich auf Schritt und Tritt.

„Aber Sie sprechen doch Lettisch?"

„O ja", lächelt Geländer, „das sprechen wir hier alle, auch die gnädige Frau. Das ist die Volkssprache, die man schon kennen muß.

„Dann muß ich wohl auch noch Lettisch lernen?"

„Das glaube ich nicht, denn Sie haben ja schließlich nicht so viel mit dem Volk zu tun."

Ja, da habe er recht. Er, Axel, würde nämlich sehr ungern Lettisch lernen, weil er Sprachen sehr schwer begreife. Er spreche zum Beispiel nur Deutsch und Englisch. Französisch auch ein wenig, doch nicht gut, beileibe nicht gut. Deutsch habe er schon als Kind gelernt und dann bei seinem Vater in New York weiter gesprochen.

Geländer blickt schräg und flüchtig an Axel hoch und lächelt leicht. Er hört ihm aufmerksam zu, sagt, daß es wohl auf die Sprachen nicht so sehr ankomme; das Ideal sei, daß alle Menschen eine

Sprache sprächen, dann würde vieles anders in der Welt sein. Das meiste Unglück resultiere aus Mißverständnissen.

Axel findet diese Meinung nicht so dumm, entgegnet aber, daß dies alles so rasch kaum zu beantworten sei, Geländer stelle sich das wohl ein bißchen zu einfach vor. Welche Sprache denn zum Beispiel seiner Meinung nach –.

Nun, Esperanto beispielsweise, unterbricht Geländer. Er sei sehr für Esperanto. Jede andre Sprache, also Englisch, oder Französisch, oder Deutsch sei doch aus den nationalen und seelischen Gegebenheiten der Nation entstanden, man könne sie einer andern Nation nicht aufdrängen, schon darum nicht, weil eine solche Sprache, zur Weltsprache erhoben, das Nationalgefühl des betreffenden Landes in unerträglicher Weise stärken und stacheln würde. Das sei nichts Gutes.

Ob er Esperanto verstünde?

Ja, er spräche bisweilen mit sich selbst Esperanto. Er träume sogar auf Esperanto und habe daheim einige interessante Bücher, esperantistisch geschrieben.

Wie? Er selber schreibe esperantistische Bücher?

Nein, dies sei eben nicht so gemeint gewesen, aber nun ja, gut, um es zu gestehen, auch er habe schon zwei kleinere Broschüren allgemeinen Inhalts in der Esperantosprache geschrieben.

Und gedruckt?

Ja, das eine sei gedruckt. (In Warschau in einem Verlage.) Das andre sei den Verlegern heute noch etwas zu frei.

Aha, also wohl anarchistisch?

Geländer zuckt zusammen. Er hat das Gefühl, in seinem Vertrauen viel zu weit gegangen zu sein, und bereut, sich so darüber ausgesprochen zu haben.

Nein, nur so im allgemeinen, versetzt er.

Danach schweigen sie wieder eine kleine Zeit. Denn Axel, der noch etwas darüber nachdenkt, findet, daß ihn Esperanto nicht erheblich interessiere. Und Geländer schweigt verbockt, weil ihm eingefallen sei, daß der Herr neben ihm nicht nur ein Amerikaner, sondern auch ein baltischer Gutsbesitzer sei, und daß man mit baltischen Gutsbesitzern nicht gut über Anarchismus und Freiheit und ähnliche Gegenstände reden könne.

Sie treten aus dem Wald und nähern sich der Chaussee, die man jenseits der Felder mit ihren zerzausten Pappeln sieht.

Axel wirft einen Blick auf seinen Begleiter und findet ihn bleich und sehr ärmlich. Er rührt in plötzlich, und weil ihm wieder das rasch beendete Esperantogespräch einfällt, sagt er: „Sie müssen nicht zu mißtrauisch sein. Man hat Sie wohl ein bißchen gezaust, und nun glauben Sie, jeder sei ein Bojar. Ich freute mich, in Ihnen einen gebildeten Menschen mit besonderen Neigungen gefunden zu haben. Das ist selten heutzutage und darum wohl auch gefährlich. Denn allem Besonderen ist die Menge Feind. Ich danke Ihnen für Ihre Begleitung, hätte ich gewußt, daß der Weg so lang war, hätte ich Sie schon früher nach Hause geschickt." Er lächelt ihm freundlich zu und streckt die Hand zum Gruße aus.

Chaim Geländer zieht ein seltsames Gesicht, brummt etwas, stottert und legt dann schweigend seine zerarbeitete feuchte Hand, die spitze Finger hat, in die gebotene des Herrn von Harras. Jetzt sieht er wieder seiner Schwester ähnlich, denkt er. Die Augen haben eine andre Farbe, es sind die Augen der Mutter, aber sie haben denselben Blick.

„Ich bitte Sie, Herr Baron, die gnädige Frau Mutter grüßen zu wollen", murmelt er mit tiefer Verbeugung.

„Sie kennen meine Mutter?"

„Die gnädige Frau hat mich auf ihre Kosten in der städtischen Schule erziehen lassen."

„Ja, ich weiß, richtig. Vielmehr, ich erinnere mich, flüchtig davon gehört zu haben. Ja, es ist schön, ich werde grüßen."

„Und wenn Sie zufällig das gnädige Fräulein sehen, so –, also, ich habe noch Noten von ihr, glaube ich –"

„Ach, die wird sie nicht so sehr vermissen. Sie hat ja einen ganzen Schrank voll Noten. Noch etwas?"

Nein, nun sei es alles. Das sei wirklich alles. Er wünsche, daß er gut heimfinde. Schweigt. Verbeugt sich und geht ab.

Eigentlich ein rührender Mensch, dachte Axel, der großes Mitleid mit armen Leuten hatte. Ich muß sehen, daß ich ihm von Zeit zu Zeit etwas zukommen lasse. Vermutlich ein Revolutionär. Das ist freilich dumm. Das bindet mir etwas die Hände. Na, gleichviel, es

wird schon gehen. Dann fiel ihm ein, daß er mit seinem offenen Wesen die scheue Art des Juden etwas gebrochen habe. „Denn allem Besonderen ist die Menge Feind." Ein verflucht dummer Satz, recht überlegt, ein dürftiger Gemeinplatz, der mir im Augenblick freilich recht tief vorkam. Aber er wird ihn gern gehört haben, der arme Kerl. Gleich darauf ärgerte sich Axel, daß er dies dachte. Ich bin ein ekelhafter, eitler und widerlicher Mensch, der es nie zu etwas bringen wird, fauchte er sich an. „Ja, bei Gott, das ist wahr!" rief er laut aus, kletterte eine Böschung hinan und stand auf der Chaussee.

Eine Rotdrossel flog mit zwitscherndem Geschwätz auf.

2

„Eigentlich ist es etwas Wunderbares", sagte Axel zu seiner Mutter", daß ich erst drei Tage hier und doch schon ganz dein Sohn und ganz zu Hause bin."

Sie nahm seine Hand und streichelte sie. „Mein liebes Jungchen..."

„Siehst du, Mulling, oder soll ich dich Mu nennen? Klingt das nicht bißchen nach Landwirtschaft? Was ist dir am liebsten?"

Frau von Harras lacht: „Ich habe viele Namen. Ursel gibt mir jeden Tag einen andern. Sie meint, das seien verschiedene Zärtlichkeitsgrade. Lach sie nur aus, Axel, und nennt mich, wie ihr wollt. In jedem bin ich eure alte Mutter. Mulling hast du mich früher genannt, aber das weißt du nicht mehr."

„Ich weiß alles wieder. Du ahnst ja nicht, was alles jede Stunde in mir erwacht."

„Es ist deine Heimat, Kind."

„Ach, es ist meine Heimat nicht allein. Ich weiß, du willst sagen, es sei das Blut, das zu einander ruft, aber ich glaube beinahe, es ist auch das Blut nicht allein, sondern stärker noch als Heimat und Blut bindet das Gesetz, nach dem unser aller Leben läuft. Wie soll ich mich klarer ausdrücken ... Sieh, ich meine das so: Papas Charakter und der deine und meiner, das sind alles Ausgangspunkte von Schicksalslinien, die in bestimmte Richtung laufen, einander bannen oder auf Jahre abstoßen müssen. Pastor Lurich wird

es wahrscheinlich ‚Gottes Ratschluß' nennen, das mag er auch ruhig so nennen, dieses Wort ist ja nur ein frommes Symbol für die großen Notwendigkeiten unsrer Lebensläufe, von denen jeder irgendwie den des andern bestimmt, und dieser andre wieder gemäß seiner Besonderheit auf jenen reagieren muß, und so eins zum andern gefügt wird, und sich am Ende das große Netz gemeinsamen Lebens und gemeinsamer Schicksale bildet. Ich glaube, ich rede ganz unklar."

Frau von Harras schaute ihn glücklich an und schüttelte den Kopf: „Nein, ich verstehe dich, Axel. Du willst damit sagen, daß wir wollen mögen, so viel es geht, am Ende erfüllen wir doch nur Gottes Willen."

Axel nickte langsam. „Eben fällt mir ein altes Bibelwort ein, ich werde es wahrscheinlich falsch zitieren, aber du wirst wissen, was ich meine. Die Liebe Gottes, welche höher ist als alle Vernunft."

Seine Mutter lächelte: „Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft."

„Der Friede Gottes? Wie schlecht man doch die Bibel kennt! Ja, das ist nun wieder etwas andres. Der Friede Gottes... Weißt du, das ist auch sehr schön. Halt mal, Mulling, das ist sogar noch passender. Es ist, als enthielte es die Wahrheit: Ihr steht im Sturm, kämpft und quält euch und begreift nicht, wie dies alles zusammenhängt, Gott aber sieht das Ganze. Und weil er Anfang, Weg und Ende sieht, wird dies, was uns Bewegung und Zerspaltenheit scheint, ruhige Anschauung und Friede für ihn, der über menschlicher Vernunft thront... Nein, Unsinn, es sollte doch die ‚Liebe' Gottes, welche höher ist als alle Vernunft, heißen. Bin ich nun nicht ein ganz dummer Bursche?"

Beide lachten, Axel schmiegte sich an die schmale Schulter der Mutter und fühlte sich unendlich glücklich.

„Die ‚Liebe Gottes' ist wieder etwas andres, Axel."

„Was denn?"

„Die Prüfung. Der von Gott geliebte Mensch wird hart geprüft."

„Dann muß dich Gott sehr liebhaben."

„Er hat mich geprüft. Aber nun schickt er mir auf meine alten Tage den Jungen wieder." Sie ließ sich küssen von ihm, und in ihre großen dunklen Augen trat der Ausdruck tiefer Verklärtheit.

„Ja, Mulling, das wollte ich vorhin sagen, ehe ich zu philosophieren anfing. Ich wollte sagen, daß ich doch vor einem Jahr, als Papa noch lebte, nicht einmal ahnen konnte, ich würde hier sein und sofort in dir eine unendlich gute Mutter finden. Ich lebte so gleichgültig dahin, daß ich nicht einmal Sehnsucht nach dir hatte."

„Wie solltest du Sehnsucht nach mir haben. Du kanntest mich ja gar nicht."

„Jeder Mensch muß Sehnsucht nach seiner Mutter haben. Die Mutter ist der Anfang seines Lebens. Einmal sind wir alle aus der Ewigkeit gestürzt, und daß wir es durften, verdanken wir unsrer Mutter. Nein, nein, ich lebte blind und taub. Ich philosophierte, untersuchte Steine, grub Petrefakten aus, experimentierte, amüsierte mich wohl auch, als es mir besser ging, heiratete und dachte: dies ist das Leben. Und ich war, obgleich es mir manchmal recht böse gegangen ist und ich auch so meine bitteren Stunden und Enttäuschungen gehabt habe, doch nur ein schlechter Schauspieler, der die Gesten des Lebens macht, ohne es zu haben. Siehst du, das ist, meine ich, das Wunderbare, daß ich nun dies Gefühl nicht los werde, es begänne jetzt erst das eigentliche Leben, hier auf Windsloh, in Eluisenstein, in Livland, mitten unter euch."

„Du bist ja auch noch so jung."

„Ach, das ist es nicht, was ich meine. Ein Mensch von dreißig ist auch nicht mehr so jung, daß er das Leben als ‚Jugend' leben wollte, nein, das meine ich nicht. Ich meine das andre Leben, das zweite, das tiefere, das nach Erkenntnis geht. Das Leben, in dem der Mensch aus den schmerzhaften oder auch glückseligen Verknotungen des Geschicks Sinn und Richtung seines Weges lesen möchte. Ich drücke mich so abscheulich abstrakt aus, das macht das ewige Kathederreden; ich habe doch deutsche Studenten als Zuhörer gehabt, und die wollten immer am liebsten alles wie bei Immanuel Kant haben. Sieh, jetzt lachst du wieder. Wenn du lachst, hast du einen Zug um den Mund – ganz wie Ursel, weißt du? Manchmal denke ich, ihr seht euch gar nicht ähnlich, manchmal aber gleicht ihr einander wie zwei Eier."

„Mit dem Unterschied, daß sie das frischere Ei ist und ich schon ein bißchen rieche."

Axel lachte schallend auf: „O pfui, wie gräßlich dieser Vergleich ist, den muß ich Ursula erzählen, sie wird dich arg zusammenschelten."

„Nein, erzähle es ihr lieber nicht; aber sage mir, Axel (bleibe noch ein Weilchen sitzen, mußt du schon fort?), ich wollte dich immer schon fragen, wie gefällt dir Ursula? Hast du sie auch ein bißchen lieb? Es ist doch deine Schwester."

Axel streichelte die lieben mageren Hände, die etwas sorgenvoll auf seinem Knie lagen.

„Was soll ich dir sagen, Mui, ich weiß noch gar nichts. Versteh mich, bitte. Sieh, diese vielen großen Eindrücke... Schloß, Land, du und ... und da ist nun auch so ein wunderhübsches Mädchen, das meine Schwester ist, ich glaube, ich habe mich gar nicht getraut, sie richtig anzusehen und liebzuhaben. Ich laß erst einmal alles durch mein Hirn fluten, und wenn wieder Ebbe ist, dann werde ich auch wissen, was mein Herz davon festgehalten hat."

„Ich wünschte es sehr, daß du mit ihr gut wärest, und daß ihr euch recht wie Geschwister näher kämt. Du hast die Welt gesehen, Axel, du weißt mehr als sie, die außer Petersburg und Stettin und den Gütern ringsherum nicht viel kennt. Du wirst ihr manchen guten Rat geben können. Nun ist sie doch den ganzen Tag nicht vom Flügel fort zu bekommen, und ihr Lehrer hielt auch sehr viel von ihr. Sandor meint, sie sei eine Künstlerin, der vielleicht einmal die Welt offen stehe, aber du wirst begreifen, daß mir das alles mehr Sorge als Freude macht. Mit Ursel mag ich nicht so reden, es drückt sie gleich nieder, aber zu dir kann ich es sagen. Ich denke immer: das Schönste für eine Frau ist, einen geliebten Mann, Kinder, ein Haus haben – nun ja, das ist altmodisch, aber ich kann mir nicht denken, daß es ein größeres Glück sein soll, von vielen fremden Menschen beklatscht zu werden, die einem gleichgültig sind, als von einem behütet, den man liebt."

„Liebt sie denn jemand?"

Frau von Harras zögerte etwas mit der Antwort: „Du meinst, ob sie einen Mann liebt. Nein, ich glaube nicht. Aber – sage es bitte niemandem – der Johannes von Wulff liebt sie."

„Er ist doch verlobt?"

„Nu ja, er ist verlobt. Aber ich glaube, er hat sich verlobt, weil sie nein sagte. Ach, sprechen wir jetzt nicht davon. Sie soll ja auch keinen heiraten, den sie nicht von Herzen gern hat, aber sie soll sich ein bißchen mehr dem Leben öffnen, das ihr doch vielleicht noch mehr schenken kann als ihre Kunst."

Axel war nachdenklich geworden. Er sah seine Schwester im Geiste vor sich, ein schlankes, blondes, schönes Mädchen, aber noch verschlossen dem höchsten Rausch und der tiefsten Verzweiflung des Lebens. Und es kam ihm vor, als würde sie vergebens an die große Pforte zum Allerheiligsten der Kunst pochen, solange sie nicht alle Stationen des Liebesleides durchschritten habe.

Es kann sein, daß die Kunst nur denen eine erlösende Antwort gibt, die vorher das Leben befragt haben, dachte er; aber er sagte es nicht.

Ewald Purps trat würdig ein und meldete mit gedämpfter Stimme die Ankunft des Fräuleins von Kakeln.

Axel zog ein Gesicht, als habe er Zahnschmerzen: „Der Nachmittag war so schön in dieser Stille. Wer ist denn dies Fräulein von Kakeln?"

Seine Mutter war eilig aufgestanden: „Tante Lulle! Ach, Axel, sei ein bißchen nett zu ihr. Sie ist ein altes Fräulein und hat nicht mehr viel vom Leben. Sie freute sich so sehr, dich zu sehen."

„Alle freuen sich auf mich. Das begreife ich nicht, sie kennen mich doch gar nicht. Ich freue mich auf niemanden, den ich nicht kenne!"

Sie faßte ihren Sohn begütigend am Arm: „Nun, sei schon nett zu ihr und lauf nicht gleich in dein Zimmer, hörst du? Bitte!"

„Ach, Mulling, du kannst von mir meinethalben verlangen, ich soll die Nacht auf dem Sockel der alten Kirche zubringen, ich werde es tun, falls du dir davon Gewinn versprichst."

„Nein, davon verspreche ich mir gar nichts. Aber ich will nur sagen – ja, Ewald, geh und führe Fräulein von Kakeln herein, ist sie denn schon vorgefahren? – ich will nur rasch sagen, es geht nicht anders, wir müssen übermorgen eine kleine Gesellschaft geben. Sei nur nicht böse, es geht wirklich nicht anders. Ich habe mich gefürchtet, dir das zu sagen, weil ich sah, wie gern du jetzt allein sein wolltest."

Axel schüttelte lächelnd den Kopf: „Du einzige Mu, kaum drei Tage bin ich hier und schon fürchtest du dich vor mir. Wie mußt du dich vor mir gefürchtet haben, als ich noch auf dem Ozean schwamm. Lade ganz Livland ein, ich werde tapfer sein."

„Nein", wehrte sie ab, „es kommen ja nur die nächsten Bekannten, Superintendent Kugelfest, Baron Nolk, Frau von – ah, da ist Tante Lulle. Lulle, das ist Axel!"

Fräulein Laura von Kakeln stand mit großen feuchten Augen in der Tür. Ein grauhaariges spitzes Dämchen in seidener Robe und mit roten Wangen.

Axel ging auf sie zu. Da nahm sie ihn in die Arme, und er fühlte einen langen welken Kuß auf seinem Munde. Also das ist Tante Lulle, dachte er.

Er blickte auf und sah Tränen in ihren Augen. Ein Lächeln zitterte auf den greisen Zügen. Er schämte sich seiner Gefühllosigkeit, zog die Hand der alten Dame an seine Lippen und wollte etwas sehr Freundliches sagen. Aber er wußte nichts. Es kam nur „Mm Mm" heraus.

Da ging die Tür zur Diele auf. Wera und Ursula traten lachend ein.

Nach einer ganzen Weile, in der sich Axel und Wera weidlich bewundern ließen, stößt Wera ihre Schwägerin in die Seite, zieht sie zum Fenster und flüstert ihr geschwind zu: „Du, wer ist denn das, wer ist denn das?"

„Tante Lulle", zischt Ursula zurück.

„Wer ist denn Tante Lulle? Eine Schwester von Mama?"

„Aber nein doch! Wie soll ich dir das bloß erklären... Der alte General von Harras, also weißt du, der Großvater von mir, nicht wahr?" Sie stockt.

„Na, ich habe doch keine Ahnung!" antwortet Wera.

„Ach, Mulling, erkläre du doch der Wera einmal unsre Verwandtschaft mit Tante Lulle."

Frau von Harras tut empört: „Das weißt du nicht, Ursel? Schäm dich."

Tante Lulle lacht ein leises, knöchernes Lachen. „Nu was, wenn

man alt wird, dann hält man fest, was man gehabt hat. Die jungen Leute brauchen keinen Stammbaum."

„Aber ich weiß es ja, ich kann es bloß nicht Wera erklären."

„Sie weiß es, aber sie kann es mir nicht erklären."

Axel sagt zu Wera: „Wenn sie es dir erklärt hat, hast du es doch noch lange nicht begriffen, also gib es auf."

„Nein", sagte Wera, „ich will wissen, ob Tante Lulle nur so eine Tante, oder eine richtige Tante ist."

„Sie ist gründlich, sie ist gründlich", lacht Fräulein von Kakeln. „Komm her, mein Kindchen. Gott, was hat sie für schöne große Augen, ganz wie die verstorbene Anna von Kokenhusen, weißt du, Sophie?"

„Macht mir meine Frau nicht eitel", wirft Axel ein.

„Also ich werde es dir erklären. Axels Großvater, weißt du, der General von Harras, hatte eine Eleonore Baronesse Medem geheiratet. Deren Schwester hieß Johanna. Siehst du, diese Johanna von Medem heiratete eines Tages einen Major Julius von Kakeln –"

„O Gott, Mama, wird Tante Lulle noch lange reden? Ich begreife nichts."

Alle lachen.

„Hopfen und Malz verloren", ruft Axel.

„Aber ich bin doch seine Tochter, Kindchen, nu, ist das so schwer, was?"

„Das ist furchtbar schwer. Die Tochter des Herrn von Medem?"

„Aber nein, von Julius von Kakeln. Mein Vater hieß Julius. Den eisernen Julius nannten sie ihn in Tuckum."

„Begriffen?" fragt Axel.

„Ungefähr", antwortet Wera.

„Aufgabe für dich, Wera: In welchem Verwandtschaftsverhältnis steht Tante Gudula a) zu dir, b) zu Tante Lulle?"

Wera protestiert laut und heftig: „Ausgeschlossen, ganz unmöglich, völlig ausgeschlossen!"

„Nu pfui, das ist viel zu schwer", sagt Tante Lulle.

„Weißt du es, Ursula?"

Ursula dreht sich um und macht „taratata-hm", dann dreht sie sich wieder um und sagt: „Weißt du es, Axel?"

Axel: „Natürlich, ich habe es mir nämlich eben erzählen lassen, daß Tante Gudula meine richtige Tante, also auch für Wera so etwas ähnliches ist. Tante Lulle brachte die Neuigkeit mit, daß unser gemeinsamer Vetter Heinrich Brausewetter nächstens erscheinen und alle begeistern wird."

Wera ist außer sich: „Mit einer Familie Brausewetter bin ich auch verwandt?"

„In Livland sind alle mit allen verwandt, mein Kind", sagt Ursula resigniert.

Tante Lulle klatscht in die welken Hände: „Also wer kann Axels Frage beantworten, nu wollen wir sehen. Wer es kann, den traktiere ich mit Bonbons."

Ursula denkt scharf nach: „Also – still mal jetzt; mach nicht so alberne Grimassen, Wera –! Also – Tante – Gudula – ist – die – Tochter des Großpapa von Harras –. Sie ist bei Johanna von Kakeln – Richtig? (Jawohl richtig, nickt Tante Lulle.) Bei deiner Mutter, Tante Lulle, ist bei deiner Mutter erzogen –"

„Falsch!" schreit Wera.

„Nein, richtig! Ach, Wera, was weißt du denn!"

„Sie gönnt dir die Bonbons nicht."

„Ich tu's um der Ehre willen. Nicht lachen; jetzt habt ihr mich aus dem Konzept gebracht ... also ist bei Großtante Johanna erzogen worden. Also ist sie Tante Lulles – pst! Also ist sie Tante Lulles ..."

„Also ist sie Tante Lulles ..." sagt Wera und steckt den Finger in den Mund. Die beiden alten Damen lächeln. Fräulein von Kakeln will einhelfen, Wera verbietet es.

„Also ist sie Tante Lulles ... nein, das kriege ich nicht heraus."

„Hurra!" schreit Wera. „Verloren!"

„Aber sehr einfach, Urselchen, sie ist meine, ja, halte mal, Sophiechen, was ist denn eigentlich die Gudula von mir?"

Großes Gelächter. Tante Lulle lacht mit. Nein, mit dieser Verwandtschaft sei es doch zu schwierig. Das seien richtige Regeldetriaufgaben.

„Ich finde, es sind Gleichungen mit lauter Unbekannten", brummt Axel.

Frau von Harras, die still nachgedacht hat, sagt ruhig: „Tante Lulle und Tante Gudula sind Cousinen zweiten Grades."

Alle rufen Bravo. Mu müsse die Bonbons haben. Mu will Tante Lulles Bonbons dem allgemeinen Besten opfern. Wera kriegt den ersten. Sie zerbeißt ihn krachend.

„Hier gibt es nämlich zwölfgradige Cousinen", sagt Ursula lutschend.

„Wo?" ruft Axel erschreckt.

„Ich meine doch nicht hier im Zimmer!"

„Nenne mir eine zwölfgradige Cousine, Mama!" ruft Wera.

„Nein, also, Wera, das geht über meinen Verstand. Ich kenne nur eine hochgradig lustige Frau, und die steht hier", sagt sie.

„Famos, Muing, das sitzt", ruft Axel und verschluckt dabei einen Bonbon. „Schade, jetzt habe ich meinen schönen Himbeerbonbon verschluckt."

„Gib ihm noch einen, Urselchen", lächelt Tante Lulle, „du hast gerade das Kastchen."

Ursula greift in die silberne Bonbonniere. Ja, gleich. Sie müsse für Axel einen besonders großen aussuchen, damit er ihn nicht wieder verschlucke. Hier, der sei fein.

Axel steht auf und öffnet den Mund. Ursula steckt ihn lachend hinein. Dabei fühlt er, zuschnappend, ihre Fingerspitzen zwischen seinen Lippen. Einen winzigen Moment trifft sein Blick den ihren. Sie sieht sehr lustig aus, aber ihm fällt auf, daß ein leichter Kummer, fast nur wie ein Hauch, in ihren Zügen verborgen ist. Was hat sie? denkt er.

Einige Minuten später stehen sie allein am Fenster, wo Ursula ihrem Bruder einige eigenartige Kakteen zeigt. Wie unter plötzlichem Zwang fragt Axel: „Hast du etwas Unangenehmes erfahren, Ursula?"

Sie schaut erstaunt auf: „Wieso? Siehst du mir es an?"

„Ach nein, mir war nur vorhin so, als du mir den Bonbon gabst. Entschuldige."

Ihr Blick hat immer noch Erstaunen. Dann sagt sie leiser: „Johannes von Wulff hat sich entlobt. Er schrieb es mir."

Axel fällt das Gespräch ein, das er vorhin mit seiner Mutter

führte. Ein ganz neuer Gedanke kommt ihm. Er sieht seine Schwester an, in deren Antlitz irgend etwas Wehmütiges liegt.

Wera tritt zu ihnen: „Nun?"

Ursula hängt sich bei ihr ein, lächelt und sagt mit gewöhnlichem Tonfall: „Wir sprachen noch ein bißchen von unsrer Verwandtschaft dritten Grades."

„Ja, Axel wird langsam ein Balte", seufzt Wera auf.

Axel denkt: Sie liebt ihn nicht, aber sie liebt einen andern.

Er sieht ihr nach. Wie schön sie ist ... Schöner als Wera? Ja, schöner als Wera. Oder? Es ist schwer zu sagen. (Ursula dreht sich flüchtig um und streift ihn mit einem fragenden Blick.) Ja, o ja, viel schöner.

Der Regen floß in Strömen an den Scheiben des Schlosses herunter, ein kalter, bösartiger Wind zauste die Bäume des Parks, als wären es unartige Schulbuben. Sie bogen sich, ächzten und knarrten, und ihre kleinen klebrigen Knospen schlossen sich frierend. Zwei Stare, die vor wenigen Tagen im alten Quartier erschienen waren, schauten verärgert aus ihrem Kasten in das hundsgemeine Wetter und quärrten fragend, ob es nicht bald aufhöre.

Auch Wera stand gelangweilt am Fenster und dachte, daß dies nun wohl der vielberühmte Landregen sei. Geht drei bis vier Wochen ununterbrochen, und inzwischen kann man Wolle wickeln oder Deckchen sticken.

Axel trat zu ihr und legte den Arm um ihren Nacken.

„Es regnet."

„Es ist April, Weri. Das hört schon wieder auf."

„Mir schmerzen fürchterlich meine Beine."

„Hast du Rheumatismus?"

Sie schaute ihn entrüstet an. „Mit vierundzwanzig Jahren! Ich bin gestern und vorgestern geritten, und nun habe ich statt der Schenkel – ich weiß nicht, was. Nur normale Beine sind es nicht, so schmerzen sie."

Axel bestätigte dies. Erste Reitstunden täten weh. Das sei wie das Zahnen. Aber kräftigend, gesund, erfrischend.

Wera legte ihren Kopf an seine Schulter und brummte.

„Was brummst du denn?"

„Laß mich doch brummen. Deine Mutter hat mir erzählt, daß morgen hier Gesellschaft ist. Und wenn ich dann herumgehe wie eine breitbeinige sechzigjährige Waschfrau, so blamiere ich dich."

„Warum willst du denn wie eine breitbeinige Waschfrau herumgehen?"

„Aber wegen der Schmerzen, Axel."

„Ach so. Keine Furcht. Alles geht vorüber."

„Alles? Ja, du bist auch seit ein paar Tagen gar nicht mehr so lieb zu mir."

Axel faßte sich an den Kopf und schwor Stein und Bein, daß nichts sich verändert habe, aber sie müsse es doch verstehen, wenn er jetzt manchmal ein wenig stiller oder nachdenklicher oder sonst etwas sei, ob sie das nicht verstehe?

Sie nickte.

Das hänge doch mit diesem neuen Leben zusammen. Er sei nun einmal kein Amerikaner, obwohl er es sich bald fünfundzwanzig Jahre eingeredet habe; das sei eben Selbstbetrug gewesen, und nun falle natürlich das ganze Gebäude zusammen und er werde, was er stets unbewußt und tief im Innern gewesen sei, ein Mensch dieses Landes. Aber so etwas vollziehe sich nicht in drei, vier Tagen, es vollziehe sich auch nicht glatt und einfach, wie eine Stiefelmaschine. Oben stecke Leder hinein, und unten Lackschuhe heraus. Das müsse sie doch begreifen, daß diese neuen Erkenntnisse und Entdeckungen in seiner Seele neue Ordnungen und Verschiebungen schüfen, ganz wie bei einem Vulkan, übrigens ein dummer Vergleich ..."

„Eines Tages wirst du noch ausbrechen", scherzte sie mit griesgrämigem Gesicht.

„Nein, ich werde nicht ausbrechen, und wenn ich ausbreche, so wird mein schönes Pompeji nicht verschüttet werden."

Jetzt lachten sie beide ein wenig. Plötzlich wurde Wera wieder ernst, lehnte die Stirn ans Fensterglas und sagte in maulendem Tonfall: „Wenn sich nun in dir alles mögliche verschiebt und verändert und ausbricht, dann verändert sich natürlich auch dein Gefühl zu mir. Als du mich heiratetest, warst du Amerikaner und kein Balte ..."

„Puh", sagte Axel, der solche Erörterungen ungemein verabscheute. „Das ist natürlich alles ganz anders. Also erstens ... Jesus und Maria! erstens ... Ich habe dich weder als Amerikaner, noch als Balte geheiratet, sondern als Mensch, der einen andern liebhat. Schluß."

Sie wiegte den Kopf hin und her. „Wir hätten uns doch nicht heiraten sollen! Du müßtest irgendeine Baronesse von Kakeln oder Kokenhusen oder wie sie alle heißen, heiraten, das wären die richtigen Frauen für dich. Ich passe hier nicht hinein. Ich ... Du hast mich doch nur aus Verzweiflung über Ellen genommen."

Axel setzte sich schwer und matt auf einen Stuhl. „Ich erwidere darauf nichts", sagte er.

„Nein, es ist auch besser, du erwiderst nichts darauf."

„Herrlich, herrlich, herrlich – nur weiter, nur immer weiter. Ich höre."

„Ach, Axel, wie du mir weh tust."

„Ich dir? Ich dachte, du tust mir weh. Ihr Frauen versteht es vorzüglich, alles umzudrehen."

„Ihr Frauen. Danke." Sie verließ das Fenster und holte ihr kleines Taschentuch von der Kommode. Die Augen saßen voller Tränen. Schneuzte sich.

Axel stand auf. Er ging seufzend auf sie zu. Nahm ihre Hand, küßte sie und sagte sehr milde: „Ich bitte dich, Wera, lassen wir diese sinnlosen quälerischen Vorwürfe. Du bist überreizt, wie ich es wahrscheinlich auch bin. Die lange Reise, die neuen Menschen, das andre Leben ... ich verstehe ja, daß dies alles dich erregen muß. Aber nicht so, bitte, nicht so."

Sie biß aufs Taschentuch.

„Vorhin standest du mit Ursula zusammen, und ihr hattet irgend etwas ... Ach, Dummheit!" Sie trat heftig mit dem Fuß auf.

Er begrüßte die Anwandlung von vernünftiger Selbstkritik und ersuchte sie, einmal zu überlegen, ob nicht Ursula am Ende in nahem Verwandtschaftsverhältnis zu ihm stünde. Trotz Weras Unfähigkeit zur Entwicklung verwandtschaftlicher Beziehungen dürfte es ihr wohl gelingen, hier klar zu sehen.

Der Sarkasmus verletzte sie von neuem. Sie blitzte ihn mit ihren

großen flammenden Augen an und sagte: „Daß Ursula deine Schwester ist, das ist Zufall, aber daß sie ein schönes junges Mädchen ist, das ist eine Tatsache, die die die die Schicksal werden kann."

Axel schlug mit der flachen Hand an die Stirn, daß es knallte. „Wahnsinn, Wahnsinn, vollendeter Wahnsinn!!" rief er aus.

Wera fing heftig zu schluchzen an, das Schluchzen ging in starkes, anhaltendes Weinen über.

Axel ließ, sanft aufstöhnend, die Arme matt hinunterfallen und schwieg. Eine lange Pause entstand. Er ging behutsam auf sie zu.

„Weri ..."

Sie schluchzte stärker.

Er küßte sie auf die salzige Wange. „Geh, leg dich zu Bett. Ich setze mich nachher zu dir und streichle dich in Schlaf."

Sie schluchzte immer noch.

„Geh ins Bettchen, du bist ein übermüdetes Kind."

Da schrak er hoch. Es klopfte heftig an die Stubentür. Er öffnete. Draußen stand atemlos Anjuta.

„Die Mumma kalbt!!" schrie sie. Und schoß wieder die Treppen hinunter.

„Ja – so laß sie in Gottes Namen kalben!" rief Axel ihr nach, „ich möchte wissen, was mich das angeht!" Er begab sich wieder zu Wera, blieb stehen, sagte überlegend: „Schließlich geht das mich doch etwas an. Am Ende geht das mich sogar sehr viel an. Wie? Also, Weri, du legst dich hin, verstehst du, und ich gehe derweil zur ‚Mumma' hinunter, die in Kindsnöten liegt."

Wera richtete sich mit verweinten Augen halb auf. Vorwurfsvoll: „Was willst du denn bei der dummen Kuh? Du bist doch keine Hebamme."

„Nein, aber ich glaube, daß ich so etwas wie der Besitzer von Eluisenstein bin. Bisher untersuchte ich vulkanische Obsidianbomben, jetzt werde ich den Albumingehalt der Kuhmilch untersuchen. Der Unterschied zwischen beiden Tätigkeiten ist nur äußerlich."

„Du verstehst doch nichts von so einer Kuh. Was willst du denn da?"

„Etwas lernen, mein Kind. Lehrling sein, von unten anfangen. Adieu."

Er ging.

Im Stalle fand Axel den Verwalter Stahl, den Großknecht Firs, der einen mächtigen vorgebauten Unterkiefer und gewaltige behaarte Hände hatte, fand den Storosch, zwei Knechte, die einen blitzblanken Eimer mit dampfender Vollmilch trugen, fand ein ihm unbekanntes Weib und an der Tür die Mägde. Wie er sich zum Lager vorschob, stieß er auf Ursula.

„Alles gut gegangen!" rief ihm Ursula zu.

Axel sah, wie der Großknecht und der Verwalter ein junges weißes Kälbchen sehr sorgfältig mit weichem Heu abrieben und den Schleim ihm aus Maul und Nase entfernten. Die Mutterkuh lag daneben, hatte kluge, glänzende Augen. Das Maul war geöffnet, und der Schaum troff ihr heraus.

„Das ist unsre schönste –" sagte Ursula; „nicht mit Heu die Augen auswischen, Stahl, hier den Lappen, bitte, ja? Das ist unsre schönste, siehst du den feinen braunen Rücken und den weißen Bauch? Eiderstedter Vollblutshorthorn. Sie ist spät belegt worden und kalbt etwas zu früh. Das Junge ist noch sehr klein, aber reizend, nicht?"

„Ganz reizend."

„Du siehst jetzt schon, daß es ein ebenes Kreuz und eine schöne breite Kruppe hat. Siehst du?"

Axel beugte sich vor, sah aber nichts außer einem kleinen mehligen Kälbchen mit einem Klecks am Hinterteil, ein ängstliches Wesen, das mit von sich gestreckten Holzbeinen erbärmlich dalag.

„Ach, die Schwanzwurzel ist zu grob. Sehen Sie doch, Stahl –"

„Das kann man nicht so sagen, Fräulein Ursula", vernahm Axel die breite und bäumige Stimme des Verwalters, der sich in einer Waschschüssel die Hände wusch und das weitere Abreiben des Tieres andern überließ. „Das kann man jetzt noch nicht sagen. Der Schwanz liegt richtig, geht wagrecht aus dem Kreuz. Es ist ein braves Tierchen. Was ist mit der Milch?" rief er.

Man zeigte ihm den Behälter. Er prüfte die Temperatur. Die alte Frau rieb der Kuh mit einem Flanelltuch den Leib ab.

Ursula beugte sich über das saubere Junge und betrachtete das Genick. Sie fand es verhältnismäßig breit und kräftig, aber den Kamm nicht ganz gerade. Nein, der Kamm sei nicht gerade.

Der Großknecht Firs fuhr mit seiner riesigen behaarten Hand über den Halsrücken und sagte: „Och, der ist gut" auf Lettisch.

„Nein, der ist nicht so gut, Firs", antwortete Ursula ebenfalls auf Lettisch. „Vom Genick bis zum Widerrist muß eine gerade Linie gehen. Siehst du, da ist ein Wulst. Aber es hat eine geschlossene Flanke." (Alles auf Lettisch)

„Sie sehen zu viel", rief Stahl hinüber. (Ebenfalls auf Lettisch.) Axel kam sich sehr überflüssig vor. Ich verstehe nichts davon, dachte er, es ist eine Schande. Die dümmste Magd wird es mir ansehen, daß ich nichts davon verstehe. Ich möchte gern fragen, aber wenn ich frage, blamiere ich mich bestimmt. Er wußte nicht einmal, ob das Junge ein „Weibchen" oder ein „Männchen" war. Er bückte sich und schaute, ebenso eifrig wie Ursula, auf den Unterleib. Es schien ihm ein Weibchen zu sein.

„Was schaust du denn?" fragte Ursula. (Wie sie mich verachtet! dachte Axel.) „Ach, ich schaue nur so auf das Geschlecht."

„Ein Kühchen", sagte Ursula lächelnd. „Aber wir wollen weg, es kriegt zu trinken."

Sie nahm Axel bei der Hand und schob ihn gegen die Stallwand.

„Nein, es kriegt erst nach zwölf Stunden zu trinken", versetzte Stahl, „ich will es nur von der Mutter fortbinden, sonst saugt es gleich. Die Milch ist für den Peterchen, der vor drei Wochen ankam."

Da führte auch schon ein Knecht ein nettes, schwarzweißgeflecktes Kalb an den Eimer und tunkte das Maul in die rahmige Milch. Erst zuckte es scheu zurück, dann begann es schnell und schmatzend zu saufen.

„Das schmeckt ihm gut", sagte Axel, nur um etwas zu bemerken, was nicht von vornherein als Unsinn gekennzeichnet war.

„Komm, die Prozedur ist vollendet." Ursula nahm ihren Bruder am Arm und führte ihn aus dem Stall.

„Wird denn das Kind nicht an der Mutter Brust gelegt?" fragte Axel und knallte mit der Stirn an eine hängende Stallaterne.

Seine Schwester lachte auf. „Bums. Wehgetan? Also hör: Die Eiderstedter sind Mast- und Zuchtrinder. Stahl will gleich wissen, was es zu schlucken kriegt. An der Mutter säuft sich so ein Tier voll, und du weißt nie, wieviel es nimmt. Außerdem kann es bei dieser

Ernährung ohne jeden Rückschlag in der Entwicklung ganz langsam von der Milch entwöhnt werden."

Sie standen auf dem Hof. Der Regen hatte große Pfützen gebildet, die Laternen gaben schlechtes Licht in der späten Dämmerung.

„Ich bestaune deine Kenntnisse, Ursula. Wie du das Kalb betrachtetest und mit Kühnheit irgendwohin griffst, wo für mich sozusagen unentdecktes Land ist, das hat mir geradezu imponiert. Wahrhaftig."

Ursula mußte lachen. Nein, das war doch zu dumm, so ein Gelehrter und Professor und was noch alles, und es imponiert ihm, wenn man etwas vom Bau des Rindes versteht. Er werde auch schon alles das lernen.

„Ich habe eben viel gelernt, glaube mir. Bei der nächsten Geburt werde ich das Kalb mit Heu abtrocknen. Das kann man mir ruhig überlassen. Übrigens siehst du, ich will gar nicht scherzen, mir imponiert vielleicht gar nicht das Wissen (nein, Wissen hat mir nie imponiert, wenn ich schon ehrlich bin), aber die ruhige und natürliche Art, in der hier alles vor sich geht. So ohne jedes Lamento. Der eine bettet die Mutterkuh, der andre reibt das Kälbchen ab, Stahl gibt seine Befehle, und du untersuchst den Knochenbau und findest die Schwanzwurzel zu grob. Ich glaube, wenn hier ein Kind geboren wird, so ist es auch nicht viel anders."

„Das mag sein. Der Unterschied ist auch nicht so groß, wie die meisten Menschen meinen. Du denkst vielleicht, das ist keine Freude, dies Kälbchen; oh, es ist uns eine große Freude, fast so groß, als wenn ein Menschlein geboren wäre. Die Knechte kriegen Bier hinausgeschickt, und Kulle macht heute abend etwas Besonderes."

Als das Ursula so ruhig sagte und den Kopf leicht und lächelnd zu ihm hinneigte, empfand er plötzlich dieses Leben so stark, so wunderbar, so neu und so voll ungeahnter Kräfte, daß ein großes Glücksgefühl ihn sekundenlang überflutete. Er hatte seinen Arm in den der Schwester gelegt und fühlte sich ihr blutsverwandt und nah.

Drei Schritte vor dem Eingang begegneten sie Frau von Harras und Tante Lulle, die in den Stall gingen, um sich das Neugeborene anzusehen.

Frau von Harras Augen glänzten heller, als sie die Geschwister Arm in Arm auf sich zukommen sah.

„Nun, wie sieht es aus?" fragte Tante Lulle.

„Nu reizend!" rief Ursula.

„Weiß mit einem schwarzen Fleck am Hinterteil", versetzte Axel. „Es bekommt aber erst in zwölf Stunden etwas zu trinken."

„Wie geht es der Mutter?" erkundigte sich Frau von Harras.

„Sehr gut", antwortete Axel. „Ganz ausgezeichnet. Sie bekommt gerade Kraftfutter. Leinsamen, Hülsenfrüchte oder so was ähnliches. Geht nur, geht, es ist wirklich sehr interessant, aber lauft nicht gegen die Stallaterne, ich habe mir eben daran den Schädel eingeschlagen."

3

Das Meer wogt in Brandung und Stille. Die Winde wehen. Wer von weiter Höhe auf den Wald sieht, der sieht Bewegung, Ebbe und Flut, der sieht Täler und Hügel wandern. Und wer, wie Gott, das Menschenherz sähe über Tage und Wochen hin von einer weiten Höhe aus, der sähe, wie es Meer, Wald und Winden gleicht und auf und ab wogt in großem Wechsel.

Nachts war Axel erwacht. Vielleicht hatte er Schweres geträumt, er wußte es nicht mehr, aber eine furchtbare Traurigkeit klammerte sich an ihn und ließ ihn eine halbe Stunde nichts anderes wünschen als den Tod. Er wußte nicht, woher sie kam, und welches drohende Geschick sie ihm sandte, er wußte nur, daß dieses Leben von Grund auf unvollkommen, zerspalten und tragisch war. Er hörte neben sich den ruhigen Atem seiner Frau, horchte auf ihn und fühlte sich ihr fremd, weltenweit, feindlich. Draußen rauschten die Bäume, der Wind schlug Ranken ans Fenster, Regen klopfte ans Glas –, er hätte aufheulen mögen, denn mit schrecklicher Wucht hatte ihn die Erkenntnis von der Unentrinnbarkeit des Daseins gepackt. Du kannst deinem Schicksal ausweichen, doch wie lange? Entgehen kannst du ihm nicht. Du treibst wie ein Kahn auf schwarzem Strome in der Nacht. Du lenkst ihn wohl hierhin und dorthin und glaubst dich Herr über das Boot, aber die Strömung treibt dich einem fernen, unbekannten Ziel entgegen. Vielleicht ist es ein Kata=

rakt, in den du stürzest, vielleicht ein Meer, in dem du dich verlierst, vielleicht eine Bucht, in der du landest. Du lenkst das Steuer eifrig und wachsam vom Ufer ab oder näher zum Ufer hin, doch nur eine kleine Strecke schwarzen Wassers siehst du um dich frei, in der dein Wille stark ist, denn die Strömung ist eine dunkle Faust, die stärker ist als dein Ruder.

Ich fühle, daß ich in ein unbekanntes, neues, mächtiges Leben stoße, daß mir aus dem alten nichts blieb, als was ich mitnahm, und daß dies zerbrechen wird, wenn erst Sturm kommt und Wasserstürze. Ich habe fünfundzwanzig Jahre dahingelebt wie ein südlicher Vogel in einem Käfig irgendwo im Norden; er denkt, dies ist sein Land und hier ist er geboren. Ich habe meine Seele nie bis auf den Grund aufgewühlt und gefragt, in welchen Tiefen ihre Wurzeln lagen, ich habe gewartet, bis ein fremder, geheimnisvoller Wille mich mit Gewalt herausriß aus gewohnten Gitterstäben und in die schreckliche Freiheit eines neuen Lebens setzte. Jetzt bin ich daheim, jetzt werde ich, was ich bin, jetzt fällt Hülle auf Hülle ab. Jetzt schüttelt mich das Leben wie ein Krampf, denn dies ist die zweite Verwandlung.

Ihm bangte vor unbekannten Dingen. Sonst ein ruhiger und furchtloser Mensch, fühlte er sich nun dem Gebrause eines Gefühls preisgegeben, das zu Ungeheurem führen mochte. Wie jäh aufrüttelnder Paukenschlag durchzitterte ihn die Erkenntnis: das Leben ist riesenhaft, mystisch und grausam. Es entsteht etwas, brodelt dumpf in den Tiefen des Bluts, treibt hoch und wird mich mit fürchterlicher Gewalt auf neue Sterne schleudern. Qual wird kommen und ungeahntes Glück, grelles Licht und furchtbare Finsternis. Schuld und Kreuzesweg und Erlösung. Und ich liege hier in der Nacht, der Wind saust im Park, der Regen strömt, und niemand gibt Antwort, wenn ich nach Wahrheit rufe.

Darüber schlief er wieder ein.

Im Traume aber gab ein großer und gütiger Geist ihm Beruhigung und seliges Vergessen dieser Ahnungen. Axel sah in einen blühenden Park, auf den ein herrlicher Regen niederrauschte. Alles glühte in Fülle und funkelndem Glanz. Düfte von Goldregen, Faulbaum und Flieder quollen in sein Zimmer, an dessen weitgeöff-

netem Fenster er stand. Das Schönste von allem aber war ein leuchtender Regenbogen, der sich langsam über ein weites Tal wölbte, ein gewaltiges Tor, durch das sein Blick in den blendenden Azur des Weltenraumes flog. Sonne war nicht in der Luft, sondern nur eine beinahe schmerzende Helligkeit und etwas wie das Sausen von Flügelschlägen. Das sind die Schicksalszeiger der Ewigkeit, sagte er und empfand diesen Satz als tiefe Wahrheit. Sie rotieren in mächtiger Bewegung, alles steht unter ihrem Gesetz, und das Geringste ist heilig.

Dieses Bild war von erhabener Schönheit. Der Regen, die Frische des Gartens, der siebenfarbige Bogen überm Tal, dazu das Gebrause der rotierenden, unsichtbaren Zeiger. Er aber stand am Fenster und wußte sich auserwählt, seine Gefühle waren ganz unirdisch, jenseits von Schmerz und Glück, doch unerhört gesteigert. Dies begriff er nun: Alles, was geschah, war gut. Alles war notwendig, alles göttlich.

Plötzlich sah er neben sich – obwohl es schon lange dort gestanden haben mochte – ein Kind. Ein kleines nackendes Mädchen. Ein unbekanntes, blondes, seltsames. Und er liebte es gleich, fühlte eine tiefe, nie gekannte Liebe in seinem Herzen aufblühen, sah das lächelnde Gesichtchen nahe dem seinen, küßte es und empfand maßloses Glück. Leise, als fürchte er, jede Berührung könne dem kleinen Geschöpfe schaden, legte er den Arm um seinen seidigen Nacken. Das Kindchen lehnte den Kopf an seine Brust, preßte den nackten Körper wie schutzbedürftig an seine Hüfte und schwieg. In diesem Schweigen standen sie lange Zeit, schauten in den herrlichen, duftenden Regen, atmeten den Hauch blühender Bäume und sahen den Bogen überm Tal langsam verblassen.

Als Axel erwachte, war es Tag. Die Sonne schien. Er vernahm dicht vom Fenster her das unaufhörliche Wäd-wäd eines Wendehalses und dazwischen den süßen Lockruf des Girlitz. Das ist Frühling, das ist lebendiger, blühender, quellender Frühling, dachte er. Wie ist das Leben schön! Ach, wenn ich doch ein Kindchen hätte!

Wera schlief noch. Es war sieben Uhr in der Frühe. Er stand leise auf, gedachte seines Traums und fühlte beseligende Frische und Jugend im Blut.

Ein Teil der Gäste sollte über Nacht auf Schloß Windsloh bleiben. Nicht viel; vier oder fünf, die wie der alte Superintendent a. D. Kugelfest und seine Nichte aus Wenden gekommen waren und nun nicht nachts heimfahren konnten. Tante Lulle hatte schon ihr kleines Häuschen in Wausk bezogen, unweit Eluisenstein. Für diese Nacht logierte sie im Schlosse. Auch eine üppige und sehr lebenslustige Frau von Pontus de la Gardie, die Tochter einer Jugendfreundin der alten Frau von Harras, war eingeladen, ein paar Tage auf Windsloh zu bleiben. Sie blieb die Nacht, welche der Gesellschaft folgte, auf Windsloh, schlief auch sehr gut, fand alles prächtig und reizend und fuhr trotzdem am nächsten Tage nach Urtneck, wo sie beinahe zwei Wochen zu Gaste war. Doch dies hatte seine eigenen Gründe, über die wir sprechen werden, wenn es so weit ist.

Frau von Harras fühlte sich um diese Zeit besonders schlecht. Ihre Nervenschmerzen waren fast unerträglich, aber ihr Pflichtgefühl hieß sie auf dem Posten bleiben. Nur Ursula, die jeden Zug im Gesicht ihrer Mutter kannte, wußte, wie es um sie stand. Axel und Wera sollten nichts erfahren. Sie merkten es auch nicht, denn sie war eine Meisterin im Ertragen körperlicher Schmerzen und eine Heldin des Leidens.

Dagegen ging es Wera wieder sehr gut. Sie begann schon zwei Stunden vor Ankunft der Gäste sich umzuziehen. Axel fürchtete, ihr schönes, schwarzseidenes, tiefdekolletiertes Kleid könnte hier nicht recht am Platz sein. Wera war bei dieser Meinungsäußerung beinahe in Tränen ausgebrochen. Ursula wurde gerufen, sah, ohne mit einer Wimper zu zucken, die nackten braunen Schultern Weras und den stark freigelegten Rücken, lächelte ein ganz klein wenig und meinte, man sei hier durchaus nicht so prüde. Warum sollte Wera dieses Kleid nicht anziehen? Schließlich wurde auch noch Tante Lulle gerufen. Sie schlug zuerst die welken Hände zusammen, dann meinte sie: „Nu, wenn du nicht frieren wirst, Wering, warum sollst du nicht ein bißchen dekolletiert sein?" Nein, sie dürfe schon. Sie säße ja nicht neben dem Superintendenten. Wera deutete an, daß es ihr auch unlieb wäre, neben dem Pastor zu sitzen. Oh, Pastor Lurich verstände durchaus etwas von Toiletten, versetzte

Ursula. Er sei kein Kostverächter und begeistere sich gern und rasch für Schönheit und Jugend. Aber sie habe ja Graf Straal als Tischnachbarn. Der verstünde eine Frauenschulter noch besser. „Graf Straal ist ein Weltmann von etwas leichten Sitten", meinte Tante Lulle einschränkend. Wera sagte, ihr sei Graf Straal ganz recht. Sie könne mit allen Männern fertig werden, nur nicht mit Generalsuperintendenten und Naturforschern. Axel lächelte eigentümlich.

In Parenthese sei gesagt, daß man die Mutter in der Kleiderfrage nicht um Rat gebeten hatte; hier wäre Ablehnung zu fürchten gewesen. Außerdem hatte sie sich gerade etwas hingelegt. Die ganze Angelegenheit sah einer diplomatischen Aktion nicht unähnlich. Übrigens stellte sich heraus, daß die Toilette der Freifrau von Pontus de la Gardie in den Brustpartien noch „bedeutend stärker ausgeschnitten" war; Wera bemerkte dies sofort. Auch die junge Frau Doktor Riesenkampff, die Gattin des Arztes, eine frische Brünette mit reizendem Munde, versteckte nicht zu sehr ihre Reize. Man erzählte von ihr, daß sie daheim interessante Broschüren läse, welche Nacktkultur forderten. Paul von Schablonski hatte sich einmal solch ein Buch von ihr geliehen. Auch bei Pastor Lurich erinnerte man sich, ein ähnliches gesehen zu haben. Genug hiervon.

Als Wera die Treppe zur Diele hinunterstieg, begegnete sie der alten Amme Akulina Amalie Lirum, die bei ihrem Anblick den Mund aufsperrte und ihn einige Zeit offen ließ. Ein Wort kam nicht heraus, nur ein ächzender Laut, der ebenso Bewunderung wie Leid ausdrükken mochte. Auf dem Treppenabsatz stand ein großer Wandspiegel. Wera blieb noch einmal vor ihm stehen, diesem alten Rokokomöbel, das ein paar Generationen Harasse gleichmütig in allen möglichen Uniformen und Toiletten in seinem Glase aufgefangen hatte. Sie fand sich nicht übel. Die Reitschmerzen waren fort, sie konnte leicht auftreten. Ihre große Gestalt war schlank, doch nicht ohne weiche Formen, ihre Schultern hätten runder sein müssen. Nur ein wenig. Salzfässer hatte sie nicht, o nein, das war alles vorbildlich glatt und voll. Schließlich werden diese Baltinnen auch nicht alle Venusse sein, dachte sie. Übrigens ist es eine ganz kleine Gesellschaft, in der es von alten Tanten wimmelt. Tante Lulle hatte eine grauseidene Robe an und ist wie aus Porzellan. Wo mag Ursula stecken?

Ursula war schon lange unten und sprach mit der Baronin Pontus de la Gardie. Auch Superintendent a. D. Kugelfest und seine Nichte Ruth, ein strohblondes, stämmiges Mädchen mit großen Füßen, befanden sich bereits im Saal. Desgleichen Pastor Lurich, die alte Frau von Schablonski, deren kohlschwarze Augen beinahe streng auf Wera lagen, ferner ihr Sohn Paul, der ihren Anblick mit gebührendem Verständnis aufnahm. Das gleiche galt von seinem Freunde, Baron Korff. Korff war sofort begeistert von Wera. Im stillen fand er sie viel interessanter als Ursula. Ja, das war eine Frau, wie eine elektrische Batterie (so flüsterte er Paul zu). Ursula sei dagegen doch nur ein hübsches Mädchen, das ihren Bechsteinflügel mehr liebte als einen Mann. Sie würde einmal einen langweiligen Musikprofessor, einen Tschaikowsky oder Rubinstein, heiraten und dann meinethalben glücklich sein. Das flog Korff durch den Kopf, als er Weras ansichtig wurde, die sofort sehr heiter mit der Baronin Pontus zu plaudern begann.

Ursula stand daneben wie eine zarte Orchidee. Ihr Kleid hatte irgend etwas Silbergesticktes, Funkelndes, das sie wie in Mondlicht tauchte. Sie sah blasser aus und jünger, trotz ihrer ruhigen Bewegungen, die gegen Weras unruhig-feurige seltsam abstachen. Wie verschieden diese beiden Frauen sind, dachte Axel. Wera flammt, und Ursula scheint. Die eine ist Glut, die andre Licht. Wie schön, daß sie sich so gut verstehen. Hier kann nur Freundschaft oder Feindschaft sein.

Jetzt sah er die Augen seiner Mutter auf sich gerichtet und nickte ihr zu. Auch Tante Lulle strahlte ihn an. Tante Lulle war stets glücklich, wenn sie Axel sah.

„Was du für einen schönen Jungen hast", sagte sie zu Frau von Harras.

„Nein, Lulle, schön ist er nicht, dazu hat er schon ein bißchen zu wenig Haare, auch trägt er eine scheußliche Hornbrille, aber ein gutes Herz ist ihm gegeben. Er hätte ja auch als Wildwestmann ankommen und den ganzen Tag Whisky trinken können oder alle Leute mit der Pistole bedrohen, was weiß ich! Aber er ist so klug und weich, fast zu weich."

„Nu hör, Sophiechen, du hast aber komische Ansichten von den

Amerikanern", ereiferte sich Fräulein von Kakeln, „das hat dir die Brodem aufgeschwatzt. Sie sagte, alle Amerikaner trügen Vollbärte. Nu, hat er vielleicht einen Vollbart!?"

„Ich weiß nicht, ein Bart würde Axel ganz gut stehen. Aber siehst du, die Brodem redet ja bloß so. Sie ist gar nicht drüben gewesen, sondern hat in Paris gelebt. O Gott, still, da ist sie ja."

Frau von Brodem trat mit ihrer Nichte Corah in den Saal. Ewald Purps öffnete die Flügeltür und machte, da ihm ihre strenge Art stets ungewöhnlich imponierte, ein bedeutungsvolles Gesicht. Sie hatte eine prächtige, schlohweiße Coiffüre, trug ein goldkäferbraunes Seidenkleid und ging rasch und aufrecht auf Frau von Harras zu, umarmte und küßte sie. Ihre Tochter war ein unruhig schauendes, noch nicht vollentwickeltes Mädchen, schwarzhaarig und alabasterfarben. Sie huldigte, wie es hieß, modernen Anschauungen und hatte im Winter bei Professor Doktor Brieling in Riga assistiert.

Brodems galten nicht als wohlhabend. Sie besaßen ein kleines, ziemlich belastetes Gütchen bei Smillen und wohnten Winter und Frühling über in Wenden. Sie waren sich indessen ihres guten Namens voll bewußt. Der alte Herr von Brodem hatte es im Preobashenskischen Garderegiment bis zum Obersten gebracht. Dann ertrank er, wie seine Gattin erzählte, in der Newa, weil er einem jungen Mädchen nachsprang, das sich in den Strom gestürzt hatte. Das Mädchen sei gerettet worden, ihn hätten die Fluten hinweggespült.

Frau von Brodem war außerdem von einem jungen, schmächtigen Menschen begleitet, der über dem weißen Hemd das farbige Abzeichen irgendeiner Verbindung trug. Er verbeugte sich tief, knallte dabei die Hacken zusammen und küßte Frau von Harras so intensiv die Hand, daß ein feuchter Fleck sichtbar wurde. Es war Achilles von Brodem, ihr Neffe, ihr Vizesohn, wie sie ihn nannte. Er studierte, da ein absonderliches Familienstipendium diese Bestimmung enthielt, in Leyden und befand sich jetzt aus irgendeinem Grunde in Wenden, obwohl die Ferien noch nicht begonnen hatten. Frau von Brodem erzählte, er sei heute erst aus Dorpat zurückgekommen, wo er über gewisse Experimente, die sein Leydener Professor im Laboratorium mit großem Erfolg unternommen habe, referieren mußte. „Nun, hast du vielleicht nicht referiert?" schloß sie ihren Satz, als sie das

etwas verlegene Gesicht ihres Neffen sah. „Leistungen sind dazu da, daß sie anerkannt werden."

„Nun ja, ich habe, das heißt ... nicht so, daß ich amtlich von Professor Roeswange her nach Dorpat geschickt worden bin." Er verhaspelte sich und brach krebsrot ab.

„Gut, gut, ob amtlich oder nichtamtlich bleibt sich gleich. Ich motiviere hier nur deine frühzeitige Ankunft in der Heimat, und freue mich, daß man mit deinen Leistungen zufrieden ist. Was sagten die Herren in Dorpat?"

Achilles quetschte eine Antwort heraus: „Sie interessierten sich sehr für alles. Sie, sie ... ja." Corah blickte ihren Vetter nachdenklich an. Axel bemerkte dabei, daß sie etwas hervorquellende Augen hatte. Das Gespräch begann sich um ihn zu drehen. Man verglich ihn mit Mutter und Schwester und fand horrende Ähnlichkeit.

Superintendent Kugelfest hatte hellblaue, fast wasserfarbene Augen wie alte Kapitäne. Ein langer Gehrock umschlotterte ihn. Er legte beide Arme auf Axels Schultern und schaute ihm bewegt ins Gesicht.

„Er ist nicht nur die Mutter. Er ist der Großvater. Ja, der Großvater, das sage ich euch, der ich hier der Älteste bin. Er hat die Stirn des Großvaters und das Kinn der Mutter."

Axel liebte es nicht, im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu stehen. Er hatte dann leicht das Gefühl, zu viel Beine und Arme zu haben, auch kam ihm sein Gesicht in solchem Augenblick sehr dumm vor, und er zog den Mund ein wie beim Photographen. Nun fühlte er die beiden Greisenhände des alten Herrn mit dem Franz-Joseph-Bart auf seinen Schultern, und wenn er den Kopf nach rechts oder links drehte, bemerkte er kugelrunde Manschetten, die von altertümlichen Hornknöpfen zusammengehalten wurden.

Irgendeiner stellte die Behauptung auf, daß Wera viel größer als ihre Schwägerin sei. Pastor Lurich wollte sofort die Frage gelöst wissen. Er forderte beide Damen auf, sich Rücken an Rücken aufzustellen. Sie taten es, Axel sah das helle Blond Ursulas in das satte Schwarz seiner Frau eindringen, sah den weißen Nacken sich an den braunen legen und hörte Pastor Lurichs Stimme: „Höchstens drei

Zentimeter. Sie dürfen beruhigt von dannen gehen, Fräulein Ursula."

Ursula sagte: „Es ist mir total Wurst."

„Aber Urselchen!" rief Tante Lulle.

Die drei Brüder von Wulff traten mit ihrer Schwester Christa ein. Große, lange, herzliche Begrüßung. Axel und Wera waren wieder Mittelpunkt. Johannes schien bedrückt. Er vermied es, Ursula anzusehen. Als sich beide begrüßten, tat er formell und wandte sich gleich an Fräulein von Kakeln mit einer Frage, die sie bereitwillig beantwortete. Doch er hörte nicht hin. Als Ursula sich zu einer andern Gruppe begab, flog sein Blick ihr ängstlich nach.

Frau von Harras benutzte diesen Augenblick, um Johannes beiseite zu holen und ihm unter Entschuldigungen zuzuraunen, daß seine Tischdame heute Frau Stahl sei, die schwerhörige Gutsverwaltersfrau. Er möchte es doch nicht übelnehmen. Er gehöre gewissermaßen wie ein Sohn zum Hause, und es sei gar nicht mehr anders zu machen gewesen. Ursula habe Kurt von Nolk. Er müsse das schon verstehen, nicht wahr. „Also nimm schon Frau Stahl, Johannes. Sie ist ja eine gute und liebe Seele, nur sie hört etwas schwer, doch du verstehst es, mit ihr zu reden."

„Zu schreien, Tante", erwiderte Johannes. „Ja, das verstehe ich schon und tue es gern ein bißchen. Mach dir keine Sorge. Ich werde Frau Stahl unterhalten, daß die andern denken, ich wolle die Mauern von Jericho niederposaunen."

Frau von Harras lachte und streichelte ihn. „Wie dank' ich dir, Johannes. Du siehst nicht gut aus. Schläfst du wieder nicht?"

Johannes schüttelte den Kopf. Die alte Dame faßte ihn behutsam an der Schulter und sagte leiser: „Ursula hat mir erzählt ... Weiß es noch niemand?"

„Nein. Das heißt: Sandor weiß es, auch Christa. Eberhard erfährt es zeitig genug von ihr. Sie soll offiziell die Verlobung auflösen. Aber lassen wir das, Tante. Ein andermal, ja? Du siehst sehr angegriffen aus, hab' ich recht?"

„Ja, ich fühle mich heute schlecht. Aber sag's nicht Axel, hörst du?"

Johannes küßte ihr die Hand. „Ich werde es niemand sagen. Geh früh nach oben. Schone dich für deine drei Kinder."

„Meine drei Kinder", lächelte sie.

Und mit plötzlicher Dringlichkeit: „Hör, Johannes, gefällt dir Wera?"

„Ja, sie gefällt mir sehr, Tante."

Frau von Harras schien noch etwas hinzufügen zu wollen, brach aber den Gedanken ab, nickte Johannes zu und ging der alten Baronin Nolk entgegen, die mit Kurt von Nolk und einem sehr hochgewachsenen, lederfarbenen Mann, dem Grafen Straal, eintrat.

Ihm auf dem Fuße folgte Professor emeritus Julian Fischer-Kuschkin, einst Dozent der vergleichenden Sprachwissenschaften an der Universität Dorpat, jetzt wegen eines Nervenleidens in seiner Villa in Wenden lebend und wenig arbeitend.

Professor Julian Fischer-Kuschkin sprach sehr leise und in kurzen, ruckartigen Absätzen. Wichtiges sagte er nur flüsternd. Er trug eine hellblaue Brille und hatte sich den Bart quadratisch geschnitten. Sein Hals, der sehnig und behaart aus einem zu breiten Kragen ragte, wies einen beweglichen Adamsapfel auf.

Er war bald in ein Gespräch mit Johannes von Wulff verwickelt, den er kannte und als baltischer Lyriker zu fördern vorgab. Er fragte ihn nach seinem Schlaf, und als Johannes meinte, daß selbst Professor Buchholz in Dorpat ihm keine richtige Hilfe in Aussicht gestellt habe, nannte er ihm ein absolut sicher wirkendes Mittel.

„Ich lege mich ausgestreckt auf die Couchette und fixiere meine emporgerichteten Fußspitzen. Wenn die Augen müde werden, schließe ich sie und denke scharf konzentriert nichts weiter als ‚Fußspitzen' oder ‚Füße'. Verstehen Sie? Der Mensch kann sich nicht zwingen, gar nichts zu denken; aber er kann sich zwingen, Belangloses zu denken. Ich fixiere im Geiste weiter meine Fußspitzen und denke nur an sie. Dann merke ich, wie langsam der Schlaf kommt."

Johannes fand dieses Experiment sehr interessant, bezweifelte aber den Erfolg, weil er ja gerade das Spürbarwerden des Schlafes fürchte. „Sobald ich mich zu Bett gelegt habe", erzählte er, „kommt auch der Schlaf. Dann sage ich: Ah sieh da, das ist ja der Schlaf! und schon werde ich pudelwach und liege, vergeblich auf einen zweiten Besuch Seiner Heiligkeit wartend."

Professor Fischer-Kuschkin lachte unhörbar auf. „Tun Sie nur einmal, was ich sage, Herr von Wulff. Wickeln Sie sich zum Überfluß die Füße in eine warme Decke“, schloß er flüsternd, „und atmen Sie ganz langsam, ruhig und tief. An nichts andres denken, als ‚Füße‘ oder ‚meine Füße‘ und ruhig und tief atmen.“

Johannes versprach, noch heute nacht einen Versuch dieser Art machen zu wollen, freilich sei der Schlaf auch eine Sache der Autosuggestion, und die bestünde bei ihm nur in der festen Überzeugung, daß er jede Nacht bis zum frühen Morgen wachbliebe.

Professor Fischer-Kuschkin sah Johannes durch seine blaue Brille wohlwollend und aufmerksam an. „Ich habe“, sagte er, „ein unheilbares Nervenleiden und verstehe Sie gut. Ich laboriere seit Jahren an geradezu fürchterlichem Nervenzucken, oft schmerzhaftem, oft nicht schmerzhaftem. Wenn Sie einmal jetzt mein rechtes Augenlid ansehen wollen“ (er nahm die bläuliche Brille ab), „so werden Sie erkennen, daß es zuckt, nicht wahr?“

Johannes blickte auf des Professors Augenlid und fand, daß sein Gesicht sich merkwürdig verändert hatte; ohne Brille sah er wie ein vergrämtes Kind mit Bart aus. Übrigens zuckte das Augenlid in der Tat hin und her.

„Sehen Sie“, fuhr der Professor noch leiser in kurzen ruckartigen Absätzen fort, „sehen Sie: das ist nun eine Kleinigkeit. Aber ich habe dieses Zucken auch in der Wade. Auch Napoleon hatte ein ähnliches Zucken in der Wade“, flüsterte er lächelnd, „und am heftigsten in der linken Lende und im Gesäß. Dadurch bin ich nachts oft gezwungen, stundenlang auf dem Bauche zu liegen, anstatt auf dem Rükken.“

Johannes stellte sich sofort vor, wie Professor Fischer-Kuschkin aussähe, wenn er im Nachthemd auf dem Bauche läge, während inzwischen sein Gesäß und sein rechtes Augenlid zuckten. Er verscheuchte gleich darauf dieses Bild, denn Ursula ging vorbei, kehrte um und richtete an den Professor eine Frage. Professor Fischer-Kuschkin antwortete.

Plötzlich sagte sie, zu Johannes gewandt: „Ich möchte Sie nachher einen Augenblick sprechen.“

Johannes blieb das Herz stehen.

„Ja," sagte er, blaß werdend.

Sie nickte „nach dem Diner", und unterhielt sich weiter mit dem Professor. Johannes drehte sich um und rannte in diesem Augenblick beinahe mit Achilles von Brodem zusammen. Sie erkannten sich sofort. Achilles war der junge Mann, den Johannes aus dem Sprechzimmer von Professor Buchholz in Dorpat hatte kommen sehen. Achilles wurde rot. Er überlegte angestrengt, ob dieser Herr am Ende vorhin die Geschichte von seinem Referat in Dorpat gehört habe. Nun, hol's der Teufel, dachte er.

„Wir haben unsre Namen wohl vorhin überhört?" fragte Johannes. „Wulff."

„Brodem."

„Jetzt weiß ich es wieder. Sie waren mein Tischnachbar bei dem A.H.-Kommers der Esthonen vor zwei Jahren. Stimmts'?"

„Ja, es stimmt", sagte Achilles von Brodem. „Ich erinnere mich recht gut daran. Wir unterhielten uns vortrefflich, vielmehr ... ich will sagen, ich hatte damals schon einen in der Krone, und Sie nahmen darauf gütigst Rücksicht."

„Ich hatte dieselbe Rücksicht von Ihnen zu verlangen", lachte Johannes. Plötzlich fühlte er eine große Vergnügtheit. Er dachte: sie will mich sprechen. Wir werden irgendwo allein sprechen. Ich werde ihr alles sagen, und es muß, mein Gott, es muß alles gut werden.

„Netter Abend damals", hörte er Achilles' Stimme.

„Ja, sehr nett, das heißt, später wurde es doch ein bißchen toll."

„Ja, später wurde es verflucht lustig."

„Die Leute trinken immer gleich zu viel."

„Ja, sie trinken viel zu viel. Aber was soll man machen? Man singt und trinkt eben. Die alten Germanen tranken bekanntlich auch noch eins."

„Ha, ha", lachte Johannes höflich.

Unterdessen waren Fürst Sucholski und sein Sohn Jefim Iwanowitsch, Gutsverwalter Stahl, seine Frau (mit einem schwarzen Hörrohr, das in einem Teller endigte) und eine schöne junge Russin mit kurzen Haaren und prachtvollen runden Schultern eingetreten.

Graf Straal, der sich gerade ausgezeichnet mit Wera unterhielt,

blickte auf und schien leicht betreten, als er diese Dame sah. Lisa Alexandrowna Ssolowjewa rühmte sich, eine Verwandte des großen russischen Philosophen zu sein. Sie studierte selbst Philosophie und wollte eine populäre Ausgabe der Werke des Historikers Ssolowjew veröffentlichen. Als sie Straals ansichtig wurde, kniff sie eine Sekunde die Augen wie blinzelnd zusammen, ging dann heiter auf die Gruppe zu, begrüßte alle und reichte auch Straal unbefangen die Hand.

Graf Straal hatte eine besondere Art, die gewöhnlichsten Dinge wie Handkuß oder Verbeugung mit unnachahmlicher Geste herauszubringen. Als er Lisa Ssolowjews Finger an die Lippen führte, sah er nach Weras Bemerkung (die sie später Ursula zuraunte) wie ein schöner Held in schlechten Romanen aus. Er war so gut erzogen, daß man es merkte.

Indessen schien ihn von nun an nichts mehr zu verwirren. Wera von Harras bemerkte freilich einmal in seinem harten lederfarbenen Gesicht einen besonderen Ausdruck, beinahe etwas wie Kummer, der sich in Ironie panzert, einen Ausdruck, der wie ein Reflex von innen entstand und verschwand, doch sie hatte keine Muße, länger darüber nachzudenken. Im übrigen interessierte sie Graf Straal nur wenig. Er war kühl, liebenswürdig, in seiner Ausdrucksweise geradezu abnorm soigniert. Ob er sich wirklich für sie interessierte, war fraglich. Wera liebte es, rasch zu entzünden. Übrigens waren ihr eigentlich alle Männer gleichgültig. Sie liebte nur Axel und damit basta.

Wo war Axel? Er stand bei Christa von Wulff, Ursula und der üppigen Freifrau Pontus de la Gardie. Er scherzte mit den drei Damen, lachte, achtete nicht auf sie. Sie aber hatte schon zehn Minuten mit dem Grafen Straal gesprochen. Ihn ging das natürlich nichts an. Denn Axel wurde nicht eifersüchtig. Keine Spur von Eifersucht kannte dieser Mann. Oh, einmal möchte ich ihn so eifersüchtig machen, daß er rast, dachte sie.

Graf Straal gab ihr den Arm und führte sie zu Tisch.

Hier muß nun etwas eingeschoben werden, was höchst merkwürdig, fast unglaublich klingt und um so unerfreulicher wirken wird, als wir zur Stunde noch nicht die Auflösung des Vorgangs geben

können, eines Vorgangs, der später seltsam bestimmend für das Schicksal einiger uns nahestehender Menschen wurde.

In drei Worten: Achilles von Brodem benutzte die Unruhe, welche vor Beginn des Diners im Saale herrschte, dazu, um unbemerkt ins Nebenzimmer zu verschwinden, von diesem in die Diele zu gleiten und dort atemlos stillzustehen.

Er sah niemanden. Die Hausmädchen waren in der Küche beschäftigt. Der Diener Ewald Purps befand sich im Saale.

Achilles ging auf Zehen über die Teppiche bis zur Treppe, flog in drei Sätzen nach oben und blieb mit heftigem Herzklopfen auf dem Absatz stehen, demselben, der den alten Rokokospiegel trug, worin sich eine Stunde vorher Wera beschaut hatte.

Von hier bis zum ersten Stockwerk führt eine halbe Treppe, die ebenfalls mit dicken Läufern belegt war. Achilles schlich in das Dunkel dieser Treppe hinauf, langsam, unendlich vorsichtig, Stufe für Stufe.

Plötzlich blieb er wie zu Tode erschreckt stehen. Die Saaltür öffnete sich, und Ursula betrat die Diele. Entsetzlich, sie ging rasch und leicht die Treppe hinauf. Was sollte er tun? Er konnte sich doch unmöglich hier überraschen lassen? Also sprang er noch die drei Stufen bis zur Balustrade des ersten Stocks hinauf, lief in ein paar Sprüngen in irgendein Zimmer, das pechfinster war, und verharrte dort wie festgenagelt. Wenn dies das Zimmer war, in das Ursula hineinwollte, war er verloren, rettungslos und für alle Zeiten verloren.

Er hörte Ursulas Stimme: „Bist du da, Anja? Wer ist denn oben?“

Achilles schwieg. Sein Herz knatterte so laut, daß er es deutlich hörte. In seinen Ohren sauste es. O Gott, verhüte nur, daß sie hier in dieses finstere, mir völlig unbekannte Zimmer tritt! Lieber Gott, verhüte...

Sie ging vorbei. Ins Nebenzimmer. Ach ja, natürlich, das wußte er ja, das Zimmer nebenan, die zweite Tür vom Fenster aus gezählt, war Ursulas Schlafzimmer. Augenscheinlich hatte sie etwas vergessen. Wenn sie nur nicht – –. Nein, sie ging hinaus, ging abermals an seiner Tür vorbei, ging zur Treppe und lief eilig hinab.

Achilles von Brodem atmete tief auf. Jetzt, sagte er sich – jetzt kommt sie bestimmt nicht zum zweitenmal herauf, jetzt ist der Weg frei. Nun los! Aber aller Mut war verflogen. Er zitterte wie nach ungeheurer Erregung. Schob den Plan auf, verließ mit weichen Knien das Zimmer, lief die Treppen hinab und trat durch den Nebenraum wieder in den Saal.

Dort rüstete man sich gerade zum Dinergang.

Superintendent Kugelfest klopft an sein Rotweinglas. Jemand sagt: „Still, psst!" Gespräche werden abgebrochen, Messer und Gabeln hingelegt, alles blickt den hageren Greis im langen schwarzen Gehrock an, der mit Bewegungen, die eckig und unschön sind, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Ich will nicht sagen, daß die Tischreden des Superintendenten Kugelfest unbeliebt waren, das wäre zu stark, aber sie waren wegen ihres Ausgleitens ins geweihte Wasser gefürchtet. Es muß bemerkt werden, daß man sich an seine heutige Ansprache noch einige Zeit erinnerte, weil sie einen kirchenpolitischen Charakter trug und darum etwas peinlich wirkte.

Auch dies sei noch voraus, wenn man so will zu seiner Entschuldigung, bemerkt, daß seit einigen Monaten ein heftiges Parteigezänk dem alten Herrn das Leben schwer machte. Es hatte sich eine kirchlich liberale Vereinigung zu irgendeinem reformatorischen Zweck in Riga gebildet, in der man leidenschaftlich gegen die strenge Orthodoxie, deren überzeugtester Vertreter der alte Kugelfest war, vom Leder zog. Man las Frenssens Hilligenlei, debattierte über die Frage, ob Christus gelebt habe, und verwies seine göttliche Herkunft in das Reich der Fabel. Die Radikalsten unter diesen Liberalen verlangten, man solle anstatt über das Evangelium über Zitate von Schiller (einer sagte sogar über Nietzsches Zarathustra) predigen.

Unglücklicherweise war am Tage vorher Superintendent Kugelfest in der fortschrittlichen Rigaschen Presse als „rückständiger Prophet eines überlebten Glaubens" angegriffen worden. Und als er nun in ein paar bewegten Sätzen Axel und Wera als heimgekehrte Kinder des baltischen Mutterlandes begrüßen wollte, geriet er in Hitze und begann auf seine Feinde zu schelten.

Zuerst hörte man ihm mit höflicher Aufmerksamkeit zu. Man fürchtet, daß die Kartoffeln auf dem Teller kalt werden, man findet sich schließlich damit ab, daß sie kalt geworden sind; man ist entschlossen, beim zweiten Herumreichen frische zu nehmen. Dann blickt man angestrengt auf den Damast, blickt auf die schönen Vorfrühlingsblumen, Schneeglöckchen, Anemonen und Veilchen, und erinnert sich, daß man gestern abend eine Karte an den oder jenen hat schreiben wollen, und daß man dies wieder einmal vergessen habe. Man macht sich im geheimen einen Knoten ins Taschentuch, und plötzlich erschrickt man, weil Superintendent Kugelfest mit erhobener, kräftiger, wenn auch stark verschleimter Stimme die Tatsache der außerrealen Existenz Christi als eine felsenfeste Wahrheit bezeichnet, ohne die das Leben keinen Wert mehr habe.

Auch Johannes, der mit seinen Gedanken ganz woanders gewesen ist, schrickt hoch. Er sitzt am äußersten Ende der Tafel, und kann gerade Ursulas schönes Profil, das leicht gebogene Näschen, den ganz wenig nachsichtig-liebenswürdig geschürzten Mund mit der etwas zu kurzen Oberlippe und den unbeschreiblich reizenden Hals sehen.

Und nun erschrickt er. „Wahrlich, ich sage euch, wer sich von unserm Heiland abwendet und ruft: Ich bedarf seiner nicht, der wird nie ins Himmelreich eingehen. Wer da aber, gleich den Jüngern des Antichrist, sich auf die Gasse stellt und schreit: Dieser ist ein Mensch wie wir gewesen, der, wahrlich, so sage ich euch, der lästert Gott!“

Das Gesicht des alten Superintendenten ist kirschrot. Sein Franz-Joseph-Bart gleicht Schnee, der rechts und links angebacken ist und gleich abfallen muß. Johannes geniert sich furchtbar. Wera macht große, andächtige braune Augen. Sie ist ganz verlogen. Ursulas Antlitz zeigt leere Aufmerksamkeit, und Axel sieht tief versunken aus. In Wirklichkeit ist er gar nicht tief versunken, sondern er schläft. Seine Linke liegt mit eingekniffenem Daumen zur Faust geballt auf dem Tische. Er denkt an eine Trambahnfahrt in New York, wo er beim Abspringen sich den Fuß umgeknackt hatte, und gleich darauf aus dem entgegengesetzten Tramwagen ein Frauenzimmer abspringen und hinschlagen sah. Kladderadatsch, da lag sie! Er muß lächeln, bemerkt es aber noch rechtzeitig und kneift sich in den Schen-

kel. Seine Tischdame zur Linken ist Christa von Wulff, die mit krampfhaft geschlossenem Munde gähnt. Es entgeht ihm trotzdem nicht, weil ihre Augen dabei feucht werden.

„So aber einer zu mir kommt und wie jene Verkehrer und Unfläte ausruft: ‚Beweist mir, daß er gelebt habe', dem sage ich also in sein lästerliches Maul: ‚Christus ist nur dem tot, der selber tot ist. Dem lebendigen Glauben ist er ewig lebendig!"

Johannes geniert sich dermaßen, daß ihm übel wird. Die Soße auf seinem Teller hat eine trübe Färbung bekommen. Der Superintendent tut ihm sehr leid. O Gott, o Gott, denkt er, wird dieser alte unglückliche Mann denn niemals aufhören? Wera aber zerbeißt ein hysterisches Lachen.

Graf Straal, ihr Tischnachbar, scheint sich in lethargischem Zustande zu befinden.

„Wenn ihr nicht glaubt, wie eure Väter und Urväter glaubten, so ist der Weg zum Heil euch versperrt. Gott scheidet die Lämmer von den Böcken. Die einen heißt er seine Kinder und führt sie ein ins Himmelreich, die andern aber heißt er Verdammte und schleudert sie in den Pfuhl der Sünde."

Und nun kommt das Schreckliche. Der alte Herr vergißt, daß dies eine Tischrede zu Ehren der beiden heimgekehrten Kinder sein soll, und schließt mit „Amen".

Unsägliche Geniertheit auf allen Gesichtern. Totenstille. Dem Superintendenten steht der Schweiß auf der niedrigen Stirne, auch er merkt, daß irgend etwas nicht stimmt. Er tastet sich zurück in die Situation, erhebt sein Glas und ruft: „Ihr aber, meine Lieben, mein Sohn Axel und du, jüngste Tochter baltischer Erde, ihr sollt hier den festen Boden alten Glaubens und alter kerniger Religion finden. Das sei mein Wunsch. Und darauf bitte ich Sie alle das Glas mit mir zu erheben."

Mit unerhörter Bereitwilligkeit springt man auf und stößt an. Alle haben das Empfinden, daß jetzt unbedingt ein bißchen Lärm gemacht, Gläser angeschlagen und irgend etwas Frisches gerufen werden müsse. Axel, aus tiefem Traume aufgeschreckt, geht auf den Superintendenten zu und sagt mit entschlossener Improvisation (ohne eine Ahnung zu haben, was er eigentlich sagen will): „Ich

danke Ihnen, Herr Superintendent, für Ihre warmen Worte. Meine völlige Unfähigkeit zu reden und die Tatsache, daß wir alle wieder ein bißchen essen und trinken wollen, macht mir eine Erwiderung unmöglich. Ich nehme mit tiefer Rührung Ihren Willkommensgruß an und will mich als ein guter Sohn der alten Heimaterde zu führen versuchen." (Hol's der Henker, das war fade und ohne Pointe. Immerhin, es ist fertig.)

Gläserklang. Alles läuft herum. Neue Speisen werden gereicht. Frau von Harras atmet auf. Ursula lächelt so lieb, denkt Johannes. Sie ist doch die Schönste, denkt Axel, der mit ihr anstößt.

Wera stößt mit Graf Straal an, der ihr ganz ruhig, aber ein bißchen länger, als man gewohnt ist, in die Augen schaut. Sie denkt: Warum schaust du so? Er denkt: Ein Paradiesvogel unter Schneehühnern.

Trotzdem ist die Stimmung immer noch ein wenig gelähmt. Da geschieht etwas ganz Unglaubliches, völlig Unerwartetes. Eine Seitentür zum Eßzimmer geht auf, und herein stürzt General Buller: „Wau–wau–wau–wau–wau–wau!"

Sensation. Gelächter. Allgemeine Begeisterung. Buller fühlt sich als Mittelpunkt. Er begreift gar nicht die ihm von allen Seiten zufliegende Sympathie und ist sehr entrüstet, als der alte Diener Ewald Purps mit gebieterisch ausgestreckter Rechten, die im schlohweißen Handschuh steckt, auf ihn zugeht und „hinaus!" kommandiert, „hinaus mit dir!"

„Wau –" Buller wedelt.

„Du unartiges Tier!" Ewald faßt ihn am Halsband und führt ihn durch dieselbe Tür ab, durch die er eingetreten ist. Als der alte Diener wieder im Saal ist, führt er die rechte Hand prüfend an die Nase. Sie riecht nicht nach Hund. Und er bedient gelassen weiter.

4

Wir müssen noch eine Zeitlang unter den Gästen bleiben. Nicht um uns mit ihnen zu amüsieren, sondern um zu sehen, wie an diesem Abend und in dieser Nacht sich schon alles vorbereitete und im Keim erschloß, was später zu schwerem Schicksal aufgehen sollte.

Nach Tisch wollten mehrere Herren sich gewohnheitsgemäß zu einem Spielchen zurückziehen. Da hieß es, man würde tanzen. Die Jüngeren sonderten sich nun ab, und auch der alte Fürst Sucholski, Professor Fischer-Kuschkin und der Superintendent beschlossen, zunächst einmal ein Weilchen der Jugend zuzusehen. Inzwischen hatten sich Gruppen gebildet, die Axel als „Sohn des Hauses" alle nacheinander besuchte.

Er fand sie alle etwas langweilig. Was man bei Tisch redet, ist erträglich, weil gutes Essen und Trinken mancherlei zudeckt, aber nachher – Schnäpse und Mokka reichen nicht aus, um törichte Fragen verstummen zu lassen. So dachte Axel, denn er wurde viel gefragt, und besonders Baronin Brodem wollte haben, er solle „von Amerika erzählen". „Wie ist es in Amerika? Wie lebt man drüben? Gibt es noch Indianer? Schätzt man den Präsidenten? Nun, erzählen Sie, erzählen Sie!"

Axel meinte, das wäre alles ungefähr so, wie es in den Büchern stünde. Nein, Indianer gäbe es in den Städten nicht, auch nicht auf dem „Lande". Auf seinen Reisen in Dakota und Rhode-Island habe er allerdings hier und da welche getroffen, aber die hätten ganz wie andre Menschen ausgesehen, seien still und arbeitsam gewesen.

„Wie interessant! Hör hin, Corah, davon kannst du nur etwas lernen."

Axel fühlte sich obligatorisch angestaunt und dachte, es wäre gut, wenn ihm jemand aus der Patsche hülfe. Da fiel ihm ein, daß Achilles von Brodem ja eben aus Leyden zurückgekommen sei und gewiß viel von dort erzählen könne.

Achilles hatte ein bißchen viel Burgunder getrunken. Seine Augen waren feucht, und sein Gesicht zeigte eine stark rötliche Färbung. In Leyden, versetzte er, sei es sehr schön. Unter den Studenten herrsche ein reges Leben. Einmal im Sommer hätten sie einen Ausflug aufs Land gemacht, und das sei prachtvoll gewesen.

„Nun, erzähle von dem Ausflug", sagte seine Tante.

Ach, man könne davon nicht gut erzählen. Unter Studenten sei man nicht immer fein. Da sei zum Beispiel so ein großes Volksfest gefeiert worden, und hinterher dürfe jeder Student, der auf freiem Feld ein Mädchen ohne Begleitung treffe, eine Tüte aus ihr machen.

Frau von Brodem zog die Augenbrauen hoch. Das Wort „Tüte" in Verbindung mit der Vorstellung eines einsamen Mädchens auf freiem Feld behagte ihr nicht. Aber Achilles, der sich einen kräftigen Fruchtschnaps hinuntergegossen hatte, erwärmte sich spürbar in Erinnerung an diese Ausflüge und meinte, die ganze Sache sei sehr harmlos, das klänge alles viel schlimmer. Eine Tüte heiße man, die Röcke über dem Kopf zusammenbinden und dann rufen: „So, nun lauf!"

Professor Fischer-Kuschkin fühlte sein Gesäß zucken, mußte aber gleichwohl lautlos lachen. Frau von Brodem war empört. „Welche Allüren! Ich verbiete dir, weiter so ordinär zu sprechen."

Corah zuckte mit den Achseln. Sie war vorurteilsfrei, wissenschaftlich gebildet, und versetzte, daß dies Rudimente mittelalterlicher Bräuche seien. Man habe im Mittelalter noch ganz andre Dinge getrieben, und man müsse darüber mit dem Auge des Historikers hinwegsehen.

Frau von Brodem widersprach. Corah studiere Medizin, aber vom Mittelalter solle sie die Finger lassen. Das seien finstere Zeiten gewesen, die uns nur böse Beispiele gäben. Böse Beispiele verdürben aber gute Sitten.

Frau Stahl trat mit ihrem Hörrohr hinzu. Sie richtete es auf Frau von Brodem.

„Wer hat was gesagt?" fragte sie halblaut.

„Wir sprachen von Corahs Studium", schrie Frau von Brodem ihr in die schwarze Muschel.

„Studiert Ihre Tochter?"

„Sie ist Assistentin bei Professor Doktor Brieling in Riga", donnerte Frau von Brodem.

„Ah!"

„Er operiert nie ohne sie, fragt sie um ihre Meinung! Fräulein von Brodem hier, Fräulein von Brodem da, so geht es den ganzen Tag. Corah wird auf dem Gebiete der Medizin wie ein Ballon in die Höhe gehen." (Der ganze Saal hörte es.)

Da Schwerhörige sich für alles interessieren, so hatte Frau von Brodem in Frau Stahl eine gute Zuhörerin. Der junge Fürst Sucholski, der stets nahe bei Corah stand, ergriff währenddessen ihre

Hand und sagte ziemlich unmotiviert: „Gestatten Sie, daß ich Ihr Händchen küsse."

„Geben Sie mir eine Zigarette", antwortete Corah, ließ ihm aber ihre Hand. Er küßte ihre langen Finger, die, wie er es sich vorstellte, in Leichen und Wunden wühlen mußten, und begriff nicht, wie so ein verlockendes junges Mädchen sich mit der Medizin abgeben konnte.

Achilles war nach dem Mißerfolg seiner Geschichte verstummt. Plötzlich sehr betreten. Er sah müde und fast welk aus. Seine Augen hatten den Glanz verloren. „Ich werde den Versuch bei gelegener Zeit wiederholen", dachte er.

Professor Fischer-Kuschkin beobachtete ihn einige Minuten und dachte bei sich, daß dieser junge Mann nicht gesund sei, sondern unter der Verdrängung gewisser Zwangsvorstellungen leiden müsse. Das interessierte ihn, er suchte gern Nervenkranke auf und glaubte auch, hier und da geholfen zu haben. Seine Fragen wurden von Achilles ziemlich einsilbig beantwortet. Kein Zweifel, er war mißtrauisch. Ich werde ihn durch ruhige Güte für mich erwärmen müssen, dachte Professor Fischer und sprach lange und mild mit ihm.

Doktor Riesenkampff, der hochgewachsen und fast weißblond war, hörte mit Interesse Frau von Brodems Ausführungen über Corahs Assistenz bei Professor Doktor Brieling an. Freilich war er vielfach entgegengesetzter Meinung. Er sagte es schlank heraus, daß kein Körper krank sei, daß erst das falsche Leben den Menschen krank mache. Er und seine Frau trieben rationelle Körperpflege, turnten jeden Morgen nackt, rängen sogar miteinander und seien noch nie krank gewesen.

Pastor Lurich, der eine breite Brust hatte und morgens zwanzig Kniebeugen machte, nickte Beifall.

Eine Debatte entspann sich. Corah erwiderte, die Chirurgie sei der Triumph des Jahrhunderts. Sie nannte den Namen des großen Balten Bergmann, den auch Professor Brieling sehr verehre. Doktor Riesenkampff, dessen hübsche Frau mit leuchtenden Augen still zuhörte, meinte (aus diesem Grunde etwas schärfer als sonst), die Chirurgie sei für den Krieg, für Unglücksfälle, nicht fürs normale Leben. Riesenkampff sprach erneut über die Verbildung des Kör-

pers im gesellschaftlichen Leben, die dann, wenn es zu spät sei, der Arzt korrigieren müsse. Und weil Doktor Riesenkampff in diesen Ausführungen Worte wie „Brüste“ und „Bauch“ fallen ließ, hob Frau von Brodem die Augenbrauen, erhob sich und ging demonstrativ davon.

Dem jungen Fürsten Sucholski war dies alles nicht unlieb. Er hoffte, auch Corah würde einmal die Worte „Brüste“ und „Bauch“ aussprechen, und das hätte ihm dann sehr gefallen. Sie sagte es aber nicht, schloß die Lippen trotzig und fragte, ob es schon spät sei. „Gar nicht, gar nicht, Baroneß“, versetzte Fürst Sucholski, „eben halb zehn.“

Als Axel zu dem Kreis der alten Herrschaften trat, strahlte ihn Tante Lulle an. Frau von Nolk, die unlängst einen Sohn verloren hatte, lächelte wehmütig, und seine Mutter sagte, mit ihren großen schwarzbraunen Augen ihn lieb ansehend: „Nu, Kinderchen, was sitzt ihr herum? Tanzt etwas!“

„Der Saal ist noch nicht ausgeräumt. Laß doch, Mulling, bleib sitzen! Willst du gehen und den Saal ausräumen? Du bist dazu imstande. Sieh, ich finde es so nett, wenn man ein wenig miteinander spricht und sich kennenlernt. Beim Tanzen lernt man sich nicht kennen.“

„Nu, nu“, sagte Frau von Schablonski, „die jungen Leute machen immer noch die liebsten Bekanntschaften beim Tanzen.“

„Ja, aber ich bin nicht mehr gar so jung und sitze gern einmal ein wenig bei den Alten. Darf ich?“

O natürlich. Ja, er dürfe. Er dürfe dreimal. Superintendent Kugelfest betrachtete ihn wohlgefällig. Der alte Fürst Sucholski schmunzelte: „Er weiß sich bei alten Leuten beliebt zu machen. Das heißt entweder, daß er etwas will, oder daß er schon alles hat.“

Axel legte seine Hand auf die magere aderige Rechte seiner Mutter. „Ich habe jetzt alles.“

Tante Lulle aber sagte, indem sie auf Wera wies, die mitten in einem Kreis lärmender Jugend saß: „Wenn man solch reizende Frau hat, was braucht man da noch?“

„Vielleicht eine Mutter?“ fragte Axel. „Und eine Schwester“, setzte er leiser hinzu, aber das hörten die andern nicht (außer Frau

von Harras), weil der Superintendent gleich lobend einfiel und die Meinung aussprach, daß ein inniges und frommes Familienleben über alles gehe.

Es bestand kein Zweifel darüber, daß Graf Straal der jungen Frau von Harras energisch den Hof machte. Zuerst hatte dieser soignierte lederfarbene Herr mit den eckigen schmalen Gesichtszügen Wera interessiert. Er erinnerte sie an nette Amerikaner und Engländer, die sie alle hatte verlassen müssen, was ihr anfänglich schwer wurde, bald aber gleichgültig war. Doch Graf Straal – leicht irritiert durch die Gegenwart der Ssolowjewa – behielt eine kühle Entferntheit. Und jetzt nach Tisch fiel es sogar Paul von Schablonski und Sandor von Wulff auf, wie verliebt er war. Doch nun schien er wieder Wera uninteressant geworden zu sein.

„Sie sieht verteufelt hübsch aus", flüsterte Paul seinem Freunde Korff zu. Doch diesmal war Korff durch Frau von Pontus de la Gardie abgelenkt, welche ihm gerade ein Rebus ins Notizbuch zeichnete; so fragte er: „Wer?"

„Die Wera von Harras."

Korff machte ein schlaues Gesicht, als wisse er das schon länger als alle andern zusammen und habe es nur nicht sagen wollen.

Wera sah in der Tat vorteilhaft aus. Sie gehörte zu den Frauen, die in der Kleidung freier sein dürfen, weil Gott bei Herstellung ihres Körpers freigebiger war. Schönheit ist so selten, daß man sie nicht monopolisieren darf. Ein wenig soll sie auch denen gehören, die sich an ihr erfreuen. Übrigens war das weniger Axels als eben Weras Meinung. Noch bin ich jung und kann mich zeigen, dachte sie; wenn ich alt bin, werde ich meine Brust nicht nur mit Weisheit verhüllen. Laßt sie mich jetzt mit Torheit offen tragen.

„Jawohl, Sie haben den ersten Tanz, Graf Straal. Und den letzten auch, ich verspreche es Ihnen. Ich habe es Ihnen versprochen, und was ich verspreche, halte ich."

Die Flügeltüren wurden geöffnet, wer tanzen wollte, tanzte, und Wera ließ sich in den Arm Graf Straals gleiten. Da sie die beruhigende Empfindung hatte, daß er ein sehr sauberer Mann war, der sich viel wusch, war ihr die nahe Umschlingung nicht unangenehm. Flüchtig dachte sie zwar, daß dies, recht betrachtet, eine feste Um-

armung sei, bei der der fremde Mann ihr tief in die Brust sehen konnte, während ein Teil seines Arms auf ihrem nackten Rücken ruhte, doch dachte sie dies nur sehr flüchtig und war auch sonst gar nicht aufgelegt, viel zu denken. Der Süßwein, ein sehr feuriger aus der Krim, den sie eben probiert hatte, gab ihr so ein schwebendes Gefühl. Sie tanzte, der Walzer klang wie auf Watte, ihre Lackschuhe glitten über Wolken, und alles war sehr angenehm.

Da – endlich sah Axel hin. Axel saß bei der Russin mit den zwei Vornamen, der sie ihrem Tischherrn abspenstig gemacht hatte, goß ihr ein Glas Champagner ein und lächelte Wera gemütlich zu. Geradezu gemütlich. Etwa, als wolle er sagen: Amüsiere dich nur, mein Kind, ich habe nichts dagegen. Auch diese Russin lächelte gemütlich.

Sie aber legte ihren Kopf um ein Geringes mehr auf Graf Straals Schulter. Nur ein Geringes, doch er spürte es sofort und kam ihr entgegen. Er fühlte sich an der Schläfe von ihrem Haar gekitzelt, erschauerte und hatte ein paar Sekunden lang gegen den aufwallenden Trieb sinnloser Leidenschaft zu kämpfen. Dann war's überwunden, und er tanzte mit bewegtem Blut weiter, sprach wenig und schwieg, als Wera einmal, ohne zu antworten, nur ihre großen schwarzen Augen zu ihm aufschlug.

Du Kind, dachte Axel, spiel nur. Ich habe keine Eifersucht. Ich bin in meiner Heimat und sehr behütet.

Johannes stand in Ursulas Nähe und blickte sie fragend an. Sie nahm ihn in ein Kabinett, setzte sich und begann sofort von dem Brief zu sprechen, den er ihr geschrieben hatte. Johannes stand mit dem Rücken zum Fenster und bohrte seine Blicke in die Erde.

„Ich bitte dich, Johannes, versteh mich, wenn ich dir nicht auf deinen Brief antworte. Du hast dich von deiner Braut getrennt. Das ist deine Sache. Aber wenn ich jetzt ja sagen sollte auf deine Frage, so wäre das eine Lüge. Denn ich habe dich sehr, sehr gern – das weißt du –, ob ich dich aber liebe, das kann ich heute noch nicht bejahen."

Sie erhob sich. Er schwieg. Sie trat zu ihm: „Johannes, sei tapfer. Es kann sein, daß ich nein sagen muß. Denn um aus Mitleid deine Hand zu nehmen, nur, damit du ein neuer Mensch oder auch

ein gesunder Mensch wirst, wie du schriebst, dazu bist du mir zu schade."

„Ich schrieb ‚neugeboren'. Denn dies ist noch ein halbes und dumpfes Leben. Ich bin vielleicht gar nicht krank, bestimmt nicht. Ich bin nur mit allen Fasern meiner Seele auf dich gestellt und kann deshalb nicht eher gesund und ein voller Mensch sein, als bis ich –"

Er brach ab. Sein Blick lag immer noch auf dem Teppich.

Ursula stand vor ihm. Ihre Zähne bissen auf die Unterlippe. Das tat sie oft, wenn sie nachdachte. Denn ihre Oberlippe war etwas kurz, hob sich leicht in Gedanken und ließ dann die blanken Zähne sehen. Johannes schaute zwei Sekunden auf und sah das süße Gesicht nah vor sich. Das Gefühl von ihrer Schönheit übermannte ihn, er fühlte, wie seine Augen feucht wurden.

„Ich will dir etwas sagen, Johannes. Als du dich damals mit Elisa verlobtest, hatte ich die Empfindung, ich hätte dich nehmen müssen, denn schließlich könnte mir doch wohl niemand in der Welt so nahe stehen wie du. Ich sprach mit Mui darüber, und sie sagte: Ihr hättet miteinander glücklich werden können. Nun aber, wo du dich entlobt hast, ist mir, als wäre das alles lange her, und ich kann dir immer nur wieder Schwester sein." Sie faßte seine Hand. „Ich sehe, wie unglücklich du bist und möchte dir so namenlos gern helfen. Aber mein Jawort ist keine Hilfe."

Er nickte heftig.

„Nein, es ist keine. Denn im besten Fall kommt es zu früh. Und ich glaube, daß in diesen Dingen alles Frühe eine Entweihung ist."

Beide waren still.

„Ja, ja", seufzte Johannes leise auf, „du hast recht."

Ursula drückte ihm fest die Hand und wollte sich zur Tür wenden. Er hielt sie.

„Bleib noch, Ursel. Fünf Minuten. Ich, ich, ich habe dir eigentlich nichts zu sagen, siehst du; also nicht, weil ich dir etwas sagen möchte, sondern nur, um einmal wieder dich allein zu haben, fern von dem Lärm und den vielen." Und plötzlich sagte er, ohne daß er es eigentlich hatte sagen wollen, es kam so herausgesprungen und war da, er sagte: „Ich möchte, daß du einmal an mein Bett trätest,

wenn ich zur Ruhe gegangen bin, und mir die Augen zudrücktest, damit ich schlafen kann. Wenn du mir die Augen zudrückst, werde ich schlafen können, das weiß ich."

Ursula hielt sanft seine kleine, überzart gebaute Hand und drückte sie leicht.

„Ich tu's einmal", sagte sie.

Sein Gesicht leuchtete auf, als habe er eine himmlische Vision.

„Du kommst zu mir?"

„Damit du schläfst, du Armer", lächelte sie.

Sein Mund bekam wieder einen Schimmer von Bitterkeit.

„Nicht doch, damit ich wache. Doch im Traum wirst du bei mir sein."

Sie schwiegen.

„Wir müssen jetzt gehen, Johannes."

„Ja", sagte er, „geh voraus. Ich bleibe noch einen Augenblick hier. Ich mag nicht tanzen."

Als Ursula durch das Musikzimmer wieder in den Saal trat, sah sie Axel mit Christa von Wulff im Walzerschritt an ihr vorbeischleifen. Ihr Oberlippchen hob sich, und sie zerbiß ein Lächeln, denn es sah etwas komisch aus. Das ist nun so ein Gelehrter, aber er tanzt wie ein Roß, dachte sie und schaute ihm nach. Da bemerkte sie, wie Axel den Kopf zu ihr hindrehte und drohende Augen machte. Es schien ihr auch, als sei er ein klein wenig rot geworden.

Axel torkelte mit Christa zu einem Stuhl. „Sie müssen verzeihen, daß ich Ihnen viermal auf den Fuß getreten bin, aber ich begreife nicht, wie ein Mensch sich ständig um sich selbst drehen kann, ohne die Contenance zu verlieren."

Christa blitzte ihn mit ihren lustigen Augen an und steckte sich eine Haarnadel fest. „Die Erde tut es doch auch, soviel ich weiß."

„Ich muß es bestätigen", erwiderte Axel, „und suche einen Beweis dafür, daß ich mit der Erdkugel noch nicht identisch bin."

Er sah nach Ursula hin und freute sich (wenn auch mit etwas Neid vermischt), wie federleicht sie am Arm Kurt von Nolks über das Parkett glitt. Wera ließ sich von Korff die Hand küssen, aber einen Schritt hinter ihr stand Straal und versengte ihr den blanken Rücken mit seinem Blick.

Kurt von Nolk schnitt Ursula an diesem Abend heftiger als je die Kur. Jedesmal, wenn er nach Schloß Windsloh kam, verliebte er sich über beide Ohren in dieses blonde Mädchen. Und weil er sich geschworen hatte, unbedingt eine Blonde zu heiraten, darum mußte sie es sein. Ihr Interesse an ihm schien gering zu sein. Er hatte aber bemerkt, daß sie vorhin für kurze Zeit mit Johannes von Wulff in einem Nebenzimmer verschwunden war. Er hatte nach der Uhr geschaut und eine volle Viertelstunde Abwesenheit feststellen können. Dazu kam, daß Johannes noch immer nicht im Saal war. Kurzum, Verdacht regte sich, und hier mußte Klarheit sein, ehe er sich zum letzten Schritt entschloß. Als er an einem Spiegel vorbeiging, stellte er fest, daß von seinem tadellos gezogenen braunen Scheitel eine Strähne überquer lag. Pfui, sagte er, wie sehe ich denn aus! Er ging zur Diele, zog blitzschnell einen kleinen gelben Taschenkamm aus eidechsenledernem Etui und zog sich den Scheitel glatt. Dann bürstete er sich das hübsche seidene Bärtchen, entdeckte am Kinn eine Pustel und wollte sie eben ausdrücken, als er jemand die Treppe herunterkommenhörte.

Kurt von Nolk zog sich vom Spiegel zurück und tat, als sei ihm das Schnürband am Stiefel aufgegangen. Mit einem zappelnden Schnürband kann man doch nicht tanzen, und im Saal kann man es auch nicht zuknüpfen. Er nestelte es also los und band es langsam wieder zu. Da sah er oben auf der Treppe einen Herrn im Frack, der ihn in demselben Augenblick zu erblicken schien und darum blitzschnell wieder nach oben ging. Wer es war, konnte Nolk nicht erkennen, denn der Betreffende befand sich im Schatten, er aber im Licht.

Da flog es ihm erleuchtend durch den Kopf: Johannes von Wulff!

Donnerwetter, Herrgott noch einmal, das wäre! Wenn der hier aus und ein ginge, Zutritt zu allen Gemächern hätte, vielleicht eben aus Ursulas Schlafzimmer gekommen wäre?! Eine unerhörte Geschichte. Gut, schön, ausgezeichnet, sagte sich Kurt von Nolk.

Ganz ausgezeichnet. Soll er auf der Treppe stehen und grau werden. Ich gehe nicht weg.

Das dauerte vielleicht eine, vielleicht zwei, vielleicht drei Minuten. Da ging wieder die Tür auf, und Professor Fischer-Kuschkin erschien. Er blieb stehen und sah sich ratlos um. Plötzlich erkannte er in einem Sessel Kurt von Nolk.

„Was tun Sie denn hier, Baron?" fragte er leise.

„Oh, mir ist mein Stiefelband aufgegangen beim Tanzen. Ich binde es mir zu."

„Sagen Sie, lieber Baron Nolk", vernahm er die fast lautlose Stimme des Professors. „Sie sind doch hier vertraut mit den Lokalitäten des Hauses. Ich möchte ganz gern mal wohin gehen –"

„Ach so –" Kurt von Nolk sprang auf. „Ja, ganz genau weiß ich das auch nicht, aber ich glaube, wenn Sie hier durch diese Tür... ach, ich gehe gleich mit!" Doch schon fiel ihm ein, daß er ja auf den verdammten Lümmel dort oben warten wolle. „Ach nein", sagte er, „ich geh' später. Dort, die Tür und dann gleich rechts, denke ich."

Professor Fischer-Kuschkin bedankte sich, drohte aber mit dem Zeigefinger: „Nie den Drang halten, lieber Baron, das gibt im Alter schweres Blasenleiden. Hören Sie meinen Rat." Und verschwand.

Alter Idiot, dachte Kurt von Nolk.

Aus dem Musikzimmer klang ein langes Thema herüber. Er horchte auf. Spielte Ursula? Da kann man doch nicht fern bleiben, kann man doch nicht draußen stehen. Also doch der Lump entwischt! Na, ich werde doch sehen, wer durch die Tür hereinkommt. Aber solche Schweine springen natürlich durchs Fenster.

Er betrat den Saal. Sandor von Wulff spielte. Hol ihn der Teufel! dachte Kurt von Nolk.

Wo ist Johannes von Wulff? Weiß Gott, Johannes war nicht da. Ist es zu glauben! Ursula stand neben ihrem Bruder. Er flüsterte ihr etwas ins Ohr, wobei sein Mund sicherlich ihre kleine rosenfarbene Ohrmuschel berührte. Nolk ging auf Zehenspitzen zu ihr.

Ursula strahlte. Als er herantrat, sagte sie leise: „Bruckner. Siebente."

Bruckner war für Kurt von Nolk ein böhmisches Dorf. Er hatte Jura studiert und glänzende Examina gemacht. Jetzt studierte er die Kameralwissenschaften und wollte später den Dr. rer. pol. machen. Aber nach Bruckner war er noch nie gefragt worden. Trotzdem gab er seinem Gesicht den Ausdruck andächtigen Staunens.

„Komponiert Baron von Wulff nicht selbst?" fragte er nach einer Weile.

Ursula legte den Finger an den Mund und nickte schweigend.

Das ärgerte Nolk: Na, so wichtig ist sein Spiel auch nicht, daß sie nicht auf meine Frage antworten kann. Wo bloß der verdammte jüngste Wulff bleibt! Ob er wirklich...? Seine Augen tasteten Ursula ab. Nicht möglich, nicht möglich. Dieses silberzarte, schlanke, von unendlicher Reinheit umhauchte Wesen sollte die Geliebte des langweiligen blassen Poeten sein? Donnerwetter, Herrgott, was dies Mädel für einen herrlichen Brustansatz hatte! Ausziehen und an die Gewehre! Aber nein, nein, nein – bei der, die war kühl und vornehm bis in die Fingerspitzen, da gab's nur lange Verlobung und – jawohl, aber was hatte sie mit Johannes von Wulff im Nebenzimmer zu tun gehabt? Was hatten die beiden da gehockt? Eine Viertelstunde, ach, viel länger. Aber vielleicht waren sie gleich vom Nebenzimmer nach oben gelaufen, und dann weiß man ja, was in solchen Fällen geschieht. Auch bei Poeten, die sonst immer so ideal tun.

Er trat leise zur Seite und ergriff ein eben gefülltes Schnapsglas. Prunelle – äh, pfuich. Ich dachte, es wäre Absinth. Aber so etwas kriegt man ja nicht in diesem bejammernswerten Lande. Doch dieses bejammernswerte Land hat schöne Frauen. Seine Blicke fielen wieder auf Ursula. Ich werde Staatsrat sein, Exzellenz, Orden, Defilee bei Hofe, und sie wird in Grandetoilette alle Damen ausstechen. Ein bißchen voller muß sie schon werden. Da oben am Brustbein sieht man den Knochen. Der muß weg, muß weg, mein Kind. Na, den bringen wir schon weg. Laßt mich nur machen. Liebe und viel Essen macht aus einer Stange einen Tscherkessen.

Ursula hatte ihren Arm in den Axels geschoben und sagte etwas. Er schien jedoch so tief versunken, daß er es nicht hörte. Da freute sie sich, daß ihn Musik packte, hob den Blick zu ihm auf und sah sein feines und doch männliches Profil zum erstenmal mit dem Lächeln einer Frau, die eines Mannes Gesicht betrachtet und dabei etwas denkt, was sie nicht verrät. Nein, schön war er nicht, aber er hatte ein Licht in den Zügen, das sich unvergeßlich einprägte. Vielleicht eine große Offenheit, vielleicht Güte, Alliebe oder nie erlöschende Sehnsucht, die zumeist jenen Männern eigen ist, welche nie klagen und stets zufrieden sind.

Plötzlich drehte er sich zu ihr und blickte sie an. Er fühlte ihren Arm in seinem, nahm ihre linke Hand mit seiner Linken und sagte leise: „Was sagtest du vorhin?“

„Ach, nichts ... Ich sagte, Sandor spiele Bruckner gut, aber eigene Kompositionen abscheulich. Pßt.“

Axel nickte. Er sah Sandor von Wulff, ganz versunken in Musik, ganz nur ein Mensch, der Klöppel einer Glocke wurde. Wie unähnlich er dem blonden Johannes war! Er hatte eine kolossale, in weitem Bogen zurückfliegende Stirn. Adlernase, trotziger Mund, kohlrabenschwarze scharfe, fast tierische Augen. Seine untere Gesichtshälfte erschien merkwürdig zusammengeduckt gegenüber der oberen.

Gesichter sind Tore zur Seele, dachte Axel. Der Mensch ist, wie er aussieht. Nur können die meisten nicht in den Zügen lesen und deuten alles falsch.

Und da fiel wieder sein Auge zur Seite auf die ruhigen Züge der Schwester. Sie ist wie mattvioletter Flieder, dachte er. Mehr weiß als farbig und doch voll Glut. Denn jetzt, wo ich ihren Arm an mich drücke, spürt sie es nicht, weil sie nur hört, nur Musik in ihrer Seele ist. Und wie ich nun den Arm leis löse, spürt sie es auch nicht, sondern – Ursula sah zu ihm auf und lächelte ganz merkwürdig in seine Augen.

„Ausgestoßen“, flüsterte sie und tat beleidigt.

Silberner Flieder, dachte Axel, noch geschlossen.

Wie er wieder aufschaute, bemerkte er Weras schwarzen, verschleierten Blick auf sich gerichtet. Sie saß auf einem Empiresofa wie Madame Récamier, und Graf Straal bot ihr Zigaretten an. Sie nahm und sah zu Axel hinüber, der ihr leicht zulächelte.

Der Satz schloß mit verhauchendem Piano. Axel ging auf einen Stuhl zu, neben dem sein Champagnerglas stand. Kurt von Nolk benutzte die Pause, um hinauszugehen. Erstens wegen des Burschen da oben auf der Treppe, zweitens – stop! In der Tür stieß er mit Achilles von Brodem zusammen. Sie knallten förmlich aufeinander wie zwei Lokomotiven. Entschuldigten sich dreimal unglaublich höflich.

Der scheint mir schon einen sitzen zu haben, dachte Nolk. War be-

stimmt auch im Lokus. Scheint dort eine ganze Assemblee versammelt zu sein. Am Ende hat sich auch dieser Johannes von Wulff dorthin zurückgezogen. Solche Individuen kommen auf alles mögliche.

Sein Verdacht war unbegründet. Er traf Johannes nirgendwo. In der Diele saß er eine Weile. Als aber Frau von Pontus de la Gardie, die Russin, Corah von Brodem und Christa die Diele betraten, wurde ihm der Aufenthalt peinlich.

Nach einiger Zeit fing man wieder zu tanzen an, tanzte, tanzte, tanzte. Die alten Herrschaften zogen sich in ihre Logis zurück. Im Treppenhaus wurde es lebendig. Frau Stahl verabschiedete sich zusammen mit ihrem Gatten, der sehr müde war und verquollene Augen hatte. Er müsse morgen um fünf Uhr aufstehen, sagte er. Die Landwirte seien Frühaufsteher.

„Wer hat was gesagt?" fragte Frau Stahl und richtete ihr Hörrohr auf den Gatten.

„Ich sagte, daß ich morgen um fünf Uhr 'raus müsse", brüllte ihr Mann in den Schalltrichter.

Sie bestätigte das. Ihr Mann sei ein Frühaufsteher. Lange im Bett liegen, nein, das könne er nicht. Wenn er aufwache, dann auch gleich heraus.

Stahl fühlte die Augenlider zufallen. Er hatte nach mecklenburgischer Sitte ungemein viel getrunken, sehr viel geraucht und Unmengen Braten und Sandwiches und überhaupt alles irgendwie Erreichbare gegessen. Solange er dabei saß und mit Pastor Lurich Sechsundsechzig spielte, ging alles gut. Jetzt, wo er aufgestanden war, wogen seine Beine allein drei Zentner.

Pastor Lurich verabschiedete sich vom Superintendenten, der nach oben ging. Er, Lurich, wolle noch ein bißchen bei der Jugend bleiben. Ihm gehe das Herz auf, wenn er lauter frohe, lachende Gesichter sehe, und – Herr Superintendent, Hand auf die Brust! – auch als Seelsorger könne man immer noch etwas im feuchtfröhlichen Kreise lernen. Der Superintendent wackelte mit dem Kopf und meinte, auch Jesu sei bei der Hochzeit zu Kana gewesen, doch mit Maß. Ne quid nimis und non plus ultra. Uaahäh – der Herr Kollege möge entschuldigen, er sei sehr müde und der Burgunder vorzüglich. Übrigens habe Stahl ihn immer zum Kartenspiel verlocken wollen,

aber er täte das nie. Die Apostel hätten auch nicht gesagt: Spiele Karten! Im Gegenteil. „Geh hinauf, Ruth!“ (das war seine strohblonde Nichte). Darf sie noch etwas hierbleiben? „Nu, dann bleib noch hier. Ich geh' schlafen. Gute Nacht. Gib mir einen Kuß. Mpf.“

Auch Frau von Harras ging, nachdem sie die letzten Anordnungen gegeben hatte, nach oben. Ursula umarmte sie. Sie standen in dem kleinen Wohnzimmer, wo die Mutter so oft saß und Häkelarbeit machte. Ursula fragte, ob die Schmerzen besser wären.

Ja, ja, die Schmerzen seien viel besser. Sie möge nur lustig sein und Axel auch. Wera habe sich vorzüglich eingelebt, das mache ihr Freude.

„Mulling, du lügst. Deine Schmerzen sind gar nicht besser.“

„Mein Töchterchen kriegt Prügel, wenn sie noch einmal ihre alte Mutter so anfährt! Geh jetzt und sei lustig!“

„Aber was soll man denn mit dir machen, Mu! Wir haben es alle furchtbar schwer mit dir! Niemals sagst du einen Ton, alles verbirgst du, und eines Tages bist du tot.“

„Wir sind alle eines Tages tot, Urselchen. Und da ist es besser, man kündigt diese Neuigkeit nicht schon ein paar Jahre vorher an.“

Ursula fiel etwas ein: „Du Mui, denke mal – ich habe ja so lachen müssen. Ich will vorhin der Frau von Pontus unsre schöne Madonna von Hermann Rode zeigen, die in Axels Arbeitszimmer hängt. Also ich führe sie hinauf und öffne die Tür und denke mir nichts Schlimmes und weißt du, was ich da sehe?“

„Nun?“

„Da baumeln drei Paar Männerhosen an solchen Nickelspannern rechts und links von der Madonna aufgehängt! Ich denke: Oh, dieser fürchterliche Bruder!“

„Schadet nichts“, lachte Frau von Harras, „schadet nichts, Ursel, Frau von Pontus liebt Hosen.“

„Mu!“ Ursula wollte sich ausschütten vor Lachen.

Ihre Mutter küßte sie auf das roggenblonde Haar und ging.

Ich muß es sofort Christa erzählen, dachte Ursula und suchte ihre Freundin in allen Winkeln. Christa saß aber so nahe bei Paul von Schablonski und lachte so lustig mit ihm, daß sie die Neuigkeit einstweilen verschob. Da entdeckte sie Tante Lulle und erzählte es rasch Tante Lulle, die auch sehr lachen mußte.

In Tante Lulles Nähe erspähte Kurt von Nolk Ursula. Er hatte ein paarmal mit der Russin getanzt, hatte versucht, Corah von Brodem den Hof zu machen, doch dabei war ihm der junge Fürst Sucholski in die Quere gekommen. Dann hatte er Frau von Pontus de la Gardie in den üppigen Busen geschaut und sich mit jeder unsterblich gelangweilt. Sein Entschluß war gefaßt, es mußte mit Ursula noch heute zu einer Entscheidung kommen.

Ursula schien sehr lustig zu sein. Allgemein herrschte aufgeräumte Laune, Wera gab ihrem Mann aus lauter guter Laune in Gegenwart des Grafen Straal einen Kuß, und Axel hatte ein Gedicht auf Christa gemacht, das Sandor vertont und Christa selbst unter allgemeiner Begeisterung gesungen hatte. Das war großartig. Es hieß, jeder solle auf irgendeine Dame, die er verehre, ein Gedicht machen, Sandor müsse es komponieren und Christa singen. Sandor wollte davon nichts wissen, weil er gerade selber auf Lisa Alexandrowna Ssolowjewa ein Gedicht machte, vielmehr, da es sich partout nicht reimen wollte, den Inhalt in ungebundener Rede sagte.

Als Kurt von Nolk Sandors fanatische Augen, Sandors Adlernase und die sausende Stirn sah, sagte er sich, daß auch er heute zu einem Resultat kommen müsse. Stimmung war vorhanden. Ursula lachte eben so herzlich, daß es eine Pracht war. Herrgott nochmal, was ist das für ein feines Mädchen!

Er ging kurz entschlossen zu Ursula hin und bat sie um den nächsten Tanz. Ursula erklärte, sie sei ein bißchen müde. Den übernächsten. Nun gut, den übernächsten.

„Was sind Sie schön, gnädiges Fräulein!"

Ursula runzelte die Stirn. Wenn das so los ging, mochte er wegbleiben.

„Verzeihen Sie", fuhr Kurt von Nolk fort, „es entfuhr mir nur so, als ich Sie neben den andern Mädchen und Frauen sah –"

„Baron!" Sie machte ein bittendes Gesicht und sah ärgerlich aus.

Er verbeugte sich stumm.

Die Baronin Brodem trat mit Eberhard von Wulff zu ihnen. „Nolk, Sie sind heute so ledern, woher kommt das?"

(Nolk dachte: weil ich nicht mit Corah getanzt habe, soll ich ledern sein. Puh.)

Antwortete: Er stehe vor einem neuen Examen, das gehe ihm im Kopf herum. Außerdem habe er einen Antrag nach Petersburg in die Polizeiverwaltung erhalten.

„In die Polizeiverwaltung? Was haben Sie da zu tun? Verbrecher festnehmen? Haben Sie Gorodowois unter sich?"

Nolk zog die Augenbrauen hoch. Diese Frage war geradezu ungebildet. Natürlich wollte die Brodem ihn nur vor Ursula blamieren. Etwas reservierter versetzte er: mit Schutzleuten würde er nichts zu tun haben, er säße dann im Polizeiministerium.

„Nun und? Werden Sie sitzen?"

„Nein, ich mache noch ein Examen, den Dr. rer. pol."

„Wozu diese vielen Examina? Das ist baltisch. Alle Balten machen schrecklich viele Examina, reisen auf ausländische Universitäten, erwerben sich Diplome, werden gelehrt bis in die Puppen und können nicht einmal eine Tasse Tee kochen."

Pastor Lurich, der diesen Satz vernommen hatte, bestätigte ihn. Er kenne einen gewissen Alexander Witte, der sei jetzt Doktor von vier Fakultäten und lerne zur Zeit Bucharisch. „Nu frage ich Sie, warum lernt er Bucharisch? Er will ja gar nicht nach Buchará. Aber er vergleicht das mit dem Altpersischen und schreibt dann irgendwo eine grundgelehrte Abhandlung darüber in einer Zeitschrift, die niemand liest." Er, Pastor Lurich, sei für das Praktische. Für das Leben. Alles, was sich nicht aufs Leben beziehe, habe nur wenig Wert.

„Ganz meine Meinung, lieber Pastor. Darum lasse ich Corah –"

Kurt von Nolk hörte nicht mehr den Satz zu Ende. Er tanzte mit Ursula und fühlte die Wärme ihres schlanken Leibes wohlig in seiner Hand. Ihr blondes Haar duftete. Ach, wie so ein Mädchenhaar duften kann! Das haben schon die Dichter besungen und haben recht daran getan. Wenn ich bloß meine Nase noch etwas tiefer hineinstecken könnte! „Heute wunderte sich Ihre Frau Mutter darüber, daß ich mich noch immer nicht verheiratet habe", log er.

„So?"

„Ja; sie meinte, ich müsse doch eine stille Liebe haben, sonst sähe man sich in meinen Jahren mehr nach Frauen um."

Ursula dachte: Sollte Mui wirklich so etwas Geschmackloses gesagt haben? Laut: „Also warum heiraten Sie nicht?"

Er lächelte wehmütig. „Die ich bekommen konnte, mag ich nicht. Und die ich mag, kann ich nicht bekommen."

„Schmerzlich für Sie."

„Oder habe ich noch Hoffnung?"

„Woher soll ich das wissen? Bin ich das delphische Orakel?"

„Kein Orakel; aber, um im Bilde zu bleiben, die schönste Sibylle, die je einem Manne sein Lebensschicksal verkündet hat."

„Ich breche den Tanz ab, Baron."

Er seufzte auf. Sie umkreisten noch einmal den Saal. Er dachte nach. Als sie an der Tür des Musiksaals vorbeiglitten, hielt er an und bat, aufhören zu dürfen.

„Ist Ihnen nicht wohl?"

Er lächelte. Gab ihr den Arm. Zu wohl nicht, denn er sei in einer Gewissensnot und bäte um ihren Rat. Jetzt werde ich, jetzt muß ich, jetzt muß ich ganz bestimmt! schlug sein Herz. Sie hat mich eben so freundlich angesehen, das kann nichts Schlimmes zu bedeuten haben.

Er öffnete kurz entschlossen die Tür zu dem Kabinett, in das sich vor einigen Stunden Ursula und Johannes zurückgezogen hatten. Er tat es in der geheimen Absicht, zu sehen, ob das Kabinett noch einen Ausgang zur Diele hätte.

„Was wollen Sie denn hier?" fragte Ursula erstaunt.

„In dieses Kabinett sind Sie vorhin mit Herrn von Wulff gegangen. Ich habe es gesehen und nicht mit der Wimper gezuckt. Entschuldigen Sie... bitte, lassen Sie mich ausreden und gehen Sie nicht gleich fort. Aber ich muß Ihnen die Augen über den Krankheitszustand des jungen Wulff –"

Er brach entsetzt ab. Aus der Ecke, in der ein Diwan stand, ertönte energisches Räuspern. Eine schattenhafte Gestalt, die dort gelegen haben mochte, sprang auf, ging an den beiden vorüber und sagte ruhig zu Kurt von Nolk: „Warten Sie einen Augenblick, Herr Baron. Sie werden gleich ungestörter über mich plaudern können."

Als die Gestalt in den Lichtschein der offenen Tür trat, erkannten sie Johannes. Er hatte augenscheinlich die ganze Zeit hier gelegen. Sein Kopfhaar war etwas verwirrt. Der Kragen des Fracks hochgeschlagen, der Schlips nach oben gerutscht.

Nolk sagte eisig: „Ich sehe, Sie sind hier besser zu Hause als in Schloß Dornenburg."

Johannes trat einen Schritt zurück. „Herr Baron von Nolk, ich könnte Ihnen jetzt etwas erwidern, dessen Echo nur ein paar Pistolenschüsse sein dürften. Ich tue es nicht, denn ich möchte noch eine Weile leben, und Sie sind ein grundgelehrter Mann und sollen Rußland noch viel Ehre machen. Wenn Sie aber nicht gespürt haben, daß in Ihrer Bemerkung soeben eine Beleidigung Fräulein von Harras' enthalten war, so sind Sie entweder –"

„Johannes!" unterbrach ihn Ursula hart. „Bitte, geh!"

„Du?" sagte Nolk leise.

Johannes sah Ursula an, lächelte unendlich glücklich und wandte sich zum Musiksaal.

„Dein Kragen ist umgeschlagen und deine Krawatte hochgerutscht!" rief ihm Ursula nach.

Kurt von Nolk ließ die Hände müde herabfallen. Diese kurze Szene erklärte alles.

„Verzeihen Sie", sagte er. „Ich wußte nicht, wie nahe Sie sich standen. Ich wußte nur, daß Elisa von der Recke heute die Verlobung mit Johannes von Wulff gelöst und heute von Dobleen nach Dornenburg gefahren ist." (Das war wieder Lüge.) „Grund: ihr ehemaliger Verlobter hat sich als geisteskrank erklärt."

„Und weiter?" fragte Ursula kühl.

Er schaute erstaunt auf. „Das wollte ich sagen..."

„Darf ich fragen, aus welchem Grunde Sie sich vor mir so lächerlich machen, Baron?"

Nolk prallte zurück.

„Ja, lächerlich. Denn Erklärungen, die so anfangen, daß man vorher den vermeintlichen Nebenbuhler verleumdet, entstammen entweder Liebesbriefstellern oder einem schlechten Herzen. Meiner Verehrung für Ihre Frau Mutter verdanken Sie es, wenn ich mich für das erste entscheide."

Sie ging aus dem Kabinett. Gerade und leicht, wie alle Harrasse gingen. Etwas stolz und federnd. Man konnte an ein junges, schönes Pferd denken.

Nolk biß sich erst auf die Unterlippe, dann auf die Oberlippe,

dann bohrte er die Hände in die Hosentaschen und dann zündete er sich mit zitternden Fingern eine Zigarette an. Ich hätte nicht so verflucht viel Champagner trinken sollen, sagte er sich. Wahrscheinlich rieche ich aus dem Munde. Also das ist der Grund! Den Korb vor seiner Erklärung mochte er ihr noch verzeihen, aber den Liebesbriefsteller niemals. Nein.

Als er eine halbe Stunde später mit seiner Mutter in der großen, ledergepolsterten Equipage nach Dobleen fuhr, schweigend und in Decken gehüllt, ging ihm alles im wirren Durcheinander im Kopfe herum. Er duselte ein wenig ein und sah Ursula vor sich, lächelnd, sehr süß. Sie kaute an einer Stange mit aufgereihten gezuckerten Nüssen, so wie er sie als Kind oft gegessen hatte. Auch Professor Fischer-Kuschkin war da und sagte flüsternd: „Serpentinthermometer." Er schrak hoch. Aha, so, so. Eingeschlafen. Abfuhr, Abfuhr. Abfuhr. Wie? Das Echo Pistolenschüsse? Oh, ich werde ihm sagen, daß – daß – daß –. Ich werde ihm zeigen...

Draußen lag pechschwarze Nacht auf den Feldern. Der Wagen lief leicht über die Landstraße. Hü – jüpp! schrie von Zeit zu Zeit des Kutschers Stimme. Seine Mutter war eingenickt.

Ungefähr zu derselben Zeit hat Axel folgendes Gespräch mit seiner Frau:

Sie: „Du hast dich heute gar nicht mit Weri beschäftigt. Sei lieb zu mir."

Er: „Aber Weri? Bist du ein Kind und ich dein eben angelobter Bräutigam?"

Sie: „Ich bin deine Frau, aber ich merke nichts davon. Du vernachlässigst mich."

Sie tut, als ob sie lustig sei, aber etwas in ihrem Gesicht sagt das Gegenteil. Axel wird verlegen. Er lächelt, streichelt sie leicht über die heiße Wange und nimmt dann ihre kleine, unschöne, rundliche Hand.

„Also du bist lieb, Wera, und gehst in deine Rolle als meine Frau zurück. Heut abend gehöre ich dem Hause mehr als dir, das ist nicht zu ändern."

„Das ist zu ändern. Du bist ja auch mit Ursula alle Augenblicke zusammen und saßest die ganze Zeit bei der dummen Russin –"

„Wera!"

Sie blickt zu Boden. Ihr Gesicht ist rot bis auf die Haarwurzel. Ob sie etwas zuviel getrunken hat? Vielleicht hat sie einen Schwips.

„Nun?"

Sie schweigt. Dann dreht sie sich mit einem Ruck um und geht trällernd ab. Er schüttelt den Kopf, bleibt eine Weile nachdenklich, will ihr nachgehen, unterläßt es aber und begibt sich auf die Terrasse.

Draußen steht groß und violett eine kühle Aprilnacht. Die Bäume knarren, von fern her kommt ein rauschender Ton. Das ist der Wald, in dessen Kronen der Nachtwind liegt. Der Duft von Erde und jungen Knospen ist rein, fast greifbar. Man könnte bestimmen, welche Blumen sich zu diesem süßen Konzert vereint haben.

Dies ist Livland, denkt Axel, und spürt eine wohlige Müdigkeit seine Glieder lösen. Dies ist ein weites Land mit freien Horizonten und großen Einsamkeiten. Es ist kalt im Winter und heiß zur Zeit der Sonnenhöhe. Die Menschen sind seltsam herb in ihm, wenig beweglich, spät reifend und von einer verborgenen, heißen Leidenschaft. Sie haben hohe Stirnen und ein Begehren im Blick, das mehr als Sehnsucht und Wille ist. Sie sind Einzelne, denn jeder stammt von einem Herrensitz. Darum sind sie romantisch und gläubig und Gott nahe. Darum geht jeder seinen eigenen Weg, und wenn er durch Sümpfe und Urwälder führen sollte. Siebenhundert Jahre stehen sie im Kampf gegen eine fremde Rasse. Das hat ihre Geister stählern gemacht und ihre Körper zäh wie Bisamhaut. Vielleicht wird man einmal ihre Schlösser zerstören, ihre Länder verwüsten und sie in alle Welt treiben. Doch niemand wird sie vernichten können. Und so wie jeder Jude den Handelssack seiner verfolgten Vorfahren noch auf der Schulter trägt, so wird jeder Balte noch die Spur einer Krone auf der Stirn tragen.

Ich träume...

Wera Fourment – ein fremdes Blut. Sie denkt vielleicht, daß Straal sie liebt. Aber sie ist für ihn nur das Amerika, das er entdecken muß. Alle Balten wollen ein Amerika entdecken. Mir ist mein Kopf verdammt wirr. Ich phantasiere blödes Zeug zusammen. Hanebüchenes Zeug, meine Lieben. Hört nicht darauf. Er streicht sich über die Stirn und gähnt.

Da tritt Johannes von Wulff zu ihm. Er raucht. Sie sprechen drei Worte vom Wetter. Schweigen wieder. Johannes wirft seine Zigarette fort. Ein Funke, der im Bogen über die Brüstung fliegt und verlischt.

Johannes sagt: „Ihre Schwester ist mit Christa befreundet. Unsere Häuser sind entfernt verwandt. Irgendwie dritte Linie. Ich wollte, ich meine..."

Axel sieht ihn fragend an.

„Ursula und Christa sind Freundinnen. Wie soll ich es Ihnen sagen? Das ist dumm angefangen. Wenn's bei mir tiefer sitzt, verkohle ich alles."

„Ich habe Sie verstanden."

Sie reichen sich die Hände.

„Du?" fragt Johannes.

„Ja; du."

„Bei uns küßt man sich in solchen Fällen", versetzt Johannes, „aber das ist russisch. Sie sind es nicht gewohnt und ich – mache mir nichts draus."

Plötzlich lachen beide.

Johannes fällt jäh etwas ein: „Hören Sie... hör mal. Ich möchte nicht, daß du es mißverstehst. Ach, das ist verdammt."

„Was mißverstehen?"

„Nun, du könntest denken, ich habe diese Szene nur darum entriert... damit du ein gutes Wort bei Ursula einlegst. Das ist Blödsinn, weißt du? Das wäre mir furchtbar peinlich."

Axel packt ihn an den Handgelenken und sagt: „Seid ihr Balten alle so spröde?"

„Vermutlich. Übrigens bist du selbst einer."

Axel läßt seine Hände los und nickt lächelnd. Warum freue ich mich darüber? denkt er. Dabei dreht er seinen Kopf zur Tür und sieht gleich daneben im erleuchteten Fensterrahmen Wera vor dem Grafen Straal stehen. Es ist ein Erker und gegen den Saal durch eine Portiere halb gedeckt. Er erkennt deutlich den scharfen Kopf des Grafen, der sich langsam und sehr graziös über Weras Hand beugt. Seine Lippen liegen mehrere Sekunden auf ihren Fingern. Danach sieht er sie an, ohne Lächeln, aber sehr merkwürdig. Sie er-

widert den Blick. In ihre Züge tritt etwas Schmerzhaftes. Sie dreht sich mit einem Ruck zum Saal und geht.

„Heut sind gar keine Sterne am Himmel", sagt Johannes.

Axel nickt. „Sie sind schon am Himmel, nur die Wolken decken sie zu."

„Der Mond ist trübe und hat einen rötlichen Hof. Morgen wird es schlechtes Wetter geben."

Axel ist schon in seinem Schlafzimmer und entkleidet sich. Die Gäste sind fort oder zur Ruhe gegangen. Wera hat noch mit Ursula gescherzt und sie in ihr Zimmer begleitet, um sich dort irgend etwas zeigen zu lassen.

Nun kommt sie ganz ausgelassen wieder, umarmt Axel und ruft: „Du, du, du, du, du! Ich hab' dich ja so lieb. Sei nicht bös wegen vorhin. Ich hab' nur so geredet. Deine Weri redet manchmal nur so, weißt du?"

„Ich bin nicht böse."

Sie senkt plötzlich den Kopf, blickt ängstlich tuend zu ihm empor und fragt leise: „Ich habe noch etwas zu gestehen."

„Beichte."

„Aber vorher versprechen, daß du nicht böse bist."

„Ich verspreche es."

„Unbedingt versprechen."

„Unbedingt."

Sie setzt sich zu ihm aufs Bett und beginnt aufgeregt zu schwatzen: Vorhin habe sie der Graf Straal einmal so komisch angeblickt und ihre Hand lange in seiner gehalten und – und da sei ihr so merkwürdig gewesen. Eigentlich sei es ganz nett gewesen, und jetzt schäme sie sich furchtbar, einfach furchtbar schäme sie sich.

Axel nickt. „Vergeben. Das ist alles?"

„Alles, alles, alles, alles."

Sie springt auf und knöpft sich ihr Kleid ab. „Ich bin ganz dreh-orgelig im Kopf. Ich glaube, ich habe einen winzigen Schwips. Ursula hat übrigens auch einen Schwips."

„Ursula auch?"

„Ja, sie war furchtbar albern eben. Ich habe sie zu Bett gebracht

gerade. In dieser Minute. Wie eine Mutter ihr Kleines. Das war natürlich nur Spaß. Sie konnte natürlich allein ins Bett gehen. So einen Schwips hatte sie nicht. Aber einen winzigen. Denn sie lachte in einem fort, bloß weil ich gesagt habe, der Johannes von Wulff sei in die Russin verliebt. Und dann habe ich ihr einen Zopf geflochten und habe ihr das Taghemd ausgezogen, da hat sie mit den Beinen gezappelt und ‚Quäk-quäk' gemacht. Du, weißt du, Axel, daß sie wunderhübsch ist? Als ich sie nackend sah, dachte ich, wenn du sie doch sehen könntest! Soll ich dir erzählen, wie sie aussieht?"

„Nein, Wera."

„Du, ich erzähl' es dir. Sie hat ganz, ganz schlanke weiße Beine –"

„Wera!"

„Was denn? Gott, bist du albern? Ich möchte dich doch ein bißchen verliebt in sie machen. Nachher bist du nur um so verliebter in mich. Ich muß nämlich sagen, daß ihr Körper ganz einfach nur schön ist, weiter nichts. Wirklich nichts weiter. Rosig, Marzipan. Eigentlich langweilig. Ach, zum Teufel, was geht's dich an. Ich bin so müde, sooo mü–ü–üde und werde in drei Minuten weg sein. Ich glaube, ich habe doch einen Schwips."

Sie setzt sich wieder auf den Bettrand, legt ihren Arm um seinen Hals und fragt: „Axi, könntest du dich in sie verlieben?"

„Nein."

„Wenn du sie nun so sähest, wie ich sie sah?"

„Ich schlösse die Augen."

„Ha, ha – das tust du nicht!"

„Geh schlafen, Wera. Es interessiert mich gar nicht, wie sie aussieht, hörst du? Gar nicht. Außerdem geht es dem Morgen zu."

„Du?"

„Was denn noch?"

„Hast du mich lieb?"

„Ja."

„Sehr?"

Axel nickt.

5

Regen geht schräg über Livland. Die Wälder brausen, die Winde wehen. Dann teilen sich die Wolken, Sonne kommt wieder. Und wieder Regen und wieder Sonne. Die Erde bricht auf, der blaue Himmel liegt im See, die Kühe brüllen auf der ersten Weide, und die Segler bauen ihre Nester in den Mauergesimsen der Kirche von Eluisenstein.

Axel ist mit seiner Schwester ausgeritten. Er lächelt darüber, daß sie im Damensattel sitzt. Sie entgegnet: „Wenn ich im Herrensitz reite, stürzt der Petriturm in Riga ein, so erschrickt ganz Livland."

„Laß sie erschrecken."

„Ja, laß sie erschrecken, du hast recht. Morgen ziehe ich mir Hosen an und bin dann dein Bruder."

Sie reitet die Weißstute Babuschka. Babuschka hat einen langen Schweif, mit dem sie kokett wedelt. Sie hat einen sanftmütigen, schmalen Kopf, rosarote Nüstern und große, klare, freiliegende Augen. Wenn Ursula von ihr spricht, spitzt sie die Ohren und marschiert wie ein Schulpferd.

Axel reitet den Rotschimmel Katharina, der einen Rammskopf hat. Axel findet den Rammskopf sehr hübsch, er verrate Schläue und lustigen Charakter. Ursula aber rümpft die Nase und meint, das sei kein edler Kopf. Er sei in den Gamaschen zu breit. Nein, er sei gar nicht in den Gamaschen zu breit, versetzt Axel. Die Katharina gefalle ihm ausnehmend, sie sei ein braves Reitpferd, Babuschka dagegen eine schneeweiße Porzellanfigur.

Ursula hört das, gibt Babuschka die Sporen und saust ab.

„Ganz wie du!" schreit Axel ihr nach und saust mit dem Rammskopf hinterdrein. Aber Babuschka ist nicht einzuholen. Kein Pferd in den ganzen Ostseeprovinzen holt Babuschka ein, wenn sie davonsaust. Höchstens vielleicht der Hassan. Aber dem läuft eben Babuschka nicht davon, und das hat seine guten Gründe.

Sie sind am See. Die Tiere dampfen. Das Land hat gelbgrünen Schimmer über Gebüsch und Birken. Die Wiesen glitzern, und im Schilf schnalzen die Rohrsänger.

„Hörst du, wie er den Sprosser nachahmt?" fragt Ursula.

Axel lacht und nickt. „Diese kleinen frechen Tiere. Also so ähnlich singen die Sprosser?"

„Viel schöner. Das sind unsre Nachtigallen. In Juninächten kannst du Konzerte im Park hören – o Gott, wart nur, du wirst dies Land lieben lernen."

„Ich liebe es schon."

„Hast du nicht Sehnsucht nach deinen Wolkenkratzern?"

„Nein, Ursula, gar keine."

„Ich dachte immer, du seiest so ein Amerikaner, der ohne vier Untergrundbahnen gar nicht leben kann."

„Hast du dies im Ernst gedacht?"

Sie nickt. „Aber Babuschka, was machst du denn!" (Babuschka macht gar nichts, sie ist ganz brav.) „Nein, ich habe das nicht gedacht. Komm, wir reiten weiter."

Sie reiten am Ufer des Sees entlang. Frösche patschen ins Wasser. Wildenten schwirren hoch. Am Horizont stehen weiße Wolken mit hellem Rand. Sie zittern und funkeln im Wasser wieder.

„Kann man hier baden?"

„O und wie! Den ganzen Sommer baden wir. Drüben Schablonskis, und da rechts hat der Storosch im vorigen Jahr eine kleine Hütte und einen Badesteig gezimmert. Eine schöne Stelle, das Schilf ist ausgerodet und es geht herrlich in die Tiefe. Schwimmst du?"

„Ja, ich schwimme."

„Schwimmt Wera auch?"

„Ausgezeichnet. Sie ist sehr lustig im Wasser, weil sie dann vollkommen außer sich ist. Sie muß vor Millionen Jahren ein Springfisch gewesen sein."

Ursula klopft Babuschka auf den weißen trockenen Hals. Sie reiten im Schritt. „Was bin ich denn gewesen?"

Axel bedenkt sich gar nicht lange, sondern sagt gleich: „Ein Reiher."

„Ach – das hast du aus meinem Traum gestohlen. Ich denke, du warst doch ein Reiher, wie dein Freund, der alte Elefant, behauptet hat?"

„Ja, ich war ein Reiher. Und du auch. Warum sollen wir beide nicht zwei Reiher gewesen sein?"

Ursula schweigt.

„Zwei silbergraue Reiher, die an einem paradiesischen Teiche
anden, in dem es noch nicht unsre Fische gab. Und unsre Wälder
ab es auch noch nicht, sondern gewaltige Schachtelhalm- und Farn-
lanzungen, in denen Saurier herumspazierten und mit dem Rie-
nschwanze auf die Erde schlugen, daß sie meilenweit erzitterte.
ber wir erzitterten nicht, denn wir hatten unsre Flügel, außerdem
aßen die Saurier keine Vögel. Aber da sie ohne Sinn und Plan
ier durch die ganze Welt stampften, immer geradeaus und unbe-
ndert, konnten sie vielleicht unser Nest mit der Brut zerstampfen.
arum flogen wir auf und umschwirrten unsre Jungen, und du
bst ihnen einen voreiszeitlichen Regenwurm."

Ursula lachte auf. „Wann war das?"

„Im Oligozän. Einige Millionen Jahre vor Beginn des Dilu-
ums."

„Und wann begann das Diluvium?"

„Vor etwa zwei Millionen Jahren. Es ist nicht genau zu be-
chnen."

„O je."

„Warum sagst du ‚o je'? Das ist gar nicht lange her. Du siehst,
zt stehen wir an derselben Stelle, und findest du nicht, daß die
it schnell vergangen ist?"

Ursula dreht langsam den Kopf zu ihrem Bruder und sieht ihn
t eine kleine Weile lächelnd an, ehe sie erwidert: „Ja, sehr
nell."

„Ich finde es auch, sie ist sehr schnell vergangen. Manchmal ist es
ir, als sei es gestern gewesen, und wenn ich genau hinschaue, hast
auch silbergraues Gefieder und grüne scharfe Tieraugen und un-
htbare Flügel."

Ursula lächelt.

Sie reiten langsam weiter. Die weißen Wolken ziehen herauf,
nn kommt kobaltblauer Himmel und dann wieder eine weiße
olke. Die weiße Wolke sieht wie Babuschka aus. Zur Linken tritt
Wald zurück. Es dehnt sich ein sonniges Tal mit gelbschaumigen
rkenständen.

„Sieh die Birken, Ursula."

Seine Schwester nickt. „Und dort das junge Feld. Es leuchtet wie ein riesiger Smaragd."

Primeln blühen auf der Wiese, kleine Leberblümchen, und wer die Augen auf hat und sucht, mag schon das erste Veilchen finden.

Langsam reiten sie weiter. Schritt für Schritt. Sie atmen den Frühling in ihre Lungen. Die Pferde schnuppern die herbsüße Luft ein. Sie reiten unter Pflaumenbäumen mit ganz zartgrünen Knospen. Auf einem Aste sitzt ein Baumpieper, trillert, pfeift und fliegt mit jubelndem „Zia–zia–zia" in die Luft.

Das Baumpieperliedchen ist so laut gewesen, daß der Rotschimmel Katharina leichten Trab anschlägt. Auch Babuschka will schneller vorwärts. Aber Axel befiehlt: „Nein, Schritt!" Auch Ursula sagt „nein", und nun reiten sie wieder langsam am Ufer des Sees, in dem die großen weißen Wolken sich spiegeln und der kobaltblaue Himmel mit silbernen Funken zittert.

„Glaubst du eigentlich daran, daß wir zwei Reiher gewesen sind?" fragt Ursula.

„Ach, liebes Schwesterlein, was für eine schwere Frage. Sieh –"

„Nein, sag's nicht!" unterbricht sie ihn.

„Nein?"

„Nein, du sollst nicht darauf antworten. Du könntest vielleicht sagen, dies sei alles nur so ein Spiel, und die Wissenschaft könne unmöglich an so etwas glauben. Das fürchtete ich."

Ursulas Gesicht ist von der frischen Luft gerötet. Ihre Augen blicken hell und klar in die schneeballigen Wolken am Horizont. Axel gibt seinem Pferd eine leichte Wendung und ist nun so nah bei ihr, daß er mit der linken Hand ihre Rechte berühren kann. Sie hält die Gerte, und er streicht einmal ganz leise darüber hin. Ihre Augen sehen ihn an und sagen: Ich glaube daran. Dann blickt sie wieder in die weißblaue Ferne.

„Johannes hat mir neulich eine Legende erzählt. Die geht auch auf Jahrmillionen zurück. Aber noch viel, viel weiter als in unsre Reiherzeit. Damals war noch nicht die Welt, Gott schuf die Sterne und schuf Männer und Weiber aus mächtigen Wesen, die er in zwei Teile teilte (das klingt so sehr dumm, aber er hat es wunderhübsch

gesagt), und diese Teile streute er in die Welt, daß sie einander suchten. Das ist die Sehnsucht. Und die Sehnsucht erfüllt sich erst, wenn die zwei sich gefunden haben. Es ist eine Legende, aber Johannes glaubt daran."

„Warum soll er nicht daran glauben? Es ist viel richtiger, an etwas Schönes und Erhabenes zu glauben, als an gar nichts zu glauben und Gurken zu essen. Es kommt nie darauf an, an was man glaubt, sondern daß man glaubt. Der Gläubige hat auf die Dauer immer recht."

„Ja", sagt Ursula, „das ist herrlich." Und nach einer Weile: „Vielleicht hat Johannes auch gar nicht so unrecht, und wir sind wirklich Geschöpfe Gottes und suchen uns auf der Erde, und wenn wir uns gefunden haben, sind wir wieder bei ihm. Das klingt so dumm, wenn ich das so sage, aber in seiner Legende klang es rein und überzeugend."

„Ursula." Axel sieht sie an. „Darf ich für ihn ein Wort sagen?"

Sie blickt geradeaus. „Für Johannes? Was für ein Wort willst du sagen?"

„Er ist ein vornehmer und vielleicht seltener Mensch."

Ursulas Antwort hat eine Spur Härte: „Das weiß ich längst."

„Mehr habe ich nicht zu sagen."

Sie schweigt. Das Wasser platscht leicht an das Ufer. Ein Kahn liegt an Land gezogen ihnen im Wege. Auf seinem Bug sitzt ein kleiner Feldsperling und sperrt den Schnabel auf. Der See ist blau. Eine Schar Wildenten stürzt ins Wasser.

„Axel – ich freue mich, daß du Johannes gern hast. Ich – siehst du, habe ihn auch gern. Vielleicht liebe ich ihn, denke ich manchmal."

„Manchmal? Nicht auch heute?"

Sie schüttelt den Kopf und schweigt.

Ursula will noch etwas hinzufügen, es wird ihr sehr schwer. Endlich kriegt sie es doch über die Lippen, Axel spürt die Überwindung: „Sieh, Axel, ich will – lache nicht – ich will eine Pianistin werden. Ich meine, ich will einmal etwas sehr Starkes können, sonst hat doch alle Arbeit keinen Zweck. Und wenn ich heirate – darf ich nichts als Frau sein."

„Und Mutter... Ist das gering?"

„O nein. Denk nicht, daß ich das für gering halte, aber das muß man erst heiß wollen, ehe man es darf. Und – soweit bin ich noch nicht, vielleicht komme ich einmal dahin."

Sie reiten schweigend weiter. Das Schilf verdeckt den See. Der Boden ist moorig und ganz weich. Wie auf Watte tritt der Huf der Pferde.

Axel sucht nach einer Erwiderung, die ihn überzeugte und Johannes hülfe. Er findet keine. Er denkt, daß es merkwürdig ist, wie schnell er sich über ihren Worten beruhigt hat.

Wie sie wieder umkehren und in leichtem Trab zurückreiten, treffen sie an der Einflußstelle des Baches einen Mann, der vom Pferde gestiegen ist und sich auf die Erde gelegt hat. Er schaut in den Himmel und ist von dieser Tätigkeit scheinbar ganz in Anspruch genommen.

Ursula erkennt ihn zuerst. Johannes von Wulff. Jetzt springt er auf, sie begrüßen sich und plaudern etwas. Was er hier tue? Er unterhalte sich mit dem Frühling, mit den Vögeln, mit den kleinen jungen Käfern. Er habe vorhin zum Beispiel einen zweiundeinhalb Zentimeter großen Löwen gesehen. Ursula ist perplex. Axel lacht. Denkt euch, ich komme dort aus dem Walde geritten, steige ab, setze mich hin und denke, wie schön der Tag ist, und siehe – schon kommt ein Löwe aus dem Gebüsch gesprungen. Mit Gebrüll? fragt Ursula. Mit fürchterlichem Gebrüll. Als der Löwe dann einen Trichter gegraben und eine Ameise ausgeschlürft hatte, war er satt und friedlich. So ein Ameisenlöwe, was? Johannes ist lustig. Seine Vergnügtheit hat etwas Nervöses, aber sie ist echt, denn seine Augen leuchten und ihm fallen alle Augenblicke Späße ein. Axel bemerkt, wie die Augen seiner Schwester warm und liebevoll auf ihm ruhen, wie sie ihm zuhört und sich mit ihm freut.

Alle drei besteigen die Pferde und wollen nach Windsloh reiten. Da zeigt es sich denn, daß Hassan partout an Babuschkas rechte Seite traben will und mit dem Kopf die größten Kapriolen macht, um Babuschka zu imponieren. Auch Babuschka ihrerseits benimmt sich geziert. Sie kokettiert mit ihrem Schulreitertritt. Sie schnauft. Einmal wiehert sie sogar. Natürlich wiehert sofort Hassan zweimal. Auch der Rammskopf Katharina wiehert. Es ist ein fürchterlicher Lärm, und alle kleinen Vögel fliegen erschreckt auf.

In Windsloh angekommen, treffen sie Wera, die englischen Trab übt. General Buller umspringt sie; als er die drei Ankömmlinge sieht, schmeißt er, völlig sinnlos vor Freude, seine Beine geradeaus und wieder zurück. Wera bemerkt Johannes, hört sofort zu traben auf und reitet Schritt. Herrensitz! Jawohl! Johannes findet nichts dabei. Er benutzt eine Gelegenheit, bei der die beiden Frauen sich unterhalten, und raunt Axel zu: „Ich möchte dich nachher unbemerkt allein sprechen."

Eine Viertelstunde später führt Axel Johannes die Terrasse hinunter in den Garten. Als sie vor den frischgegrabenen Beeten stehen, sagt Johannes, indem er mit der Gerte nervös an seine Stiefelschäfte schlägt: „Ich bitte dich, übermorgen mir zu sekundieren."

Axel prallt zurück.

„Ja – du darfst es niemand sagen. Vor allen Dingen nicht Ursula, nein, niemand, hörst du? Dein Wort darauf. Danke. Du findest das lächerlich, ich weiß, ihr Amerikaner löst so gewisse Ehrensachen anders. Übrigens ist ‚Ehrensachen' Kohl. Also in drei Worten: Ich schieße mich mit Baron Nolk."

„Nolk?"

„Ja. Das ging so: Ich habe die Verlobung mit meiner Braut aufgelöst. Das weißt du, nicht wahr? Schön. Aber ich schrieb ihr von Dorpat aus, daß meine Nerven et cetera, et cetera. Natürlich sollte offiziell die Entlobung von ihr ausgehen, damit in der Öffentlichkeit... also du verstehst. Schön. Alles klappt. Elisa von der Recke wohnte als Verwandte der Baronin Nolk auf Dobleen. Nach ein paar Tagen sollte sie wieder nach Dornenburg abreisen. Nun erzählt ihr am Morgen nach eurer Gesellschaft der junge Baron Nolk – das heißt, so jung ist er nun wirklich nicht mehr, ich glaube, er ist achtundzwanzig und macht dauernd völlig nutzlose Examina – also dieser Kurt von Nolk deutete ihr mehr oder weniger deutlich an, daß ich mich deshalb von ihr getrennt hätte, weil ich schon seit langem mit Ursula, also mit deiner Schwester, sehr intim sei. Großartig, was? Frau von der Recke schreibt mir, sie wisse nun genug und, und, und – ach, weiß der Kuckuck was. Wahrscheinlich auch in der ersten Erregung. Ich setze mich in den Wagen und fahre sofort die dreißig Werst nach Dobleen, weil ich sauberen Tisch haben will.

Reckes sind fort. Ich treffe Nolk. Sage ihm meine Meinung. Die Geschichte geht los. Er läßt eine hundsgemeine Andeutung fallen, ich stünde mit Ursula bereits wohl nicht mehr bräutlich, ich hielte mich in ihrem Schlafzimmer auf, während man unten Gesellschaften gäbe, und so weiter, lauter total blöden Kohl. Ich nenne ihn einen Lügner. Er wird offiziell. Ich biete ihm auch noch ein ‚Waschweib' an. Bautz, da habe ich eine im Gesicht. Schon hebe ich die Hand – da kommt die alte Baronin, kalkweiß, entsetzt, flehend. Ich verbeuge mich und gehe. Durch den Kutscher schickte ich ihm meine Forderung. Durch den Kutscher! Gott sei Dank, laß nur, es ist gut so, es passiert was. Es muß endlich etwas passieren. Wenn er mich totschießt, werde ich wieder schlafen können, und wenn er mich nicht totschießt, auch. Denn er ist der Mann mit dem undeutlichen Gesicht."

„Was ist er?"

„Ach, das erzähle ich ein andermal, laß jetzt. Ich bitte dich, Axel, habe ich deine Zusage?"

Axel faßt Johannes beruhigend an beiden Händen: „Es ist unmöglich. Es ist unmöglich. Nolk wird sich entschuldigen, und alles ist gut."

Johannes wehrt ärgerlich, fast heftig ab: „Nolk wird sich nicht entschuldigen. Im Gegenteil, er will Ursula heiraten und denkt es sich hübsch, wenn ich auf anständige Weise aus der Welt geschafft werde. Er hat schon seine Sekundanten geschickt. Also?"

Axel faßt sich an den Kopf: „Kinder, ich begreife nicht. Entschuldigt, aber ein Duell ... Es ist doch –"

„Axel", sagt Johannes scharf, jedes Wort betonend, „du verstehst mich nicht, also laß mich gewähren. Die Backpfeife könnte ich ihm verzeihen, aber die Verleumdung Ursulas nicht. Hat er den Mut, Gemeines zu sagen, so soll er jetzt den Mut haben, vor meiner Pistole zu stehen. Ich frage dich zum letzten Male: willst du mein Sekundant sein?"

Axel nickt und schüttelt ihm die Hand.

„Übermorgen am Felsen im Schlangenberger Wald. Doktor Riesenkampff wird um fünf Uhr früh in einem Wagen an der alten Mühle halten. Der zweite Sekundant ist Graf Straal. So, jetzt ent-

schuldige mich bei den Damen. Ich geh' ... nein, laß. Ich sage Ursula selbst adieu."

„Kommst du morgen her?"

„Nein, ich muß noch nach Wenden."

Ursula und Wera kommen die Treppe herunter. Ob er schon gehen wolle? Ja, er müsse zu Tisch in Urtneck sein.

Axel nimmt unter einem Vorwand Wera beiseite. Einen Augenblick stehen Johannes und Ursula allein.

„Du siehst blaß aus, Johannes."

Er schüttelt den Kopf.

„Müdigkeit, Ursel, es vergeht. Hör du, steck das ein, ja?"

Er reicht ihr einen Briefumschlag. Sie macht ein etwas erstauntes Gesicht.

„Nichts. Es ist nur ein kleines Frühlingsgedicht. Ich habe es heute früh gemacht, es ist völlig belanglos. Nur weil es mein letztes ist, soll es dir gehören, zeig es niemand."

Sie drückt ihm die Rechte.

„Ich danke dir."

Er sieht sie an. Zwei, drei Sekunden länger als sonst. Sein Gesicht verrät nichts. Dann küßt er ihre schmale Hand, sagt „leb wohl" und geht.

Sie nickt ihm nach. „Wann kommst du wieder?"

„Übermorgen – vielleicht", ruft er, halb umgedreht, und geht weiter. Da fällt ihm ein, daß er sich von Wera noch nicht verabschiedet hat. Er tut es. Axel gibt ihm die Hand.

Oben auf ihrem Zimmer öffnet Ursula den Umschlag des Briefes und liest:

„Amselruf und heller Ton
Tropft vom kleberigen Aste.
Ach, und da begrüß' ich schon
Blüten an dem Seidelbaste.

Aus dem Braun der Erde quell'n
Primelduft und Krokusspitzen.
Wir sind wandernde Gesell'n,
Die die ganze Welt besitzen.

Eingehüllt in März und Licht,
Wollen wir in Frühe baden.
Hat uns denn der Frühling nicht
Zu sich auf das Land geladen?"

Sie lächelt, liest die Verse noch einmal und blickt aus dem Fenster. Plötzlich verschwindet das Lächeln. In ihr Gesicht tritt ein gequälter Zug.

Warum fragte mich Axel, ob ich Johannes lieben kann? Ich hatte mir doch vorgenommen, ihn zu lieben. Ich hätte ihm sagen sollen, was ich dachte: daß ich ihn heiraten werde. Ja, ich werde ihn heiraten...

Warum habe ich es Axel nicht sagen können? Warum redete ich den Unsinn, daß ich keine Mutter sein könne, weil ich Pianistin werden wolle? Warum tat ich das alles?

Sie preßt den Kopf an die Fensterscheibe und schließt die Augen. Lange steht sie so, ohne sich zu rühren.

Axel schlief die Nacht vor dem Duell sehr schlecht. Eigentlich fast gar nicht. Alle Viertelstunden fuhr er hoch und hatte quälende Träume. Einmal sah er Ursula erschossen an einem großen Fenster. Vielmehr war sie eben noch lebendig, aber mit einem Blick von seltsamer Wehmut. Dann schoß jemand von außen, und sie sank leicht zusammen. Kaum sichtbar. Der blonde Kopf fiel schwer an den Fensterrahmen. Er stöhnte auf.

Ein andermal machte ihm Johannes wegen einer unbekannten Sache die größten Vorwürfe. Es war Schreckliches geschehen. Irgend etwas Schreckliches, und er, Axel, war an allem schuld. Eine trostlose Situation. In New York, irgendwo in einer dunkeln, schlecht beleuchteten Straße.

Dann sah er Wera nackt auf einer Wiese. Sie lief wie eine Tolle über die Wiese und blieb plötzlich an einem Drahtzaun hängen. Er eilte zu ihr und versuchte sie zu befreien. Vergeblich. Der Draht hatte sie umschlungen, ihre Glieder waren verrenkt, sie litt furchtbar. Als er um Hilfe rufen wollte, kam kein Ton aus seinem Munde. Kein Hauch von einem Ton, er strengte sich an, er quälte sich.

Nutzlos. Seine Arme waren bleiern, seine Stimme tot. Plötzlich erkannte er, daß es gar nicht Wera war, sondern Ursula. Sie sah ihn mit unsäglich sprechendem, zermartertem Blick an. Ihre Glieder waren weiß und fein. Sie erinnerte ihn an irgend ein großes Ausstellungsbild, das er einmal gesehen hatte. Er litt großen Schmerz um sie.

Um vier Uhr verließ er sein Lager, zog sich im Nebenzimmer an. Er fror. Draußen war's grau. Der Himmel bewölkt. Eine schwere Dämmerung. In seinem Herzen saß dumpfe Angst. Wenn Johannes fällt – was werde ich Ursula sagen? Er wird vielleicht nicht fallen, aber wer weiß es? Angenommen, er bekommt einen Schuß in den Lungenflügel – dann ist doch auch alles zu Ende. Das Duell ist Wahnwitz. Wir müssen die beiden versöhnen.

Als er am Waschtisch hantierte, stieß er ein Glas um. Wera erwachte.

„Was machst du denn da? Wo willst du denn hin?"

Er habe eine Jagdverabredung mit Schablonski. Schnepfen.

„Ach, ich will mit."

Nein, Unsinn, sie möge nur schlafen. Es sei noch so früh, auch müsse er gleich fort.

Sie war schon wieder eingeschlummert.

Draußen fuhr ihm ein kalter Wind ins Gesicht. Es roch nach nebligem Morgen. Die Tannen troffen von Nässe. Im Osten flackerte ein graugoldenes Strahlenkreuz aus dem Gewölk. Vielleicht wird es ein schöner Tag, dachte er. Ein sonniger Tag, den Johannes nicht mehr erlebt. Es ist eine Verrücktheit. Wir müssen sie verhindern. Ich werde mit Riesenkampff und Straal sprechen. Kalt ist es, kalt. Wenn man nicht geschlafen hat, friert man wie der Deibel. Nicht einmal gefrühstückt habe ich.

Er verließ den Park, ging die Landstraße entlang bis zur verlassenen alten Mühle. Auf halbem Wege holte ihn ein Wagen ein, in dem Doktor Riesenkampff saß. Er hatte den Kragen in die Höhe geschlagen und trug eine große Mütze. Er stand sehr höflich auf und drückte Axel kräftig die Hand. Einen polierten Kasten mit Griff, der neben ihm gelegen hatte, nahm er auf den Schoß. Schwieg. Axel wollte wegen der Versöhnung zu sprechen anfangen, aber irgend etwas verschlug ihm die Rede. Es begann ganz leicht zu stäuben.

„Wir werden doch keinen Regen kriegen?" sagte Doktor Riesenkampff.

„Es scheint so."

Der Kutscher drehte sich um und fragte etwas auf Lettisch. Doktor Riesenkampff schrie auf Lettisch zurück.

„Sind die Bedingungen schwer?" fragte der Arzt.

„Ich weiß nicht. Graf Straal hat sie mit den gegnerischen Sekundanten besprochen. Ich finde es verrückt."

Doktor Riesenkampff zuckte die Schultern: „Eha, was soll man da sagen. Ich misch' mich nicht hinein, wissen Sie."

Axel wollte etwas entgegnen, verbockte sich aber plötzlich, erklärte schließlich den Arzt im stillen für ein borniertes Schaf und schwieg.

Als sie sich der großen Kreuzung der Landstraßen an der Grenze des Gutes Urtneck näherten, deutete Riesenkampff geradeaus. Man sah von Nordosten einen Wagen in scharfem Trabe ankommen. In ihm saßen Johannes von Wulff und Graf Straal, der wohl auf Urtneck übernachtet hatte. Die Herren begrüßten sich. Axel und der Doktor stiegen in den zweiten Wagen, der größer war. Der andre Kutscher drehte wieder um nach Eluisenstein zu. Johannes gab dem Kutscher einen Befehl. Er bog östlich einen schmalen Fahrweg in den Wald ein.

Johannes bemühte sich, gleichgültig auszusehen. Er bemerkte eine Krähe, der er zurief, sie möge nicht so einwärts stehen. Dann meinte er, das Wetter lasse sich recht trübe an.

„Es wäre doch das beste, wenn ihr euch versöhntet", sagte Axel abrupt.

„Also ich bitte dich, höre mir davon auf, sonst springe ich aus dem Wagen."

Graf Straal zündete sich eine Zigarette an: „Korrekterweise werden wir den Versuch machen, das Duell zu inhibieren."

„Es darf nicht stattfinden."

„Der Gegner wird kaum revozieren", meinte Straal und blies eine duftende Wolke in die Luft. Axel, der ihm gegenüber saß, erhielt auch etwas davon. Es war ihm unangenehm. Diese Lippen haben Weras Hand beträchtlich lange berührt, dachte er.

„Sieh mal, wie schön die Sonne herauskommt!" rief Johannes. „Wenn ich ein richtiger Dichter wäre, müßte ich dies Morgenrot besingen. Aber das hat schon Hauff getan. Diese zwei Zeilen finde ich übrigens wundervoll: ‚Ach wie bald, ach wie bald, schwindet Schönheit und Gestalt.' Als Knabe habe ich stets zu heulen angefangen, wenn ich das las. Ach, ihr seid Banausen. Gib mir eine Zigarette, Graf."

Plötzlich knackte es in den Büschen. Ein Hase stob davon.

„Seht das hübsche Häschen!" rief Johannes. „Da ist das Morgenrot schon wieder fort. Aus. Alles aus. Eine graue Wand davor. Ach wie bald ..." Er pfiff die Melodie. Plötzlich unterbrach er sich: „Fährt der Kerl auch richtig? Ja, es stimmt. Wie spät ist es denn?"

„Fünf Minuten nach halb sechs", sagte Doktor Riesenkampff.

„Wir kommen zur Zeit."

„Wann sollen wir denn dort sein?" fragte Axel.

„Dreiviertel sechs. Nein, halt mal ... Sechs Uhr war's, was?"

„Sechs Uhr", nickte Graf Straal und rauchte. Nach wenigen Minuten begann Johannes wieder zu Axel hingewandt: „Du wirst staunen, wo wir dich hinführen. Ein Wirtshaus im Spessart, sage ich dir – merkwürdig, heute komme ich von Hauff nicht los – eine Räuberspelunke. Die einzig richtige Gegend, um einander Löcher in den Bauch zu schießen."

„Ist es das Gasthaus zum Felsen?"

„Kennst du auch schon das Wilddiebnest?"

Axel nickte: „Ja, ich habe mich gleich am dritten Tag nach meiner Ankunft dorthin verlaufen." Ihm fiel plötzlich die „wilde" Senta ein. Wo mag sie stecken? dachte er. Eigentlich sähe ich sie ganz gern wieder. Pfui, woran ich denke. Jetzt sollte man wirklich an andres zu denken haben.

Der Weg schlug einen Haken. Eine Lichtung brach auf. Wind faßte Axels Hut. Beinahe wäre er aus dem Wagen geflogen. Es war ein nebliger Tag. Die Sonne schien verdeckt.

Einige Minuten vor sechs Uhr kamen sie an. In dem trüben Morgenlicht sah der „Gasthof" noch verfallener aus. Der Wirt schien verständigt zu sein. Er trat heraus, öffnete den Schlag und verbeugte sich tief. Ein häßlicher Lette im schmierigen Waschbärpelz.

„Noch niemand da?“ fragte Johannes auf Lettisch.

„Nein, zu dienen, Euer Gnaden sind die ersten.“

Sie überließen ihm Pferde und Wagen. Doktor Riesenkampff nahm seinen polierten Kasten und folgte Johannes und Graf Straal, die vorangingen. Straal hatte seine Hände in den Taschen des Gummimantels vergraben und fröstelnd die Schultern hochgezogen. Er ging etwas vornübergebeugt und sehr soigniert.

Wir müssen den Wahnwitz verhindern, dachte Axel. Ich lasse das Duell nicht zu. Das bin ich Ursula schuldig. Ich werde mit Baron Nolk sprechen.

Sie überquerten einen Wiesenstreifen. Die Stiefel wurden naß. Der grieselige Regen hatte aufgehört. Die Wolken schienen sich etwas zu lichten. Da war der Steinbruch wieder. Dort hinter dem kleinen Bach weitete sich ein finsteres Tal, zu dreiviertel von felsigem Gelände umschlossen, das magere Tannen krönten. Ich glaube, da oben bin ich damals herumgeklettert, dachte er. Ach, wieviel schöner war's doch! Wozu alles? Was hat das für einen Zweck?

„Wollen die Herren was essen?“ Johannes hatte eine kleine Tasche mit Frühstück und Wein mitgenommen.

Axel verspürte Appetit. Weil aber die andern ablehnten, wies er auch das Essen zurück. Natürlich dumm, denn schließlich: warum sollte er nicht essen? Aber er dankte. Johannes setzte an, er schien einen Schluck Rotwein zu sich nehmen zu wollen. Doch dann winkte er ab, murmelte etwas und stellte die Flasche auf einen Baumstumpf.

„Nicht umschmeißen. Wer trinken will, soll zugreifen. Sieh, da kommen die andern schon. Still mal – nicht? Ja, das sind sie.“

Man hörte Getrappel von Pferden und Knirschen der Wagenräder.

Graf Straal trat auf Axel zu: „Baron Wulff ist sehr nervös. Ich bin unruhig, ob er Sicherheit genug hat, um dem Gegner zu stehen. Ich schlage vor, wir machen in korrekter Form einen Versöhnungsvorschlag, auf den beide Teile eingehen können –“

„Ich tue es sehr gern“, unterbrach ihn Axel.

Graf Straal zog die Lippen liebenswürdig herunter, als fröre er an den Zähnen, und antwortete sehr höflich: „Pardon, Herr Pro-

fessor, ich weiß nicht, ob es der richtige Weg wäre, wenn gerade Sie –. Sofern ich recht im Bilde bin, glaubt Baron Wulff mit diesem Duell einen Affront gegen Ihr Fräulein Schwester abzuwehren."

„Das stimmt freilich", sagte Axel zögernd, „hm ja. Aber hören Sie mal: gerade deshalb bin ich der geeignete Vermittler, nicht wahr? Wenn ich als Ursulas Bruder sage: das Duell dürfe nicht zustande kommen, dann ist doch alles gut. Baron Nolk nimmt seine albernen Behauptungen zurück, natürlich auch die Ohrfeige. Und Johannes – wie?"

Graf Straal hatte seine Hand leicht auf Axels Arm gelegt: „Darf ich Ihnen widersprechen?" lächelte er fein. „Ich weiß nicht, ob Sie als Amerikaner so ganz mit unserm Ehrenkodex vertraut sind. Verstehen Sie mich nicht falsch. Wir sind keine Studenten, die nach Komment aufeinander lospauken. Ich denke vielmehr –"

Hier unterbrach ihn Johannes, der mißtrauisch auf sie zutrat: „Was habt ihr für Geheimnisse? Bitte, keine Versöhnungskomödie. Also zum Kuckuck laßt das. Lieber Straal, die andern kommen, es ist Zeit, ja, bitte? Du, Axel, auf eine Sekunde."

Er nahm Axel beiseite.

„Hör, wenn ich falle, so ist da ein versiegeltes Paket unter meinen Sachen rechts im Schreibtisch. Du sorgst dafür, daß es unversehrt in die Hände deiner Schwester kommt. Halt, noch eins, unterbrich mich nicht. Ich möchte nicht, daß du denkst, ich sei so ein Radaubruder, der à tout prix totschießen will. Nein, laß nur, ich weiß, du denkst es nicht so, aber du denkst es doch im stillen. Darum noch ein Wort zu dir, was niemand weiß, auch nicht Ursula: Wenn ich Nolk erschieße, so ist das meine Rettung, denn Nolk ist der Mann, welcher mich seit Monaten verfolgt. Ja, das klingt ganz verrückt, ich weiß. Wie soll ich es dir nur in der Eile erklären. Also sieh – in drei Worten – da ist so ein Gespenst, das steht immer hinter mir, wenn ich arbeite. Wenn ich abends allein am Schreibtisch sitze, manchmal auch bei hellem Mittag. Dann steht es hinter mir, die Gestalt ist deutlich, sichtbar, das heißt nicht so klar, daß ich sie abzeichnen könnte, sondern so, wie man mit den seitwärts aufnehmenden Strahlen sieht. Ich bin ganz unverständlich, hol's der Kuckuck – nein, laß, bitte, ich bin ganz gesund, das ist nur infolge der gerade-

zu entsetzlichen grauenvollen Schlaflosigkeit, die mich auffrißt wie ein Krebs, wie eine Krankheit, von innen auffrißt, verbrennt – –"

Axel griff ihn erschreckt am Arm: „Johannes!"

„Unterbrich mich nicht, wir haben keine Zeit, und ich muß meine Gedanken zu dem Disput sammeln. Also was wollte ich sagen? Ich wollte – ich wollte, ja, ich wollte sagen, daß dieses Gespenst – Gespenst ist natürlich Kohl, es ist gar kein Gespenst, ich nenne es nur so der Bequemlichkeit halber – daß dies Gespenst demnächst ein Gesicht bekommt. Ich weiß es ganz deutlich, das Gesicht fängt bereits an, Kinn, Ohren und so weiter. Und das ist Nolk. Ja, das mag verrückt klingen, aber es ist Baron Nolk. Wenn ich ihn niederknalle, erschieße ich auch das verfluchte Vieh in meinem Rücken."

Axel befand sich in nicht geringer Erregung. Er hatte den Eindruck, einen Kranken vor sich zu sehen, der doch wieder nicht krank, sondern zu Tode gehetzt, verfolgt, am Abgrund zusammengebrochen war. Den man nicht wie einen Kranken behandeln durfte, wollte man nicht alles verderben.

„Du willst ihn also erschießen?" fragte er.

„Jawohl, ja, ganz recht. Das will ich."

„Du glaubst, daß, wenn du Nolk erschießt, das Phänomen verschwinden wird? Denk einmal nach, Johannes, denk, bitte, einmal ganz ruhig nach. Ganz ruhig nachdenken. Wenn du Nolk totschießt..."

Johannes starrte Axel an. Er fand kein Wort. Dann zuckte sein Kinn, sein schöner schmaler Mund bekam einen kläglichen Zug, er ließ die Arme müde niederfallen und sagte: „Das ist ja Wahnsinn. Laß doch, Axel, ich versteh' schon." Er winkte ab.

„Also das Duell unterbleibt?"

„Laß schon, Axel, es wird nichts dabei herauskommen. Ich schieß' in die Luft."

„Aber er?"

Ehe noch Johannes antworten konnte, standen Riesenkampff und Straal bei ihnen. Der Gegner war zur Stelle. Seine Sekundanten traten höflich grüßend herzu: Herr von Mohrenschildt und Herr Lyra. Herr von Mohrenschildt war Offizier. Er trug Zivil: einen stutzerhaften Reitanzug, Gamaschen und Sporen. Kurzer Gummimantel,

der offen stand. Verbindlich-ernste Miene. Johannes betrachtete ihn und dachte flüchtig: Sehr elegant. Wie zum Rennen. Vielleicht drehe ich um und schieße auf ihn? Das würde Sensation machen, und nachher käme ich zu Doktor Freybusch nach Walk in die Nervenklinik.

Unterdessen entwickelte Herr Lyra, Gutsbesitzerssohn aus Kukkeln, seine Meinung. Er war ein kleiner, geschniegelter Herr mit Seidenbärtchen und Sportklemmer. Er hielt sich kerzengerade, vermutlich um größer zu erscheinen, und sprach im Falsett, aber scharf pointiert, seine Ansicht aus, eine Ansicht, die der Axels zuwiderlief.

In korrekter Form, jedoch sehr formell, wurde ein Versöhnungsvorschlag gemacht. Kurt von Nolk entledigte sich indessen seines langen Regenpaletots und sagte unverständlich: „Bedauern kann ich's nicht, denn er hat mich Lügner genannt. Nimmt er's zurück, soll's mir egal sein."

„Es wäre nötig, daß von seiten der Aggressivpartei die tätliche Beleidigung unter Bedauern zurückgenommen würde", sagte Graf Straal.

Herr Lyra zündete sich eine Zigarette an, die er einem silbernen Etui mit großen, verschlungenen Buchstaben entnahm.

Herr von Mohrenschildt knöpfte sich den Mantel zu und lächelte maliziös: „Ziemlich ungeschickt."

Doktor Riesenkampff stand bei Johannes: „Keine Aufregung, Baron, Sie sehen nicht gut aus."

„Ich fühle mich ausgezeichnet. Haben Sie Verbandzeug?"

Doktor Riesenkampff nickte. Er habe alles. Nur keine Aufregung.

Axel ging auf Nolk zu. Graf Straal hielt ihn auf: „Ach, bitte, lieber Harras, ja?" sprach auf ihn ein.

Lyra warf die Zigarette fort und versetzte, zu Herrn von Mohrenschildt gewandt: „Schlechtes Wetter."

„Wenn Wulff nicht will, soll es in Gottes Namen steigen. Ich habe nicht einmal gefrühstückt."

„Mir frieren die Pedale vom nassen Gras", antwortete der kleine Lyra.

„Nein", rief Axel, „das sehe ich nicht ein. Herr von Wulff hat mir erklärt, er werde in die Luft schießen. Das beweist, wie wenig ihm an einer – tatsächlich lächerlichen – ‚Sühne' gelegen ist."

Nolk zog die Augenbrauen hoch. Johannes verkrampfte die Fäuste. „Los!“ stieß er heraus.

Daß dies Duell hätte vermieden werden können, steht außer Frage. Daß es zustande kam, lag an der üblen Laune aller Beteiligten, am schlechten Wetter, am Trotze Johannes von Wulffs, den ein richtiges Wort gebrochen hätte, lag daran, daß man sich genierte. Man fühlte irgendwie, daß dies Duell gar nicht so wichtig war, als es genommen wurde, daß es – bei Licht betrachtet – sogar ein Unrecht war. Man empfand die verunglückte Versöhnungsaktion als peinlich, wollte sie korrigieren, ärgerte sich über Axels gesunden Menschenverstand, der unformell daneben tappte, hatte Appetit nach Tee und Butterbroten – kurzum, man war wütend, aus irgendeinem Grunde wütend, ganz gewiß, alle waren wütend, unfreundlich, und die Stimmung dermaßen abscheulich, daß jeder schon dachte: also in Gottes Namen schießt euch tot, schießt tot! schießt endlich tot!

Der merkwürdige und unerwartete Ausgang dieses Duells kam gleichwohl so überraschend, daß hinterdrein die Beteiligten sich fragten, wie es möglich war, daß sie nicht ernster an seiner Verhinderung gearbeitet hatten. Doktor Riesenkampff sagte zu seiner Frau:

„Mir war den ganzen Morgen so, als müsse etwas geschehen, aber lieber Gott, wer denkt denn daran, daß ein Duell so ausgehen kann!“

In wenigen Worten der Verlauf des Zweikampfs:

Kurt von Nolks Gesichtsfarbe war gelbgrau. Er war ruhig, und weil er schon so viele Examina bestanden hatte, brauchte er sich jetzt wirklich nicht mehr zu fürchten.

„Zitterst gar nicht ein bißchen?“ fragte von Mohrenschildt.

„Abgebrüht, mein Lieber. Lampenfieber ist für die Anfänger.“

Kommando.

Die Gegner gingen bis auf vierzig Schritt aufeinander zu und schossen fast gleichzeitig. Johannes deutlich sichtbar in die Luft. Nolks Kugel schlug einen Fichtenast ab. Ein hartes Echo antwortete heftig vom Steinbruch her. Ein böses „Ba-back!“

Am Eingang des Tales erschien die schmierige Gestalt des Letten,

dem der Gasthof gehörte. Er bohrte sich in der Nase und sah mit offenem, zahnlosem Mund zu. Niemand achtete auf ihn.

Nach der Duellregel wechselten die Gegner zum zweiten und letzten Gang den Standort.

Johannes war sehr bleich. Seine schmalen, wie in Wachs geschnittenen Lippen blutleer. Den Hut hatte er abgelegt, und als ein wenig Sonne aus glitzerndem Wolkenriß fiel, glänzte sein Haar hell auf, als wäre es aus Messingfäden gesponnen.

Axel bemerkte, daß er gezwungen fest, aber in Wahrheit unsicher ging. Er fürchtete sehr, Johannes könnte umfallen. Doch stand er ganz ruhig und hob den Arm.

Die Gegner gingen aufeinander zu. Johannes sah die schwarze Pistolenöffnung wie ein böses, ganz fernes Auge ihn anstarren. Er zwang sich, fortzublicken und erkannte links hinter Baron Nolk, ganz am Ende des Tals, den schmierigen Letten, der zuschaute.

Plötzlich packte ihn eine wahnwitzige Wut. Ich kämpfe um mein Glück, und dies Halbtier sieht zu! Nieder mit ihm! Er richtete die Pistole auf den Letten.

Kommando.

Nolk schoß. Johannes hörte das Pfeifen der Kugel. Er dachte den Bruchteil einer Sekunde: ich schieße den Letten tot, den Letten schieße ich tot – aber dann gab er seiner Hand im letzten Augenblick einen Ruck nach rechts und drückte los.

Nolk stand.

Gottlob! dachte Axel. Gott sei Lob und Dank.

Da sah er Riesenkampff mit großen Schritten –

Er erschrak. Nolk wankte ein paarmal hin und her – plötzlich brach er zusammen. Das geschah so unerwartet, so unvorbereitet, sah so unwahrscheinlich, fast theaterhaft aus, daß Graf Straal einen Augenblick glaubte, eine Ohnmacht habe Nolk niedergeworfen.

Doktor Riesenkampff war als erster zur Stelle. Er fand Nolk bewußtlos. Man bettete ihn auf den Rasen, öffnete die Brust. Nichts zu sehen. Keine Verletzung. Ohnmacht.

Axel trat hinzu: „Was hat er?“

„Ohnmacht.“

„Ins Haus.“

„Er wird hier erwachen."

Doktor Riesenkampff holte Essenzen aus dem polierten Kasten. Rieb Stirn und Brust. Nolk blieb bewußtlos. Riesenkampff versuchte alles mögliche, um ihn aus der Ohnmacht zu bringen. Er legte sein Ohr auf die Herzstelle. Ob ...

Er griff nach dem Puls. Schwacher Schlag. Ganz schwacher Schlag. Sehr langsam. Wie erlöschend. Schwere Ohnmacht. Er muß ins Haus.

Sie hoben Nolk auf und trugen ihn zum Gasthof. Axel sah sich nach Johannes um. Wo war Johannes geblieben?

Johannes stand noch dort, von wo er den Schuß abgefeuert hatte. Den Blick in die Erde gebohrt, in tiefem Grübeln. Axel lief auf ihn zu: „Johannes?"

Er sah auf, fahl und farblos wie ein Toter.

„Beruhige dich doch, er ist gar nicht tot."

Der andre schüttelte den Kopf und schwieg.

„Nein, Johannes, er ist nicht tot. Er hat nur eine schwere Ohnmacht."

In diesem Augenblick sah er, wie die Augen Johannes' an ihm vorbei in die Richtung des Talausganges starrten. Axel drehte sich um und bemerkte eine Gruppe. Es schien, als sei etwas geschehen, als habe man etwas gefunden. Warum tragen sie ihn nicht weiter? Warum legen sie ihn ins nasse Gras?

Er ging eilig zurück, fragte, was passiert sei.

Jemand hatte beim Tragen bemerkt, daß einige Blutstropfen aus Nolks Hose sickerten. Man riß sie auf und fand, daß die Kugel direkt unter dem Nabel in den Bauch gedrungen war.

Im Gasthof wollte Doktor Riesenkampff einen Verband anlegen. Doch plötzlich verzog sich das Antlitz des Getroffenen krampfhaft, die Zähne wurden sichtbar, ganz als wolle er sie haßerfüllt gegen einen Unsichtbaren fletschen, die Lider öffneten sich ein wenig. Es sah aus, als erwache er. Riesenkampff griff zum Herzen. Nolk war tot.

Was Axel am meisten fürchtete, war, daß nun die Gesetze eingreifen und den gebrochenen Johannes von Wulff in irgendeine

feuchte Festung entführen würden, aus der er nicht mehr gesund heimkehren konnte. Er hatte nicht mit gewissen „breiten" Verhältnissen gerechnet. Die Brüder, welche vom Duell vorher nichts gewußt hatten, fuhren sofort nach Wenden, reisten nach Riga. Irgend eine hochgestellte Persönlichkeit setzte mit kritzeliger Schrift etwas auf ein Papier. Eine andre noch höher gestellte Persönlichkeit telephonierte. Eines Tages war alles in Ordnung gebracht. Dies voraus.

Am Tage des Duells begleitet Axel seinen Freund ins Schloß. Johannes sprach kein Wort. Hier und da bemerkte er gleichgültig einen zerbrochenen Lattenzaun, eine flüchtende Gänseherde, ein Rauchwölkchen, das aus einer Kate stieg. Dann brach er den angefangenen Satz ab und starrte ins Leere.

Daheim wollte er nicht zu Bett gehen. Er bekam einen Wutanfall und zerschlug eine Waschschüssel. Sein Antlitz drückte grenzenlose Verzweiflung aus. Christa, seine Schwester, kam bleich ins Zimmer; als sie ihn erblickte, fing sie zu weinen an. Johannes sah das blühende Mädchen, schämte sich und lief plötzlich wie gepeitscht davon.

Im Park redete Axel auf ihn ein. Ohne Erfolg. Da sagte er: „Ich werde Ursula rufen. Sie wird das Wort finden, das dich beruhigt."

Entsetzt schüttelte Johannes den Kopf.

„Sie wird es", sagte Axel, bestieg Hassan und ritt nach Schloß Windsloh.

Ursula fuhr mit ihm im Wagen nach Urtneck. Sie war bleich, sehr beherrscht und von lichtem Ernste.

Johannes hatte inzwischen einen Selbstmordversuch gemacht und sich mit einem scharfen Papiermesser ins Herz gestoßen. Es war nur eine tiefe Wunde geworden. Er lag mit großen, aufgerissenen Augen im Bett. Christa hielt seine Hand. Eine alte Wärterin tauchte Verbandzeug in Essigwasser. Der Arzt war noch nicht gekommen.

Als Johannes Ursula erkannte, sah er sie mit Augen an, in denen eine qualvolle Frage zuckte. Ursula und Christa nickten sich zu. Die Schwester ging.

Ursula nahm Johannes' feine kleine Hand in ihre noch schmalere, zerbrechliche und strich ihm mit der Rechten langsam über die Augen. Er schloß die Lider.

Ganz still war es um sie.

„Nun ist deine Bitte erfüllt. Jetzt wirst du schlafen können", sagte sie.

„Laß mich wachen", flüsterte er. Und dann noch leiser: „Du solltest nicht die Hand berühren. Nun ist alle Hoffnung tot."

Da erhob sich Ursula und küßte ihn auf seine glühende Stirn.

„Du Armer, quäl dich nicht. Es gibt keine Schuld, die nicht vergeben werden könnte. Schlaf ein."

Durch seinen Körper ging ein seltsames Zucken. Sie sah, wie er die blassen, noch schmaler gewordenen Lippen zusammenbiß. Sah unter seinen geschlossenen Lidern zwei große Tränen quellen.

Seine Erlösung ist meine Liebe, dachte sie. Kann ich es? O mein Gott, lieber Gott, laß mich ihn lieben. Laß mich ihn lieben, mein Vater im Himmel, betete sie.

Dritter Teil

I

Als Axel und Ursula gegen Abend heimkamen, fanden sie Doktor Riesenkampff am Bett ihrer Mutter. Da sie um die Gründe der Aufregung ihrer Kinder wußte, hatte sie es für unbescheiden gehalten, von ihrem eigenen Zustand zu sprechen. Wie stets hatte sie auch diesmal so lange gewartet, bis das Fieber sie aufs Lager warf und der Arzt eine schwere Brustfellentzündung feststellen konnte.

Wera und die alte Kulle waren um sie beschäftigt. Wera betriebsam, ernst, ein wenig wichtig und dabei sehr besorgt; die alte Kulle mit eiligen Greisenschrittchen hierhin und dorthin, meist zwecklos, hastend, während ihr zwei trübe große Tränen über die rissigen Wangen rollten.

Die Geschwister traten ins Schlafzimmer. Wera sprach leise mit Doktor Riesenkampff, der ihr Anordnungen für die Nacht gab. Die Mutter schlief. Das Fieber war etwas gestiegen. Ihre Wangen gerötet, eingefallen, die hohe Stirn trat seltsam aus dem knochigen Gesicht, das in seinen schmalen, einfachen Linien dem Friedrichs des Großen merkwürdig ähnlich sah.

Als eine Stunde später Frau von Harras erwachte, erschrak sie vor den besorgten Blicken ihrer drei Kinder. Sie beschwor sie, nur ja sich in keiner Arbeit und keinem Vergnügen stören zu lassen. Ihr sei schon besser, ihr sei überhaupt nicht so schlecht, daß sie unbedingt bewacht werden müsse, wohl noch gar die Nacht über, o nein, das sei denn doch ein gar zu lächerliches Gehabe um ihre Krankheit. Ob sie denn überhaupt schon zu Abend gegessen hätten, was Johannes mache, ob er sehr verzweifelt sei und ob es nicht nötig sei, daß die Kinder morgen gleich zu Nolks nach Dobleen führen.

Ja, ja, ja, ja – alles sei in Ordnung, man würde alles tun, auch

Johannes ginge es vorzüglich, und morgen würden sie gleich nach Dobleen fahren, sie solle nur endlich, endlich einmal an sich denken, die Augen zumachen und die Kinder für sich sorgen lassen. Endlich einmal, endlich, Mulling, ja? So, und jetzt käme der Umschlag, sagte Wera. Sie habe die Umschläge übernommen und müsse streng darauf achten, daß alles nach Aussage des Arztes durchgeführt werde.

Die Kinder beschlossen, nachtüber zu wachen. Im Nebenzimmer natürlich, denn sonst wäre der Plan am lärmenden Protest der Kranken gescheitert. Nur keine Umstände um ihretwillen, nur keinen Schlaf sich rauben, um Gottes willen, Kinder, was soll denn passieren? (Aber die Umschläge?) Ach, die Umschläge. Unsinn, so viel Wesens um ein altes Wrack...

Also beschloß man, im Nebenzimmer, einem kleinen Raum mit motten- und alterzerfressenen Biedermeiermöbeln, die Nacht zuzubringen. Zwei große Lehnstühle wurden an den Ofen gestellt, in dem wegen der feuchten Kühle ein kleines geschwätziges Feuer brannte. Zuerst sollte Wera bis zwei Uhr aufbleiben, dann wollte Axel bis vier Uhr wachen und endlich Ursula bis zum Morgen.

Wera war mit Leidenschaft um ihre Schwiegermutter tätig, sie rückte Tischchen zurecht, fragte alle Augenblicke, wie es ihr gehe, und streichelte ihre magere heiße Hand. Als Frau von Harras eingeschlafen war, begab sie sich in den Speisesaal. Die drei aßen, die Stimmung war gedrückt, sie sprachen wenig, horchten auf den Wind, der ums Schloß ging. Die alte Akulina Lirum zeigte auch jetzt noch verweinte Augen. Doch diesmal hatte das einen andern Grund. Der greise Diener Ewald Purps hatte sie eine „langweilige alte Eieruhr" genannt. Was war das nun wieder für eine scheußliche Beleidigung? Wie durfte man die vortreffliche Kulle eine langweilige alte Eieruhr nennen?

Wera fragte, ob sie denn immer noch so in Angst um die gnädige Frau sei, es ginge gewiß bald besser, alle täten doch ihr möglichstes.

Oh, natürlich sei sie noch in Angst und Sorge um die gnädige Frau, doch soeben habe sie der dumme Ewald eine Eieruhr genannt, sogar eine „langweilige, alte" dazu, und das gehe denn doch zu weit.

Aber warum denn –?

Ach, aus gar keinem Grunde, aus rein gar keinem Grunde. Er,

der Ewald, bekomme jeden Abend ein heißes Fußbad für seine geschwollenen Füße, abends schwöllen immer so seine Füße an, ein Senfbad mit noch einem Pulver drin (das der Ewald selbst hineinschütte) bessere das Leiden. Nun und diesmal habe sie, nur aus Erregung über die gnädige Frau natürlich, den Senf vergessen, habe keinen Senf hingestellt, und da habe er sie eine langweilige alte Eieruhr genannt.

Eine Bezeichnung, die sowohl Axel als Wera nicht begriffen und verhältnismäßig sonderbar fanden.

Als Kulle fort war, klärte Ursula dieses Ereignis auf. Das sei so: Die Kulle koche wohl sehr gut, doch habe sie nie gelernt, die Eier so weich oder so hart werden zu lassen, als man sie gerade wünsche. Es sei ganz unmöglich gewesen, ihr diese Kunst beizubringen. Nun, und da habe dann Mulling einmal in der Stadt eine Eieruhr gekauft, habe sie der Kulle gegeben und sich zwei pflaumenweiche Eier bestellt. Als eine Viertelstunde vergangen und Kulle immer noch nicht mit den Eiern erschienen sei, habe Mui sie gefragt, wo denn die Eier blieben. Nun, und da habe sie strahlend geantwortet: „Kochen wie doll mit sams der Eieruhr!" Seitdem käme es vor, daß man sie im Scherze die Eieruhr nenne, aber nur Mui dürfe es, ohne sie zu kränken. Ewald habe natürlich kein Recht dazu.

Um zwei Uhr morgens trat Axel leise in das kleine Zimmer. Die Lichter waren niedergebrannt, der Ofen erloschen. Wera saß im Ohrenstuhl und schlief. Ihr Kopf war tief eingebettet in einen weichen Winkel, der Mund ein wenig geöffnet, so daß er ihr schönes, elfenbeinernes, sehr ebenmäßiges Gebiß sehen konnte. Sie atmete leise. Er legte ihr vorsichtig eine Decke über die Knie und betrat das Krankenzimmer. Entzündete ein Licht. Auch seine Mutter schlief. Aber ihre Wangen waren ungesund gerötet. Eben wollte er die Kerze hinausnehmen, da drehte sie sich um, schlug die Augen auf und rief seinen Namen.

Er faßte ihre Hand, zog die Decke fester über ihren Körper und fragte, wie es ihr gehe.

Sie sah ihn leuchtend an, nickte und sagte: „Ganz gut, ganz gut, mein Liebling, warum schläfst du nicht?"

„Weil ich ein wenig nach dir sehen wollte."

„Geh wieder schlafen."

Er küßte sie auf die Stirn. Was mit dem Umschlag sei? Wera habe ihn ihr vor einer Stunde abgenommen. Keinen neuen jetzt, ach nein, sie schlafe besser ohne. Aber etwas Wasser, bitte, die Kehle sei ihr so trocken. Danke. Sie trank und streichelte des Sohnes Hand.

Wo Wera sei?

Wera schlafe.

Ob er Wera auch recht von Herzen liebhabe?

„Ja, Mulling, ich habe sie sehr lieb."

„Sie ist ein liebes, gutes Kind. Ein bißchen ungezähmt noch, aber sie wird schon lernen, sich zusammenzuraffen. Ich danke Gott, Axel, daß du glücklich bist."

Da ging die Tür leise auf, und Ursula trat ins Zimmer.

„Ursula? Du solltest doch erst um –"

Sie legte den Finger auf den Mund. Wie es gehe? Anscheinend besser.

„Mein Gott, jetzt kommt die Ursel auch noch! Aber Kinderchen, ich werde schon wieder gesund werden, geht nur ins Bett."

Beide setzten sich zu ihr. Und wie die flackernde Kerze, deren Schein mühsam gegen die Nacht anrang, ihre Gesichter in huschende Schatten und Lichter tauchte, sah Frau von Harras, wie ähnlich Bruder und Schwester einander waren, und begriff in der Fieberschwüle ihrer Krankheit tief das Glück, zwei schöne und gute Kinder zu haben. Beide trugen über dem Ernst ihrer Züge ein Lächeln. Ursulas etwas kurze Oberlippe hob sich, und die weißen Zähne wurden sichtbar. Axel hatte die Hände ruhig gefaltet auf den Knien. Seine Schultern waren fein gebaut, aber kräftig. Gottlob, er ist gesund, dachte sie.

Jetzt glitt, weil Ursula sich über sie beugte, ein wenig ihr Morgenkleid von der vollen Schulter; sie sah dies ruhige Aufstreben zu langem Halse mit dem schön modellierten Schultermuskel, der sich in sanfter Biegung dem Genick einformte. Und wie Axel den Kopf seitwärts zu seiner Schwester wandte, hatte er dieselbe Ruhe in der Haltung, die sie von Ursula kannte, wenn sie erfüllt von etwas Schönem stand.

„Meine Kinder", sagte sie, „verzeiht, daß ich vom Sterben rede,

und denkt nicht, daß ich sentimental werde, aber nun, wo ich euch beisammen weiß und dich noch gesehen habe, kann ich ruhig diesen Fleck Erde verlassen."

Axel schüttelte den Kopf.

„Fast fünfundzwanzig Jahre habe ich ein mutterloser Mensch sein müssen, nun muß ich alles nachholen. Wieviel, Mulling, ist noch nachzuholen Aber nichts ohne dich."

Sie schüttelte leicht den Kopf. „Ich habe nachzuholen", antwortete sie fast unhörbar und schloß die Augen.

„Du mußt leben, Mulling", sagte Ursula langsam und küßte die müde magere Hand.

„Für uns", setzte Axel hinzu und strich ihr über die Stirn. Dann zu Ursula: „Sie fiebert noch."

„Wir gehen."

Im Nebenzimmer schlief Wera tief und fest.

„Geh schlafen, Ursula, ich wache."

Sie schüttelte den Kopf. „Laß mich hier bleiben."

Die Geschwister setzten sich an den Ofen. Ursula legte die Hand an die Kacheln. Kalt. „Frierst du?"

„Nein."

„Ich heize."

„Bleib sitzen, Ursel."

Sie sah ihn sekundenlang an. Wie gütig dies Wort in seinem Munde klang. Fast als habe es Mui gesprochen. Der gleiche Rhythmus. Das gleiche Blut.

Sie löschte die schwelenden Kerzen im Leuchter und stellte das Licht auf die Konsole des Ofens. Eine rötlich unsichere Dämmerung hüllte sie wie wollene Tücher ein. Im Schweigen vernahm sie die tiefen, ruhigen Atemzüge Weras. Ursula dämpfte ihre Stimme: „Stören wir sie nicht?"

„Nein. Wera ist ein Murmeltier. Sie schläft zu jeder Zeit, in jeder Stellung, in jeder Stimmung. Als ihr Vater starb, war sie aufgelöst in Schmerz, denn sie hatte ihn sehr geliebt, aber die Nacht darauf schlief sie acht Stunden."

„Glücklicher Mensch."

„Glücklich? Glück ist bewußt; wer viel schläft, weiß so wenig

von seinem Reichtum wie der immer Gesunde. Nein, aber sie ist tierischer als andre, unbeschwerter von zersetzender Geistigkeit. Alle geistigen Menschen schlafen schlecht."

Ursula nickte. Sie zog den Schal fester, als fröre sie.

„Geh zu Bett, Ursula, du bist übermüdet."

Sie lächelte: „Ich schlafe nicht. Es ist doch unsre Mutter." Es war, als koste sie das Wort „unsre" aus.

Axel nahm es auf: „Wieviele Jahre lang durfte ich das nicht sagen. Dies Wort ‚unser' hat eine seltsame Gewalt."

Ursula erhob sich und ging leise zur Tür, öffnete und schaute hinein. „Mulling?" flüsterte sie. Dann zu Axel: „Sie schläft. Der Schlummer wird ihr helfen. Wenn man ihr nur vertrauen dürfte, aber du weißt ja nicht, wie sie allen Schmerz vor andern verbirgt."

„Ich weiß es. Wir sind ja ihre Kinder, und sie ist auch in uns."

Ursula hatte den blonden Kopf, dessen Flechten lose aufgesteckt waren und im Schein der Kerze wie mit Metallstaub bestreut flimmerten, zur Seite gedreht und schloß die Augen. Axel schwieg.

„Sprich nur weiter Axel, ich schlafe nicht."

„Ich habe nichts zu sprechen."

„So geh schlafen. Du, ja?" Sie schaute ihn voll an. „Ich wache hier."

Er lachte leis und schüttelte den Kopf. Sah, wie sie fast unmerklich die Hand ihm hinstreckte. Er nahm sie und hielt sie in der seinen. Sie war schmal, sehr schmal, zerbrechlich, mit langen, schlanken Fingern, die Dezimen greifen konnten. Ja, das wußte er, das hatte sie ihm zweimal nicht ohne Stolz erzählt. Wera schlief. Das Licht wurde plötzlich trübe, draußen schlug eine Windwoge ans Fenster, sprang in die Eichen und rauschte im Geäst.

Das Licht trennt die Seelen der Menschen, aber die Dunkelheit verbindet sie. Alle großen Geheimnisse werden nachts gestanden. Wenn die Lampe erlischt, glüht die Sprache des Herzens auf.

Er fühlte, daß sie von etwas bewegt war, das nicht zur Krankheit ihrer Mutter gehörte. Sie fühlte, daß in ihm Neues und Ungekanntes ans Licht drängte. Wie draußen die Erde aufbrach und jede Nacht Millionen neuer Keime in Knospen erwachen ließ, unbekannte Kräfte frei wurden und in allen Säften das Urblut der

Welt geheimnisvoll aufschäumte, so schuf das Gesetz der Wandlung in ihnen Triebe, die schmerzhaft aus der Rinde brachen.

Axel spürte, daß Ursula nicht sprechen konnte. Daß sie sprechen wollte. Was sollte er tun? Fragen zerstören. Ein Geständnis wird nur durch ein andres befreit. Ich will ihr etwas zeigen, was ganz fest im Gestein meines Lebens sitzt. Dann wird auch bei ihr die Rinde springen. Es muß schön sein, diesem Mädchen, das so frauenhaft streng und beherrscht ist, ein Stück Seele zu enthüllen; und wär's auch nur, um ihr zu sagen: da hast du es, ich schenke es dir um deines lieben Gesichtes willen.

Was wußten sie von dieser Stunde, und was weiß der Mensch, wann ein Schicksal geboren wird! Alle Anfänge sind in dunklem Schoß beschlossen. Ein Kristall zerbricht, und ein Mensch stirbt zu derselben Stunde. Eine Blüte welkt, und ein Tier wird geboren. Wer mag sagen, was aus diesen dunkeln Knäueln rollt?

Nein, Ursula würde nicht sprechen. Denn es gibt keine Worte für große Tiefen. Schweigen ist die schönste Sprache zwischen zweien, die einander nahe sind.

Auf ihrem Antlitz lag etwas, das schmerzhafter Sehnsucht glich. Eine winzige Falte zwischen den Brauen. Die schönen Lippen geschlossen, die Augen von den langen dunklen Wimpern fast verdeckt. Ihr junger Arm wuchs wie ein Birkenzweig aus dem weiten Ärmel. Sie griff einen Akkord, streckte die Finger aus und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Plötzlich wandte sie den Kopf zu Axel, sah, daß er seinen Blick ihr zukehrte und schwieg.

„Du möchtest spielen ..."

Sie schüttelte den Kopf. Verneinte müde. Nach einer kleinen Weile blickte sie auf, sah ihren Bruder hell und ruhig an und fragte: „Bin ich unfreundlich gewesen?"

„Nein. Wir tragen beide viel auf der Seele und tauschen es nicht aus. Das quält vielleicht. Da wird einer neu geboren aus seiner alten Heimat. Und eines Tages ist die Vergangenheit eine Last, die man abwerfen muß wie eine Haut. Doch auch dies Abwerfen ist nicht so leicht wie die Verwandlung einer Schlange. Da erfindet sich der Mensch das Geständnis."

Ursula schwieg, den Kopf in den Winkel des Stuhles gedrückt.

Dann war eine lange Pause. Und dann begann Axel zu sprechen. New York wuchs auf. Sie sah eine Kirche, die stand auf einem Platze und ringsherum Wolkenkratzer, die höher waren als die Spitze des Kirchturms. Sie hörte Axels Worte: „Als ich dies sah, wußte ich, daß ich stets in diesem Lande fremd sein würde. Denn was ist Zivilisation? Das Zeitalter, in dem die Geschäftshäuser über die Kirchen wachsen." Er sprach von seiner Kindheit. Eine Schule, deren Lehrer ihm verhaßt waren, deren Fächer ihn langweilten. Einmal, mit vierzehn Jahren, verliebte er sich in einen sehr vornehmen, reichen und unter den Mitschülern geachteten Knaben. Er wagte ihn kaum von nahe anzusehen, so sehr bewunderte er ihn. Sein Vater hatte einen Palast und viele Autos. Er wurde in einem Auto zur Schule gebracht und nahm bei der Rückfahrt stets einen Kameraden mit, den er nach Hause fuhr. Einmal lud er Axel ein, aber Axel lehnte erschreckt ab, denn erstens war das Haus, in dem sie wohnten, schlecht und hatte einen häßlichen Eingang, vor dem immer schwatzende Weiber standen. Und dann fühlte er sich gedemütigt und wurde trotzig. „Wenn du mit mir zusammen sein willst, warum gehst du nicht mit mir?" hatte er geantwortet. Da war der vornehme Junge stumm abgefahren. Am nächsten Tage kam er ohne Automobil. Als die Schule zu Ende war, fragte er Axel, ob sie ein Stück miteinander gehen wollten; nur so ganz nebenbei, als sei es ihm gerade eingefallen. Axel erbebte. Ja, sagte er gleichgültig, er habe wohl noch etwas Zeit und könne ihn begleiten. Dann gingen sie und sprachen nichts. Dies Schweigen war süß und weh zugleich. Plötzlich sagte Axel: „Ich habe heute ein Gedicht gelesen, soll ich es dir sagen?" – Ja, er solle es nur sagen, versetzte der andere. Axel war furchtbar verlegen und fürchtete, ausgelacht zu werden. Es sei nicht viel wert, aber doch sehr schön, schließlich, natürlich – man könne geteilter Meinung darüber sein. Es laute – ja, so. Natürlich sei ihm der Anfang entfallen, doch es komme nicht so genau darauf an, auch nachher sei es noch ganz hübsch. Am Schlusse stünden zum Beispiel zwei Strophen, die hießen:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,

Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Da habe der andre geschwiegen. Dann sei Axel entsetzlich rot geworden und entschlossen gewesen, sofort nach Hause zu gehen. Gerade seien sie in einem Torbogen angekommen, und nun sei das Wunderbare und ganz Unbegreifliche geschehen: sein Kamerad habe ihn an den Händen gefaßt, ganz unbeholfen sich vorgestreckt und ihm wortlos einen Kuß auf den Mund gegeben. „Wir wollen Freunde sein", habe er rauh herausgestoßen und sei dann wie der Wind davongelaufen.

Axel aber sei wie im Taumel heimgegangen. Ich habe einen Freund; ich bin glücklich; ich habe einen Freund, ich bin nicht mehr allein, habe er immer wieder vor sich hingesagt, und die Tränen seien ihm nur so über die Wangen gelaufen, und dies sei der glücklichste Tag seines Lebens gewesen, voll unendlicher Hoffnungen und grenzenloser Fernsicht.

Dann machte Axel eine Pause, weil ihm war, als habe Wera sich geregt. Darum machte er eine Pause, vielleicht auch um zu sehen, ob seine Mutter erwacht sei. Doch sie schlummerte noch. Ja, wie es weiter gegangen sei? Nicht gut. Der Freund sei am nächsten Tage nicht in der Schule gewesen, wegen einer Hochzeit habe er frei gehabt. Und am übernächsten auch nicht. Auch nicht am folgenden, denn eine Erkältung habe ihn in seinem Zimmer festgehalten, in einem großen weißen Bett – so dachte es sich Axel –, über das die Sonne flutete, die kalte Sonne von New York. Auch am vierten Tage sei er ausgeblieben, aber Axel vor Glück fast gestorben, weil der Postbote ihm ein Brieflein brachte, auf dessen Umschlag mit ungefügten Buchstaben Axels Name und Adresse geschrieben war. Woher wußte er seinen Vornamen? Woher seine Adresse? Oh, er wußte alles. Er kannte wohl auch das häßliche, ärmliche Mietshaus, vor dessen Haustür sich die Proletarierweiber lümmelten und klatsch-

ten. Im Brief aber stand: „Lieber Harras! Ich habe einen Katarrh und kann nicht in die Schule kommen. Vielleicht muß ich nach Heartfield auf unser Landgut, der Arzt sagt so. Ich weiß, daß Dein Gedicht von dem deutschen Dichter Goethe ist (der Name war sorgfältig geschrieben), ich habe es deutsch gelesen, und wir haben eine Deutsche bei uns, die mit uns verwandt ist. Ich kann Deutsch und finde es sehr schön. Dein Freund Dietrich von L. Nachwort: Im Auto komme ich nie mehr, aber wenn ich wieder auf bin, gehen wir spazieren und lesen Gedichte."

Dieser Dietrich war deutscher Abstammung. Deutschamerikaner, die ihren Namen anglisiert hatten. Deutscher Adel, so wie Harras deutscher Adel war. Ein Unbegreifliches schien sich zu erfüllen. Er wußte: Sie waren die besten Freunde auf der ganzen Welt, und jeder würde gern für den andern sterben. Wenn er wieder gesund sein wird, werden sie zusammen hinauswandern und Goethe lesen. Und Schillers „Bürgschaft", und werden sich alles gestehen und kein Geheimnis voreinander haben.

„Sechs Wochen später war er tot. Ich habe ihn nie wieder gesehen, auch keinen Brief mehr von ihm bekommen. Ich habe stundenlang vor dem großen Hause seines Vaters gestanden und zu einem verhängten Fenster hinaufgestarrt, bis ich von einem langen Herrn im Zylinder, der in diesem Hause zu verkehren schien, angefahren wurde, ich solle mich heimscheren. Überdies erfuhr ich, daß Dietrich schon seit Wochen in Heartfield wohnte. Dort ist er auch gestorben. Ich habe geschrien vor Schmerz und Gott verflucht, obwohl ich große Angst vor ihm hatte. Doch später ist mir eine Erkenntnis gekommen, die tiefste, die ich je gehabt habe: Wer einmal ein vollkommenes Glück erlebt hat, der muß es verlieren, wenn er nicht zugrunde gehen soll. Wer es aber halten will, den vernichtet Gott."

Nach langem Schweigen sagte Ursula: „Wie merkwürdig ..."

„Was ist merkwürdig?"

„Nichts. Mir fiel nur ein Wort von Johannes ein: ‚Die Verdammten sind jene, welche gefunden haben und nicht nehmen dürfen.'"

Axel fiel in Schweigen. Wera bewegte sich im Schlafe. Die Kerze brannte tief, flackerte und schwelte.

Seltsam, dachte Axel, dies wollte ich gar nicht erzählen. Wenn ich recht überlege, weiß ich nicht einmal zu sagen, wie ich gerade auf diese Geschichte gekommen bin. Ich hatte sie doch ganz vergessen, jahrelang nicht an meinen Schulfreund Dietrich gedacht. Und nun, wo mir war, als müsse ich etwas aus tiefstem Brunnen schöpfen, nun tauchte dies vergessene Erlebnis auf. Hat es so verborgen gelegen?

„Ich habe einmal gelesen", sagte Ursula, „die größte Sünde sei die Trägheit des Herzens. Ich habe mich damals geschämt zu fragen, was denn eigentlich die Trägheit des Herzens sei. Und nun" – sie sprach stockend, leise, gequält – „nun denke ich, dies ist meine Sünde. Sie heißt vielleicht auch so viel wie: nicht lieben können, wo man lieben will."

„Nein", erwiderte Axel und mußte lächeln, wie er das todernste Gesicht seiner Schwester sah, „von dieser Sünde darf ich dich freisprechen."

Sie blickte empor. In ihre Augen trat eine wehe Frage.

Was quält sie sich um Johannes? dachte er und sagte: „Trägheit des Herzens ist die Lieblosigkeit. Paßt das zu dir?"

Sie schien nachzudenken. Langsam schüttelte sie den Kopf. Wieder wehte Schweigen durchs Zimmer. Axel wartete auf etwas, aber sie preßte die Lippen zusammen und starrte vor sich hin.

Er bemerkte, daß Unruhe in ihm aufpochte. Er stockte in seinem Gedankengang. Warum bin ich unruhig? Was geht mich ihre Liebe an?

Plötzlich fiel ein Geräusch in seine Grübelei. Beide fuhren auf. Wera war erwacht und reckte sich. „Ach –." Blickte auf, rieb sich die Augen. „Was – ist denn?" Sah Axel und Ursula und sprang aus dem Lehnstuhl auf.

„Ich habe wohl geschlafen?"

„Vermutlich. Geh nach oben, Weri, und lege dich hin. Jetzt sind wir an der Reihe."

„O Gott, ich habe geschlafen. Aber ich muß eben erst eingeschlafen sein, wahrhaftig. Wie spät ist es denn?"

„Nach drei", sagte Ursula. „Wir sind ja auch eben erst gekommen, geh und leg dich hin. Mulling schlummert."

„Ich muß ihr einen Umschlag machen!"

„Nein, laß schon den Umschlag jetzt, Wera. Der Schlaf tut ihr wohl ebensogut. Wenn sie erwacht, besorge ich es. Du bist ja so müde; gute Nacht."

Wera reckte sich und gähnte.

„Uah – – seid ihr mir böse? Ich kann nur gerade vor einer halben Stunde eingeschlafen sein. Ach, mir sind die Glieder so steif, ich, ich, was wollte ich sagen? Ich hab' so einen komischen Traum gehabt, den muß ich euch noch erzählen. Also da war eine Mühle, nicht hier, sondern drüben. Eine Mühle, aber eigentlich war es gar keine Mühle, wie soll ich es nur beschreiben? Ein Raum, ein komischer Raum, in dem hingen Steine, ach, ich weiß nicht, ich erzähle es euch morgen. Ich geh' jetzt. Oder nein, ich wache zur Strafe dafür, daß ich geschlafen habe, und ihr –"

Axel erhob sich und legte ihr die Hand auf den Mund.

„Pscht. Du gehst und schläfst und träumst von deiner Mühle und ich sitze hier noch ein bißchen mit Ursula."

„Warum schläfst du denn nicht?"

„Weil ich nicht müde bin. Schluß. Schluß, verschwinde, my darling! Also ja, meinetwegen noch einen Kuß. So. Du riechst nach Schlaf. Still, bitte, kein Geschrei! Ab! Adieu."

Wera verließ das Zimmer. Ursula steckte eine neue Kerze in den Leuchter. Dann öffnete sie das Fenster und schaute hinaus. Axel sah sie, eine schmale Silhouette im Blaugrau des nebligen Frühlichts. Vereinzelt zirpte ein Vogel auf. Ein kalter feuchter Rauch schwoll ins Zimmer. Frischer Duft noch unerwachten Morgens. Er trat zu seiner Schwester und legte den Arm um ihre Schulter, fühlte, wie sie still hielt, ganz still, drehte den Kopf zu ihr und sah ihr Profil in die schattige Halbnacht eintauchen wie einen ersten Strahl. Die Bäume des Parks, die Tannen, Rotbuchen, Ulmen und Eichen waren massig blaugrau, dick in nächtlichen Nebel gehüllt, triefend vor Tau.

Über Axel kam ein großes Gefühl des Glückes. Ihm war, als stünde er ganz stark und voll im Leben, in einem Leben, das in Millionen Keimen sproß und wie ein Ährenfeld der Ernte entgegenwuchs. Er empfand die Nähe seiner Schwester mit süßer Wohlig-

keit als zweites Du. Und unter dem Aufleuchten dieses Glückes sagte er plötzlich: „Ich bin mit Wera fast vier Jahre verheiratet. Doch jetzt, wo ich hier bin, ist mir, als stündest du mir viel näher als meine eigene Frau."

Ursula drehte langsam den Kopf zu ihm und sah ihn an. Sie hielt seine Hand, hielt sie in der ihren, schwieg. Auf ihrer linken Wange lag rötlichflackerndes Kerzenlicht. Scharf schied es sich von dem milchigen Blau der Frühe, das über ihre dem Freien zugewandte Schläfe rieselte.

So standen sie einige Augenblicke und sahen sich in die Augen.

Ursula ging ins Zimmer. Löschte die Kerze. Die Dämmerung war noch fahl. In den Winkeln saß die Nacht. Aber unentwegt trank sie ein sickerndes Licht, das hinter den Wäldern wuchs.

Sie setzten sich. Es war große Stille um sie. Die Minuten tropften. Ursula schaute nach der Kranken. Kam zurück. Er sah sie fragend an. Sie nickte bloß. Und wieder schwiegen sie und blickten ins Freie. Draußen schnalzte die Gartengrasmücke. Plötzlich stimmte sie unter leisem Zwitschern einen flötenden, immer stärkeren, immer volleren Gesang an.

Ein paar Krähen schrien vom Waldrande her, träge in den Morgendunst flatternd. Der kleine Vogel verstummte. Und ein geschwätziges Zirpen pochte ans Haus. Ein dünner Pfiff wie aus silbernem Pfeifchen blitzte von der Tiefe des Parks her auf. Dann räkelte sich verschlafenes Spatzengezwitscher.

„Sieh, sagte Axel", „mir ist, wenn ich an New York zurückdenke, als habe ich einen großen, stürmischen, erregenden, jahrelangen Traum gehabt. Einen Traum wie Odysseus, den sie schlafend ans Ufer Ithakas brachten. Glaubst du nicht, daß Odysseus auch seine furchtbaren Abenteuer wie böse phantastische Träume erschienen sind, als er die ersehnte Heimat sah und die Spitzen der geliebten Berge sich röten? Wenn ich an die Hochhäuser, an die sonnenärmsten Straßen der Welt, an das Chinesenviertel, an eine Negerkneipe, an dieses rasende, wilde, mechanische Abrasseln eines schreckhaften Lebens denke, kommt es mir beinahe unwahrscheinlich vor. Ich glaube kaum, daß ich derselbe bin heute, hier auf Windsloh,

der ich einmal beinahe von einem Mexikaner erstochen worden wäre, nur weil er mich für einen andern hielt. Wie fern, wie fern ist das alles. Szylla und Sirenen. Jetzt bin ich in Ithaka gelandet."

„Besser als Odysseus. Denn der mußte sich seinen Palast erst erkämpfen."

„Richtig. Er erschoß die Freier. Das fällt nun freilich bei mir fort. Aber ob ich mir diese Heimat nicht auch erst erkämpfen muß?"

„Wie meinst du das?"

„Nichts Großes wird einem im Leben geschenkt. Alles Wichtige will erobert sein. Wer weiß, was mir noch bevorsteht. Ich höre draußen die Grasmücke pfeifen und die Bäume rauschen, Tau fällt aufs Land, und es ist mein Land und mein Haus. Im Stalle brüllen die Kühe verschlafen, die Pferde scharren, und ich denke, daß es meine lieben Tiere sind, deren Gedeih und Gesundheit meine Sorge ist. Auch das Kälbchen, das unter deiner Leitung geboren wurde, ist schließlich mein Kälbchen. Und der Park dazu und der Gesang der Vögel und die große, große Ruhe, nach der ich mich jahrelang gesehnt habe, ohne zu glauben, daß es so etwas wirklich gibt. Aber alles gibt es, woran wir unerschütterlich glauben, nur verbirgt es sich oft, und wir sehen es nicht. So atme ich dies Glück ein, in Elusenstein zu sein. Ich fühle große Sorge um Mulling, die doch krank ist, aber nicht einmal diese Sorge kann das Glück zerstören, endlich bei ihr zu sein und bei ihr wachen zu dürfen. Ach, wenn Mütter wüßten, wie Söhne sie manchmal lieben! Aber sagen können sie es nicht. Sieh, Ursula, dies alles soll mir geschenkt sein? Nein, nichts wird im Leben geschenkt."

Ursula sah ihren Bruder eine Zeit an. Dann fragte sie: „Hast du dir Windsloh nicht in New York verdient?"

Er schüttelte den Kopf: „Nein. Ich bin den falschen Weg gegangen. Auf meinem Wege wäre ich nie nach Windsloh gekommen. Erst Papas Tod öffnete mir sein Tor. Ursula, du weißt nicht, wie wenig mein Leben dem euren glich. Ihr lebtet auf Lebenssicht. Ich nur auf den Tag hin. Ihr suchtet das Werk. Ich suchte mein Glück. Ihr leistetet etwas, ich arbeitete nur. Nein, widersprich nicht, ich fühle das alles zu tief, um mich noch entschuldigen zu können. Unverdient trug mich die Welle nach Ithaka."

Ursula schwieg. Die Mutter regte sich. Sie ging zu ihr. Er hörte, wie beide sprachen, wie Ursula an der Waschschüssel hantierte. Als sie wiederkam, fragte sie, ob er nicht zu Bett gehen wolle. Sie habe Muing einen Umschlag gemacht, und nun werde sie wohl ruhig bis zum Morgen schlummern. Das Fieber sei zurückgegangen.

„Gehst du denn schlafen?"

„Nein, ich bleibe noch ein wenig hier."

„Ich auch. Setz dich doch in den großen Stuhl, dann hast du's bequem und kannst einschlafen, wenn es dir zu langweilig wird. Du brauchst auch gar nicht hinzuhören. Ich rede nur so, weil das Leben in mir wie ein Fluß strömt, und der trägt allerlei Holz und Blätter auf den Wellen."

Axel spielte mit seiner Hornbrille, die er abgenommen hatte, und schien sich in Verlegenheit zu befinden. Er wollte sprechen, aber es war schwer, denn es mochte nicht recht für Mädchenohren sein. Gleichwohl – Ursula erschien ihm viel reifer als alle Frauen, die er gekannt hatte. Denn sie besaß etwas, was wenigen gegeben ist, sie konnte hören. Und hörte, weil sie miterleben konnte, und strömte dies wie eine elektrische Welle aus, so daß jeder freier wurde, der zu ihr sprach.

„Ganz was andres fällt mir ein", begann er rasch. „Kennst du eigentlich den jungen Brodem genau? Den Achilles. Beim Odysseus fiel mir sein Name ein."

„Warum fragst du?"

„Ach, nichts weiter. Ich hatte mich mit ihm neulich ganz hübsch unterhalten. Der Junge hat nicht wenig Verstand und Gemüt. Aber plötzlich schien ihm etwas einzufallen, er verschwand dann auch bald darauf aus dem Zimmer, und wie ich eine halbe Stunde später in mein Zimmer will und durch die Garderobe gehe, kommt er mir daraus entgegen, wird krebsrot und stammelt etwas, was ich nicht verstehe. Ich denke, der will wohl nur verschwinden, und wies ihn richtig. Aber jetzt ist mir, weiß der Teufel wie, etwas in den Sinn gekommen. Es klingt zu dumm, ich mag es kaum sagen."

Ursula sah ihren Bruder fragend an.

„Wera erzählte mir, du vermißtest seit der Gesellschaft gewisse Wäschestücke –. Ich meine, glaubst du nicht, daß nicht die Anja daran schuld hat, sondern eben dieser junge Herr von Brodem?"

„Aber das ist doch Unsinn, Axel! Achilles von Brodem – mir meine Wäsche stehlen? Nein, Axel, ich begreife nicht, wie du aus der Begegnung in der Garderobe darauf schließen kannst."

„Ich schließe eigentlich daraus nicht viel. Ich erinnere mich aber an einen Mister S. F. Pulton in New York, Sohn sehr wohlhabender und hochanständiger Eltern, der lange bei uns verkehrte. Dieser Pulton war ein bildhübscher Bursche von fünfundzwanzig Jahren, trug die besten Anzüge und lebte auf großem Fuße, ohne dabei erhebliche Schulden zu machen. Eines Tages wurde er verhaftet. Er hatte an sechs- bis siebenhundert Kristalle aus allen Häusern, in denen er verkehrte, zusammengemaust. Eine Riesenkristallsammlung. Nur weiße. Auch uns hatte er eine Vase, eine schöne schlanke Vase, entwendet. Wir bekamen sie nachher übrigens wieder.

„Das verstehe ich nicht. Nennt man das nicht Kleptomanie?"

„Ja, man kann es auch Kleptomanie nennen. Aber ich glaube, das stimmt nicht ganz."

Ursula überlegte. „Nein", sagte sie, „nein, das ist ganz ausgeschlossen. Denk doch einmal nach, Axel. Kristalle, das hat schließlich einen Sinn, nicht wahr? Schließlich kann jemand verrückt sein auf schöne Kristalle, die ihm die Augen blenden, und die nimmt er dann einfach fort. Man sagt, Sammlern sei alles zuzutrauen. Aber gebrauchte – Kleidungsstücke von mir ..." Sie überwand die Scham und sagte: „Hosen? Nein, das ist Kohl. Du, das mußt du dir aus dem Kopf schlagen."

Axel schwieg.

„Komisch, wie du darauf kommst", sagte Ursula, „heute, ehe ich hierherkam, hatte ich ein bißchen geschlafen und von Achilles Brodem geträumt. Er schlich im Hause umher und versteckte etwas hinter einem großen Bilde. Ich traf ihn, er zitterte furchtbar und bat mich, um Gottes willen nicht nachzuschauen, was er versteckt habe. Ich wurde neugierig, suchte und suchte und suchte und fand nichts. Schließlich hob ich ein altes Bild ab, den Großpapa, weißt du?" Da lief eine abscheuliche Spinne die Wand hinauf. Ich ließ das Bild fallen, der Rahmen zerbrach, und dann erwachte ich. Nein, nein, das ist wirklich Unsinn mit Achilles. Die Anja ist eine diebische

Elster. Sie arbeitet gern, aber sie klemmt auch gern. Ich komme ihr schon auf die Schliche."

„Es gibt merkwürdige Dinge in der Welt, Ursula. Ich dachte, als ich von diesem jungen Pulton gehört hatte, das sei nun etwas ganz Besonderes gewesen. Dennoch steht am Anfang meiner Ehe ein noch merkwürdigerer Mensch. Ich muß dir sagen, daß ich die Gewohnheit hatte, in schlechte Varietés zu gehen. Ich ging sogar leidenschaftlich gern in diese absurd häßlichen, verrauchten, von zweifelhaftem Publikum, kleinen Leuten, Farmern, Landleuten und zusammengekehrten Existenzen besuchten Lokale. Nirgends blickst du dem ungeschminkten, dem brutalen Leben so unmittelbar ins Gesicht. Nirgendwo ist der Unterschied zwischen Sein und kümmerlichem Schein hilfloser überbrückt und darum greller, als bei diesen Tingeltangelmädchen, die schon mit dreizehn Jahren verschleppt werden und nun mit dem Rest ihrer gläsernen Stimme den Mai und die Liebe besingen müssen, während zu Hause ein Kerl mit hochgeklapptem Rockkragen auf sie wartet. Was für hübsche Geschöpfe mitunter hier zu finden sind! In solch einem Tingeltangel sah ich eine Tänzerin von sechzehn Jahren, ein kleines Genie, die ich retten wollte. Aber die Geschichte hätte beinahe mit einem Dolchstoß in meine Lunge geendet. Ich erzählte dir schon davon. Und dann traten da Schnelldichter auf, die alle Worte, welche du ihnen zuwarfst, zusammenreimten und ein langes Gedicht daraus machten. Und eine Negerin, die Glas fraß. Sie zerschlug Flaschen und aß sie auf. Zerbiß das Glas knirschend zwischen den Zähnen. Und ein Sänger, der Klavier spielte, pfiff und gleichzeitig sang, während er mit den Füßen die Harfe schlug. Ja, siehst du, diese Leute arbeiten, sie verdienen sich ihr Geld. Sie verdienen sich es schwer und doppelt bitter, weil sie sich sagen müssen, daß eigentlich nichts dabei herauskommt! Denn was leiste ich schon damit, daß ich Flaschen esse? Das ist vielleicht das Allerfürchterlichste daran, die unmittelbare Sinnlosigkeit ihrer schweren Arbeit. Wieviel so eine Trapezkünstlerin arbeitete, wirklich arbeitete, das erfuhr ich alles erst durch eine Frau, die ich dort kennenlernte. Eine Sängerin von dreißig Jahren, die neben einigen wirklich beklatschten Chansons von gemeinstem Inhalt Lieder von Mozart sang. Von Damötas und Chloe, ganz zarte

kleine Lieder. Denke dir: ich sitze in einem häßlichen, getünchten, mit Plakaten beklebten Raum, der verraucht und gemein ist. Auf die Bühne tritt eine schlanke Person, dekolletiert, mager, aber von schönem Wuchs. Ich denke, eine Kokotte, die zunächst noch einen wohlhabenden Freund hat. Sie nickt uns zu, lächelt nicht viel anders, als alle diese Mädchen lächeln, und das verstimmte gemeine Klavier, an dem ein buckliger Greis sitzt, beginnt seine falschen Klappertöne in den Dunst zu spucken. Da – auf einmal singt sie Deutsch! Und Mozart dazu. Verstehst du, was das heißt, in diesem Stall, vor den dreckigen Ohren der Fellhändler und Mädchenangler Mozart! Das muß ein deutsches Ohr erleben, sage ich dir. Und die Kerle grinsten und wußten nicht recht, ob's ein Pariser Chanson war oder sonst was, aber sie schmissen nicht mit Bierfilzen nach ihr, sondern grinsten nur so, wie sie taten, wenn sie etwas nicht verstanden, ohne sich blamieren zu wollen. Und jeden Abend sang sie Mozart, und jeden Abend klatschte ich danach wie besessen, und einmal klatschten ein paar Leute mit breiten Hüten und Pfeifen mit, ja, sogar ein Indianer klatschte. Ich hätte heulen mögen: denke dir, ein Indianer, so eine Rothaut mit unbeweglichem, müdem Geiergesicht sitzt da und schlägt langsam die Hände aufeinander als Dank für Mozart!

Ich lernte die Sängerin kennen. Sie nannte sich Jobinräh. Das war natürlich Unsinn. In Wirklichkeit stand eine Fürstin Rieden vor mir. Eine deutsche Fürstin, die in einem New Yorker Tingeltangel Mozart sang. Ich sage dir, in dieser Stadt ist alles möglich. Ich verliebe mich in sie. Ich bin von ihr fasziniert. Ich forsche sie nach ihrem Leben aus. Sie schweigt. Sie zuckt die Achseln, schweigt. Ich lerne ihre Bücher kennen, ihre Bücher – sie hatte deutsche Bücher! – Möbel, ein uraltes kleines Gebetbuch mit einer Krone und Inschrift einer hohen Fürstlichkeit. Ihre Photographien. Kein Zweifel, hier hatten seltsame Schicksale einem Mädchen ein Los zugeteilt, wie es nicht alle Tage fällt. Sie liebt mich wieder. Sie gibt meiner Werbung nach. Sie ist noch Jungfrau. Ich befinde mich in einem Taumel, denn dies alles scheint unbegreiflich und ganz phantastisch, ganz unwahrscheinlich zu sein. Ach, Ursula, das war eine schlimme Liebe. Ich weiß nicht, was ich an ihr liebte, vielleicht das Geheimnis

ihres Lebens, vielleicht diese Mischung von Elend und Adel, von Gemeinheit und edlem Blut, vielleicht ihre Hysterie, die so groß war wie ihre Fähigkeit, einen bis aufs Blut zu peinigen und dann nach achtstündigem, qualvollem Gespräch zu einer fast himmlischen Glückseligkeit zu erheben. Und dann: Ich erlebe die Mystik ihres doppelten Ich. Einmal finde ich sie in Trance und sehe, daß sie automatisch schreiben kann. Sie sitzt vor einem Stück Papier und schreibt mit einer mir völlig unbekannten Handschrift mehrere Sätze in ungarischer Sprache, die sie meines Wissens nicht beherrscht. Fast ein Jahr später erfahre ich, daß dies ein Teil aus einem geheimen Wirtschaftsabkommen ist, das zu derselben Zeit ein Konzern ungarischer Großindustrieller mit rumänischen Ölquellenbesitzern geschlossen hatte. Es war unmöglich, daß sie von alledem auch nur einen flüchtigen Schimmer gehabt haben konnte. Bald darauf erlebe ich ihre medialen Fähigkeiten. Ich bringe sie mit einem Kollegen vom psychologischen Institut der Columbia University, Professor Jersey, zusammen. Unsre Sitzungen beginnen. Zwei Ärzte und ein Bankbeamter sind stets zugegen. Sie verfällt in Trance und zeigt teleplastische Phänomene. Jene dritte seltsame und eigentlich unheimliche Sitzung werde ich nie vergessen, weil ich selber dabei eine unglückliche Rolle spielte. Ellen befand sich in Trance. Zehn Minuten mochten vergangen sein, Professor Jersey flüsterte mir gerade zu, wir dürften uns wohl auf ein negatives Resultat gefaßt machen. Da fühlte ich, wie etwas meine rechte Schulter ziemlich tief unter der Achsel mit sanftem Druck berührte. Ich muß dir sagen, daß ich links von Ellen saß, mit meinen Händen ihre linke Hand umklammerte. Rechts von ihr saß einer der Ärzte und tat dasselbe. Und wie ich mich umdrehe, sehe ich eine weiße, sechsfingrige handähnliche Materie, durchsichtig von rechts unter dem Tisch hinauf gegen meine Achsel fassen. Da unsre Füße auf denen des Mediums ruhten, war ein Betrug, an den Ellen übrigens niemals gedacht hätte, unmöglich. Sie lag in tiefem Schlafe. Ihr Mund war halb geöffnet. Ich lasse ihre Hand los, drehe mich um, packe dieses schleierhafte Gebilde und habe den Bruchteil einer Sekunde das Gefühl, ein widerliches, kaltes Reptil anzufassen. Sie stößt einen furchtbaren, einen nicht mehr menschlichen, beinahe

mystischen Schrei aus, ich sehe, wie sie jäh erwachend mich einen Augenblick anstarrt, als hätte ich etwas Schreckliches begangen, und dann in Erschöpfung zurückfällt. Das Phänomen ist verschwunden.

Seitdem befanden sich ihre Nerven in einem noch jämmerlicheren Zustand. Sie schläft fast nie, fällt aber leicht in Trance und beginnt dann automatisch zu schreiben oder auch fremde Sprachen zu sprechen, besonders häufig Persisch und Iranisch. Sie wünscht dringend meinen weiteren Ausschluß aus allen Sitzungen, begegnet deshalb von seiten der andern Teilnehmer Mißtrauen, bekommt einen hysterischen Anfall und will sich die Pulsadern aufschneiden. Man bringt sie, da ihre Vermögensverhältnisse ihr dergleichen Luxus nicht gestatten, auf Kosten des psychologischen Instituts in ein Sanatorium. Ich besuche sie am Sonntag und erlebe folgendes: Es ist vormittags elf Uhr. Sie kommt mir frisch, jünger aussehend, bei bester Laune entgegen, und wir verbringen ein paar reizende Stunden miteinander. Ich bin von neuem in sie verliebt, fühle mich ihr näher als je und plane, weil ich erneut Beweise ihrer glühenden Zuneigung zu mir empfange, eine Verbindung fürs Leben. Ich will sie aus New York fortführen, wir werden uns irgendwo eine kleine Farm kaufen und Landbau treiben, werden Kinder haben und glücklich sein.

Nach Tisch fühle ich mich ermüdet und lege mich hin. Schlafe ein, erwache durch einen Gesang. Es ist Ellens Stimme. Durch das offene Fenster höre ich sie Brahms „Nachtwandler" singen. Ich lauschte entzückt, denn ihre Stimme, die weder besonders schön noch stark war, hat in den letzten Wochen einen opalenen Glanz und eine fast durchsichtige Klarheit erhalten. Im Varieté ist sie nicht wieder aufgetreten, sie hat ihr Organ schonen können und erlebte nun jene merkwürdige Veredlung der Stimme, die sie auf die Entwicklung ihrer medialen Fähigkeiten zurückführte. Noch einen andern Grund glaubte sie dafür gefunden zu haben. Sie fühlte sich seit etwa anderthalb Monaten stets begleitet von einem unsichtbaren Wesen namens Kate Borg. Diese geisterhafte Begleiterin warnte sie ihrer Meinung nach vor Gefahren und beriet sie in allen entscheidenden Fragen. Wir hatten vormittags von unsrer Heirat

gesprochen. Es war das erste Mal. Ellen schien tief beglückt, wir gingen sehr froh auseinander. Nun hörte ich diesen „Nachtwandler" mit der ganzen Dämonie, die in seinen Tönen kocht, beinahe drohend, wie ein schweres Gewölk durch das offene Fenster dringen. Der Duft der Frühjahrsrosen erscheint mir auf einmal modrig. Ich fühle eine beängstigende Schwere im Blut, fast Ahnung, lächle noch, stehe auf, betrete ihr Zimmer. Sie sitzt am Klavier und singt. Ihr braunes Haar ist in großem Knoten auf den Nacken gefallen. Ich trete zu ihr, leise um sie nicht zu stören. Plötzlich bricht sie ab und sagt deutlich: ‚Ja? Ja, ich komme.' Nun hatte ich sie aber gar nicht gerufen. Niemand hatte sie gerufen. Wir waren allein im Zimmer. Draußen zwitscherten die Meisen, und die Schwalben jagten durch das Blau. ‚Was ist dir?' frage ich. Sie erschrickt, sieht mich, ihre Augen, die von unbestimmter Farbe waren, füllen sich mit Tränen. Sie schweigt. ‚Was hast du?' frage ich noch einmal. Da sagt sie: ‚Bitte, frage nicht. Ich werde heute nacht fortgehen, aber ich komme wieder.' ‚Wohin willst du gehen? Und warum nachts?' ‚Das weiß ich nicht', antwortet sie. ‚Kate wird mich führen.'

Dieses Gespräch beunruhigt mich nicht nur auf das höchste, sondern widert mich sogar an. Ich empfinde diese mystische Beziehung zu jenem unsichtbaren Wesen als eine lächerliche Scharlatanerie. Als Mann suche ich logische Begründungen und klare Verhältnisse. Ich will ihr erneut diese Geisterseherei ausreden, stoße auf hochmütige Ablehnung, auf Verachtung, auf Haß. Es kommt zu einem heftigen Auftritt. Ich packe meine Sachen und stürme davon. Damals arbeitete ich im meteorologischen Institut, verdiente sehr schlecht und mußte nachts Übersetzungen machen, um zu leben. Denn Papa, der hundert Zigaretten täglich rauchte und um die Zeit einen selbsttätigen Feuerlöschapparat erfunden zu haben vorgab, konnte nichts entbehren. Ich lieh mir Geld von einem Freunde und fuhr am folgenden Tage wieder zu Ellen, fest entschlossen, sie zur Vernunft zu bringen. Ich fand sie in einem fast lethargischen Zustand, sie sprach nicht, aß nichts, starrte vor sich hin. Etwas mußte geschehen sein. Aber was?! Nachts verschwand sie. Von neuem suchte ich sie im Dörfchen. Vergeblich. Gegen vier Uhr morgens kam sie

wieder. Ich benachrichtigte den leitenden Arzt. Er schloß sie ein. Sie schrie, raste, kletterte aus dem Fenster, verschwand abermals. Und nun ging für mich die Hölle los. Die Geschichte wird ruchbar. Der Arzt will sie hinter vergitterte Fenster setzen. Ich beschwöre ihn, sie eine Nacht noch unter meinem Schutz zu lassen. Als es zwölf schlägt, geht sie. Es ist das vierte Mal! Ich suche den Anschein zu erwecken, als wolle ich daheim bleiben, folge ihr aber in großem Bogen, schleiche ihr nach, beobachte sie von fern. Sie geht weit aus dem Dorf hinaus auf die Landstraße, spricht, wie mir scheint, mit jemand, biegt einen Feldweg ab, der in ein Gehölz führt. Es ist stockdunkel. Ich trete in Pfützen. Es regnet. Das Wetter ist windig und unangenehm. Bisweilen verliere ich sie aus den Augen, stolpere über ein aufgeweichtes Feld, falle beinahe in einen Graben, entdecke sie schließlich in der Nähe einer ziemlich verfallenen, sehr jämmerlichen Hütte. Ob sie in die Hütte hineingeht, vermag ich nicht zu sehen. Ich pirsche mich ganz vorsichtig näher, sehe durch einen angelehnten Laden einen Lichtschein und blicke ins Innere. Auf einem mit Lumpen bedeckten Lager liegt ein unsäglich elend aussehender Mensch. Seine Augen sind irr, flackern fieberhaft. Ich sehe Ellen eintreten. Der Mensch springt auf und wirft sich auf den Boden. Er ist halbnackt. Sie hebt ihn auf und küßt ihn auf die Stirn. Er wendet den Kopf, ein unendliches Glücklichsein taucht in seinen Zügen auf, er starrt hinaus, scheinbar auf mich zu, sieht mich aber nicht. Plötzlich scheint etwas Dumpfes, Tierisches in ihm zu erwachen. Ich sehe, wie er ihr über die Schultern streicht, wie er ihre Hüften berührt. Ich denke, sie wird ihn zurückstoßen. Nein – Ellen faßt ihn sanft um den Arm, ihr Blick ist geweitet von einem heiligirren Lächeln, sie setzt sich auf das von Schmutz starrende Lager und entkleidet sich, während er, wie ein Tier auf dem Boden gekauert, sie anstiert.

Eine grauenvolle Angst schnürt mir die Gurgel ein. Alles habe ich eher erwartet als das. Diese grenzenlos saubere, ja übertrieben saubere Frau gibt sich einem elenden, stinkenden Bettler hin. Das darf nicht sein. Das kann nicht sein. Das muß verhindert werden. Ich will mit beiden Fäusten an den Fensterladen schlagen, da sehe ich, wie Ellen sich erhebt und ins Leere blickend aufschreit: ‚Axel,

geh fort!' Und nochmals gequält, grell, flehend: ‚Axel, geh fort!!' Eine, zwei, drei Sekunden zaudere ich. Ihr Befehl hatte eine nie gehörte, magische Eindringlichkeit. Ich lasse die Hände fallen. Im nächsten Augenblick blitzt vor meinem Geist wieder das Bild auf: Ellen gibt sich einem Bettler. Sie war stählern und gesund und sollte sich von diesem tuberkulösen Geschöpf anstecken lassen? Der Traum unsres Glücks sollte von diesem räudigen Hund zerrissen werden? Aber war es nicht schon geschehen? Nicht schon vorige Nacht? Nicht die erste und zweite? Es schlug sich mir wie ein Ring um die Brust. Zu spät. Nicht Eifersucht, nicht Haß gegen den Glücklichen erfüllte mich, denn sie konnte diesen ja unmöglich lieben, sondern nur Wut gegen den Wahnsinn eines Schicksalslaufes. Alle Berechnungen stürzten um, weil eine Besessene sich einem Ausgestoßenen hingab. Da kochte eine unsinnige Wut in mir hoch. Ich wollte hinein. Erschießen. Totmachen. Vernichten. Alles aus sein lassen. Ich griff in die Tasche. Der Revolver war fort. Ich erinnerte mich mit aller Bestimmtheit, ihn zu mir genommen zu haben, aber er war fort, die Tasche leer. So wird es auch ohne ihn gehen. Ich suche nach dem Eingang. Renne ums Haus. Der Eingang ist nicht zu finden. Bin ich denn wahnsinnig? Wie ist Ellen in diese Hütte gekommen? Eine kahle Wand. Eine Dachluke. Ein Bretterverschlag. Also durchs Fenster. Ich stoße den Laden auf, schlage die Scheiben mit der Faust ein, sehe die Stube leer. Sie werden nebenan sein. Sie können doch nicht verschwunden, in Luft zergangen, durch den Rauchfang geflogen sein? Ich springe also hinein, stoße eine klapprige Seitentür auf, stehe in einer Art Küche, einer jammervollen, über die Maßen verdreckten. Ein Herdloch, ein paar verbeulte Töpfe, rostiges Blech, Lumpen, ausgebranntes Feuer. Plötzlich tritt mir das Grauenvolle, das Unerhörte, ganz Verrückte dieser Situation grell ins Bewußtsein. Mit nie gekannter Deutlichkeit erlebe ich eine Minute tiefsten Einblicks in die Phantastik des Lebens. Ich habe das Gefühl, in einem Labyrinth zu stehen, umtanzt von Geistern, drei Schritt vor der Schwelle des Wahnsinns. Blitzschnell jagt mein Leben an mir vorüber. Ich sehe Glied an Glied, Kette an Kette sich schließen, entdecke Logik im Unlogischen, Vernunft und Entwicklung im Saltomortale der Ereignisse. Ich

fühle mit furchtbarer Deutlichkeit die Existenz Gottes. Verlassen, total in der Irre, befleckt, hilflos, begreife ich aus dieser tiefsten Erniedrigung irgendeine in höherem Plan gesetzte Notwendigkeit. Aber zu jung, um daraus Weisheit zu lernen, packt mich Empörung. Weil mir das Objekt meiner Wut entwischt ist, werde ich, das Objekt eines göttlichen Spiels, mir zur Wut. Ich schreie auf und zerreiße mir die Kleider. Dann stürze ich hinaus und durchstürme den Wald.

Ich weiß nicht, wieviel Stunden ich die beiden gesucht habe. Ich weiß nur, daß der furchtbare Schmerz mir eine selige Qual bereitete, daß ich wünschte, wahnsinnig zu werden, um nicht mehr denkendes Wesen sein zu müssen. Ich stolperte über Wurzeln, fiel in Erdlöcher, scheuchte einen Vagabunden auf, der vor mir Furcht bekam und davonlief, krallte mich mit beiden Fäusten in den Lehm und sah immer nur das eine, immer nur das eine Bild vor mir: diese weiße Frau mit dem Blut einer Fürstin, umschlungen von den Armen eines zerlumpten Bettlers. Schönheit zerstört durch Siechtum, ein Leben ausgelöscht, Hoffnungen zertrampelt. Ich lief zur Hütte zurück. Beschloß, sie in Brand zu stecken. Sie sollte zu Asche werden, in Flammen niederbrechen, der Wald mit ihr, der ganze Erdteil. Ich hatte Schwefelhölzer, entzündete eins nach dem andern, aber das Strohdach war feucht. Nichts fing Feuer. Da sah ich mich nun so stehen mit Zündhölzchen in der Hand, das Strohdach eines elenden Bettlers in Brand setzend. Schüttelte mich vor Scham und Ekel und lief heim.

Wie ich schon beim Morgenlicht die Treppe zum Sanatorium hinauftorkele, fühle ich mich sehr übel. Ich bemerke, während ich den Gang betrete, an dem mein Zimmer liegt, daß meine Hose, mein Rock, meine Hand mit Blut beschmiert sind. Sehe an der rechten Faust eine klaffende Wunde, halb bedeckt mit schwarzem, geronnenem Blut, sehe, wie es darunter weiter, immer weiter sickert. Ich muß stundenlang mit dieser Wunde herumgelaufen sein, ohne sie auch nur gefühlt zu haben. Da dreht sich der Gang vor meinen Augen, das Fenster zum Garten füllt sich mit rotem Dampf, ich verliere das Bewußtsein. In diesem Zustand findet mich Wera, die mit ihrem kranken Vater in diesem Sanatorium wohnt. Sie denkt, ich sei ermordet, bringt mich zu Bett und ist die erste, auf deren Gesicht mein Blick fällt, als ich erwache."

Axel brach ab. Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, stand auf und ging ans Fenster, atmete die feuchte, erdrüchige Morgenluft ein. Jetzt waren fast alle Vögel erwacht, aber ihr Zwitschern klang noch verschlafen. Über die Wipfel der Wälder glimmte ein rötlicher Schimmer hin.

Er drehte sich um. Ursula saß unbeweglich und lauschte. Ihr Blick hob sich zu seinem, tauchte in sein Auge, wortlos und wissend.

„Ob Mulling erwacht ist?" fragte Axel. Ursula ging zur Tür, schüttelte den Kopf und setzte sich wieder. Er nahm vor ihr Platz und sprach weiter:

„Mitten in diesem höllischen Tanz das reine Antlitz eines jungen Mädchens. Du kennst ja Wera. Sie hat nichts von einer Heiligen und hatte es schon damals nicht, immer war ihr Wesen Lebensfreude, und ihr Pulsschlag ging wie der April. Glaube nicht, daß ich sie liebte. Das war nicht möglich, solange der Schmerz um Ellen mich peinigte und uns bestimmt war, den Becher bis zum Grund zu leeren. Du fragtest vorhin, ob ich mir Windsloh nicht in New York verdient hätte, und meintest vielleicht, daß dies mit Qual verdient werde. Doch das ist ein falscher Glaube, an dem viele unglücklich werden, daß man sich mit dem bloßen Leiden schon ein Glück verdiene. Erst wenn du Sinn in dein Leid legst, gibst du ihm Fruchtbarkeit. Und aus der Fruchtbarkeit erwächst das Glück. Aber was tat ich? Ich litt und zerquälte mich. Erlösung vom Schmerz suchte ich, aber nicht Überwindung meiner Niedrigkeit. Nichts verstand ich, also mußte ich durch eine zweite Hölle geschleppt werden.

Der Bettler, mit dem Ellen verschwunden war, wurde als ein gewisser Peter festgestellt. Er galt als Idiot. Alte Leute im Dorf erzählten von ihm, er sei im Graben gefunden worden. Man habe ihn ausgesetzt. Erst sei er ein liebes, folgsames und sogar kluges Kind gewesen, das jedem gern geholfen habe, obwohl man es viel geschlagen und zu den gemeinsten und niedrigsten Arbeiten gebraucht habe. Eines Tages sei eine Equipage ins Dorf eingefahren, man habe nach dem Jungen gefragt. Ein bebrillter Mann sei ausgestiegen und habe den Jungen aufgefordert, in die Kutsche zu steigen, nur so ein bißchen, nur zum Spaß. Der habe natürlich ja gesagt, die Kutsche sei abgefahren und niemals wiedergekommen. Zehn Jahre später hät-

ten fremde Leute die kleine Hütte im Walde errichtet und diesen Idioten hineingesetzt, der sich kümmerlich durch Betteln ernähre. Dieser Idiot aber, sagten die alten Leute, sei der kleine Knabe, den damals der Mann in der Kutsche mitgenommen habe. Also irgend so eine romantische Geschichte, die ich vielleicht nur darum glaubte, weil sie mich an meine eigene erinnerte. Ellen mußte davon erfahren haben, jedenfalls kann mir dies allein ihr seltsames Wissen um gewisse Vorgänge erklären, nun – vielleicht hatte sie auch nicht davon erfahren, sondern nur auf Geheiß ihrer ‚Begleiterin', des Phantoms Kate Borg, gehandelt, die ihr gebot, an jenem Sonntag nachts das Sanatorium zu verlassen, den Weg zu der Hütte des Verrückten einzuschlagen und sich ihm hinzugeben. Warum? Sie wußte es selbst nicht. Es war offenbarer Wahnsinn. Kein Zweifel, auch Ellen ist verrückt. Sie muß in eine Anstalt. Man kann sie nicht mehr frei herumlaufen lassen. Diese Gedanken durchjagen mein Hirn, unterbrochen durch fieberhaften Schlaf. Der Arzt besucht mich mehrere Male. Wera Fourment bringt mir Blumen. Ihr Vater drückt mir die Hand. Ich sehe alles wie im Traum, nehme alles eindruckslos, apathisch hin.

Die Nacht vergeht ruhig. Gegen vier Uhr morgens werde ich geweckt. Ellen tritt ins Zimmer. Sie setzt sich zu mir ans Bett, sieht mich an, streicht mir über die Stirn. Ich denke, es ist eine Halluzination, aber nein – ich sehe klar, kein Zweifel, sie ist es. Das Fenster steht offen, vom Garten her quillt der betäubende Duft des Jasmins ins Zimmer. Ellen bittet mich um Vergebung. Sie handele auf höheren Rat. Dieser Peter habe als einziger Mensch auf der Welt ein Leben ohne Sonne geführt. Sein Leben sei eine unaufhörliche Kette wahnsinniger Demütigungen, blutigster Leiden gewesen. Sein frischer, zu edlen Taten bereiter Geist sei zermalmt, sein Verstand gelähmt worden. Er trage das Kreuz der Welt, ohne die Welt durch sein Kreuz zu erlösen. Die Fürchterlichkeit dieses Daseins habe durch ein Frauenopfer zerbrochen werden müssen. Sie sei dazu ausersehen gewesen, ihm auf Stunden ein unnennbares Glück zu geben. Aus diesem Glücke werde er in der siebenten Nacht als geheilt hervorgehen.

Ellen sagte dies ganz leise, ruhig, fast als läse sie es irgendwo ab.

Ich höre jedes Wort. Und nun, wo ich alles vernommen habe, bricht Feuer in mein Hirn. Ich will aufspringen, sie anflehen, sie beschwören, von diesem Wahnsinn zu lassen – ich vermag es nicht. Ich liege steif, bleiern, bewegungslos, todmatt. Denke nur: das Geschick muß seinen Weg gehen. Ellen verläßt mich. Ich liege wach, bis es Tag wird. Der Arzt kommt. Er fragt, wie ich geruht habe. Einen Augenblick ist es mir, als müsse ich ihm alles erzählen. Aber im letzten Moment halte ich an mich und sage: ‚Vortrefflich'. Seitdem kommt Ellen noch zwei Nächte. Stets gegen vier Uhr. Ihr Gesicht ist bleich, ihre Augen haben den Glanz des Fiebers. In der letzten Nacht sagt sie: meine Aufgabe ist vollendet, jetzt muß ich dem Neuen leben. Was sie meint, begreife ich nicht. Ich leide namenlos, fühle aber keine Kraft zu widerstreben. Tagsüber grüble ich über den Wahnsinn nach, liege stundenlang und durchdenke dann wieder irgendeine belanglose Tatsache, zum Beispiel, auf welche Weise Ellen in das verschlossene Sanatorium gelangt sein könne, wo sie sich aufhalte, wo sie esse und so weiter. Wera besucht mich täglich, liest mir vor, plaudert mit mir. Ich betrachte sie mit Wohlgefallen, sie ist mir gleichgültig. Kein Wunsch regt sich in mir, meine Sinne ersehnen eine andere.

Ellen ist wieder in New York. Professor Jersey schreibt mir von einer Sitzung mit phänomenalen Ergebnissen. Einer zweiten Sitzung würden namhafte Gelehrte beiwohnen. Eine reiche ältliche Dame, Mrs. Liverpool, interessiere sich für das Medium, habe ihr eine Villa geschenkt und wolle sie bis ans Lebensende sicherstellen. Ellen aber habe das Angebot abgewiesen und singe nachts wieder in Varietés. Ich halte es nicht länger auf dem Lande aus. Kaum hergestellt, fahre ich in die Stadt. Ich besuche sie, finde sie verändert, seltsamer, geheimnisvoll. Sie verweigert sich mir und erklärt, daß sie einem andern gehöre. Ich ringe um ihre Liebe und erpresse ihr das Geständnis, daß sie Mutter zu werden hofft. Ich glaube vor einem närrischen Totentanz zu stehen. Sie sieht tiefen Sinn in allem. Ich frage sie, ob sie mich noch liebe. Ja, sie liebe mich noch, aber sie müsse dem höheren Gebot gehorchen. Ihr Herz gehöre mir, aber es sei Gottes Wille, sich ganz dem Unerforschlichen zu weihen, das sie erwarte. Ich sitze Nacht für Nacht im Varieté und höre sie singen. Ihr Lä-

cheln ist fort. Ihre Stimme rein und schön geworden. Eines Tages singt sie fromme Lieder, man johlt, brüllt, wirft nach ihr. Der Impresario kündigt ihr. Das sei der Gipfel an Schweinerei, Kirchenlieder im Varieté zu singen. Sie geht. Sie erträgt es lächelnd. Doch wovon soll sie leben?! Ich selber habe kein Geld, borge bei Freunden, will es ihr aufdrängen. Erfinde phantastische Geschichten, um ihr das Geld aufzuhalsen, vergeblich. Sie nimmt nichts. Sie lebt elend. Elender als elend. Ich leide Qualen und stehe vor verschlossener Tür. Meine Arbeit verfällt. Ich besuche nicht mehr das Institut, sitze bis zum Morgen bei Ellen, die voll unendlicher Güte ist, aber in allem den Eindruck einer Besessenen macht.

Die Sitzungen schwächen sie sehr. Die Phänomene werden von einigen berühmten Gelehrten als einwandfrei festgestellt. Man will sie nach Paris und London bringen und dort führenden Psychiatern vorstellen. Sie wehrt sich und bleibt in New York. Die letzte Sitzung mit ihr: Sie ist sofort in Trance gefallen und scheint schreiben zu wollen. Man gibt ihr einen Zettel, und sie schreibt in einer mir unbekannten Sprache folgende Worte auf: – nein, laß, ich habe sie bei mir…"

Plötzlich verändert sich Axels Gesicht. Er wird blaß. Wie er die Brieftasche öffnet und aus einem kleinen Umschlag einen vergilbten Zettel entnimmt, zittern seine Hände. Ursula sieht die Erregung, begreift sie aus Erinnerung an Ellen und versteht nicht, warum ihr Bruder den Zettel anstarrt und anstarrt, ohne ihn vorzulesen. Dann sagt er langsam, als sei in ihm ein Felsblock von einer dunklen Gruft gewälzt worden: „Es ist Lettisch gewesen. Seltsam, daß ich daran nie gedacht habe."

„Lettisch?" fragte Ursula. Auch in ihrer Stimme ist Erstaunen.

„Ja, Ellen hat vier Verse auf Lettisch niedergeschrieben. Wir alle verstanden sie nicht und baten sie, die Zeilen zu übersetzen. Wir dachten, es sei ein Zitat aus einem Liede oder Gesang. Dann schrieb sie dies nieder."

Axel reicht Ursula den Zettel. Ursula geht ans Fenster, wo das rötlichgraue Morgenlicht ihr große, deutliche, nahezu schöne Schriftzüge zeigt. Sie wirft einen Blick darauf und erschrickt.

„Ist das ihre Handschrift?"

„Sie hat es geschrieben, aber in Trance. Es sieht wie eine fremde Handschrift aus."

„In jener Sitzung?"

„Ja, auf der andern Seite steht der Vers in lettischer Sprache."

Ursula dreht das Blatt um. Es stimmt. Sie liest und vergleicht. Die Übersetzung ist ausgezeichnet. Der Vers lautet auf deutsch:

„Dein Weg geht von mir fort zu andern Feuern,
Du mußt dich tief verlieren in das Sein,
In der Verdammnis brennend dich erneuern
Und, um das Leben wissend, dich befrei'n."

Sie gibt ihm das Blatt zurück, dreht sich zum Park und schweigt.

Axel starrt den Streifen Papier an und sagt: „Lettisch? Ist das nicht wunderbar? Also geht es doch auf mich."

Ursula beugt sich hinaus und antwortet nicht. Er fühlt, daß sie irgend etwas bewegt, vielleicht, daß sie etwas weiß, was ihm unbekannt ist. Er geht auf sie zu, nimmt ihre Hand. Sie wendet sich zu ihm und schaut ihn an. Ihr Gesicht hat einen Ausdruck, den er noch nie gesehen hat.

„Was hast du?"

„Warum erregtest du dich vorhin?" erwiderte sie auf seine Frage.

„Du weißt es ja. Aber du weißt noch mehr."

Sie nimmt seine beiden Hände und drückt sie sehr fest. Er sieht, wie sie mit den Zähnen auf die Unterlippe beißt, als wolle sie ihren Mund vor jedem flüchtigen Wort verschließen.

„Bitte, frage nicht, Axel. Du wirst alles erfahren. Erzähl weiter. Denn es muß ja wohl ein Ende haben."

„Ja, es hat ein Ende." Er stößt ein Lachen durch die Nase. Setzt sich auf das Fensterbrett, umfaßt das Kreuz und spricht: „Sie wollte, um den Irrsinn voll zu machen, das Kind in jener Hütte zur Welt bringen, in der sie es empfangen hatte. Stell dir vor: es ist gegen Ende Oktober, kalt, windig, regnerisch. Sie ist schlecht ernährt und durch die Seancen, durch endlose Nachtwachen und religiöse Übungen, denen sie sich hingab, derart geschwächt, daß ich nicht wußte, wie sie alles überstehen wollte. Auf meine Fragen hatte sie nur ein Lächeln, immer nur ein Lächeln des Wahnsinns: Gott hat

mich auserwählt, ich bin sein Geschöpf. Er wird mich nicht verlassen. Ursel! Denke dir – eine Frau, die man liebt, hinsiechend, leidend, dem herrlichsten Ereignis entgegensehend, vielleicht dazu bestimmt, durch dieses Kind ein glücklicher Mensch zu werden – ach ... sie war ja glücklich. Unsinn, ganz unsinnig. Sie war glücklich, heiter, zufrieden, wie von innen erleuchtet. Sie erhielt von dem psychologischen Institut und durch die Universität von reichen Privatleuten Gelder genug, die sie instand gesetzt hätten, sorglos zu leben. Was tat sie damit? Sie verschenkte sie. Kaum das Notwendigste behielt sie. Ich sah Elende, Kranke, Verhungerte, Sieche, Irre bei ihr. Bei ihr! Sie gab ihnen zu essen, sprach ihnen Trost zu und betete mit ihnen. Und dann wollte sie fort. Wollte zu jenem, zu diesem Bettler, dem Vater ihres Kindes. Mich verließ die Beherrschung, ich schrie sie an, verbot es ihr. Sie war traurig und sagte, dann müsse sie es gegen meinen Willen tun. Kate Borg habe es ihr befohlen. Ich drohte mit der Polizei, mit Ärzten, mit dem Irrenhaus, was weiß ich, womit noch alles – sie schüttelte nur den Kopf und gab vor, mich nicht zu begreifen. Ich verstünde sie immer noch nicht, ich wüßte immer noch nicht, daß sie unter einer besonderen Sendung, unter besonderem Leid, aber auch unter besonderem Schutze stünde. Sie werde einen Knaben zur Welt bringen, der auserlesen sei zu großem Friedenswerke. Ich könne dabei weder wehren noch helfen. Sie liebe mich wie am ersten Tage, aber sie gehöre Gott und nicht mir. So ging sie von mir. Ich verließ sie in Erbitterung und Zorn. Denn was gilt die Liebe einer Frau, wenn der Geliebte sich an ihr zu Tode quält!

Eine Woche darauf schrieb mir Wera, die Ellen besucht hatte, daß es soweit sei. In mir verhärtete sich Trotz und Zorn. Bis zur letzten Stunde blieb ich in New York und analysierte Meteorsteine. Da kam das Telegramm, daß ein Knabe geboren, die Mutter gestorben sei. Auf dem Lager, das natürlich aus Stroh sein mußte, habe sie strahlend gelächelt unter den Qualen der Geburt. Stunden darauf, kurz vor ihrem Verscheiden, habe sie den Bettler zu sich gerufen und wenige Worte ihm zugeflüstert, die Wera nicht verstanden habe. Dann sei es wie ein schwerer Schmerz über ihre Züge geflogen, und sie habe kaum hörbar gesprochen: ‚Vergib mir, Axel. Dein Schicksal durfte nicht meines sein. Meins welkte, ehe deins blüht'. Das klang.

sehr romantisch. Ich hatte Wera im Verdacht, daß sie ein wenig Poesie um dieses Lager des Schreckens flocht. Ich zerbiß mir die Lippen, aber das Balg des Irren konnte ich nicht zu mir nehmen, wollte es nicht, haßte es und rang doch Nacht für Nacht darum. Schuld, schwere Schuld. Ja, ich weiß, ich hätte bei ihr sein müssen. Ja, ich weiß, daß ich nicht reif gewesen bin, um ihr zu helfen. Nie reif für sie war. Ohne mich würde ihr Weg nie in dieser jammervollen Hütte geendet haben.

Ja, ich weiß, ich weiß das alles. Was nützt das alles. Was nützt das? Zu spät. Das Kind wurde in ein Findelhaus gegeben. Wera bat mich, es behalten zu dürfen, sie habe es der Mutter so versprochen. Ihre Eltern seien einverstanden. Ich verbot es. Ich erklärte, unsre Freundschaft abbrechen zu müssen, wenn sie es täte; sie gehorchte. Da merkte ich, daß sie mich liebte. Doch was sollte ich mit dieser Liebe tun? Ich war bis zum Rande angefüllt mit Gram. Sah keinen Ausweg mehr. Und nun kommt das Ärgste. Diese romantische, satanische, verrückte Geschichte hat einen grotesken, einen wahrhaft höllischen Schluß."

Axel bricht ab. Seine Züge sind so hart und blaß geworden, daß Ursula sie kaum mehr erkennt. Er blickt in den Garten, der sich mit milchig-rosigem Dunst füllt, aber er sieht ihn nicht. Sein Auge fliegt wie eine Pistolenkugel über Tausende von Meilen in die steinernste Stadt der Welt, die schrecklichste, künstlichste, gespenstischste. Fliegt zurück ein halbes Jahrzehnt, schlägt hinein in Stunden, von deren Leid niemand weiß außer ihm selber. Sie sieht ihn an, ruhig, nur tief im Innern erbebend wie eine hohe Saite, die angstvoll mitschwingt, weil eine andre mit jähem Riß zerspringt.

„Das Kind kam in ein Findelhaus. Ich wollte es nicht sehen. Das sagte ich schon. Es war ein Knabe. Wera erzählte, es sei ein sehr lieber, lachender, blonder Knabe gewesen. Gar nicht wie das Kind eines Wahnsinnigen aussehend. Nicht eine Spur, siehst du. Und eines Abends, als ich wieder so dasaß, grübelte, grübelte, grübelte, rechnete ich beiläufig nach, wann das Kind geboren sei. Mir fiel es auf, daß es eigentlich einen vollen Monat zu früh geboren sei. Wie ich so daran dachte, kam mir ein entsetzlicher Gedanke, ein geradezu wahnsinniger Gedanke. Ich springe auf, laufe zu Fourments, schreie

Wera an, ob das Kind wie ein Frühgeborenes aussehe. Nein, ganz und gar nicht, sagt sie erschreckt. Warum ich denn so schreie. Ich verbringe eine grauenvolle Nacht. Reise mit dem Frühzug in jenes Dorf, klingle den Arzt aus dem Sanatorium, der bei der Geburt dabei gewesen, und frage ihn, ob das Kind ein Frühgeborenes, ein Achtmonatkind sei. Er lacht mich ziemlich verwundert an und schüttelt den Kopf. Keine Spur. Es sei ein prachtvolles Neunmonatkind. Ganz ausgewachsen. Alles ganz fertig. Mit der Stunde zur Welt gekommen, pünktlich wie ein Soldat und was des Unsinns mehr ist. Pünktlich wie ein Soldat. Ich stürze fort, laufe die Landstraße hinauf, die ich in jener furchtbaren Nacht gegangen, Schnee treibt ins Gesicht, eisiger Wind, Frost – ich laufe, biege am Feldweg um, stürme ihn hinauf, sehe den Waldrand, suche die Hütte, finde sie, öffne sie – leer. Ich schreie nach dem Irren. Niemand da. Unbewohnt. Nur auf dem Strohlager –. Ach, ich rede ganz wirr ..."

„So setze ich mich auf das elende Bett, dasselbe Bett, in dem Ellen mein Kind geboren hatte. Schüttele den Kopf und fasse nicht, fasse nicht dies Leid. Hier hat sie gelegen, hier hat sie sich gewunden in Schmerzen, hier hat sie gedacht: es ist sein Kind, das Kind dessen, den sie geliebt hat. Aber er soll es nicht wissen, weil es ihn hemmen würde, belasten, ihm Sorgen geben, ihn frühzeitig binden. Er ist noch zu unreif, um dem Kinde Vater zu sein. Aber vielleicht ist er ein großer Mensch, ganz einfach nur ein gütiger, selbstüberwindender Mensch, dann wird er dieses Kind doch zu sich nehmen, auch wenn er glaubt, daß es nicht seines ist, wird es zu sich nehmen und es liebgewinnen, und es wird sein Kind im Geiste werden, um spät ihm das Glück zu schenken, sein Kind im Blute zu sein. So hat sie gelegen und gelächelt und gedacht und schon über allen Wirrnissen des Daseins geschwebt. Und ich rannte zu Hause herum in törichter, fruchtloser Wut, verbissen, eifersüchtig, kindisch. Unter der Suggestion stehend, die mich, die uns alle monatelang beherrschte: es sei das Kind eines wahnsinnigen Bettlers gewesen. Ich strich mit der Hand über das schmutzige Lager und fand keine Worte mehr, sah nichts mehr, alles verschwamm vor meinen Augen. Dort, das war ihr Kopfkissen, dort lagen ihre Füße, ihre lieben, schlanken, weißen Füße. Hier war noch ein Lappen, verknüllt und schmutzig, vielleicht

hatte sie ihn umklammert, als ihre Stunde kam. Ein kleiner dummer Lappen, zu gar nichts nütze. Ich nahm ihn wie eine Reliquie zu mir. Und stand auf, schwer, mit bleiernem Kopf, fühlte einen Tod zum erstenmal als unwiederbringlichen Verlust in meinem Leben. Siehst du, und dann kam das Glück. Es schlich sich durch wie ein Sonnenstrahl durch Steinritzen in einen finsteren Keller, blühte wie kleine Gräslein aus Mauerspalten: das Glück, ein Kind zu haben.

Ich ging noch einmal zum Arzt. Sagte ihm alles, befragte ihn, beschwor ihn, erfuhr nur immer das gleiche: ein gesundes, ausgewachsenes Baby, blond, lachend – kurzum, ein Prachtjunge. So fuhr ich nach New York. Vom Bahnhof in die Downingstreet, ins Findelhaus. Ein abscheulicher Bau. Milch war ausgegossen. Ich ging zur Vorsteherin. Ich – nun, was soll ich noch erzählen. Vor einer Woche hatte der Kleine den Keuchhusten gekriegt. Den habe er ganz gut überstanden, denn er sei ein fabelhafter Junge mit einem Brustkasten wie ein Scheunentor. Also der Keuchhusten – gut. Aber eine Pflegerin habe vorgestern den Haken am Fenster zuzumachen vergessen oder, oder, oder, weißt du, irgendeinen Haken, es hing an irgendeinem winzigen Haken, ich weiß nicht mehr, was es war, begriff auch gar nichts, sah nur immer die verschlissenen Möbel, die dürftigen Blattpflanzen in der weißen Krippe, den Schreibtisch mit den Papieren und einem großen Buch, und rechts auf einem Stuhl eine kleine Kinderklapper. So ein Ballchen mit Stab und Steinchen darin. Das sah ich alles. Schluß. Zu Ende."

„Tot?"

„Ja, er war tot. Das war doch selbstverständlich."

„Axel!"

„Ursel, liebe Schwester, sage nichts. Ich bin wohl ein wenig erregt, aber ich sehe darum nicht weniger klar, daß dies sein mußte. Dies mußte alles so kommen. Ich hatte nichts Besseres verdient. Gebe Gott, daß ich heute reifer bin."

Ursula nimmt seine Hand. Sie spricht kein Wort. Blickt ihn auch nicht an. Sondern beide schauen hinaus, angestrengt, als gebe es etwas unnennbar Wichtiges in weiter Ferne zu erblicken. Es ist aber nichts weiter, als daß nun die Nebel flockig ins Blau des Himmels steigen und glühend die Sonne überm Walde aufbricht.

„Ein Jahr darauf heiratete ich Wera", sagt Axel. Es klingt, als erzähle er von einem andern: „Sie war ein kluges, verständiges Mädchen. Sie wußte um alles, erwartete nicht mehr, als ich ihr geben konnte. Sie war heiter, war jung, war das Leben. Sie liebte mich. Hör doch die Amsel draußen – –"

Sie sind still. Die Amsel ruft. Ein goldener Springstrahl, der aus der Frühe steigt und mit seiner Spitze in den Tag hineinfunkelt.

„Was wurde mit dem Irren?"

„Dem Bettler? Gesund. Sagt ich's nicht? Denk'. Vollkommen gesund seitdem, seit wann? Ich weiß nicht. Frage mich nicht. Seit jenen sieben Nächten, seit ihrem Tode, seit – ich weiß es nicht."

Sein Gesicht ist verquält und blutleer.

„Mulling hat gerufen. Geh!"

Sie hat nicht gerufen. Aber die Geschwister gehen zu ihr. Sie schläft. Axel beugt sich über ihre Hand, küßt sie und blickt auf.

„Wie schön sie ist", sagt er. „Schön wie nur Greisinnen sind, die alles wissen und ganz ruhig sein können. Sieh ihre Stirn, diese Schläfen, diese hohen Augenknochen, die kluge Nase, groß und gerade und schmal. Und sieh, Ursel, den festgeschlossenen, edlen Mund, so fest, als hielte er alle Weisheit, die sie kennt, tief verborgen. Ursel, das ist alles ein Wunder. Wie glücklich bin ich nun."

Ursula nickt. Sie sieht ihre schlafende Mutter und zittert und weiß nicht, warum sie zittert, weiß nicht, ob Glück oder Leid sie erfüllt. Sie fühlt, wie aus ihrem Bruder ein Schicksal strömt, das ihr eigenes wird, fühlt aus seinem Blute den heiligen Funken in ihres springen.

Axel erhebt sich. Er reicht ihr die Hand. Sie umschließt sie fest. Sieht ihm ins Auge. Ihr ist, als sei es zum erstenmal.

Akulina Amalie Lirum kommt. Um sieben sei der Arzt zu erwarten. Bis dahin wolle sie wachen.

Die Geschwister gehen nach oben.

„Legst du dich noch zu Bett, Ursel?"

Sie schüttelt den Kopf. „Du?"

„Nein."

An der Tür zu ihrem Zimmer nickt sie ihm noch einmal flüchtig zu, ganz, als sei nichts geschehen. Er lächelt ebenso.

Ursula tritt ans Fenster, öffnet es und atmet den Morgen ein. Er ist silbern, mit blauen und goldenen Fäden durchwirkt. Die Amsel ruft wieder. Eben saß ich noch unten und er saß bei mir, wir waren in einer armseligen Hütte, und die Amsel sang. Eben. Wir gingen zu Mulling. Sie schlief. Aber sie sah uns. Sie fühlte uns. Sie ist unsre Mutter. Unsre Mutter. Seine und meine ...

Wie die Amsel singt. Aus Moll dieser Sprung in Dur. Und wieder Moll. Wie kräftig seine Hand ist. Einen Sohn hat er gehabt ...

Plötzlich geht sie zum Schreibtisch, schließt ein Fach auf, sucht ein Kästchen heraus und entnimmt einem Umschlag mehrere Bogen, die Verse enthalten. Sie liest vier Zeilen. Und liest sie abermals und von neuem:

„Dein Weg ist weit. In namenlose Gluten
Irrt deines Fußes Bahn. Dein Herz ist rein.
Und mußt dich doch in Sünde ganz verbluten,
Um dich zu neuem Leben zu befrei'n. J. v. W."

Die Handschrift auf diesem Zettel gleicht jener, die ihr Axel zeigte.

Sie beißt die Zähne fest aufeinander, denn ein Schluchzen sitzt in ihrer Kehle. Geht ans Fenster.

Ein frischer Wind schüttelt den Tau aus den Tannen. Der Flieder hat über Nacht Blüten aufgesteckt.

2

Johannes von Wulff liegt auf dem Diwan seines Arbeitszimmers. Es ist halbdunkel. Die Schreibtischlampe brennt, abgeblendet durch einen seidenen, goldgrünen Schirm.

Er liegt schon anderthalb Stunden so und raucht und starrt in die braune Täfelung der Decke. Seine Wunde ist fast verheilt. Sie quält ihn nicht.

Im Saal sind Gäste. Er hört Christas Stimme, begleitet von Sandors Spiel. Sie singt Kompositionen seines Bruders. Unruhe, Dumpfheit und Härte ist in dieser Musik. Gebrochen jeder Akkord, aber am Ende löst sich Stück für Stück aus dem Gestein der Dissonanzen die Harmonie der Überwindung.

Er überschätzt das Leben, denkt Johannes. Er weiß nicht, daß es nur dort Sinn hat, wo es einem ewigen Ziele zustrebt.

Jetzt antwortest du, deine Kunst sei dein Ziel. Ich aber erwidere dir, mein lieber Bruder, daß auch die größte Kunst nur ein Lebensinhalt, nie ein Lebensziel ist. Du irrst, wenn du denkst, Gott näher zu sein vor einem Berg unsterblicher Partituren. Sieh, Sandor, du nimmst Frauen in dein Bett und trinkst sie aus wie Wein. Du stürzt von ihnen zum Klavier und bist froh, auf diese Art ein neues Posaunenmotiv gefunden zu haben. Glaubst du, daß auch Gott darüber froh ist? Du vergißt die Frau und dankst Gott für den neuen Einfall einer Doppelfuge. Nicht die Kunst heiligt das Leben, sondern das Leben die Kunst. So ist es, mein Lieber.

Johannes erhebt sich.

Ich rede wie ein Blinder von den Blumen in des Nachbars Garten. Er wird sie nie erblicken. Aber er spürt ihren Duft. Gibt es noch eine Erlösung, mein Gott? Wenn sie die andre Hälfte meines Wesens ist, warum spürt sie es nicht?

Christas Stimme ist verhallt. Er hat ihren goldfarbenen Mezzosopran noch im Ohre und sieht sie vor sich: rotwangig, gesund, mit braunen sprühenden Augen, nach Wald riechend, eine Schwester der Stare und Finken, die zu schmettern anfangen, wenn sie in einer Lichtung ein Lied ihnen vorsingt. Kleine liebe Schwester. Wenn du bedeutend bist, so ist auch dir ein Schicksal aufgespart. Die Sterne würfeln um dein Leben, Capella und Vega und Uranus und Venus. Geheime Zeichen im Raum. Unsichtbar knüpft sich dein kleines Leben ins Ewige. Lerne das Leid lieben.

Plötzlich packt ihn Unruhe. Er steht unbeweglich vor dem Bücherregal und blickt auf den undeutlich aufschimmernden Goldrücken eines Geschichtswerkes. Da bemerkt er rechts hinter sich, vielleicht zwei Meter entfernt, eine Gestalt. Es ist ein Mann in dunkelgrauem Jackettanzug und braunen Schuhen. Gedrungen, gut gebaut, beinahe muskulös. Er hat das Gesicht nach links gedreht, so daß ihn Johannes nicht erkennen kann. Aber er kennt ihn. Er weiß, was das für ein Besuch ist, und bleibt darum einen Augenblick unbeweglich stehen in der Annahme, daß der Ankömmling sich bemerkbar machen werde.

Der Goldrücken schimmert. Wenn Johannes nach rechts blinzelt, sieht er den Mann ganz deutlich.

Nun?

Johannes lächelt höhnisch. Ob ich mich fürchte? Nein, ich fürchte mich nicht. Ich fürchte mich nicht vor Halluzinationen, lieber Baron von Nolk. Ich erkenne Sie. Ich erkenne Sie, auch ohne Ihr Gesicht zu sehen. Kein Wunder, daß Sie mich besuchen, habe ich Sie doch vor acht Tagen erschossen. Ich erwarte Ihre Demaskierung.

Dies spricht Johannes nicht etwa laut, sondern er murmelt es. Sich selbst zum Hohn, wissend, daß alles Trug ist. Gleichwohl ist ihm nicht angenehm zumute. Der Kopf ist schwer, wie ausgefüllt mit dunstiger, schwefliger Materie; links auf der Stirn zuckt ein Nerv auf, das belästigt ihn. Ich müsse verreisen, sagt Professor Buchholz. Verreisen oder heiraten.

Nun? Drehen Sie sich noch immer nicht zu mir? Wohin schauen Sie? Was ist da zu sehen? Da steht eine Büste Tolstois. Interessiert Sie dieser Mann vielleicht? Was wissen Sie von Tolstoi? Waren Sie bei seinem Tod zugegen? Mein lieber Baron Nolk, Sie wissen, daß ich an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele glaube, und rechnen damit, daß ich diese alberne Erscheinung darum für Ihren abgeschiedenen Geist halte. Das ist degoutant, das ist geradezu albern. Ich stelle fest, daß diese Halluzination schon vor Ihrem Tode mich heimsuchte; zweitens, daß ich ein Nervenleiden habe, seit meinem zwölften Jahr an Halluzinationen leide. Ich bin geboren, als meine Mutter achtundvierzig Jahre alt und schwer krank war. Das rächt sich. Aber mein Hirn funktioniert mit der Präzision einer Normaluhr der Sternwarte in Greenwich. Demaskieren Sie sich. Ich will es. Hören Sie, ich will es!!

Johannes steht, ohne einen Muskel zu rühren. Es geschieht nichts Die Erscheinung rückt ein ganz klein wenig nach rechts in den Lichtkreis der Lampe. Das ist alles.

Vom Saal her klingt wieder Musik herauf. Christa singt. Sie singt die Rosenarie aus dem Figaro. Er hört es wie durch dicke Vorhänge hindurch, welche sich schwerfällig bauschen.

Lange habe ich gedacht, daß ich krank sei, daß meine Schlaflosigkeit, meine Kopfschmerzen, mein Leid die Nerven untergraben ha-

ben. So untergraben, daß ich nun schon Gespenster sehe. Ein höchst oberflächlicher Standpunkt, denn – –

Die Erscheinung ist verschwunden.

Johannes lacht auf. Nun also. Ich habe dich weggedacht. Ich werde dich wieder zu mir herdenken können. Ich werde mit dir spielen, dich nach Laune und Vergnügen benutzen. Du wirst mein Diener sein und ich dein Herr. Er atmet tief auf, tritt zum Schreibtisch, blickt auf das grüne Löschblatt der Schreibunterlage und spielt mit dem Brieföffner.

Nein, ich bin nicht krank, Herr Professor Buchholz. Ihr Lecigenol verschreiben Sie Herrn Argan, s'il vous plaît. Ich habe nur einen Sinn mehr mitbekommen und muß dafür, damit die Verteilung gerecht ist, Schlaf und Lebensglück hergeben. Ich erkenne mehr als andre und muß dafür mehr opfern. Nicht die Schlaflosigkeit ist die Ursache meiner Halluzinationen, sondern mit ihr habe ich mir das Vergnügen erkauft, Halluzinationen haben zu dürfen. Ich weiß nur noch nicht recht damit umzugehen. Ich beherrsche das metavisuelle Alphabet noch nicht. Ich werde es lernen und dann viel wissen.

Plötzlich quirlt ein dumpfer, schwerer, kaum faßbarer Schmerz in ihm hoch. Er hebt einen Briefbeschwerer von einem Stoß Papieren fort, nimmt ein Blatt und liest. Es ist eine dünne feine Handschrift, müde Zeilen, die sich hoffnungslos nach unten senken. Die Unterschrift lautet „Henriette von Nolk". Er sinkt auf dem Stuhl zusammen. Sein Kopf fällt müde auf die Tischplatte. Ich habe einer Mutter ihren Sohn genommen. Ich erschoß ihn. Ich erschoß durch den Sohn die Mutter. Die kleine Kugel schlug durch seinen Leib, flog weiter, flog mitten in das lebendig schlagende Mutterherz. Nun steht es still. Ich bin ihr Mörder.

Und zum tausendstenmal grübelt er das Furchtbare durch. Er sieht sich beim grieselnden Frühlicht im Steinbruch stehen, sieht die triefenden Tannen, den fahl durch verhangenen Himmel tropfenden Morgen, sieht die nasse Wiese, die fröstelnden Männer, den kleinen Lyra, den widerlich eleganten Mohrenschildt, sieht Gesichter durcheinanderquellen, Beine, Leiber, Arme, Worte, Kommandos. Das Kommandowort ist rund und schwarz und knallt ba-back! Er

sieht die winzige Pistolenöffnung und sieht links von Nolk das teuflische, gelangweilt-neugierige Gesicht des schmierigen Letten. Er fühlt seinen Arm zucken. Er streckt ihn aus, er zielt auf den Letten und weiß, daß dieser Schuß tiefe Vernunft, mystischen Sinn gehabt hätte. Und da – da gibt er seinem Arm den Ruck nach rechts. Drückt ab, ohne zu zielen. Nolk wankt, schlägt um. Alle dachten, er sei ohnmächtig. Ha, ha, ha. Ich wußte gleich, daß der Schuß ihn zu Tode getroffen habe. Wer hat meinen Arm ergriffen und zur Seite gestoßen? Wer hat ihm das Ziel gegeben, das er nicht haben sollte? Wer? War es wirklich nicht das Ziel? Wollte ich ihn am Ende doch erschießen? Glühte tief im Herzen der Funke Haß, Eifersucht, Angst, daß Nolk der Glückliche sein konnte? Nolk? Warum? Wie konnte ich glauben, daß Ursula und Nolk –! Welch ein Wahnsinn, welch eine Unmöglichkeit! Also woher? Woher? Wer hatte das Fünkchen tief ins Dumpf-Tierische gebettet? Wer? Das Gespenst! Ho, du Vieh, du bist es gewesen. Ich glaubte dir. Ich hielt dich für jenen. Ich glaubte deiner verrückten Fratze. Verrückte Fratze?! Mein Gott, ich sah sie ja nicht. Ich dachte ja nur, ich fürchtete ja nur – hoffte ja nur, daß Nolk es sein werde und kein andrer. Also auch hier kein zureichender Grund des Entsetzlichen. Keine Entlastung von Schuld. Wankende Wände, alles Einbildung. Narrheit. Meine mystische Weisheit ein entsetzlicher Plunder, den ich anspeien muß. Verloren, verloren. Im Kreise herumgejagt zwischen vier Abgründen. Verloren, verloren bist du.

Er wirft sich wieder auf den Diwan und starrt ins Leere. Sein blasses schmales Gesicht sieht wie das einer Totenmaske aus.

Logisch sein, ganz logisch nachdenken, Johannes, ob es noch ein Mauseloch gibt. Ganz logisch, du hast ja noch deinen Verstand, nicht wahr? Also: Ich liebe Ursula. Ich liebe sie rettungslos, ohne Sinn, ohne Hoffnung. Ich sieche hin vor Sehnsucht nach ihr. Doch unerwidert schlägt diese fruchtlose, nie zündende Glut ins Innere zurück. Die Flamme, welche keine Nahrung findet, erlischt. Ich schlafe nicht. Liege, liege, liege, grüble, werde nachts immer frischer, immer lebendiger, bei Tage immer matter, immer elender. Meine Nerven zerfallen. Ich schreibe Verse aus diesem Funkenspiel versprühenden Lebens. Sie kennt sie. Sie dankt mir. Ich danke Gott

dafür. Ich liebe meine Not, die aus dem Leben Verse wie Fetzen reißt und ihr zuwirft. Der Körper läßt nach. Das Gespenst erscheint. Aus Dunst festigt es sich zu Gestalt und Leben. Es setzt an, jenem ähnlich zu werden, der – gesund und unbelastet vom Übermaß der Seele – um die Geliebte wirbt. Ich weiß nun: wenn das Gesicht sich mir offenbart, ist es zu spät. Ein Zufall stellt ihn mir vor die Pistole. Ich will ihn nicht töten, aber meine Hand tötet ihn. Ich bin ein Mörder. Ich stoße mir das Eisen in die Brust. Vergeblich. Ich soll leben, um den Becher bis auf den Grund zu leeren. Sie kommt. Sie hat Mitleid mit mir. Sie kann mich nicht lieben, denn ich habe einer Mutter den Sohn getötet. Ich habe eine Mutter erschlagen. Wer eine Mutter erschlägt, der versündigt sich an allen Frauen der Welt. Ich habe mich an ihr versündigt, die Mutter sein soll und sein wird. Sie ist mir verloren. Der Kreis schließt sich. Ich bin am Anfang.

Er starrt an die Zimmerdecke. Der unveränderliche braune Winkel, quadratisch zu gleichem gelegt, tut weh. Er schließt die Augen. Die Musik sinkt wie opalener Regen duftend durch die Lider. Er hört den Ruf der Sehnsucht einer Frau. „Komm doch, mein Trauter!" Er hört ihn nicht mehr aus seiner Schwester Mund. Er sieht ein andres Weib sich selig öffnen einer ersehnten Glut. Eine Terrasse steigt in Mondschein, Malven und Spätsommerrosen. Ein offenes Fenster. Hinter dem Fenster ein Lager. Sie lehnt am Rahmen, blickt hinaus und lächelt. Er aber steht und lauscht dem Rauschen der Bäume und dem plätschernden Springstrahl der Nacht. Er sieht den Mond wie einen goldenen Teller aus dem Hügel tauchen und wagt nicht, über die Terrasse zu gehen, die weichen teppichbelegten Stufen hinauf in ihr Zimmer. Wagt es nicht und tut es doch und fühlt ihre Nähe wie eine Wolke zu seinen Füßen niederschweben. Fühlt ihre Nähe wie einen Choral, den Bach zum Lobe des Herrn schrieb, und den der Herr zum Dank ein süßes Weib werden ließ. Denn alle begnadeten Frauen sind Musik, und wenn du ihren Leib berührst, so klingen sie in funkelnden Akkorden. Nun nähert sich sein Fuß dem Heiligsten des Doms. Zaudert und zuckt und geht doch sicher wie ein Planet auf seiner Bahn. Der Vorhang wogt zur Seite. Er sieht sie. Er küßt sie. Er löst ihr Gewand. Er schaut sie

nackt. Sie ist schmal und schlank wie ein Strahl aus dem Lichte der fünf Monde des großen Jupiter. Ein Strahl, der sich im Weltraum faltete, beglüht vom rosigen Licht der Sonne. Ihre Füße sind marmorne Wunder des Ewigen. Du Schöpfer aller Dinge, wie schön hast du die schlanken Knöchel erschaffen, straff und federnd aufsteigend zur Rundung der Wade. Wie schmal und voll zugleich schließt sich ihr junges Muskelspiel in die verborgene Buchtung der Kniekehle. Wie stark und fest steigen die Schenkel zum himmlischen Leibe empor. Du schufst diese Säulen aus weichem Elfenbein, du nahmst den Purpur der Morgenröte und das blasse Silber des Mondes. Du nahmst den schwingenden Anstieg eines beglühten Felsens, der ein Gebirge krönt, und den kein Fuß betrat, weil du ihn dieser Stunde weihtest. Du schufst in schwingendem Bogen die Wellung der Hüften, in die ihre Schenkel wuchsen. Wogen des Meers, den Himmel spiegelnd. Und zurückfallend in Tanz von Schatten und Licht, führst du den Blick zu dem Hügel ihres Schoßes. Sieh, ich küsse den dunkelblonden Flaum, doch nicht in Gier und Sturm, nein, in der Lust des Priesters, dem sich sein Gott gezeigt im Allerheiligsten. Denn hier bist du Geliebte und Mutter. Beginn und Flug und Ende der Geschlechter. Hier bist du irdisches Geschöpf, von Lust geschüttelt und von Glut verbrannt. Und Werkzeug Gottes bist du, Pforte aus der Ewigkeit ins enge Tal des Lebens. Unsterbliches und Erdhaftes begegnen sich in dir. Ich stürze mich in den Rausch, der wie Feuer aus deiner Tiefe in mein Blut springt und schaudere vor dem Gesetz, das durch dich ein Wesen Mensch werden heißt. Ach, meine Hände berühren den schönsten Leib der Welt. Gotischer Dom, aufsteigend wie ein breites Schwert zum Herrn, aus Irdischem ins Licht der Bläue wachsend. Nie gab es solche Brüste in der Welt. Nie gleiche Festigkeit aus Blumenkelchen ungreifbar zart, sich voll zu Hügeln faltend. Laß mich sie küssen, laß mich –

Er springt auf und schlägt sich auf die Stirn: Verfluchte Phantasien, Verstiegenheit, verliebter Schwulst, Brunstschrei des Tiers! Pfui Teufel, hast du keine Scham im Leibe!

Plötzlich fährt er herum. Die Tür öffnet sich. Ohne anzuklopfen, hastig, mit fliegenden Händen ist Achilles von Brodem ins Zimmer getreten.

„Was ist denn los?" schreit ihn Johannes an.

Achilles stammelt eine völlig unzusammenhängende Entschuldigung. Er setzt an, bricht ab, redet weiter, verhaspelt sich, zerreißt den Satz, flickt ihn falsch an, schweigt.

„Ich habe kein Wort verstanden, lieber Brodem. Wenn ich ehrlich sein soll, erscheinen Sie mir in etwas sonderbarer Verfassung. Sind Sie krank?"

„Nein, ich bin nicht krank, es ist mir nur unendlich peinlich, daß ich Sie hier so ... so gewissermaßen überfallen habe. Sie sind vermutlich leidend. Ich habe Sie sehr erschreckt, entschuldigen Sie, bitte." Er retiriert zur Tür.

Johannes sieht ihn kopfschüttelnd an. „Was haben Sie denn da auf Ihrem Rücken?"

„Auf meinem Rücken?" Er scheint auf einmal zu erschrecken, lächelt verwirrt und blickt, während er antwortet, krampfhaft den betreffenden Gegenstand an, um ihn mit verlegener Geste Johannes zu überreichen.

„Ich habe, ich habe das in Gedanken auf meinem Rücken, wegen der Peinlichkeit ... Ich habe dies hier gefunden, eben auf dem Korridor. Ich wollte es in ein Zimmer bringen, und darum erschrak ich so. Es ist mir sehr peinlich ..."

Johannes faltete den Gegenstand auseinander. Es ist eine Damenhose mit hübschen langen Spitzen. Er lächelt. Achilles lächelt.

„Ein Damenbeinkleid, wie mir scheint. Ein Paar Höschen. Die haben Sie hier gefunden?"

„Ja, hier oben. Ich –."

„Wie?"

„Ich meinte nur so. Ich sagte, ich habe sie hier oben ganz überraschend gewissermaßen von Ihrer Türe –"

„Vor meiner Tür?"

Achilles schrickt zusammen.

„Nun ja, nicht direkt vor Ihrer Tür, ich meine das nicht so. Um Gottes willen, verstehen Sie mich nicht falsch. Ich habe hier oben. – Nun, ich dachte, vielleicht wüßten Sie, und darum kam ich zu Ihnen hinein, das heißt, ich platzte hinein. Ich wußte nicht, daß Sie hier liegen."

Johannes schüttelt den Kopf, legt den zarten Gegenstand auf den

Diwan und sagt: „Ein hübsches Stück. Ich verstehe nichts von Spitzen, aber hübsch sehen sie aus. Was meinen Sie?"

„Zweifellos, ja ja. Ich taxiere auf Pariser Arbeit, natürlich kann es auch etwas andres sein."

„Pariser Spitzen? Schon möglich. Vermutlich geklöppelt, wie? Sie verstehen anscheinend mehr davon."

Achilles von Brodem ist wie mit Feuer übergossen.

„Oh", sagt er, „ich verstehe eigentlich sehr wenig davon. Ich meinte nur so."

„Hören Sie mal –" Johannes nimmt die Hosen ans Licht. „Das ist doch sonderbar –. Die sind anscheinend gebraucht? Sauber, aber gebraucht. Eine Jemandin muß sie verloren – er stockt. Er sieht zwei verschlungene Buchstaben mit einer siebenzackigen Krone darüber. „So, so. Sie gehören meiner Schwester. Begreife ein andrer", murmelt er. „Wo haben Sie sie gefunden?"

„Auf dem Gange. Vor der Tür. Vor –"

„Nun, das ist ja gleichgültig. Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie sich damit befaßten. Ich muß zwar gestehen, daß mir der Fall selbst einigermaßen dunkel ist, indessen gegen Tatsachen kämpfen Götter selbst vergebens. Rauchen Sie eine Zigarette, Baron?"

„Ich möchte Sie nicht inkommodieren –"

„Sie inkommodieren mich wahrhaftig nicht. Nehmen Sie Platz. Sie machen überhaupt viel zu viel aus der Lappalie. Was ist denn peinlich dran. Schließlich sind wir doch nicht Backfische. Bitte."

„Danke."

In diesem Augenblick, also ganz unvermittelt, fällt Johannes die Frage ein, warum und zu welchem Zweck der junge Brodem eigentlich nach oben gekommen ist, während doch unten die Gäste versammelt sind. Was wollte er in Gottes Namen hier oben? Und durch ein merkwürdiges Überspringen dieses Gedankens auf den andern fällt es auch Achilles ein. Er sieht Johannes mißtrauisch an.

Sie schweigen und suchen nach einem Gesprächsstoff.

Wenn er bloß erst ginge, denkt Johannes. Ich will allein sein. Wie schön war es vorhin. Wie schön! Dieser Schafskopf hat mich aus allen Himmeln gerissen.

Achilles scheint aber gar nicht gehen zu wollen. Ihn muß wohl ein Gedanke überfallen haben, den er loswerden möchte. Er rückt auf seinem Sessel hin und her und sucht nach einem Anfang. Dann spricht er: „Entschuldigen Sie, daß ich über etwas spreche, was Sie vielleicht... Wie soll ich sagen; ich meine, ich bin kein Kenner der Literatur und maße mir nicht an, über sie urteilen zu können, das ist es auch gar nicht. Ich will nicht über Ihre Gedichte als, als, ich weiß nicht, wie soll ich sagen, als Kritiker zu Ihnen sprechen, bitte, verstehen Sie mich nicht falsch, sondern mir fiel nur etwas ein. Ich möchte sagen, ich fand etwas bei Ihnen, und das habe ich sonst nirgendwo gefunden, das wollte ich Sie fragen."

„Bitte."

„Sie sagen in einem Gedicht, ich glaube, es heißt – nein, jetzt weiß ich nicht, wie es heißt, entschuldigen Sie; ach, haben Sie wohl nicht zufällig Ihre Gedichte da? Ich kann es eigentlich auswendig, bemühen Sie sich nicht. Ich glaube, ich kann es auswendig. Es fängt an – warten Sie mal..."

„Wenn ich nur wüßte, was Sie meinen."

„Deine ewige Sonne... nein, so. Entschuldigen Sie, jetzt hab' ich's:

Deine heilige Sonne läßt du scheinen
Über die Schluchten und die Wasserfälle,
Über die Lerchen in der Morgenhelle
Und über Würmer zwischen Schutt und Steinen.

Bitte, einen Augenblick, seien Sie so gut. Ich werde Ihnen gleich sagen, warum ich hier Ihnen Ihr eigenes Gedicht aufsage, das Sie wahrscheinlich viel besser auswendig können."

„Ich kann meine Gedichte überhaupt nicht auswendig."

Achilles fährt fort: „Dann geht es weiter:

Wir strömten alle einst aus deiner Fülle,
Und kurz aufblitzend in des Seins Gestalt,
Sind wir geboren, spielen, werden alt
Und stürzen wieder aus der kargen Hülle
In deiner Ewigkeit erhabne Tiefe.

Und keiner ist vor dir so fern verstoßen,
Daß er dich nicht in einer stillen, großen
Heiligen Stunde überwältigt riefe,
Und du ihn rissest aus dem Bodenlosen."

Achilles ist verstummt. Er hat das Gedicht ohne Betonung, ziemlich kindlich und im Bestreben, es richtig zu machen, einigermaßen lächerlich hergesagt. Jetzt geniert er sich; auch Johannes, dem es außerordentlich unangenehm ist, wenn jemand in seiner Gegenwart Verse von ihm spricht, geniert sich furchtbar. Keiner weiß, wie es aus dieser Situation ein Entrinnen gibt.

„Bitte, entschuldigen Sie, wenn ich das sehr schöne Gedicht dumm aufgesagt habe, aber –"

„Sie haben es vorzüglich aufgesagt", unterbricht ihn Johannes.

„Aber nein, ich kann nicht deklamieren. Das war es auch gar nicht, was ich wollte. Wenn Sie mich vielleicht anhören wollen: Hier sprechen Sie in unvergleichlicher Weise die Meinung aus, daß vor Gott alle Dinge gleich sind... nein, das ist Unsinn, das meinte ich gar nicht. Daß der auf Erden Elendigste Gott genau so nah ist wie alle andern. Das heißt: Sie sagen nicht: er ist ihm ebenso nah wie alle andern, sondern verkünden nur den Glauben, daß Gott jeden, wenn er ihn brünstig anruft, aus dem Bodenlosen zu sich reißen kann. Wenn ich Sie recht verstand."

„Jawohl", antwortet Johannes.

„Nun, Herr von Wulff, sehen Sie: Sie sagen dies doch nicht nur so oben hin, sondern ich meine, wenn man, wenn ein Dichter etwas in einem Gedichte ausspricht, so kommt das von innen, so ist das nicht nur wie ein Steckling... ich meine: es wächst aus ihm und hat Wurzel in ihm geschlagen, wenn ich einmal dies Bild brauchen darf. Ich frage Sie also, der Sie doch viel mehr darüber nachgedacht haben, ich frage Sie: Wo ist ein Sinn, daß Gott diesen oder jenen Menschen in ein schreckliches Schicksal stößt und ihn doch nicht verstößt, sondern wenn er ihn heiß ruft, reißt er ihn aus dem Bodenlosen? Was nennen Sie ‚überwältigend rufen' und wie tief muß so ein Mensch gestürzt sein, damit er ihn zu sich reißt?"

Johannes hat den Blick längst erstaunt zu Achilles gewendet, der

in artiger Haltung hochrot auf ihn einstottert. Er fühlt, daß jener dicht davor ist, ihm einen Abgrund seiner Brust aufzureißen.

„Sie sehen mich verwirrt, lieber Brodem. Ich habe diese Frage nicht sogleich erwartet. Ich möchte sagen, sie verlangt sehr gründliches Nachdenken. Ich... Ja, ich bin der Ansicht, daß Gott vermutlich irgendwie an der Ehrlichkeit und Innerlichkeit des Schreis erkennt, ob er ihn begnadigen darf. Übrigens ist das natürlich ein Bild. Ich sehe selbstverständlich in Gott keine Person, die in den Pfuhl schleudert und erhebt, verdammt oder begnadigt, sondern die Sünde eines Menschenlebens hängt stets mit dem Vorher oder Nachher zusammen."

Johannes ist dies alles sehr unangenehm, unsagbar peinlich. Er kann über Religiöses nachdenken, aber zu einem Fremden darüber sprechen, widerstrebt ihm. Außerdem fürchtet er, daß irgend etwas geschehen, daß Achilles von Brodem ihm plötzlich ein schreckliches Geständnis machen, wohl gar aufschluchzen werde. Er sieht ihn an, nimmt sich vor, genau dem zu folgen, was er sagt, kann aber doch nicht unterlassen, zu bemerken, daß bei der doppelreihigen Samtweste Brodems ein Knopf links oben fehlt. Er wird diesen Knopf annähen lassen oder sich in Wenden zwei – vier – sechs – acht neue Knöpfe in der gleichen Samtfarbe kaufen müssen, denkt Johannes und ärgert sich gleich darauf sehr, daß er dermaßen gefühllos ist. Ich bin dabei gar nicht gefühllos, ich kann mich nur nicht konzentrieren, ich schaue immer gleich sechsfach. Das ist es. Aufpassen!

„Sehen Sie", hört er Achilles sprechen. „Sehen Sie, ich habe kürzlich meine Tante gefragt, warum manche Menschen, ja, ganze Völker kann man sagen, unaufhörlich durch ein schweres Leid, durch Entbehrungen, durch Enttäuschungen, durch alles mögliche hindurch müssen, und manche, denen es sehr gut täte, wenn sie etwas auf den Kopf bekämen, fahren wie auf glattem Strom bei heiterem Winde. Wissen Sie, was da meine Tante gesagt hat? ‚Das ist die Erbsünde. Sei froh, daß deine Tante dir die Möglichkeit gibt, auf heiterem Strom zu fahren. Du kannst studieren, du wirst einmal heiraten und brauchst dir darüber nicht den Kopf zu zerbrechen, mein Freund. Dafür ist Pastor Lurich da.' Sehen Sie, Baron, sie hat also

nicht einmal kapiert, nicht einmal im entferntesten – was soll man da sagen. Man ist allein."

Johannes lächelt merkwürdig. „Natürlich ist man allein", sagt er.

Darauf Achilles: „Sie wehren ab. Das ist mir ein Zeichen, daß Sie mich verstehen. Wären Sie ein Literat, würden Sie bereitwillig darüber diskutieren. Entschuldigen Sie, bitte, wenn ich Sie trotzdem noch aufhalte. Ich bin, ich wäre... ich wäre vielleicht nicht, wenn nicht vorhin diese Geschichte, nun, das erkläre ich Ihnen ein andermal. Sehen Sie – darf ich das noch fragen? – bei uns in Leyden, vielmehr nicht in Leyden, sondern weit entfernt in der Nähe eines Dorfes, lernte ich einmal einen Hirten von etwa neunzehn Jahren kennen. Er verkehrte mit einer Ziege. Das nennt man Sodomie und verdammt es, bestraft es, glaube ich, sehr schwer. Es war übrigens nicht immer so, Friedrich der Große hat deswegen einmal einen Kavalleristen, der mit seiner Stute etwas vorhatte, zur Strafe in die Infanterie versetzt, und das ist doch keine so schwere Strafe gewesen. Ich habe mir nun gesagt: Gott hat diesen armen Menschen schon als Buben zwischen Tiere und immer wieder zwischen Tiere gesteckt. Er ist mit den Tieren aufgewachsen, kennt sie, liebt sie, versteht sie viel besser als die Menschen, von denen er nur die ewig schreiende und ewig betrunkene Wirtin kennt. Oder sonst ein paar üble Weiber. Er wendet sich ab von den Menschen, liebt Wasser, Erde, Wolken, Winde und eine schöne schneeweiße Ziege. Kein Verbrechen ist so groß, daß es nicht irgendwo eine kleine, wenn auch noch so schmale Tür gäbe, durch die wir zu ihm hinkommen könnten. Und nun denken Sie – gestatten Sie, daß ich Ihnen das noch erzähle – diesen jungen Menschen hat man einmal dabei überrascht. Da haben ihn die Burschen und die Weiber unter Gelächter halbtot, geschlagen, als er abends im Stalle schlief. Und dann haben sie ihm gesagt, was er tun solle, und als er nicht wollte, unter keinen Umständen wollte, weil er es doch nicht konnte, da liegt der Haken, ja, da – sehen Sie! – da haben sie ihn eines Tages betrunken gemacht, haben eine Dirne zu ihm geschleppt und haben ihm eine verfluchte Krankheit appliziert. Jetzt, vor drei Wochen, ehe ich hierher fuhr, machte ich einen Ausflug in jenes Dorf und erfuhr, daß der junge Mensch eines Tages seine Ziegenherde abgestochen und sich selbst

im Flusse ersäuft habe. Verstehen Sie mich recht: ich will jetzt nicht auf die dummen Dorfbewohner schimpfen. Die Gesellschaft ist immer gemein, wenn sie gegen einen einzelnen steht, ich will nur wissen: warum stieß ihn Gott in diesen Abgrund? Warum gab er ihm den verderblichen Trieb mit? Was kann ein Mensch dafür, und warum wird er dann so gestraft?"

Achilles hat sich in Hitze geredet. Auch Johannes hört gespannt zu. Er legt den Kopf zur Seite, schweigt lange und sagt dann zögernd: „Ich glaube, Sie befinden sich in einem Irrtum."

„In einem Irrtum?"

„Ja. Denn wer sagt Ihnen, daß jener Bursche nicht unter seiner Herde, zwischen Wolken, Winden und Steinen, wie Sie sich ausdrückten, glücklicher gewesen ist als alle andern Menschen, glücklicher, als ein Mensch sein darf? Da erprobte Gott seine Kraft und stieß ihn in Ihren Abgrund, und dann hat er ihn, als er in tiefster Not zu ihm schrie, wieder zu sich gerissen aus dem Bodenlosen."

„Er ist tot."

„Das sagten Sie. Was ist denn Tod anders, als ein erneutes Verwandeltwerden, so wie die Geburt ein Verwandeltwerden ist? Glauben Sie, daß er verloren ist? Es geht nichts verloren in der Welt."

Achilles scheint plötzlich in nicht geringe Erregung zu geraten. Er gesteht, daß sich ihm damit ein neuer Ausblick eröffne, ja, ein neuer Ausweg, eine Hoffnung. Denn wenn das so gewesen sei, so habe nicht, wie das Christentum lehre, der Ausgleich für sein Leben erst nach dem Tode stattgefunden, sondern im Leben schon, wie? Ob er das meine?

In diesem Falle vielleicht, antwortet Johannes. Er ist auf einmal wortkarg geworden und blickt angestrengt auf ein Kissen des Diwans. Im übrigen wisse er das auch nicht. Niemand wisse es, wann und wo der Ausgleich stattfinde. Nur, daß einer stattfinde, das sei bestimmt wahr. Denn das Grundgesetz der Welt sei Bewegung, die harmonisch verlaufe. Harmonie aber bestände im Ausgleich der Spannungen. Im übrigen habe er das ganz abstrakt, unverständlich und geradezu töricht ausgedrückt. Er solle nicht darauf hören.

Da fragt Achilles: „Gibt es ein Verbrechen, für das Sie keine Entschuldigung haben?"

„Ja."

„Welches?"

„Die Trägheit des Herzens."

„Nichts sonst?"

Johannes zögert. „Vielleicht haben alle andern Verbrechen ihren Grund in ihr." Johannes denkt, daß er darüber einmal zu Ursula gesprochen habe, vor bald einem Jahre. Sie fuhren im Kahn, und die jungen gelben Weiden schleiften auf dem Wasser.

„Wenn nun jemand, um zu einer geliebten Frau zu gelangen, einen andern erschlägt, halten Sie das für kein Verbrechen?"

Johannes wird es eisig. Er blickt unbewegt auf ein Musterfeld des Teppichs und antwortet nicht.

In diesem Augenblick fällt es Achilles ein, was er mit dieser Frage vielleicht angerichtet haben könne. Er wird blutrot im Gesicht und versetzt stotternd: „Sie haben mich gewiß falsch verstanden. Ich meine, jemand will sich ein Glück erringen, durch das er besser zu werden hofft, und geht zu ihm hin durch eine Sünde. Es braucht ja nicht gleich Erschlagen zu sein, es kann ja auch Diebstahl sein."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich ... ich muß Ihnen etwas gestehen, Baron Wulff. Ich, vielmehr, nicht gestehen, fürchten Sie keine Beichte. Ich muß etwas erklären, fragen, muß ... ich befinde mich in einer unsinnigen Lage, und Professor Buchholz, bei dem Sie ja auch waren, gab mir Lecigenol und riet mir Verkehr mit Frauen ..."

Johannes starrt ihn an.

Achilles fängt den Blick auf, schrickt zusammen und schweigt.

Es ist große Stille im Zimmer.

Von draußen nähern sich Schritte. Jemand klopft an die Tür. Eberhard von Wulff. Er ist der älteste der drei Brüder. Ein rüstiger Fünfziger, der Leiter des Gutes Urtneck. Er bemerkt ein wenig erstaunt, daß sich Achilles bei seinem Bruder aufhält und fragt, ob nicht beide herunterkommen wollten. Man habe Herrn von Brodem schon lange vermißt. Und Johannes? Ob er oben bleiben wolle?

Sie seien ganz unter sich. Nur Graf Straal sei noch da und Frau von Meyendorff, auch Doktor Berkowitz.

„Nein", sagt Johannes. Er habe Kopfschmerzen. Achilles von Brodem verbeugt sich. Sie reichen sich die Hände. Steif, sehr höflich. Er geht mit Eberhard hinunter.

Johannes ist allein. Dreht sich zum Fenster. Öffnet, lehnt den Kopf an den Rahmen, blickt in die Nacht, die voll rieselnden Lebens ist. Es duftet nach Flieder.

So steht er lange. Die Musik unten ist verstummt. Er hört Gelächter ganz gedämpft heraufdringen.

Sein Kopf ist müde und schwer. Die Wunde beginnt zu schmerzen. Er will sich auf den Diwan legen.

Da erschrickt er über die Maßen. Vier Schritte vor ihm steht Axel von Harras.

„Du hier?"

Axel steht ganz tief im Schatten des Zimmers. Seine Brillengläser funkeln, so daß Johannes die Augen nicht sehen kann.

„Ich habe gar nicht gehört, daß du eintratest. Setze dich doch."

Der Gast bewegt sich nicht. Er steht immer noch in der Ecke.

In Johannes dämmert etwas auf.

„Axel!" schreit er in den Winkel hinein.

Rührt sich nicht.

Da springt er wie ein Leopard, völlig außer sich vor Wut, auf ihn zu, stößt vor mit ausgestrecktem Arm, stößt gegen die Wand, daß er vor Schmerz aufschreit.

„Das ist... das ist doch nicht möglich... das ist nicht möglich... Oh mein Gott!"

Er schließt die Augen. Erstarrt. Bewegungslos. Sein Herz rattert wie eine Schiffsturbine. Das dauert mehrere Minuten. Er hört die Bäume des Parks rauschen, Schritte auf dem Kies. Unten schlägt jemand zweimal einen Sextakkord an. Gelächter.

Er blickt auf. Das Zimmer ist leer. Er nickt ein paarmal vor sich hin und steht und stiert auf ein kleines weißes Wäschestück. Sieht nur hellen Fleck im kosmischen Nebel. Vorbeischießende Meteore, die ins Grenzenlose fallen. In seinem Hirn brausen die Planeten.

In derselben Nacht trafen sich sechs Männer und zwei Frauen in dem Gasthaus zum Felsen am Wege nach Schlangenberg. Drei Personen davon kennen wir. Der eine ist Chaim Geländer, der andre jener Glatzköpfige mit der Wulstnase und dem dunkelbraunen Bröselbart, ein sehr schmierig aussehender Mensch. Die dritte ist Senta, die Pflegetochter des Försters, die schöne Senta, die „wilde Senta", der Axel stets im Regen zu begegnen pflegte.

Der Anlaß dieser Zusammenkunft war nicht derart, daß er etwa auf dem Marktplatz von Riga hätte verkündet werden können. Die Versammelten hielten es für ratsam, strenge Sicherheitsmaßnahmen für den Fall unliebsamen Besuches vorzunehmen. Es stand da am Waldrande der dreckige lettische Wirt, mit teilnahmlosem und zusammengedrücktem Gesicht in den finsteren Wald starrend. Er rauchte. Dann war noch ein dickes Weib an der Tür postiert. Sie mußte von Zeit zu Zeit um das Haus herumgehen. Falls sie Fremde sähe, sollte sie viermal ans Fenster klopfen. Der Wolfshund hinterm Haus war freigemacht. Er bellte auf einen Kilometer jedes Geräusch an.

Die Stube, in der die Versammelten saßen, war von abstruser Häßlichkeit. Einstmals tapeziert, hingen nun die Fetzen eines hellen geblümten Papiers von den Wänden. Ein widerlicher, angerosteter Ofen streckte sein Rohr wie einen Rüssel in mächtigem Bogen zur Decke, auf der große feuchte Fladen zu sehen waren. Eine Petroleumlampe stank infernalisch. Das Licht hatten sie nach außen zu mit braunem Packpapier abgeblendet. Die Luft war verraucht und stickig.

Chaim Geländer hatte vor sich einen Stoß Papiere liegen, aus denen er vorlas. Diese Papiere enthielten Mitteilungen, wonach die „verwandten Organisationen" aus Riga, Dorpat, Reval, Tuckum, Goldingen, Mitau, Walk und andern baltischen Städten zur Sicherheit auf kleine versteckte Dörfer in der Nähe dieser Städte verlegt seien. Die Orte waren genau bezeichnet. Eine Karte wurde ausgebreitet. Alles beugte sich über diese Karte. Senta blickte gleichgültig ihrer Nachbarin, einer sehr großen, üppigen Frau mit geschorenem Haar, über die Schulter, schaute dann wieder nach oben ins Licht der Petroleumlampe, das ihr im Nebel und Dunst zu verschwinden schien.

Sie hörte die Stimme Geländers gleichmäßig an ihr Ohr schlagen wie Wogenrhythmus an Meeresufer. Jetzt sprach er davon, daß man ihn zum Vertreter des ersten Beauftragten der baltischen Gruppen, Litusew, ernannt habe. Zeigte ein Papier vor.

Ein alter Mann, völlig zahnlos, nickte beifällig. Im Dunst ward ein finsterer Wollkopf sichtbar, der eine Frage stellte, die von einem schmächtigen, sehr blassen Menschen in Studentenuniform und mit stark entzündeten Augen beantwortet wurde. Chaim Geländer rief etwas dazwischen. Man lachte. Auch Senta lachte, obwohl sie nicht verstanden hatte, was Geländer sagte. Längst waren ihre Gedanken woanders. Ermüdet von einer langen Debatte über den Zeitpunkt und die Methoden des „Losschlagens" fühlte sie plötzlich Ekel. Das Blühende in ihr verschloß sich dem stickigen Qualm brodelnder Unzufriedenheit. Innerlich tief überzeugt von der Notwendigkeit einer Änderung der Welt, ließ sie mit einem Male die Empfindung nicht los, daß diesen Männern nicht die Zukunft gehöre.

Chaim Geländer las mit heiserer, aber starker Stimme die Berichte aus Rußland vor. Dann das Wichtigste: Dokumente aus der Zentrale in Zürich. Er fieberte, als er die zerknitterten, vordem mit unsichtbarer Tinte geschriebenen Blätter nahe an die kurzsichtigen Augen hielt. Seine schwarzen melancholischen Tieraugen hatten einen fanatischen Glanz, seine Stirn trug den Stempel genialen Willens.

Senta sagte sich: Er wird Menschen wie Schießscheiben an die Wand stellen und nicht zucken, wenn man ihm die Berichte der Exekution vorlegt. Es ist nicht gut, wenn die Helden der Zukunft wie die Wanderkrämer der Vergangenheit aussehen. Er ist bestimmt ein großer Mann, aber er ist kein großer Mensch. Und wenn das kommende Reich nur von großen Geistern, aber nicht von großen Herzen geschaffen werden soll, ist alles vergeblich.

Gleich darauf erschrak sie vor ihren eigenen Gedanken. Nie hatte sie bisher diesen Zweifeln Raum gelassen, stets nur das heilige Ziel gesehen, nicht fragend, ob ein Mensch oder ein Teufel dahin führe. Sind wir erst im Paradies, werden alle gut werden, weil nur der Gute in ihm gedeihen kann. Alle werden einsehen, daß Gutsein eine moralische, nein, eine Daseinsnotwendigkeit ist. Und niemand wird

etwas andres als Gutes tun wollen. Jetzt aber ging ihr Blick über die sieben Genossen und etwas beunruhigte sie in diesem grauen Bilde. Da waren wildgebuckelte Stirnen, wie Schilde der Trojaner. Da waren tiefliegende, funkelnde, fanatische Augen. Da waren Kinnladen, welche von unzerbrechlichem Willen, Nasen, welche von proletarischer Kraft sprachen. Hände, die nicht Gebärden geben, nicht sprechen, aber sich zu Fäusten ballen, Arme, die keinen Degen führen, aber wie Feuersäulen sich zum Himmel recken konnten, wenn der Mund die Parole des Hasses schrie. Das alles verflocht und verschlang sich ineinander zu finsterem Gemälde. Nur eines fehlte in ihm: der Blick, welcher beseelt ist von der Liebe zur Menschheit, nicht vom Haß gegen die Unterdrücker. Das Auge Christi, der ohne Schwert und Fackel, nur durch Taten der Güte eine Welt verwandelte.

„In der Duma sind zwei Männer von unsern Absichten unterrichtet. Ihre Sicherheit ist verbürgt. Sie werden von vier andern, die ihnen unbekannt sind, überwacht. Ein unvorsichtiges Wort hat den Tod zur Folge."

Wieder das Wort „Tod". Wie oft, dachte Senta, habe ich heute schon dieses Wort gehört. Ich schreckte doch einst nicht vor ihm zurück, warum heute? Warum ist diese Frau neben mir, die ich als gütige und sorgende Lehrerswitwe kenne, mir auf einmal fremd wie ein dickes Krämerweib in der Markthalle? Warum sehe ich hinter der Stirn des Letten Jerusalem das Gewürm seines Hirns wie ein Reptiliennest sich winden? Warum erscheint mir seine dicke Kartoffelnase so gemein, sein feuchter Mund widerlich, sein Bart ein Abscheu? Warum wünsche ich Helden, Männer von kühnem Geist und sonniger Kraft an die Spitze des größten Aufruhrs der Welt und nicht diese geduckten, breitnackigen, von unendlicher Fron gedemütigten Existenzen? Ich bin eine Törin! Wie können Bürger und Adlige das Volk führen! Wollen wir die Befreiung der Untersten, so müssen wir auch ihre Führung wollen.

Sie sieht Chaim Geländer. Er beugt sich zu einem schielenden, pockennarbigen Mann mit Geierkopf und blitzblanken Knopfaugen und sagt ihm etwas ins Ohr. Doch der Wulstnasige mit dem Bröselbart kann es hören, auch der Kleine mit grauem Gespenstergesicht und blauer Brille. Sie lachen höhnisch auf.

„Was hat Chaim gesagt?" fragt die Lehrerswitwe und beugt sich über den Tisch. Senta bemerkt unter der aufgeplatzten Bluse im Rücken ein schmutziges Hemd. Diese Frau tut unglaublich viel Gutes mit ihrem winzigen Vermögen, aber sie ist schmutzig wie ein Schwein.

„Das ist gut. Hart, aber gut. Grausam! Es gibt keinen andern Weg. Wir müssen!" Sie hört den Blassen und das Gespenstergesicht und den Geierkopf lärmend Geländer diese Worte beifällig zurufen.

„Ein Verrat ist noch nicht festgestellt", sagt er.

„Sollen wir warten, bis er uns an den Galgen geliefert hat?" schreit der Geierkopf.

„Untersuchung!" ruft die Lehrerswitwe.

Der Wulstnasige mit dem Bröselbart steht auf und schnauft asthmatisch, blau vor Erregung: „Ist erst der Beweis da, ist auch schon der Teufel im Kohl. Zuvorkommen, Genossen! Pff – Wir stehen auf einem schmalen Grat. Wer die Hand – pff – erhebt, um, um, was weiß ich, um – pff – 'runter mit dem – pff. In Abgrund, eh er – pff – uns –" Er schaut sich beifallheischend um. „Senta, nu?"

Senta fühlte einen unsäglichen Widerwillen gegen dieses gemeine Gesicht. Aber weil sie nicht weiß, um was es sich handelt, sagt sie kurz: „Ja, ja. Schon gut."

Chaim Geländer sieht sie mit langem, melancholischen Blick an. Die Lehrerswitwe legt ihren feisten Arm um Sentas Nacken und sagt: „Sie kann ihn ja warnen."

„Wen warnen?" fragt sie.

„Kruse! pff –" faucht der Wulstnasige. „Wir sprechen ja die ganze Zeit – pff – von ihm. Ist Unsinn, Warnen ist Unsinn."

Senta erhebt sich, sie glaubt, nicht recht gehört zu haben. Man ist erstaunt, daß sie nach den näheren Umständen fragt. Kruse, der Förster, ihr Pflegevater, stehe als Spion im Dienste der Gendarmerie. Er müsse beseitigt werden. Durch wen? Durch einen Wilderer. Höchst einfache Sache. Was sie denn für Augen mache. Sie sei doch sonst so ein mutiges Mädchen gewesen.

Blitzschnell läuft in Sentas Hirn eine Kette von Überlegungen und Schlüssen ab. Sie steht mit gebeugtem Nacken. Ihr hübsches

Gesicht ist sehr blaß. Ihre kleinen festen Hände hat sie auf den Tisch gestemmt.

„Nu, was, er hat dich doch früher immer geschlagen. Was wird schon Großes sein. Zum Leben reicht's doch ohne ihn." Irgendeine dünne Stimme ruft es ihr zu. Geländer schweigt und sieht sie an.

„Gut", antwortet sie und setzt sich.

Die Lehrerswitwe streichelt sie. Senta dagegen tut kalt und gleichgültig. Sie nickt noch einmal Chaim Geländer zu und trinkt den Rest ihres Tees aus. Er ist kalt und schmeckt wie Moorwasser.

Dann rauscht es wieder um sie von Reden und Berichten, Debatten, Schreien, fuchtelnden Armen und sich vertauschenden Köpfen. Sie sieht das Gespenstergesicht sich vervierfachen, sieht die Wulstnase in den Blassen tauchen und hat den Eindruck, daß die blauen Brillengläser groß wie Scheiben werden.

Die Lehrerswitwe zündet sich eine Zigarette an. Der beißende Rauch dringt ihr in die Augen. Sie dreht sich zum Fenster. Da bemerkt sie zwischen Vorhang und Rahmen, wo ein Stück der Nacht ins Zimmer schaut, ein häßliches, gemeines Antlitz auftauchen und verschwinden.

Sie stürzt zum Fenster und öffnet. Draußen eilen Schritte.

„Anka?"

„Ja?" hört sie die fettige Stimme des dicken Waschweibes.

„War hier jemand?"

„Nur der Kaasroal!"

Geländer ist am Fenster: „Der Kaasroal soll doch am Walde stehen."

„Nu, er holt sich Spitzki*)."

Geländer lauscht. Die Genossen sind totenstill. Senta späht hinter der schmutzigen Gardine in die Nacht. Es ist nichts zu sehen. Rein gar nichts ist zu sehen außer dem dürftigen Schein, der aus dem Fenster auf die feuchte Erde fällt.

Nach zehn Minuten sitzen sie wieder alle beieinander. Der Geierkopf berichtet einen Fall aus dem Wendischen, der zur höchsten Vorsicht mahne.

---

*) Zündhölzer.

Plötzlich fahren alle hoch. Vom Walde her tönt der dumpfe Knall eines Schusses. Der Hund bellt wie toll geworden.

Chaim Geländer rafft die Papiere zusammen, bindet sie in eine abgeschabte Ledermappe und rennt damit auf den Flur.

Da kommt schon Kaasroal angelaufen und schreit: „Der Förster!"

Senta wird wachsbleich. Sie steht ganz ruhig und überlegt. Geländer wirft zwei, drei Fragen dem Letten an den Kopf. Doch ehe dieser antworten kann, ist ein ganz neuer Mensch in der Tür aufgetaucht. Ein Bauer im russischen Hemd, ziemlich verwahrlost, triefend vor Schweiß, außer Atem. Er stürzt auf Geländer zu und kreischt die Worte hinaus: „Gendarm bei dir im Haus. Suchen alles ab. Besetzt!"

„Wo sind sie?" schreit die Wulstnase.

Der Ankömmling zeigt in den Wald.

„Angezeigt", keucht er.

Die dicke Wachlettin steht hinter ihm und heult. Kaasroal zittert. Sein schmieriges, verknülltes Gesicht hat einen erbosten Ausdruck.

Die Anarchisten sind wie die Winde davongestoben. Senta hält sich an Chaim Geländer. Sie rennen über den Hof, dann ins Gemüsefeld, durch Unterholz in die Finsternis des Steinbruchs. Hier kennt Geländer einen Pfad, der nach oben führt, aber in der Dunkelheit vermag er ihn nicht zu finden. Er braucht eine Laterne. Er hat nicht einmal Streichhölzer. So kauern sie sich in kleinem Abstand auf die Erde und lauschen in die Nacht.

Eine Stunde vergeht. Noch eine. Senta fröstelt. Eine bleierne Müdigkeit überfällt sie. Aber mit Aufbietung aller Energie hält sie die Augen offen. Sie atmet tief die frische Nachtluft ein. Es riecht nach Mandelblüten. Ein unsinnlich zarter Duft. Die Erde keimt. Äste knacken. Ein Vogel ruft im Schlaf. Das Käuzchen jammert.

„Wir können gehen", sagt Geländer. Vorsichtig biegen sie zum Ausgang des Tals. Sehen die Hütte erleuchtet. Biegen links herum in den Wald. Farren und niedriges Gestrüpp schlingen sich um ihre Füße. Macht nichts. Vorwärts. Stehen bleiben, lauschen. Nichts. Vorwärts. Eine kleine Lichtung. Sie blicken nach oben. Die Sterne stehen in wunderbarer bläulich funkelnder Klarheit am Nachthimmel. Nur der Mars leuchtet rot und merkwürdig nahe.

Geländer kennt die Richtung. Senta folgt ihm. Sie folgt ihm; nicht, weil sie sich zu verirren fürchtet, sondern weil sie wissen will, wohin er geht. Jetzt sind sie auf einem Waldpfade. Geradeaus. Freier Acker öffnet sich. Am Horizont sieht man die Lichter von Schloß Windsloh. Wohl noch vier Werst weit, doch deutlich herüberblinkend in der durchsichtigen Mainacht. Sie überqueren das Feld, sind auf der Landstraße. Gehen stumm nebeneinander.

Am Kreuzwege trennen sie sich. Geländer gibt vor, an Windsloh vorbei nach Eluisenstein zu wollen, um zu sehen, was an der Geschichte wahr sei. Wohin Senta gehe?

„Nach Hause."

„Durch den Wald?"

Sie nickt. Er reicht ihr die Hand. Da fragt sie ihn, wo er eigentlich die Dokumente verbergen wolle.

Geländer stutzt. Dann sagt er gleichmütig, daß er an der Straße nach Preakuln einen Feldstein kenne. Unter dem sollten sie vergraben werden.

Senta ist einverstanden. Sie grüßt und geht ab in den Wald. Er blickt ihr nach.

Als sie etwa dreißig Schritt weit entfernt ist, macht sie eine jähe Biegung nach Südwesten vom Wege ab, mitten durch den Wald, so daß sie jetzt parallel zur Fahrstraße läuft. Sie eilt, läßt sich keine Ruhe, achtet nicht auf Unterholz und Schlinggewächs und langt in einer Viertelstunde am Park von Windsloh an. Einen Augenblick steht sie atemlos, fährt sich über die Stirn, dann läuft sie am Gitter entlang, bis sie zu einer Stelle kommt, wo der Weg ins Freie mündet. Sie biegt ein. Rennt zwei, drei wohlbekannte Pfade hinauf, bis zu einem Anberg, von wo sie die Straße übersehen kann.

Ein Mann kommt. Sehr vorsichtig. Sehr leise. Er bleibt stehen und sieht zum Schloß hinauf. Jetzt geht er weiter. Sie kann ihn nicht mehr erkennen. Sie läuft durch den Garten zur Terrasse. Wie eine Katze, lautlos. Wenn nur Buller nicht bellt, denkt sie. Buller ist nicht da. Stahl hat ihm eine Klistierspritze gegeben, weil er sich verstopft hatte, und nun liegt er ziemlich träge in seiner Hütte auf der Stallseite.

Senta tritt aus dem dichten Park und sieht das Schloß. Das

Erdgeschoß ist dunkel. Nur oben rechts ein Fenster erleuchtet. Wer noch wacht, weiß sie nicht. Da hört sie wenige Schritte entfernt ein Knacken. Duckt sich hinter einer Hecke.

Chaim Geländer geht dicht an ihr vorbei. Er schleicht zur Terrasse, lugt vorsichtig nach oben, tritt sehr leise auf, verschwindet im Finstern. Sie hört nichts mehr. Lauscht angestrengt, lauscht, als gälte es, den Pulsschlag der Erde zu erhorchen. Da – das Schurren eines Stuhls. Stille. Lange tiefe Stille. Es ist nichts zu hören, nicht der geringste Laut, außer dem leisen Prr-iep träumender Vögel.

Jetzt kommt Geländer wieder nach unten. Er geht schneller als vordem. Wieder ist er ganz nah von ihr. Sie durchbohrt die Dunkelheit, zieht den Atem an und sieht nur, sieht –

Er hat die Hände in den Taschen. Die Mappe mit den Dokumenten ist fort.

3

Der Februar war wieder da. Eines Morgens schneite es. Ein tollgewordener Wind raste durch den Park. Die Vögel jammerten. Stahl schimpfte, doch die alte Petersen meinte, daß sie dies stets vorausgesagt habe: auf einen solchen Frühling müsse ein böser Rückschlag kommen, habe sie gesagt. Man werde noch mehr erleben, viel mehr. Man werde noch an sie denken. Die alte Petersen hat doch recht gehabt, werde man sagen. Die alte Petersen war nicht so dumm. Und sie winkte unheildrohend mit der Hand. Und dann – zischelte sie dem Schubat ins Ohr – habe man nicht das Haus der Krämersfrau Geländer durchsucht? Nu? Was glaube er wohl, wonach man das Haus durchsucht habe? Sie könne es ihm sagen: nach Bomben. Dieser Chaim, dieser Jud, sei ein ganz gefährlicher, aber ganz gefährlicher Spitzbube. Gott habe ihn sichtbarlich gezeichnet.

„Wieso?" fragte der Schubat.

„Nu wieso?! Wieso?! Wieso?!" knurrte sie gereizt. „Wer kann so dumm fragen?"

Damit humpelte die Greisin zu ihren Kochtöpfen und schalt über das Feuer, das der heulende Wind im Kamin nicht brennen ließ.

Die Alte hatte recht. Das Häuschen der Witwe Geländer war durchsucht worden. Was man gesucht hatte, wußte natürlich nie-

mand. Jedenfalls waren die Gendarmen am nächsten Morgen unverrichteter Sache abgezogen. Nur drei Bücher hatten sie mitgenommen. Zwei esperantistische und ein deutsches: „Knigges Umgang mit Menschen." Außerdem hatten sie noch die Krämerfrau bestohlen. Sie erzählte es kreischend im Dorfe. Man habe ihr ein Paar Hosenträger, ein Flanellhemd und eine Schachtel mit Papyrossi gestohlen.

„Tragbänder und Papyrossi! Und ein Flanellhemd, i, zwei Flanellhemden! Zwei ganze Flanellhemden. Nu sag, was das kostet. Was?"

Die Dörfler schüttelten die Köpfe.

Auch Pastor Lurich erfuhr die Tatsache. Er billigte die Handlungsweise der Gendarmen nicht, konnte aber nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß des Soldaten Handwerk rauh und finster sei, und daß man mit Unredlichkeiten und Unterschleifen rechnen müsse. Ob es denn wahr sei, daß der Chaim erneut frevelhafte Umtriebe begünstige? Er habe neuerlich mancherlei läuten hören.

Frau Geländer schwor bei dem Gott ihrer Väter, daß dies eine furchtbare Lüge sei. „Pfuich!" setzte sie hinzu und tat, als spucke sie aus.

„Nu, nu", meinte Pastor Lurich.

Als sie draußen war, erfaßte der böse Wind den grünlichen Baumwollschirm der alten Frau und klappte ihn um. Es war wirklich ein ganz entsetzliches Wetter.

Das ging so mehrere Tage. Die Fenster auf Schloß Windsloh prasselten vom Anprall des harten Regens, und die Anjuta mußte überall heizen; so fror man.

Frau von Harras hatte ein wenig aufstehen dürfen. Jetzt brachten die Kinder sie mit Gewalt ins Bett. Sie war kreuzunglücklich darüber, gab aber seufzend nach. Ihre Schwäche war noch groß, doch die zähe Kraft ihres gesunden Blutes hatte die Attacke des Todes abgeschlagen.

Ursula benutzte die gezwungene Muße, um verlorene Übungstunden nachzuholen. Axel las Bücher über Zuchtbullen und Obst-

baumkultur, ging alle Augenblicke zu Stahl hinüber und ließ sich belehren.

„Es ist furchtbar schwer, Mu. Ihr habt das alles mit der Kindermilch aufgesogen gewissermaßen. Ihr habt, wie soll ich sagen, Meerschweinchen miteinander gekreuzt, als ich bei Miß Samson Englisch lernte. Das mit den Meerschweinchen ist übrigens ein törichter Vergleich, mir fiel es nur so ein, weil Stahl mir die Mosaikvererbung an einem glatt-dunkelpigmentierten Meerschweinchen und einem rauhhaarig-weißen, welche kürzlich gejungt hatten, klarmachen wollte. Da sei plötzlich eine Mutation eingetreten. Nun verbinde ich als ehemaliger Dozent für Geologie und Anthropologie an der Columbia-Universität mit solchen Worten ganz andre Begriffe. Mein Kopf ist eben zu schwerfällig. Immerhin weiß ich schon, daß eine trächtige Mutterkuh größere Mengen phosphorsauren Kalkes bedarf. Bitte, lache nicht; das ist eine Tatsache. Beantworte mir, Mu, die Frage, wo und wie dieser phosphorsaure Kalk ihr zuzuführen ist, nun?"

Frau von Harras nahm die Hand ihres Sohnes und sagte lachend: „Ich weiß nichts von phosphorsaurem Kalk. Ich weiß, daß eine Mutterkuh im Winter Heu und Ölkuchen und im Sommer Grünfutter kriegt, und daß man gut tut, Futterknochenmehl beizumengen."

„So? Ja, das stimmt. Aber es ist unwissenschaftlich ausgedrückt. Immerhin, es stimmt. Eine andere Frage, Muing. Ein Mutterschwein hat am achtundzwanzigsten März geferkelt. Wann ist die neue Brunst zu erwarten?"

„Nein, Axel, daß du mich hier examinierst, ist –"

„Wann ist die neue Brunst zu erwarten, Mulling?"

„Das kann man so genau nicht sagen. Ende April. Es kann auch Mitte Mai werden."

„Richtig. Irgendein dickes Mastschwein von uns ist nämlich heute in diesen Brunstzustand eingetreten. Mulling, du lachst. Ich begreife nicht, warum du lachst. Ich bin bisher agronomischer Analphabet gewesen und lerne jetzt buchstabieren. Da freue ich mich über jedes neue Wort. Natürlich blamiere ich mich ständig. Ich habe nicht gewußt, daß wir Jungvieh aufzüchten zum Verkauf und die Milch im wesentlichen dafür verwerten."

„Das wußtest du nicht?“

„Ich weiß, daß die Kohlenbildung im Karbon stattfand, und daß um jene Zeit die ersten Amphibien auftraten, aber daß wir unsere Milch an Jungvieh verfütterten, das wußte ich nicht. Ja, ich blamiere mich in einem fort. Ich wußte nicht, was ein Laktobutyrometer ist, wußte nicht, daß ein ordentlicher Bulle achtzigmal im Jahr ein Verhältnis mit einer Kuh hat. Und ich weiß noch heute nicht, was ‚süße Maische‘ und was ‚Kunstschlempe‘ ist. Ich habe mich plötzlich geniert, ewig zu fragen.“

„Aber das ist ja ein und dasselbe! Das kann ich dir auch erklären.“

„Bitte, erkläre es mir nicht, Mui. Ich bin außerstande, noch etwas zu fassen. Aber ich höre, daß Ursula unten Bach spielt. Da will ich mich ein bißchen zu ihr setzen.“

„Ja, geh nur, geh, du hast schon viel zu lange bei mir gesessen.“

Axel blickte gen Himmel.

„Natürlich, viel zu lange.“ Er küßte sie und ging.

Unterdessen stöberte Wera in der alten Bibliothek umher. Fand aber ziemlich uninteressante Bücher. Sie hatte, wie sie Axel gestand, ein bißchen Lust auf unanständige Schriften bekommen und hoffte, in der Bibliothek des alten Generals hier und da etwas zu finden, was einen moralischen Stich hatte. Sie fand aber nur Lehrbücher der Taktik und Terrainausnutzung. Und in einer Ecke Entdeckungsreisen durch den schwarzen Erdteil und Beschreibungen von Nordpolexpeditionen mit ausgeschnittenen Bildern. Warum er bloß die Bilder ausgeschnitten hat, dachte sie. Solche Bilder braucht man doch wahrhaftig nicht auszuschneiden. Ursula gab ihr ein paar französische Romane. Doch sie legte sie nach der zehnten Seite fort und starrte in den Regen.

Am dritten Tage dieser abscheulichen Wetterperiode kam Graf Straal zu Besuch. Er sprach sehr soigniert, erzählte entzückende Anekdoten und machte Wera den Hof. Man lud ihn ein, über Nacht zu bleiben. Er blieb. Als er Wera die Hand küßte, sagte er: „Sie bringen eine andre Luft in unser enges Landleben: Etwas Ozean und etwas Millionenstadttempo.“

„Ich finde dieses Landleben nicht eng“, versetzte Axel. „New York ist eng. Wenn ich auf das Dach unsres Hauses steige und hinüberschaue nach Rußland, ist es mir, als strömte die riesige Steppe ihren Atem in unser Land.“

„Ach“, sagte Wera, „vom Dachgarten Mister Woods konnte man weiter sehen.“

Straal nickte. Ursula sah Axel an und lächelte.

Sechs Tage Regen, Sturm, Schnee, Wind, wieder Regen. Über Nacht flackerten Wolken über den Mond. Erneut brach die Erde auf. Am Morgen war die Welt verwandelt. Die Sonne warf Diamanten über das Land. Die Tannen schüttelten sich. Star und Meisen pfiffen, schnatterten, zwitscherten. Der Rohrsänger am See rief seinen scharrenden Lockton den Fröschen zu, die mit geschwollenen Blasen zu quarren und zu quaken begannen. Der Wasserschwätzer plauderte mit den kleinen Stichlingen, die nur aus Schwänzchen zu bestehen schienen. Und das Rotkehlchen sang schon am Morgen sein feierlich flötendes Lied in die hellblaue Luft.

Das Pfingstfest stand vor der Tür. Pastor Lurich bereitete sich auf eine besonders wirkungsvolle Predigt vor. Aber Paul von Schablonski, der vierzehn Tage lang in der Papierfabrik wie ein Knecht geschuftet hatte, weil Großlieferungen zu erledigen waren, schmiß im Kontor plötzlich die Tinte um. Unabsichtlich. Die Gehilfin schrie „huch!“, aber für ihn war es ein Anlaß, auf den Apfelschimmel „Grünkohl“ zu springen und wie ein Verfolgter nach Windsloh zu reiten.

„Kinder, wir machen eine Maibowle! Übermorgen. Pfingstsonntag. Begriffen? Morgen abend kommt Walter aus Moskau und Rolf aus Riga an. Da wollen wir den Frühling mit Pauken und Trompeten willkommen heißen. Das wollen wir. Amen. Gib mir einen Kuß, Axel, wir wollen uns Du sagen. So. Schluß. Adieu. Also übermorgen!“

Wera hatte Übertragungen indischer Lyrik bei Ursula gefunden. Jetzt kam sie zu Axel und sagte: „Überschrift ‚Tauzeit‘.

Den süßen Wein, der so wie Lotos duftet
Und der die Sinne wollüstig erregt,
Trinken zur Nacht mit den geliebten Buhlen
Die Frauen, lachend und bereit zur Lust."

Was sagst du dazu?"

„Schön."

„Nicht übel." Sie blätterte. „So geht das weiter. Donnerwetter!" Sie wollte wieder fortlaufen.

„Eben war Paul von Schablonski da und hat uns zu einer Pfingstbowle eingeladen. Er will den Frühling mit Pauken und Trompeten begrüßen."

Weras Augen leuchteten: „Ich auch?"

„Natürlich. Wir alle."

Sie reckte die Arme: „Fein, fein. Ich freu' mich. Oh, daß die Sonne wieder scheint! Es war nicht mehr auszuhalten. Du, Axi?"

Sie kam ihm ganz nahe: „Darf ich ein bißchen mit Graf Straal flirten?"

Er lachte. „Du darfst."

„Thank you. – Liebster –?" Sie nestelte an seiner Krawatte.

„Noch einen Wunsch?"

Sie schüttelte den Kopf. „No. Das heißt – nein."

„Na?"

„Nein. Ich erlaube dir, mit Ursula zu flirten."

„Seeehr gütig."

„Oder", stieß sie schnell heraus, „mit der wilden Senta", und lief, die indischen Gedichte unterm Arm, hinaus.

Ursula betrat die Terrasse: „Daß die Sonne wieder da ist, Axel!"

Er nickte.

„Sieh diese himmlischen Rosen. Es sind die ersten. Willst du sie für dein Zimmer haben?"

„Danke, Ursel. Gib sie Mulling."

„Ja. Wenn du sie nicht willst, werde ich sie Mulling geben."

Frau von Harras erschien in der Tür. Sie war schmal und bleich. Aber ihre Augen lachten: „Kinderchen, heute darf ich auch etwas hinaus?"

„Darf sie, Ursel?"

„Ja, sie darf."

Die Geschwister nahmen die Mutter in die Mitte und gingen mit ihr im Garten auf und ab. Ihre Gesichter waren wie von innen erleuchtet.

Der Storosch Balduin Kukeldei rückte umgeschlagene Blumenstauden zurecht. Sein flachshaariges Pflegetöchterchen Ginka saß auf einem Deckchen auf der Erde und war selig.

General Buller erblickte die drei. Kam angerast und sprang an Axel hinauf.

„Bitte, keinen Kuß, Buller. Ich habe eben schon einen Schmatz von Paul von Schablonski bekommen. Da ist mein Bedarf an Mannsküssen für heute gedeckt."

Schablonskis Besitzung, Hohenfichte, umfaßte eine Papierfabrik, ein schönes, einstöckiges Herrenhaus mit großer Holzveranda und einen prachtvollen alten Garten. Südlich führte die Chaussee nach Wenden. Westlich stiegen fruchtbare Wiesen zu einem Hochwald hügelan. Nach Osten zu lag der See.

Paul hatte folgenden Plan für das „Fest" entworfen: Zuerst sollte man auf den Hügel steigen und sich vom „Reginenblick" aus den Sonnenuntergang ansehen. Dann hinunter nach Hohenfichte, wo in der großen Laube direkt unter einer wenig bekleideten Gottheit (Paul behauptete, es sei Diana) die Tafel stehe. Wenn die Bowle ausgetrunken, könne man eine neue bringen. Wenn auch diese ausgetrunken sei, müsse man zum See gehen, die Boote besteigen und beim Schein von Lampions hinausrudern, zweistimmig singend.

Pastor Lurich, der natürlich auch dabei sein mußte, hatte den Vorschlag gemacht, Studentenlieder zu singen. Vierstimmig. Er sänge Bariton. Diese Idee verlangte aber zu ihrer Ausführung eine höhere musikalische Schulung und stieß aus Mangel an der nötigen Vorbereitung auf Widerstand. Rolf, der gerade angekommen war, sagte, um seine Meinung befragt, er lege auf den Gesang überhaupt kein so großes Gewicht. Wenn nur ein paar ordentlich laut die erste Stimme sängen. Die andern könnten dann die zweite Stimme dazu brummen.

Der alte schwergichtische Herr von Schablonski war vom Frühlingsfeuer angesteckt. Er wollte partout mit dabei sein. Man erlaubte ihm, im Liegestuhl in Decken gepackt dabei zu sitzen und Rotwein zu trinken. „Aber nur eine halbe Stunde, Leo", sagte seine Frau Laura drohend, und ihre mächtigen Augen schauten ihn gebieterisch an.

„Nu, ihr quält mich alle, wirklich", versetzte er weinerlich. „Ich möcht' doch auch mal fröhlich sein, Lauring."

„Leochen! Also gut. Tu, was du willst, aber jammere nachher nicht, wenn deine Füße dick werden."

„Ich werde schon nicht jammern. Nu laß schon. Ach, wie seid ihr grausam! Gut, ich bleibe oben auf der Veranda und trinke Kamillentee. Ganz allein werde ich sitzen und Bibelverse aufsagen."

Frau von Schablonski umarmte ihren Mann: „Lieberchen, die Bibelverse würden dir nur gut tun. Aber du sollst nicht allein sein. Ich bleibe bei dir! Wir Alten sitzen im Haus und die Jugend unten. Und wir trinken nicht Kamillentee, sondern auch unser Gläschen Bowle. Nu? Sieh, wie der Walter braun geworden ist. Die Uniform steht ihm fein, was?"

Ja, vorzüglich, er habe so einen forschen Zug bekommen. Auch der Rolf sei ein fixer Junge.

Rolf rief herüber: „Was redet ihr von mir?"

„Nichts, nichts, Rolfing, geh nur!"

Die drei Harrasse konnten leider nicht zum Sonnenuntergang in Hohenfichte sein. Sie hatten schon lange Tante Lulle versprochen, am Pfingstsonntag bei ihr den Kaffee zu nehmen. Es gab nichts in der Welt, das sie gehindert hätte, dies Versprechen einzulösen.

So fanden sie sich denn alle drei in Fräulein Laura von Kakelns zwei Biedermeierzimmerchen des Thormeyerschen Höfchens in Wausk ein. Wausk lag fünf Werst von Eluisenstein entfernt und wurde von Pastor Lurich mitversorgt.

Dieses kleine Örtchen war mit einem uralten Kirchlein gesegnet. Ein spitzes hohes Dach mit einem Reiter, den ein schmucker Hahn krönte. Als Axel das Kirchlein sah, tauchte aus tiefem Brunnen eine Kindheitserinnerung empor. In Wausk hatte er bei Tante

Lulle mit irgendeinem Jungen „Dorf und Kirchturm" gespielt: Der Junge mußte tiefgebückt stehen. Er aber richtete sich auf und streckte die Arme nach oben, so hoch er konnte. So standen beide, ohne zu mucksen. Als Tante Lulle erschreckt fragte, was sie denn da täten, sagte er: „Wir spielen kleine Häuserchen und hoher Kirchturm." Dabei hatte doch Wausk nur einen Dachreiter!

Tante Lulle erinnerte sich noch gut an die beiden Jungens. Tränen traten ihr in die Augen, als Axel das erzählte.

Die alten lieben Erinnerungen. Auch Tante Lulle wußte eine: „Weißt du noch, wie du dir mit Paul von Schablonski zwei Burgen gegraben hast? Sechs Jahre warst du und Paul acht. Deine Burg hieß ‚Pepperpeppchen-klein' und Paul Schablonskis Burg hieß ‚Spenerchen-klein'. Die Namen hattet ihr selbst erfunden; und als Kulle euch zum Essen rief, wolltet ihr nicht kommen und sagtet, das Abendessen müsse euch unbedingt in eure Burgen gebracht werden, ihr dürftet nicht hinaus wegen der Wölfe. Falls man euch das Abendessen nicht brächte, müßtet ihr eben hungrig zu Bett gehen. Kulle schalt ein bißchen, aber Mui lachte und schickte den Ewald mit dem Brei hinaus. Da saß denn der eine auf Pepperpeppchen-klein und der andre auf Spenerchen-klein und aß seinen Milchbrei."

Wera mußte sehr lachen und biß mit großem Appetit in einen Striezel. Tante Lulle tat ihnen zwei Löffel voll süßen Schmand in den Kaffee.

„Eßt nur, Kinderchen, ich freue mich ja so, daß es euch schmeckt."

Nun wußte aber Axel noch eine Geschichte. Er wolle sie erzählen, ihm sei sie bei Pepperpeppchen-klein eingefallen.

„Weißt du, wir fanden deinen Namen Lulle immer so komisch, Paul und ich. Und da erfanden wir ein neues Spiel, das hieß Lulle. Das war so: wir legten uns auf den Boden, umarmten uns fest, rollten uns hin und her und riefen währenddessen immer ‚Lulle, Lulle, Lulle!' Dieses Spiel war sehr beliebt."

Tante Lulle wollte sich ausschütten vor Lachen. Auch Ursula amüsierte sich. Wie alt Axel da gewesen sei? Etwa sechs, sieben Jahre.

„Da war ich schon geboren."

„Ich noch nicht", rief Wera kauend.

So verlief die Zeit in lustigen Reden. Die liebe Pfingstsonne

schien durch die schneeweißen Gardinen. Es duftete nach Levkojen, Hyazinthen und Topfkuchen. Eine Wespe kam durchs offene Fenster geflogen und suchte nach dem süßen Rahm.

Dieser Friede! dachte Axel. So einen Frieden gibt es also in der Welt! Diese alten grünen Möbel mit den verblichenen Bezügen. Die alten Stiche und Photographien! Die Silhouetten!

„Komm", sagte Tante Lulle, „ich muß dir doch noch ein furchtbar nettes Bildchen zeigen." Und sie holte aus einer Kommode mit schönen Messingbeschlägen ein Kästchen mit Photographien. Kramte und fand: „Sieh hier, weißt du, wer das ist?"

Ein kleiner Junge stand mit eingekniffenem Daumen breitbeinig und lachend auf einem Gartenweg. Hinter ihm eine Wärterin, die ein winziges Geschöpf trug.

Wera lachte auf. „Ich weiß!" rief sie.

„Das Bild kenne ich ja gar nicht", sagte Ursula leise.

Tante Lulle nickte selig.

Axel sah lange die verblichene Photographie an. „Wie fern das liegt", sagte er. „Fast ist es unheimlich zu denken, daß ich dies gewesen bin und nichts von allem ahnte, was zwischen damals und der Stunde lag, wo ich nun dies Bild wieder in Händen halte."

Und ein andres. Darüber lachten nun freilich alle von Herzen.

Axel hatte sein kleines Schwesterchen umarmt und küßte es.

„Ja, so zärtlich warst du damals", sagte Tante Lulle. „Alle Augenblicke wolltest du ihr einen Kuß geben. Jetzt ist er gewiß gar nicht mehr so nett, Ursel, was?"

Ursel sagte lächelnd „nein" und beugte sich, indem sie die Hand stützend auf Axels Schulter legte, tiefer über den kleinen Kasten.

Um sieben nahm man Abschied. Tante Lulle fand, daß sie nichts gegessen hätten. Aller Kuchen stände ja noch auf dem Tisch.

Lärmender Protest von seiten der Gäste.

„Nein, pfui, ihr habt ja alles stehen lassen. Nun, Wering, nimm noch dieses Stückchen."

„Nein, Tante Lulle, ich kann unmöglich mehr."

„Nu, bitte, noch dies kleine Bonbonchen."

„Tante Lulle, ich werde krank."

„Tante Lulle, Wera hat bestimmt sieben Stück Kuchen gegessen, erbarme dich ihrer und laß sie gehen."

Wera sagte, es seien nur fünf. Alle redeten durcheinander, lachten, spaßten und waren vergnügt. Besonders Wera war von ausgelassener Lustigkeit.

„Du, es ist doch netter als in New York!" rief sie.

Tante Lulle küßte alle der Reihe nach und bestellte Grüße für Mui. Sie kam hinunter zum Wagen. Filka saß steif auf dem Bock und grüßte. Ein paar Dorfkinder standen mit aufgerissenen Mäulern dabei.

„Steig ein, Pepperpeppchen-klein!" rief Wera. So fuhren sie nach Hohenfichte ab. Tante Lulle winkte mit einem weißen Batisttüchlein.

In Hohenfichte wurden die Ankömmlinge mit Jubel begrüßt. Man war eben vom Sonnenuntergang heimgekehrt und hatte sich in der Laube unter der Diana gruppiert. Von Wulffs waren nur Sandor und Christa erschienen. Eberhard befand sich in Riga. Johannes ließ sich wegen Unwohlseins entschuldigen. Graf Straal war mit einer Frau von Buttler, einer entfernten Cousine Schablonskis, im Wagen von Wenden gekommen. Übernachten sollten sie in Hohenfichte und natürlich Pfingstmontag auch dableiben. „Pfingstmontag machen wir ein Picknick im Walde!" rief Walter, der die Uniform eines russischen Artillerieleutnants trug und mit ausgestrecktem Arm Bowle in die Gläser schöpfte. Dann war die Sekretärin Pauls da, ein Fräulein Amalie Tiedtke aus Lübeck. Außerdem Doktor Riesenkampff und Frau. (Ach, wie sah Frau Riesenkampff niedlich aus. Sie hatte ein geblümtes Sommerkleid an, ausgeschnitten, ein bißchen kurz. Sandor nannte sie Botticelli und machte ihr den Hof.) Ferner Professor Fischer-Kuschkin und Achilles von Brodem und Corah mit ihrer Mama. Corah hatte sich die Haare à la Josephine Beauharnais frisiert. „Nanu?" riefen alle und dann: „Reizend!"

„Siehst du, Corah, was habe ich gesagt?" versetzte ihre Mutter. „Alle finden deine neue Frisur reizend. Sieht sie nicht wie Josephine aus, Harras?"

„Ja, wirklich", antwortete Axel höflich.

„Also, Kinder, trinkt und seid vergnügt", nahm Frau von Brodem noch einmal das Wort. „Ich gehe zu den Alten auf die Veranda. Zur rechten Zeit alt sein, ist besser als zu lange jung sein wollen. Still, kusch! Ich habe eine erwachsene Tochter!"

Professor Fischer-Kuschkin erhob sich auch. „Nein, hierbleiben, hierbleiben!" riefen alle.

Er blieb geschmeichelt auf seinem Platze.

Bei mir haben sie nicht hierbleiben gerufen, dachte Frau von Brodem.

„Wie geht es Ihnen, Herr Professor?"

„Schlecht, Fräulein Ursula", antwortete er flüsternd und rückte seine hellblaue Brille zurecht. „Ich mache jetzt eine Senfkur."

„Essen Sie da stundenlang Senf?" fragte Christa und kniff dabei Ursula in die Schenkel.

„Nein", lächelte Professor Fischer gütig. „Ich bade in Senf, der in Moorwasser zerlassen und einmal aufgekocht worden ist. Danach werde ich in Decken gepackt und muß eine Stunde liegen. Am besten schlummern; die Bäder strengen an."

„Tun sie gut?" fragte Christa von Wulff.

„Ich verspüre noch keine wesentliche Besserung, aber die Wirkung stellt sich erst nach einigen Wochen ein. Übrigens habe ich ein neues Schlafmittel – ach, der Herr Johannes, Ihr Bruder, ist nicht da. Aber vielleicht erzählen Sie es ihm, Baroneß. Es ist ein rein energetisches Mittel. Ihr Bruder soll sich auf die Couchette legen, ganz lang ausstrecken, seine Fußspitzen fixieren und nichts weiter denken als Füße –"

„Ja, das Mittel kennt er", unterbrach ihn Christa.

„Ach, das kennt er schon?"

„Ja. Er legt sich hin und denkt an seine Füße. Unaufhörlich denkt er an seine Füße, aber der Schlaf wartet so lange, bis er ausgedacht hat."

„Merkwürdig, daß es bei ihm nicht verfängt. Ich habe Erfolge konstatieren können."

„Sie müssen Ihre Bowle austrinken, Professor", rief Rolf von Schablonski. „Sie trinken ja gar nichts."

„Danke sehr."

Paul zündete die Lampions an.

„Wir müssen eine Karte an den armen Korff schreiben, der sitzt jetzt in Goldingen bei einem verstorbenen Onkel. Was sagst du zu diesen Lampions, Axel?"

„Feenhaft."

Es war wirklich feenhaft. Doch nicht erst die bunten Papierlaternen und die Waldmeisterbowle gaben der Stimmung diesen Aufschwung, sondern sie fiel aus dem dunkelblauen Himmel, in dem die Sterne zu glitzern begannen. Sie wehte aus dem Duft blühenden Flieders. Quoll aus den Farben der Kleider, der glühenden jungen Gesichter. Sprühte aus dem Gefunkel der alten Kristalle, sang aus dem Rauschen der hohen Eichen und Linden, die immer tiefer in Nacht und Schlaf tauchten.

Christa hatte ihre Gitarre mitgenommen und sang mit Walter zweistimmig alte Volkslieder. Als sie endeten, klatschte man von der Holzveranda Beifall.

„Weiter, weiter!" rief Frau von Brodems Stimme.

Christa kannte ein schwermütiges lettisches Lied. Von der Spindel, die im Mondschein schnurre. Ob er das kenne? Ja, natürlich. So sangen sie auch dies Lied, und alle lauschten andächtig.

„Bravo, bravo!" klatschte man begeistert.

„Unsre Letten sind nicht dumm, sie sind nur schwerfällig", dozierte Professor Fischer-Kuschkin. „Sie haben, wie alle autochthonen Stämme, eine hohe Volkspoesie und viel Gehör. Ich liebe sie nicht, aber als Wissenschaftler muß ich gestehen, daß wir Balten sie sehr unterschätzen."

„Bitte, keine Politik", flehte Wera.

„Nein, nein", lachte Professor Fischer. „Ich schweige schon."

„Trinken!" rief Rolf und goß ein.

Graf Straal sah Wera von Harras an. Mit einem Blick, der ganz Entzücken war. Diese Frau schien ihm ein blühender Garten zu sein. Ein Park in Sommersonne gebadet. Er stand wie ein Schuljunge vor dem Gitter und preßte die Nase an die Eisenstäbe.

„Also Sie haben nun reiten gelernt?"

„Und wie!" antwortete Wera. „Mit dem Galopp stehe ich noch

auf etwas kriegerischem Fuße. Axel sagt, ich solle mich nur zurücklehnen und alles andre dem Pferde überlassen. Ich bin nicht seiner Meinung."

„Galopp ist das allereinfachste, was es gibt", sagte Graf Straal. „Aber es ist wie beim Schwimmen. Man muß die Sicherheit im Bewußtsein haben. Ich kann Ihnen einen Trick zeigen."

„Sie?"

„Ja. Wollen wir morgen eine Reitstunde arrangieren?"

„Graf Straal, ich kann ja schon reiten. Ich kann ja eigentlich auch schon Galopp. Immerhin, meinethalben, Sie können mir ja Ihren Trick zeigen."

„Also wann?"

„Kommen Sie morgen vormittag nach Windsloh. Wir können dann eine halbe Stunde spazieren reiten, und Sie galoppieren mir vor."

„Sie galoppieren mir vor."

„Wir galoppieren uns beide etwas vor. Übernachten Sie in Hohenfichte?"

„Ja."

„Bleiben Sie länger hier?"

„Es kann sein. Vielleicht in Wausk. Am liebsten würde ich mir ein kleines Haus in Eluisenstein bauen."

„Ach?"

Graf Straal machte eine undefinierbare Bewegung: „Teils dieserhalb, teils wegen des Galoppierens."

„Bitte, nicht mehr so viel", sagte Wera zu Paul, der ihr das Glas vollschenkte.

Ein großes Hallo erhob sich. Pastor Lurich kam. Warum so spät? Ja, er bedaure unendlich die Verspätung, aber er habe in seiner Diözese zu tun gehabt. Unangenehmes? Nicht eigentlich. Das heißt wiederum Unangenehmes. Frau Geländer habe vor ihm eine Stunde lang lamentiert wie ein alttestamentarisches Klageweib. Ihr Sohn sei noch nicht zurück. Am Morgen nach der Haussuchung sei er gekommen, habe ein paar Kleinigkeiten geholt, und sei nun verschwunden. „So, Kinder, nun aber genug davon. Nun greift zur Leier, zum Wein! Oh, delikate Piroggen

und Kaviarbrötchen. Lieber Schablonski, Ihre Frühlingsbegrüßung ist ein Göttergedanke."

„Aber hört mal", rief Paul von Schablonski, „wir müssen ihn doch begrüßen!"

„Wen denn?"

„Den Frühling. Einer muß eine Rede halten."

„Jawohl, eine Rede!" riefen alle.

„Ist Pastor Lurich angekommen?" vernahm man Frau von Brodems Stimme.

„Ja–a!" rief Corah zurück.

„Pastor Lurich, Herr Pas–tor!"

Pastor Lurich sprang auf: „Jawohl!" antwortete er mit vollem Munde und ging auf die Veranda.

„Also, nicht wahr, eine Rede an den Frühling", sagte Paul noch einmal.

„Aber wer denn?! Wer denn? Graf Straal!"

„O nein, danke! Ich nicht. Ich entbehre des dazu nötigen Quäntchen Salzes."

„Graf Straal ist ungesalzen", sagte eine Stimme. Es war die kleine freche Christa.

Sandor von Wulff, der gerade Frau Doktor Riesenkampff aus den Linien ihrer Hand wahrsagte, ohne auch nur das geringste davon zu verstehen, versetzte: „Leidenschaftliche Zurückhaltung, zurückhaltende Leidenschaftlichkeit. Eine große Liebe, eine mittlere Liebe, eine ganz kleine Liebe. Die ganz kleine Liebe bin ich."

Frau Riesenkampff lachte hell auf: „Nein, das sind Sie nicht!"

„Nun, dann kann ich nur noch die große Liebe sein."

Seine Nase hakte sich förmlich in die Schönheit der lustigen Frau des Doktors ein. Sie interessierte ihn plötzlich ungemein. Er begriff nicht, wie er sie bisher gleichgültig hatte anschauen können. Sie turnt immer, sagte er sich, sie turnt und wird einen schönen Körper haben. Ihr Mann unterhielt sich mit Professor Fischer-Kuschkin über Einspritzungen in die Zirbeldrüse. Manchmal sah er zu seiner Frau hinüber. Und sie zu ihm.

„Also, Kinder, wer hält die Rede?"

„Pastor Lurich muß die Rede halten!"

Ja, das war das richtige. Man rief den Pastor zurück. Er müsse eine Rede an den Frühling halten. Unbedingt. Keine Widerrede. Also gut. Schön. Auch Frau von Schablonski und Frau von Brodem erschienen. Alle wollten die Rede hören. Der Diener schob sogar den alten Herrn in die Nähe der Diana.

„Meine lieben Freundinnen und Freunde!" begann Pastor Lurich mit voller Bruststimme, seinen Mund riesenhaft öffnend. Gott, was hat er für ein Walfischmaul, dachte Christa, und kniff die neben ihr stehende Ursula. Ursula aber nahm sich zusammen. Nur ihr etwas zu kurzes Oberlippchen hob sich über den weißen Zähnen.

„Meine lieben Freundinnen und Freunde! Glaubt nicht, daß ich diese Rede an euch halten werde. Ihr seid Nebenpersonen. Wir sind alle Nebenpersonen. Wir sind Gratulanten. Die Rede gilt einem ganz andern."

„Wem denn?"

Pastor Lurich öffnete eine Zigarettenschachtel und rief mit Emphase: „Sie gilt dem ersten Maikäfer!"

Frenetische Begeisterung.

Alle wollten den ersten Maikäfer sehen. Ein kleines schokoladebraunes Tier saß auf dem Boden der leeren Schachtel und bewegte schwerfällig die Beinchen.

„Mein lieber erster Maikäfer!" sagte Pastor Lurich. „Wir heißen dich willkommen als weit und breit geliebten Boten des Frühlings. Wenn du durch die laue Mainacht schwirrst, schlagen unsre Herzen höher, und wir wissen, der lange Winter ist vorüber, der Frühling ist wieder da. Wie die erste Schneeflocke die Botin des nahen Winters ist, so bist du der erste Bote der nahen Sommerszeit. Wir lieben dich, weil wir den Sommer lieben, und wenn wir dir zu deinem Geburtstage gratulieren, so gratulieren wir damit auch uns. Mein lieber erster Maikäfer! Du hast einen schwerfälligen Gang und sitzt gern lange Zeit auf einem Flecke. Der Unkundige denkt nun, daß du so ein Skarabäus seist und nichts andres verstündest, als auf dem Boden herumzukriechen. Aber gerade dann, wenn er über dich meint spotten zu können, hebst du deine Flügelein und fliegst von ihm fort, der Sonne entgegen. Das soll auch uns eine Lehre sein: Wer wie ein Käfer aussieht, kann manchmal wie ein Vogel fliegen. Das

Beste ist stets verborgen und muß auch stets verborgen sein. Auch deine unscheinbare braune Farbe wird verlacht, doch das laß dich nicht anfechten. Braun ist eine edle Farbe. Die fette Ackererde, in der die Frucht sprießt, ist braun. Braun sind die Stämme des geliebten Waldes. Braun sind die Augen des reizenden Fräulein Christa von Wulff, die mich die ganze Zeit auslacht. Aber du lachst mich nicht aus. Du sitzt wie ein guter Zuhörer in deiner Zigarettenschachtel und zeigst damit, daß ..."

„Brrrrrrr ... rrr", machte der Maikäfer und flog mit Gebrumm gegen einen Lampion. Fiel herunter, wäre beinahe in Sandors Bowlenglas geplumpst und schwirrte dann lustig in die Nacht hinein.

Tobendes Gelächter war die Folge dieses Ereignisses.

„Ich habe Grund, gekränkt zu sein", sagte Pastor Lurich seufzend, „wie gut, daß meine Pfarrkinder nicht Maikäfer sind. Dann könnte ich Sonntags keine ruhige Predigt mehr halten."

„Auch Maikäfer können schlafen!" rief Christa und versteckte sich hinter Axel.

Pastor Lurich aber suchte sie zu greifen. Sie lief davon. Pastor Lurich im flatternden Gehrock hinterher. Es sah aus, als ob ein Rabe einer Möwe folge. An einem Boskett holte er sie ein. Kriegte die Jammernde, Flehende, ihn um Gnade Beschwörende an den Ohren zu fassen und stellte sie der Gesellschaft.

„Was hat sie verdient für diese Lästerung?" fragte er.

„Einen Kuß!" rief Wera.

Christa schrie auf. Nein, nein, nein! (Bei dem großen Mund!) Wenn Pastor Lurich einen Kuß gebe, denke man, es seien viere.

Woher sie das wisse? Ha, ha, ha, hineingefallen! Abstimmung. Alle waren mit Ausnahme Professor Fischer-Kuschkins, der Küsse für unhygienisch hielt, und mit Ausnahme Pauls, der heftig protestierte, weil – (nu eben weil –) für den Kuß. Rolf von Schablonski enthielt sich der Stimme.

Da war denn Pastor Lurich sehr witzig. Er tat so, als wolle er die gänzlich zermalmte kleine Christa auf den Mund küssen, machte dicke Lippen und küßte sie dann mit rascher Wendung auf die Stirn.

„Bravo!" rief Paul von Schablonski. Auch Rolf, der es ungern

sah, wenn andre als er hübsche junge Mädchen küßten, machte ein befriedigtes Gesicht.

Plötzlich rief jemand: „Die Papierlaterne brennt!"

Richtig, ein roter Lampion brannte. Alle pusteten. Pastor Lurich sah mit aufgeblasenen Backen wie ein Nilpferd aus.

Christa rächte sich an ihm und blies ihm ins Ohr: „Puh, puh, puh!"

„Christa, du hast einen Schwips", rief Sandor. Und dachte: Wenn doch Frau Riesenkampff auch einen Schwips hätte!

Aber Frau Riesenkampff trank viel und verspürte nichts.

„Pff–ff. Aus!" rief der Pastor.

Gelöscht. Man feierte weiter.

Axel fragte Ursula, warum sie so still sei.

„Bin ich still? Ich weiß es nicht. Doch vielleicht. Ja. Ich dachte vorhin an Johannes. Alle sind so lustig, und er liegt daheim und quält sich. Jetzt ist doch Mui wieder gesund. Wir müssen ihn besuchen, ja?"

„Ja, das wollen wir. Reiten wir morgen hinüber?"

Sie nickte.

So ging der Abend hin. Die Nacht wölbte sich riesenhaft über diesem hellen Fleck bunten Gelächters. Von der Landstraße her kam Balalaikaspiel und Gesang.

Für eine zweite Bowle hatte man nichts übrig. Nein. Man wollte jetzt mit Lampions an den See. Wer Lust habe, könne Boot fahren. Zwei Boote waren da. Wer etwas andres wolle, könne am Ufer weiter trinken.

Am See hauchte sie die duftende Kühle des Wassers an. Man brachte Mäntel für die Damen. Die bunten Laternen tanzten wie riesige Johanniswürmchen im Finstern. Paul und Rolf machten die Kähne los.

Graf Straal schlug Wera vor, ein bißchen am Ufer spazieren zu gehen. Doch sie wünschte, Boot zu fahren.

Axel hatte keine Lust mehr, herumzusitzen und beschloß, etwas zu laufen. Er wolle an der Bootshütte von Windsloh einen Kahn erwarten. Dort könne man ihn abholen.

„Kommst du mit, Ursel?"

„Ich möchte, aber ich habe eben Walter versprochen, mit ihm, Sandor und Riesenkampff in ein Boot zu gehen."

„Schade."

Sie lächelte ihn an. In der Finsternis sah er ihr Gesicht wie eine farblose Zeichnung, regelmäßig und schön.

„Du", sagte Ursula und blickte zu Boden, „denke nicht, daß ich vergessen habe, was du mir neulich nacht erzähltest, weil ich nie mehr davon sprach. Ich danke dir dafür."

„Ich weiß, Ursel."

Sie drückten sich die Hände.

Axel ging den schmalen Fußweg am Ufer entlang. Zuerst war es finster, und er tastete ziemlich unsicher vorwärts. Dann aber sah er deutlicher und deutlicher, ja, die Nacht schien ihm merkwürdig hell zu sein.

Auf der Brücke, die über das Flüßchen führte, blieb er stehen. Er sah fern die Boote auf dem Wasser. Am Bug und am Heck hatte man bunte Ampeln aus Papier befestigt, die sich im Wasser spiegelten. Die Luft war fast unbewegt. Sie trug Gelächter und Stimmen über den See zu ihm herüber. Er konnte hier und da sogar hören, was sie sich zuriefen. Von der Hütte her vernahm er das Quarren der Frösche und Vogelstimmen; Schreie, die er nicht kannte. Brunstlaute, die aus zerpreßter Brust ins Freie quollen. Eine geheimnisvolle Bewegung wogte in der Natur. Es schäumte auf wie erhitztes Blut. Und über allem in kalter Ruhe die Sterne.

In den Ufergebüschen sang der Sprosser. Ein aufjubelnder Schluchzer, der in bebender Höhe vibrierte und in ein traurig-glückseliges Motiv fiel.

Axel ging weiter. Er fühlte sich seltsam erregt. Nervöse Unruhe und ein Gefühl von unendlicher Geborgenheit verflochten sich in ihm. Er spürte noch den Druck von Ursulas Händen in den seinen, sah ihr Gesicht, hörte ihre Stimme.

Blieb stehen. Ich danke dir dafür, sagte sie. Ich danke dir dafür. O mein Land, dies Mädchen ist deine Seele. Ich liebe sie, wie ich meine Heimat liebe.

Christa sang. Eine Männerstimme sekundierte. Das war Pastor Lurichs gewölbter Bariton.

Ging weiter.

Wera sieht heute sehr schön aus. Graf Straal ist in sie verliebt. Sie aber liebt mich allein, wie vom ersten Tage an, wo sie mich erblickte. Um meinetwillen pflegte sie Ellen. Um meinetwillen wollte sie das Kindchen zu sich nehmen. Alles um meinetwillen. Was tat ich für sie?

Wenn Ursula morgens aus ihrem Fenster über das weite Land schaut, sieht sie wie eine Fürstin aus. Das Land küßt ihre Füße. Sie ist die baltische Seele. Unter ihren Tritten singt diese Erde.

Plötzlich erschrickt er über alle Maßen. Ein phantastischer Schrei gellt keine zehn Schritt von ihm entfernt aus dem Röhricht. Sein Herz klopft heftig. Er bleibt stehen und fühlt ein Grauen über den Rücken rieseln.

„Wer ist da?" ruft er ins Schilf. Ist jemand da? Wer schrie?

Nur ein Rascheln im Rohr. Alles ist still wie zuvor. Vom Wasser schallt der Gesang herüber. Gedämpfter. Sie entfernen sich zur Insel hin.

Axel geht weiter. Seine Unruhe ist gestiegen. Ihm ist, als sei etwas Schreckliches geschehen, etwas sehr Böses, ihm Verborgenes. Was ist geschehen? Unsinn, geh weiter. Es ist Mainacht, über dir die Sterne.

Als er sich der Bootshütte nähert, sieht er eine Gestalt auf dem Steg. Er stutzt, dann geht er leise näher. Es ist Senta. Sie sitzt auf der kleinen Treppe, die ins Wasser führt, und steckt sich ihr Haar auf. Er ruft sie an, und sie erkennt ihn. Vielleicht hat sie ihn schon lange erkannt.

Axel geht zu ihr, fragt nach dem und jenem und setzt sich neben sie auf den Steg. Was sie hier getan habe?

„Ich habe gebadet."

„Jetzt haben Sie gebadet? Ist denn das Wasser nicht eisig?"

„Ja, es ist eisig, das macht nichts. Warum soll es nicht eisig sein? Es ist schön, in einer Mainacht im See zu schwimmen."

„Ja, das muß sehr schön sein. Ihr Haar ist noch ganz naß."

Senta nickt.

„Warum sind Sie denn nicht bei den andern?" fragt sie.

Er zuckt die Achseln. Es seien ihm zu viel Menschen. Er wolle allein sein. Ihre Füße seien ja auch noch ganz naß.

Oh, die würden schon trocknen.

Er lacht: „Wir treffen uns immer, wenn es naß ist.“ (Sehr bedeutende Bemerkung, denkt er.) Sie nickt.

„Wenn ich etwas früher gekommen wäre, hätte ich Sie wie eine Nixe im Wasser gesehen.“ (Noch bedeutender.) „Das hätte in diese Mainacht gepaßt. Es ist alles ganz unwirklich. Vorhin, als ich am Schilf vorüberging, hörte ich einen schrecklichen, geradezu verzweifelten Schrei. Gehen hier Geister um?“

Senta lacht kurz auf: „Das ist eine Rohrdommel gewesen. Ich habe sie auch gehört.“

„Es klang wie ein Notschrei.“

„Ja, sie pumpt sich Wasser in den Hals und stößt es dann wieder in den See. Komisch, nicht?“

„Es ist wunderbar, dieses Land. Ich komme aus einem Meer von Steinen und atme nun ein Meer von Duft und Stille ein. Wenn dann ein seltsamer Vogel schreit, erschrecke ich.“

„Sie sollten die Bekassinen hören. In feuchten Juniabenden fliegen sie auf. Dann dringt ein Ton herunter, als spiele jemand Harfe auf den Wolken. Dies Land ist schön.“

„Möchten Sie in die Stadt?“

Sie zögert mit der Antwort. „Nein“, sagt sie.

„Sie sind wie aus der Erde dieses Landes geformt. Aus dem Wasser gestiegen. Aus seiner Luft getaucht.“

Senta antwortet nicht.

Über der Insel steigt eine kupferfarbene Mondsichel empor. Die Lichter der Boote sind verschwunden.

Beide sehen den Mond und schweigen.

Vom Wasser her weht es kühl herauf. Eine laue Feuchtigkeit. Es duftet nach jungen Schlinggewächsen.

„Frieren Sie nicht?“ fragt Axel.

Sie schüttelt den Kopf. Zieht sich aber mit langsamen Bewegungen die Strümpfe an. Axel fühlt sein Herz plötzlich wie wahnsinnig klopfen. Er sitzt neben ihr. Regt sich nicht.

Sie ist fertig. Jetzt dreht sie ihr Gesicht ihm zu. Ein schönes volles Gesicht mit glühenden Augen. Eine Sekunde lang lächeln sie beide. Schauen einander wortlos ins Antlitz. Dann umschlingen sie sich und küssen sich.

„Du Erde, du Land", flüstert Axel.

Sie spricht kein Wort. Lächelt. Ihre Zähne leuchten, eine große Seligkeit liegt auf ihren Zügen. Und läßt sich wieder und wieder küssen.

Die rötliche Mondsichel steigt höher und verblaßt.

Auf einmal schrecken sie hoch. Sie hören das Knacken von Schritten. Axel springt auf. Er sieht einen Mann am Ufer entlang sich der Hütte nähern.

„Herr von Harras!" ruft eine Stimme.

„Ja?"

„Da sind Sie also. Ich bin an einer falschen Stelle gelandet."

Es ist Graf Straal.

Er komme, ihn zur Insel abholen. Dort zwölf Schritte weit stünde sein Boot. Wo er bliebe?

„Ja, gleich", sagt Axel. „Gehen Sie nur voraus. Nein, warten Sie, ich komme gleich mit."

Er gibt Senta die Hand. Sie drückt die seine. Danach dreht sie sich um und schaut wie vordem aufs Wasser.

Er fährt mit Graf Straal hinüber.

Auf der Insel hat man ein Feuer entzündet, Flaschen entkorkt und von neuem zu trinken begonnen. Alle sind sehr lustig und begrüßen Axel mit Hallo.

Eine Stunde darauf, kurz bevor man sich zur Heimfahrt rüstet, steht Graf Straal mit Wera seitab am Ufer. Die knorrigen Weiden werfen im Schein des verlöschenden Feuers grimassenhafte Schatten. Der Mond schwebt silbern über dem Schornstein der Pappfabrik von Hohenfichte, der aus dem Walde wie ein spitzer Kirchturm sieht.

„Sie wissen, was ich denke, Frau Wera."

Sie antwortet ihm nicht.

„Es gibt keine Frau im ganzen Lande, die Ihnen gleicht. Keine könnte ich wie Sie lieben."

„Lassen Sie das, Graf. Ich gehöre meinem Manne."

„Man gehört nur dem, den man liebt."

„Ich liebe ihn."

„Liebt er Sie?"

„Ja."

Straal lächelt merkwürdig. Sie sieht es. Ihr Mißtrauen wächst wie ein Schatten des Abends.

Sie sagt beherrscht: „Ich weiß, warum Sie fragen. Ich weiß alles."

Er blickt erstaunt zu ihr: „Und trotzdem?"

Wera zittert. Sie hat diese Antwort nicht erwartet.

„Wie können Sie so sprechen? Sie sagen doch nur, was man Ihnen vorlog."

Graf Straal faßt ihre Hand, die heiß und feucht ist. Er erschrickt. „Nehmen Sie sein mainächtiges Spiel nicht so tragisch. Sie gehört ja nicht zur Gesellschaft."

„Eben?" fragte sie kurz.

„Ja. Am Wasser. Ich bin verlegen, daß ich es Ihnen sagte, ohne es zu wollen."

„Ach so. Es ist nichts. Er hat mir selbst davon erzählt."

Beide schweigen.

Graf Straal bietet ihr den Arm. Man besteigt die Kähne. Paul ist ein bißchen betrunken und macht Christa eine stürmische Liebeserklärung. Doch sie lacht bloß, lacht unablässig, hört gar nicht auf zu lachen.

Pastor Lurich singt: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? ..."

Feierlich und schmelzend klingt das Lied übers schwarze Wasser.

4

Die alte Petersen fand einen gelben Pirol tot vor der Schwelle ihrer Kate liegen. Das war ein übles Vorzeichen. Man lachte sie aus, aber schon am Dienstag nach Pfingsten durfte sie triumphieren. Es ereigneten sich böse Dinge.

Der Förster Kruse war im Wausker Wald von einem Wilderer angeschossen worden. Der Mann entkam. Die Kugel saß in der linken Schulter. Doktor Riesenkampff schnitt sie heraus, es war nicht weiter gefährlich. Aber Förster Kruse fluchte fürchterlich. Das

sei nicht nur ein Wilderer gewesen, sagte er. Sie mögen nur weiter so machen. Nur weiter, immer nur weiter. Er werde der Bande schon das Handwerk legen.

Wieso? Dunkle Worte. Man hinterbrachte sie der Petersen, welche sie mit offenem Munde anhörte, dann mit dem Kochlöffel winkte und sagte, in der Offenbarung Johannes stehe, daß ein Engel mitten durch den Himmel fliegen und mit großer Stimme rufen werde: „Wehe, wehe, wehe denen, die auf Erden wohnen!" Das sei dasselbe. Wie auch geschrieben stehe, daß ein großer Berg mit Feuer brennend ins Meer fahre, und der dritte Teil des Meeres ward Blut. Das möge man sich zu Herzen nehmen.

Aber niemand begriff die apokalyptische Rede der Alten. Der taube Piteisas fragte: „Ob ich wo gewesen bin?"

Er hatte wieder einmal nichts verstanden.

Der Angriff auf den Förster Kruse geschah am Dienstag früh. Am Nachmittag traf ein Kommissar, irgendeine hochgestellte Persönlichkeit, mit zwei Herren in schwarzen Röcken und drei berittenen Gendarmen ein. Diese Persönlichkeit stieg vor dem Geländerschen Häuschen aus dem Wagen. Die beiden Herren in Schwarz taten das gleiche. Dann verschwanden alle in der Tür, vor der die Gendarmen Posten standen.

Das ganze Dorfvolk versammelte sich um die Equipage, welche ein Doppeladlerwappen trug. Es war ein aufregendes Ereignis. Der alte Piteisas humpelte auch von seinem Ruhestandsfenster herüber. Sehen konnte er noch. Gott sei Dank, und zu hören gab es einstweilen nichts.

So standen sie eine Stunde lang. Länger als eine Stunde. Alte Männer und Weiber und Kinder mit laufender Nase. Man mußte doch etwas zu berichten haben, wenn die Jungen vom Felde heimkehrten. Indessen geschah nichts. Der Kommissar und die zwei distinguierten Herren kamen mit verschlossenem Gesicht wieder aus der Hütte. Die Dorfleute grüßten tief, als jene in den Wagen stiegen. Der Kommissar sah unzufrieden aus. Die Gendarmen saßen auf, der Kutscher brüllte: „Hüh! Aus dem Wege!" Dann fuhren sie ab. Das war alles.

Die Versuche des Schudat, in die Geländersche Hütte einzudringen, mißlangen auch diesmal. Man lachte ihn aus. Aber die alte Petersen konnte diesen Vorgang als Erfolg buchen. Er trug entschieden zur Stärkung ihres Ansehens bei.

Der alte Piteisas kaufte von ihr im Anschluß daran eine selbstbereitete Salbe für dicke Füße. Bezahlen wolle er sie später, sagte er.

Auf Schloß Windsloh wurden die lange unterbrochenen Quartette wieder aufgenommen. Der alte Kantor Pistorius spielte Cello, Doktor Riesenkampff Bratsche, Sandor Geige und Ursula Klavier.

Am Mittwoch nach Pfingsten versammelten sie sich im Musiksaal des Schlosses Windsloh. Sie begannen mit Scarlatti, Bach Vater und Sohn, um in die Hallen Beethovenscher Kammermusik einzugehen.

Pastor Lurich war nach jedem Stück aufs neue begeistert.

„Das ist Musik, das ist göttliche Musik!" rief er.

Als sie am Ende ein Trio von Sandor von Wulff spielten, machte er erstaunte Augen. Hier betrat er fremdes Land. Ein Strömen gewagter Harmonieverbindungen, immer wieder stürzend, unerlöst, eingesponnen in quälende Dissonanzen. Am Ende freilich hob sich diese Musik in eine sphärische Reinheit, die Ursula frösteln machte, erstarb in einem Pianissimo von gläserner Durchsichtigkeit.

Ursula und Christa saßen nebeneinander auf einem Ecksofa, im Hören berauscht, Hand in Hand, zwei mitschwingende Töne.

Wera, die Musik sehr angriff, hatte Tränen in den Augen und konnte nie genug bekommen.

„Bei uns oben in Amerika", sagte Axel zu seiner Mutter, und in dem „oben" lag eine verächtliche Geste, „denkt man, in den baltischen Provinzen sitzen Samojeden oder irgend so ein Volksstamm, der sich mit der linken Hand kratzt und mit der Rechten Steine nach den Wölfen wirft. Statt dessen –" Er wies auf den Kantor und Doktor Riesenkampff, die in Noten blätterten.

„Barbaren sind wir nicht", sagte Frau von Harras. „Wir sind nur ein bißchen anders, als der zivilisierte Westen."

Axel nickte. „Hier ist noch Kultur zu finden. Drüben stirbt sie aus, weil der Mensch zugrunde geht. Die gut funktionierende Maschine hat über ihn gesiegt."

„Welcher Balte hört das nicht gern?" sagte Pastor Lurich lachend. „Aber schelten Sie mir die Zivilisation nicht, lieber Baron! Es ist etwas Gutes um die – Pardon! – Wasserspülung und die Untergrundbahn."

„Ja, Herr Pastor, solange der Mensch nicht – ebenso Pardon! – darin ersäuft oder erstickt."

„Trio D-Moll von Cui", sagte Sandor. „Bitte, Herr Pistorius."

Axel schwieg. Ursula setzte sich halb zu ihm auf die Lehne des Lederstuhls. Der alte Kantor, dessen Gehrock vorne zur Erde hing, als habe er Blei im Futter, setzte mit tadellos reinem Strich an. Nach vier Takten begann Doktor Riesenkampffs Bratsche zu singen, Sandor legte die Geige ans Kinn, und bald war nur noch der silberne Tanz der Töne im Raum.

Graf Straal kam jeden Vormittag nach Windsloh herübergeritten, um zu sehen, was für Fortschritte Wera im Galopp machte. Er blieb dann zu Tisch im Schloß und erheiterte alle durch amüsante Geschichten. Er hatte vor Jahren in München studiert und konnte noch Bayrisch sprechen. Auf Bayrisch erzählte er Anekdoten, die er selbst erlebt zu haben vorgab. Man konnte daraus ersehen, daß er ein lustiger und von Frauen nicht ungern bemerkter Kamerad gewesen war.

Dann wußte er auch ganz nebenbei einzuflechten, daß er einmal irgendwo in einem athletischen Spiel einen Preis erworben habe. Zum Scherz selbstredend. Man komme in Bayern in alle möglichen Situationen. Jedenfalls ergab sich aus seinen Geschichten unschwer, daß er eiserne Nerven, eine prachtvolle Gesundheit und virile Kräfte hatte. Träumerische Versonnenheit lag ihm nicht. Er war im mandschurischen Kriege als Kommandeur einer Kavallerieabteilung einmal dreißig Stunden nicht aus dem Sattel gekommen. Ja, Kriege! Aber er gestehe gern, daß ihm dergleichen durchaus nicht lieb sei. Besonders, wenn man an dieses Problem von der hygienischen Seite herangehe.

Wera fragte, ob er denn die ganze Zeit nicht geschlafen habe.

Doch, im Sattel. Er könne seine Nerven vollkommen auf Null stellen. Dies sei einem Schlafe gleich. Dann ruhe der Organismus

und sammle wieder Kräfte. Außerdem störe ihn nichts. Kein Lärm, gar nichts. In Dresden sei er einmal ohne Geld gewesen und habe drei Tage in einem fürchterlichen Gasthof gewohnt. „Da waren die Wände so dünn, daß, wenn mein Nachbar über mir nieste, der unter mir ‚Prosit' rief. Mich hatte das nicht weiter gestört, trotzdem der Kerl oben schrecklichen Schnupfen hatte. Ich schlief meine vorschriftsmäßigen acht Stunden."

Daß er übertrieb, war ersichtlich, aber weil er diese Geschichten alle sehr locker erzählte und dabei ein ungemein gleichmütiges Gesicht machte, gefiel er.

Womit sich Graf Straal zurzeit beschäftigte, war nicht ganz klar. Vor wenigen Monaten war er im auswärtigen Dienst in Stockholm tätig gewesen, er galt unter seinen Bekannten als ein Diplomat mit großen Aussichten. Dann aber schien es wieder, als ob seine Muße augenblicklich etwas unfreiwillig sei.

Axel erinnerte sich, gehört zu haben, wie die Ssolowjewa zu irgend jemand gesagt hatte: „Graf Straal hat langen Urlaub genommen." Wenn man im diplomatischen Dienst langen Urlaub bekommt, pflegt man kurze Aussichten zu haben. Bemerkenswert mochte immerhin sein, daß er selber nie von seiner Zukunft sprach. vielleicht nur aus guter Erziehung.

Professor Fischer-Kuschkin, der allerdings gegen den Grafen etwas zu haben schien, sagte einmal leise und ruckartig zu Axel: „Wer viel von seiner Vergangenheit spricht, hat keine Zukunft mehr. Straal könnte jetzt im Botschafterpalais in Berlin sitzen. Wo aber sitzt er? Bei Nolks in Dobleen. Nu aber frage ich Sie, warum sitzt er in Dobleen, wenn er im Botschafterpalais sitzen kann?"

Anderseits wußte es jeder, daß Graf Straal noch vor einem Jahr in Zarskoje Selo empfangen worden war. Im Anschlusse daran hatte er mit dem Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch eine Reise nach Griechenland gemacht, nicht etwa als Reisemarschall oder als diensttuender Adjutant, sondern als Begleiter, als Freund, ganz kameradschaftlich, shake hands, „lieber Großfürst" und so weiter. Er erfreute sich also in gewissen hohen Kreisen des besten Ansehens. Jemand glaubte sogar zu wissen, daß er der Gattin eines Großfürsten sehr gefallen habe. Ungewöhnlich gefallen. Doch das

mochte übertrieben sein. Kurzum, es schwebte ein unerhelltes Dunkel um Graf Straal. War er ein aufgehender Stern? War er ein gestürzter Engel?

Nun saß er im hellen Speisezimmer auf Schloß Windsloh und aß mit besten Manieren den Pudding. Er beschmierte weder den Tellerrand, noch schlürfte er, wie die Russen, die Soße auf. Nach Tisch küßte er Frau von Harras die Hand und sagte nach guter baltischer Sitte: „Danke sehr." Auch Axel und Ursula und Wera taten es. Wera hatte es zuerst etwas komisch gefunden, benutzte nun aber die Gelegenheit, ihrer Schwiegermutter gleich einen herzhaften Kuß zu geben. Jedenfalls tat sie es, wenn der Graf zu Gaste war, besonders emphatisch.

Man nahm den Mokka im kleinen Salon. Ein anspruchsloses Zimmerchen, aber Ursula hatte es hübsch hergerichtet mit alten Möbeln und Teppichen. Frau von Harras zog sich nach oben zurück, Ursula ebenfalls. Axel saß noch eine Weile im Sessel und rauchte. Dann entschuldigte er sich. Mittagsschläfchen. Alte Gewohnheit. Ob sich nicht Graf Straal auch hinlegen wolle? Ja, in den Garten im Liegestuhl. Man solle sich nicht stören lassen. Wera, die sonst wie ein Sack nach Mittag schlief, gab jetzt vor, die schönen Tage genießen zu wollen. Außerdem könne sie mit dem Grafen wieder einmal Englisch sprechen. Er, Axel, spreche ja doch nur noch das langweilige Deutsch.

Sie sprachen also Englisch. Belangloses. Straal kam nie mehr auf die Dinge zurück, die er in jener erregten Mainacht berührt hatte. Es schien, als sei das alles gar nicht da. Auch Wera hatte es vergessen.

Eins bedarf noch der Erwähnung. Seit dem Feste bei Schablonskis hatten sich Axel und Wera nie mehr allein gesprochen. Immer waren es eilige, mehr oder weniger flüchtige Dinge, die rasch behandelt werden mußten. Am Montag vormittag waren die Geschwister nach Urtneck geritten. Sie hatten Johannes von Wulff besucht und waren dort zu Tisch geblieben. Nachmittags ritt Axel mit Stahl durch die Felder, hatte mit dem Förster eine lange Unterredung wegen Ausschlagens wuchernden Unterholzes, mußte darauf nach Wausk, wo bei der Kuh eines Bauern angeblich Seuche

aufgetreten sei, kam abends todmüde zurück. Da sah er, daß sein Bett nicht mehr im gemeinsamen Schlafzimmer stand, sondern in dem Raum, der zwischen diesem und seinem Arbeitskabinett lag. Auch in New York schliefen sie in getrennten Zimmern. In Windsloh hatte indessen Wera ernstlich nie darauf bestanden. Nun war in seiner Abwesenheit der Umzug vollzogen worden. Er stutzte. Er war empört. Er wußte, warum. Ging hinunter zu seiner Mutter und fragte beiläufig: „Ihr habt doch keine Mühe damit gehabt?"

„Aber nein, Axelchen. Mir tat es eigentlich ein bißchen weh. Doch weil Wera meinte, ihr hättet stets getrennt geschlafen und du werdest immer von ihr gestört, da habe ich der Anjuta gesagt, sie solle sich von Wera sagen lassen, wie sie das neue Zimmer haben wolle. Auch der Filka und der Firs haben geholfen. Nein, mir hat es gar keine Mühe gemacht. Wera sagte, du wollest lieber in das blaue Zimmer, und sie wolle im alten bleiben.

„Ja, sehr schön. Ich wollte auch ins blaue Zimmer. Da kann ich abends vom Kabinett gleich ins Bett. Ich störe dann Wera nicht. Es ist gut so."

„Axel?"

Die großen schwarzen Augen seiner Mutter sahen durch ihn durch bis ins pochende Herz.

„Ja?"

„Es ist doch nichts zwischen dir und Wera vorgefallen?"

Er schüttelte lächelnd den Kopf, umarmte und küßte die Greisin. Sie streichelte seine Schulter.

„Wie es auch kommt, Kinderchen. Vergeßt nicht, daß, wenn es im Leben zu glatt geht, man in Gefahr ist, zu stürzen. Es muß schon ein bißchen rauh sein. Aus Schwerem lernt sich leichter als aus Heiterem."

Axel ging hinauf. Die Tür zum Schlafzimmer seiner Frau war geschlossen. Einen Augenblick zögerte er. Wollte anklopfen. Unterließ es, begab sich in sein Kabinett und entzündete die Lampe.

Morgens beim Frühstück sprach er Wera kurze Zeit allein.

„Du hast mein Schlafzimmer von dem deinen getrennt. Das entspricht meinem Wunsch, aber ich hätte erwartet, daß du es mir

vorher sagst, damit ich vor meiner Mutter nicht zu erröten brauche, wenn ich deine Lügen höre."

„Vorher sagen? Warum? Es gibt Dinge, die du mir nicht einmal hinterher sagst."

Stand auf und ging auf die Terrasse. Axel wollte ihr nach. Da kam Ursula ins Zimmer. Er stieß ein verächtliches „Pch" aus. Verließ Windsloh und lief zwischen den jungen Saaten spazieren.

Als Axel am Donnerstag den Förster Kruse besuchte, um sich nach dem Fortschritt seiner Genesung zu erkundigen, öffnete ihm Senta die Tür.

Er tat überrascht, obwohl er im stillen damit gerechnet hatte.

Senta sah wie eine Feuerlilie aus. Sie trug ein rotes, etwas zu engsitzendes Kleid, das ihr vorzüglich stand. Es war ein altes Kleidchen, dreimal umgeschneidert und schließlich nur noch bei der Hausarbeit zu brauchen. Indessen – Axel war entzückt. Sagte aber nichts. Tat kühl-herzlich und fragte nach ihrem Vater.

„Mein Pflegevater ist bei den Hühnern. Kennen Sie noch nicht seine Leidenschaft? Er kreuzt unentwegt Rassen. Nun sind gestern acht Piepmätze aus den Eiern gekrochen, die beobachtet er."

Sie führte ihn zu Förster Kruse, der den linken Arm noch steif trug, mit dem rechten aber Futter streute. Das war recht leichtsinnig von ihm. Doktor Riesenkampff hatte Bettruhe verordnet. Und nun stand dieser Mann mit dem Rübezahlbart schon wieder unter seinen Hühnern und streute gehacktes Eigelb.

Eine halbe Stunde später verließ Axel das Försterhaus. Senta begleitete ihn bis zu den Tannen. Sie trug eine Leine und behauptete, sie irgendwo aufspannen zu müssen.

Die Sonne schimmerte durch das junge Geäst. Der Pirol rief sein „Düleo", der Star klopfte, Rotkehlchen, Finken und Meisen zwitscherten. – Senta blieb stehen.

„Müssen Sie heim?" fragte Axel.

„Nein. Ich höre mir nur das Rotkehlchen an. Sehen Sie, dort sitzt es."

„Sehr schön."

„Ja, ich finde ihn noch schöner als die Gartengrasmücke."

„Den Vogel?"

„Nein, den Gesang." Sie lächelte, schüttelte leicht den Kopf und ging weiter.

„Daß Sie die kleinen Vögel alle so gut unterscheiden können."

„Das ist doch meine Welt. Tiere, Pflanzen. Und Bücher."

„Bücher? Ach, richtig, ich sah Sie ja einmal in der Spelunke dort unten mit einem Buch im Arm. In etwas merkwürdiger Gesellschaft."

„Ja, die Gesellschaft war merkwürdig."

Axel dachte: wenn du nichts sagst, ich werde nicht fragen.

Senta dachte: wenn du nicht fragst, ich werde nichts sagen.

Sie standen am Rande einer Lichtung.

Auf der andern Seite begann eine Schonung und ein Birkenwäldchen. Dazwischen war der Ausblick frei über die Äcker, welche in Sonne badeten.

„Fühlen Sie sich glücklich hier?"

Sie nickte.

Mensch, was hast du dumm gefragt, sagte sich Axel. Kannst du denn nichts Vernünftiges reden? Es ist ja einfach schrecklich mit mir jetzt seit einigen Tagen. Nimm dich zusammen, frage anständig, antworte ruhig!

Senta lächelte kaum merklich. Ihr junges gesundes Gesicht war wie der Morgen. Sie hatte beide Arme auf dem Rücken. Da sah er, was sie für eine prächtige Brust und was für runde Schultern sie hatte. Ein Mensch aus dieser fruchtbaren Erde.

„Ja, ich muß nun wieder heim", versetzte sie und reichte ihm die Hand.

Er nahm sie langsam und sah sie an. Eine kleine schöne, aber kräftige Hand, ein wenig rauh.

Sie fühlte, was er dachte, und schaute ihm ruhig ins Gesicht.

Er hob die Hand an seine Lippen und küßte sie mit leisem Druck der Zähne.

„Ich will dir nicht weh tun", sagte er.

„Du tust mir nicht weh".

Dann nickten sie sich kurz zu und trennten sich. An der Schonung sah er sich noch einmal nach ihr um. Doch sie war schon im Walde verschwunden.

Daheim herrschte freudige Erregung. Aus Stettin war ein Brief angekommen. Ein Brief von Heinrich Brausewetter, dem Sohne Tante Gudulas, die einen Dr. med. Brausewetter in Stettin geheiratet hatte. Übrigens hatten sich die verwandtschaftlichen Beziehungen mit Brausewetters in den Jahren sehr gelockert. Eduard von Harras hatte aus New York niemals einen Brief nach Stettin geschrieben, obwohl ihn seine Schwester darum bat, weil der kleine Heinrich leidenschaftlich Marken sammle. Er hatte sich um seine Verwandten nicht gekümmert, und Frau von Harras, Axels und Ursulas Mutter, schrieb nur, weil es doch nun einmal Verwandte seien, zu Neujahr und zu den Geburtstagen einen vier Seiten langen Brief, der korrekt mit einem andern beantwortet wurde, welcher „Liebe Schwägerin Sophie" anfing und mit einem „herzlichen Gruß auch von meinem Manne Otto" endete. Auch vier Seiten lang. Aber kleinere Seiten.

Diese Familie Brausewetter hatte – dies sei noch erwähnt – drei Kinder. Einen Sohn Heinrich und zwei Töchter, Thea und Cäcilie. Thea heiratete mit neunzehn Jahren einen Forstassessor, aber Cäcilie hatte noch immer keinen Mann. Jemand, der sie in Stettin kennengelernt hatte, behauptete, sie würde nie einen Mann finden, sie sähe wie eine große Ameise aus. Heinrich Brausewetter war Schriftsteller geworden. Wie Tante Gudula mitteilte, druckten alle Zeitungen alles, was er schriebe, ab, und zwar unbesehen, auch übersetzte er französische Literatur. Er habe zum Beispiel Charles Villac in Deutschland eingeführt. Frau von Harras fragte Johannes, ob er Charles Villac kenne. Johannes gab vor, nie seinen Namen gehört zu haben. Auch einen Roman hatte Heinrich Brausewetter geschrieben: „Die Bekenntnisse der Veronika Leander." Frau von Harras gratulierte ihm und bestellte sofort diesen Roman bei Jonck und Polliewsky in Riga. Nach vierzig oder fünfzig Seiten wurde sie unruhig. „Entweder verstehe ich ihn nicht, oder er ist ordinär", sagte sie. „Ich glaube, er ist ordinär." „Ich kann ihn ja einmal lesen", schlug Ursula vor. Obwohl nun ihre Mutter meinte, daß dieses Buch ganz und gar keine Lektüre für ein junges Mädchen sei, las ihn Ursula mit hochgezogenen Augenbrauen und kühler Miene. Nach hundert Seiten sagte sie: „Weiter kann ich diese

Schweinereien beim besten Willen nicht lesen. Das ist also mein Vetter." „Bitte, Urselchen, sage niemandem, daß ich dir dies Buch gegeben habe", entgegnete ihre Mutter ängstlich. „Und verleihe es nicht weiter, hörst du?"

Darüber waren zwei Jahre vergangen. Als nun der Brief von Heinrich Brausewetter ankam, freute man sich doch herzlich, umso mehr, als er eine besondere Überraschung ankündigte, die er einstweilen noch nicht verraten wolle.

Diese besondere Überraschung war eine junge Dame, die Heinrich Brausewetter mit „Fräulein Amalie von Knocke, meine Verlobte", vorstellte. Ein Mädchen, groß mit gelben Haaren und schwarzen Augenbrauen. In ihrer Kinderzeit dürften die Haare eine andre Farbe gehabt haben. Sie lächelte überaus freundlich, wurde aber, was ein wenig auffiel, von Heinrich zeitweise ängstlich angesehen. Besonders wenn es süße Speise gab, die Amalie von Knocke sehr liebte. Sie packte sich dann einen ganzen Teller voll, und die rote Soße schülperte beinahe über den Rand. Einmal warf sie ein Likörglas um und schrie dabei gellend in der Fistel auf. Heinrich Brausewetter wurde krebsrot. Ein andermal machte sie einen Rotweinfleck. Sonst benahm sich Amalie von Knocke vortrefflich. Nach Tisch sagte sie zu Frau von Harras „Merci", küßte ihr die Hand und knickste.

Ursula zeigte in diesen Tagen tadellose Erziehung. Peinliches übersah sie, Angenehmes wußte sie in bestes Licht zu setzen. Nur ihrer Mutter gegenüber äußerte sie einmal: „Merkwürdig, wenn ein Mensch mit Manieren einen Klecks macht, lacht die Hausfrau und sagt: siehst du! Wenn ein Mensch ohne Manieren einen Klecks macht, tut sie, als sei nichts geschehen."

Frau von Harras erwiderte darauf bloß: „Ach, Ursel, das kann jedem passieren. Sie ist etwas ängstlich."

Jedenfalls wurden Heinrich Brausewetter und Amalie von Knocke freundlich aufgenommen, obwohl man sich nicht wenig über diese gemeinsame Reise eines Brautpaares wunderte. Frau von Harras gestand, dies immerhin sehr frei zu finden. Ursula zuckte die Achseln. Wera sagte: „Aber, Mu, dabei finde ich nichts. Man ist in Deutschland in dieser Beziehung Gott sei Dank vor-

urteilsloser als bei euch. Außerdem ist Heinrich Brausewetter Künstler, und unter Künstlern ist so etwas Usus."

Axel zerdrückte seine Zigarette und meinte, es käme immer darauf an, wer sich die freien Manieren erlaube. Nicht jeder sähe scharmant in Schwimmhosen aus.

Indessen erfreute sich der Vetter Heinrich einer gewissen Sympathie. Er hatte allerdings etwas literarisches Gepräge, trug die Haare wallend zurückgefegt und schob, weil ihm das energische Kinn fehlte, gern den Unterkiefer vor, was Ursula affektiert fand, während Wera erklärte, daß er eine schöne Stirn habe. Leider sprühte er beim Sprechen etwas Speichel. Besonders, wenn er lebhaft wurde. Einmal flog eine kleine Speichelflocke Ursula auf den Unterarm und lag dort lange. Sie hielt den Arm unbeweglich. Nach Tisch konnte man sie oben mit einer Wasserbürste hantieren sehen.

Wer weiß, wie lange Brausewetter und seine Verlobte Amalie von Knocke noch auf Schloß Windsloh geblieben wären, wenn nicht nach wenigen Tagen dieser Logierbesuch infolge eines überaus peinlichen Ereignisses ein ebenso unerwartetes wie befreiendes Ende genommen hätte.

Etwas andres zuvor. Auch „Brausewetters" gegenüber wich man von der alten auf Windsloh herrschenden Gewohnheit nicht ab, den Gästen die denkbar größte Freiheit über ihre Zeit zu geben. Man drängte sich ihnen weder auf, noch verlangte man, daß sie sich dem Hause verpflichtet fühlten und allen Unternehmungen und Spaziergängen beiwohnten. Heinrich und seine Braut waren darüber nicht unfroh. Sie machten Ausflüge in die Umgebung und priesen die Schönheit des Landes. Fräulein von Knocke lebte auf, fühlte sich weniger geniert und zeigte bisweilen angenehme Seiten, indem sie partout dem Storosch im Garten helfen und Holz hacken wollte. Auch war sie manchmal in der Küche zu finden, wo sie sich mit der alten Akulina Lirum angefreundet hatte.

Immerhin begrüßte man den Umstand, daß in diesen Tagen kein Besuch erschien. Einmal kam Johannes, müde und verschlossen, an, ergriff aber sofort die Flucht, als er fremde Menschen sah. Tante Lulle hatte Schnupfen und blieb in Wausk. Nur Brodems hatten die Ehre dieser Bekanntschaft.

Am Morgen dieses Tages geschah folgendes: Die Anjuta, welche die Zimmer säuberte, hatte in Heinrich Brausewetters Bett zwei Haarnadeln gefunden. Die Haarnadeln legte sie säuberlich auf den Nachttisch, aber zehn Minuten später erzählte sie es, platzend vor Lachen, der alten Kulle.

Die alte Kulle sagte: „Pfuich!" nichts weiter. Doch dies ungeheure Wissen ertrug auch sie nicht, weiß Gott, das war denn nun doch nicht zu verlangen. Außerdem würde es bestimmt die Anjuta der Jesa, die Jesa dem Firs, der Firs dem alten Ewald Purps erzählen, der es dann schon längst von der Anjuta erfahren haben würde. Und aufgebauscht zu schauerlichem Ereignis würde es der gnädigen Frau hinterbracht werden. Das mußte im Interesse der gnädigen Frau vermieden werden. Die Kulle wartete also, bis Ursula zum Üben in den Musiksaal ging, und sagte ihr, sie wollte ihr nur mitteilen, ehe man es der gnädigen Frau übertrieben und aufgebauscht zutrüge, daß die Anjuta im Bett von Herrn Brausewetter mehrere Haarnadeln gefunden habe.

Ursulas kurze Oberlippe hob sich über den Zähnen. Sie machte ihr abweisendstes Gesicht und sagte: „Anjuta wird sie beim Aufmachen des Bettes verloren haben." Und klappte den Flügel auf. Die Alte war sprachlos.

Nachdem Ursula drei Stunden geübt hatte, ging sie nach oben, wo sich das Zimmer Heinrich Brausewetters befand. Klopfte an. Niemand antwortete. Sie klopfte noch einmal, und als wieder keine Antwort erfolgte, öffnete sie. Es war das erste Mal, daß sie diesen Raum, seit in ihm ihr Vetter logierte, betrat. Sie schnupperte und sah sich um: Auf einem runden Tisch lagen die „Bekenntnisse der Veronika Leander", darunter Charles Villac: „Der Zuhälter vom Montmartre, übersetzt von Philipp Cohn und Heinrich Brausewetter". Auf dem Schreibtisch standen Bilder seiner Braut, Amalie von Knocke. Alle diese Bilder lächelten Ursula an. Sie war in tiefdekolletierter Gesellschaftstoilette aufgenommen. Ein andermal als Kolombine, breitbeinig, mit in die Hüften gestemmten Armen. Ein drittes Mal im Badekostüm am Strande.

Ursula nahm einen Zettel, tauchte den Federhalter in das unverkorkte Tintenfaß und schrieb: „Lieber Heinrich, kann ich Sie

einmal nach Tisch auf drei Minuten sprechen? Ursula." Danach wollte sie gehen, sah aber, daß die Rosen in einer Vase völlig verwelkt waren; nahm sie heraus und tat frische Blumen hinein.

Aus diesem Gespräch wurde indessen nichts, denn eine halbe Stunde später kamen Brodems an. Ganz überraschend. Sie wollten einmal sehen, wie es auf Windsloh stünde. Außerdem müsse Corah wieder nach Riga zu Professor Brieling, der sie sehr vermisse, geradezu nach ihr schreie. Die Hauptsache aber: der junge Fürst Sucholski habe um Corahs Hand angehalten.

„Was ich Ihnen sage, liebe Sophie, er ist einfach verrückt nach Corah. Er schickte jeden Tag Buketts, Lettres d'amour, schnitt ihr leidenschaftlich die Cour, nu einerlei, er war bis über die Haarwurzeln verliebt. Eines Tages machte er bei mir eine feierliche Visite. Was höre ich? ‚Diese oder keine!' Wenn ich ihm nicht Corah gäbe, würde er in die Fremdenlegion eintreten. Ich sagte ihm natürlich, daß ich dem Urteil meiner Tochter nicht prävenieren wolle, daß ich unter Umständen bedauern müsse, und so weiter. Nun aber, Corah –! Die hätten Sie hören sollen! Komm her, Kind, küsse mich."

„Also richtig verlobt."

„Richtig verlobt", sagte Frau von Brodem und saß aufgerichtet in ihrem Stuhl. Sie sah jetzt noch vornehmer aus als sonst. Ihre schneeweiße Coiffüre war mit erlesener Kunst geformt. Um den Hals trug sie eine goldene Kette mit Medaillon. Corah lachte rosig, sie ließ sich die Hand drücken und abküssen.

„Nu und der Bräutigam? Corah wird doch jetzt nicht nach Riga fahren!" warf Frau von Harras ein.

„Ja, denken Sie, liebe Sophie, welch Malheur: Vorgestern verlobt. Heute wollten sie Visiten machen. Vorgestern nacht bekommt Jefim, das ist der Fürst, die Order: sofort nach Petersburg. Sie wissen, er ist Kommandeur irgendeiner militärischen Formation. Die Pflicht ruft, das Vaterland trennt bereits am ersten Tage des jungen Glücks die Brautleute. Heute telegraphiert er aus Petersburg, daß er vor Ablauf von vier Wochen nicht in Preakuln sein könne. ‚Untröstlich! Ewig Dein Jefim.' Nun bitte ich Sie! Inzwischen schreit Professor Brieling nach Corah. Nun was soll ich

sagen? Sie kennen Corah genug, um zu wissen, daß sie sich keiner Pflicht entzieht. Er tut seine Pflicht, sagte sie, so will ich die meine tun. Morgen reist sie nach Riga."

„Wirklich großartig!"

Während sie noch sprachen, hörte Frau von Harras draußen die Stimme ihres Neffen und seiner Braut Amalie von Knocke. Sie wurde etwas unruhig, faßte leicht die schneeweißen, gepflegten Hände Frau von Brodems und sagte: „Liebe Juliane, ich muß Ihnen gleich einen Verwandten unsres Hauses vorstellen, der kürzlich überraschend uns besuchte. Es ist der Sohn meines Schwagers Doktor Brausewetter in Stettin. Er hat sich auch verlobt, und seine Braut befindet sich bei ihm."

„Nein, wie reizend! Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? Ist es der Joseph?"

„Nein, Heinrich. Heinrich Brausewetter."

„Und er hat sich verlobt, sagen Sie? Mit wem hat er sich so schnell verlobt? Eine Baltin?"

„Nein, es ist keine Baltin. Ein Fräulein Amalie von Knocke."

„Was für eine von Knocke? Ist sie mit dem Baron Knocke von Südebusch aus Ardsen verwandt?"

„Sie wird nicht mit ihm verwandt sein. Sie kommt aus Berlin. – Da sind sie."

Heinrich Brausewetter und Amalie von Knocke wurden vorgestellt. Frau von Brodem betrachtete sie durch ein Lorgnon, war aber nicht unliebenswürdig, sondern stellte Fragen, die sich durch freundliche Strenge auszeichneten. Ob er auch Arzt sei? Nein, Schriftsteller. Ah, Schriftsteller! Er schreibe Romane. Wie interessant, richtige Romane, in denen sich zwei Menschen trennten und wieder vereinigten? Sie habe leider noch nichts von ihm gelesen, wolle indessen das Versäumte nachholen. „Corah, kennst du die Romane des Herrn von Brausewetter?" Corah verneinte. „Also schreibe sie dir auf, wir wollen sie uns sofort bestellen." Die Fragen, welche Frau von Brodem an Amalie von Knocke richtete, beantwortete diese korrekt, wenn auch unter wiederholtem Erröten, was Frau von Brodem günstig deutete. Ihr fiel freilich auf, daß sie am Zeigefinger der rechten Hand einen Ring mit dickem Stein trug,

und am Mittelfinger der linken Hand einen etwas zu großen Brillanten. Was mag das für eine Knocke sein? dachte sie. Dann sprach man wieder vom Fürsten Sucholski.

Bei Tisch unterhielt sich Achilles lebhafter als sonst mit dem blonden Fräulein. Sie hatte sich vorher ein starkes Parfüm in den Busen gegossen, und das erregte ihn. Der junge, versonnene Student mit dem schönen Vornamen schien ihr zu gefallen. Sie lachte ein paarmal laut auf, und als Heinrich bei Tisch wieder etwas ungeschickt Speichel spritzte, sagte sie zu Achilles: „Es regnet", setzte aber gleich witzig hinzu: „Gott segnet die Erde, die so durstig ist, auf daß sie ihren Durst vergißt." Achilles atmete das scharfe Parfüm ein und lachte. Heinrich Brausewetter aber betrachtete seine Braut mißtrauisch von der Seite und beschloß, ein Auge auf sie zu haben.

Nach dem Essen setzte man sich auf die Terrasse und ging dann im Garten spazieren. Heinrich Brausewetter nahm den Arm seiner Verlobten, die sich vergeblich nach Achilles umschaute. Achilles war verschwunden. Warum hat er mich nach meinem Zimmer ausgefragt? dachte sie. Sollte er die Kühnheit besitzen ...? Als zehn Minuten vergangen waren, halste sie Heinrich mit List dem jungen Fräulein von Brodem auf und ging unter einem Vorwand hinauf. Wie sie den Gang betrat, an dem ihr Zimmer lag, und zwar gleich der Treppe gegenüber, öffnete sich die Tür, und Achilles erschien. Sie stieß einen leichten Schrei aus und fragte: „Sie hier?" Der junge Mann wurde totenblaß. Starrte sie an. Da hob sie lächelnd den Finger und sagte: „Ei, ei." Er aber stürzte an ihr vorbei, die Treppe hinunter ins Freie. Amalie von Knocke schüttelte den Kopf. Das wäre nun auch nicht nötig gewesen, dachte sie.

Und jetzt kommt die Katastrophe. Abends, nachdem Brodems fortgefahren (übrigens hatte beim Abschied Frau von Brodem ihrer Freundin ins Ohr geflüstert: „Liebe Sophie, ich beglückwünsche Sie nicht allzu leidenschaftlich. Er – passable. Mademoiselle de Knocke – gauche et fastidieux"), also abends, nachdem Brodems fortgefahren, kommt Amalie von Knocke hysterisch erregt herunter und erzählt, daß ihr ein nicht näher zu bezeichnendes Wäschestück fehle. Um es denn zu sagen: Ein seidenes Damenbeinkleid mit

echten Spitzen und lila Bändern. Das Zimmermädchen müsse es gestohlen haben. Große Aufregung. Unmöglich. Anjuta stehle derlei Gegenstände nicht, davor habe sie ein mystische Scheu. Ein lettisches Bauernmädchen und seidene Spitzenhosen! Nein, nein! Aber wer? Wer? Man rät herum, man geht schließlich schlafen. Alle sind übler Laune. Am nächsten Morgen erklärt Fräulein von Knocke kategorisch, daß sie den Diebstahl bei der Polizei anmelden wolle. Heinrich beschwört sie, das zu unterlassen, Frau von Harras ist ganz bestürzt und bietet ihr dreifachen Ersatz an, doch sie erzählt in ihrer Aufregung etwas unbedacht, daß sie gerade diesen Gegenstand besonders geliebt habe, weil er ein Geschenk ihres Bräutigams gewesen sei. Alle werden eisig. Heinrich Brausewetter geht zum Fenster. Ursula sagt ruhig: „Ich halte es für das beste, wenn Fräulein von Knocke den Verlust anmeldet."

So geschieht es. Sie geht nach Eluisenstein, ihr Verlobter ist wütend und erklärt, den Quatsch nicht mehr mitmachen zu wollen. Axel begleitet sie aus Höflichkeit. Beim Pristav fragt man sie aus, fragt nach Namen, Geburt, Herkunft. Fordert schließlich den Paß. Sie erklärt, ihn nicht bei sich zu haben. Doch er guckt unglückseligerweise aus der Handtasche. Axel macht sie darauf aufmerksam. Der Beamte, ein bebrillter, buckliger Russe, nimmt ihn, obgleich sie sagt, daß dies der Paß einer Freundin sei, schlägt ihn auf, erkennt ihr Bild und stellt fest, daß sie weder Amalie, noch von Knocke, sondern Emma Czillack heiße, zweiunddreißig Jahre alt sei und aus Hohenschönhausen (er sagt „Gogenschjöngausen") bei Berlin stamme. Dem armen Mädchen zittert das Kinn, und sie tut Axel leid. Sie soll ein Schriftstück unterschreiben und kann es nicht. So wackelt ihre Hand, trotzdem Axel nicht hinsieht und angelegentlich eine Verfügung an der Wand studiert.

Der Heimweg ist grausig. Axel entsteht die unerfreuliche Verpflichtung, nach längerem Schweigen folgenden Satz an die gewesene Amalie von Knocke zu richten: „Verehrtes Fräulein, die Lage, in der ich und schließlich wir alle auf Windsloh uns Ihnen gegenüber befinden, ist nicht weniger peinlich als die Ihre. Es steht Ihnen frei, in unserm Hause zu bleiben, solange es Ihnen behagt, aber wir werden es Ihnen nicht übelnehmen, wenn Sie sich einen

etwas genierlichen Abschied ersparen wollen und für Ihre Abreise eine Stunde wählen, in der Sie niemand meiner Angehörigen antreffen. Das Hauspersonal steht für diesen Fall zu Ihrer Verfügung."

„Ja, ja", sagt Emma Czillack.

Axel tut sie wirklich leid. Kurz vor dem Schloß spricht er sie noch einmal an; zwingt sich ein höfliches Lächeln ab: „Sie überschätzen diesen unbedeutenden Vorgang. Sie bleiben in unsern Augen durchaus derselbe Mensch, der Sie waren."

„Ja, ja", sagt Emma Czillack. Nach einer Minute bleibt sie stehen, sieht Axel starr an und ruft: „Wissen Sie, wer meine Seidenen gestohlen hat?"

„?"

„Der Herr Achilles Brodem. Als ich mittags in mein Zimmer ging, war er oben. Rannte wie'n losgelassener Bock an mir vorbei, und weg war er."

Axel fällt plötzlich sein Verdacht ein, den er Ursula gegenüber geäußert hatte. Er sagt sehr kühl: „Verlassen Sie sich darauf, daß wir Ihnen das fehlende Wäschestück nachsenden werden."

Damit endete die Brausewetterepisode. Am Nachmittag war das Paar bereits fort. Als Filka mit dem Wagen zurückkam, sagte er, sie seien im „Hotel Petersburg" abgestiegen. Aber niemanden interessierte diese Mitteilung.

5

Ehe sich noch Axel klar wurde, was in der „Diebsaffäre" zu unternehmen sei, kam die Lösung unerwartet von andrer Seite.

Frau von Brodem erhielt aus Wenden einen Brief, der mit „Sehr geehrte Frau Brodem" begann, darauf hinwies, daß ihr (Frau Brodems) „Sohn" der „Schreiberin dieses" unerwartet im Schlafzimmer des Schlosses Windsloh begegnet sei, daß sie dahinter zunächst unreelle Absichten vermutet habe, daß dann aber der junge Mann unter Mitnahme eines seidenen Damenbeinkleides mit echten Spitzen (unerschwinglich teuer), entwichen sei. Sie habe von dieser „unerhörten Begebenheit gebührende Anzeige" erstattet,

was nur ihre traurige Pflicht sei. Falls Frau Brodem nicht wünsche, daß weitere gerichtliche Schritte ihrerseits unternommen würden, erwarte sie, daß Frau Brodem entweder das seidene Damenbeinkleid eingeschrieben zurücksende, oder aber ihr den Betrag erstatte (folgt Preis). „Mit vorzüglicher Hochachtung!" Ja wie nun? Die Schreiberin zögerte lange, ehe sie auf den erleuchteten Einfall kam, den Brief folgendermaßen zu schließen: „Mit vorzüglicher Hochachtung!

Amalie von Knocke, geb. Czillack" (Schnörkel).

Man kann sich Frau von Brodems Aufregung denken, als dieser Brief eintraf. Zuerst wollte sie sofort anspannen lassen und nach Schloß Windsloh fahren. Dann besann sie sich und ging zu ihrem Neffen. Achilles war nicht im Zimmer. Natürlich glaubte sie „der Knocke" kein Wort, fürchtete freilich, daß die Geschichte mit dem Eindringen ins Schlafzimmer eines gewissen Tatsachengehaltes nicht entbehren dürfte. Sie ging auf und ab, überlegte, was zu tun, wie diese degoutante Angelegenheit zu vertuschen sei. Da fiel ihr Blick auf einen hübschen neuen Koffer, den sie nicht kannte. Ein nettes Rindslederköfferchen, das sich vermutlich Achilles in Holland gekauft hatte. Sie öffnete ihn ohne Arg, um zu sehen, wie er innen ausgestattet sein mochte, denn sie hatte eine Schwäche für Fabrikate der Lederindustrie. Wie sie ihn aber aufklappte, stieß sie einen Schrei aus. Der Koffer war bis zum Rande gefüllt mit Damenbeinkleidern. Und obenauf lagen Amalie von Knockes Seidene mit den echten Spitzen. Auch ein Zettel war angeheftet, ein kleines, unscheinbares Zettelchen, das nur dies eine Wort „Amélie" enthielt. Mit fliegenden Händen nahm Frau von Brodem Stück für Stück heraus. Es waren alles gebrauchte, zum Teil recht verknüllte Gegenstände. Alle von dem gleichen Charakter. Vergebens suchte sie eine Mannshose darunter. Und bei jedem Stück las sie ein neues Zettelchen mit teilweise recht töricht klingenden Namen, „Charikleia", „Violetta", „Quinta", bei einer stand sogar „Konstantinopula".

Frau von Brodem blickte in den Spiegel. Sie war um Jahre gealtert. Dieser Schlag war fürchterlich. Umso fürchterlicher, als sie den Sinn dieser „grauenvollen Sammlung" nicht verstand.

Daß jemand Marken sammelt, meinetwegen auch hübsche Knöpfe oder Zeitungsausschnitte oder in Gottes Namen sogar Tintenwischer – das konnte sie verstehen. Wenn sie es selber auch nie tun würde. Doch daß ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren – nein, nein, das war entsetzlich! Und dann diebisch! Er kaufte sie nicht, er stahl sie! Ihr Neffe Achilles, der Referate in Dorpat hielt und eine große Zukunft hatte, ein Dieb! Grauenvoll, einfach grauenvoll! Zum erstenmal im Leben war sie ratlos. Sie fürchtete seine Rückkehr und erhoffte doch von ihm Aufklärung.

Nach anderthalb Stunden erschien Achilles. Sie hörte ihn im Nebenzimmer pfeifen. Augenscheinlich war er in bester Stimmung. Da ging die Tür auf. Er trat ein. Sah seine Tante, sah den Koffer, übersah alles, begriff alles, sank vernichtet (wie Frau von Brodem später erzählte, „von dem Gewicht seiner Schuld zermalmt") auf einen Stuhl.

Die Aussprache zwischen beiden war von bitterer Kürze.

Frau von Brodem wies auf den Koffer und sagte mit strenger Stimme: „Was heißt das ?!"

Er schwieg.

Dann ging sie zwei Schritte auf ihn zu, schrie ihm ins Gesicht: „Dieb!!" und verließ das Zimmer.

Sie schickte ihm durch ihre Zofe einen kuvertierten Zettel. Darin konnte Achilles fassungslos lesen:

„Das Dir gehörende Stipendiat besteht weiter. Eine Gnadensumme kannst Du Dir auf der Bank in Riga auszahlen lassen. Ein Wiedersehen wünsche ich nicht mehr.

Tante Juliane."

„P. S. Ich verlange, daß die Gegenstände den Eigentümern wieder zugestellt werden. Entarteter Bube! Wenn das Deine seligen Eltern wüßten!"

Achilles von Brodem packte stumm seine Sachen zusammen und verließ Preakuln.

Doch für Frau von Brodem war die Angelegenheit damit noch nicht aus der Welt geschafft. Vor allem durfte niemand etwas davon erfahren. Wenn es der Fürst erführe, mußte er die Verlobung selbstverständlich lösen, und zu allem Jammer würde dann noch

dieses Unglück über die Familie kommen. Anderseits fühlte sich Frau von Brodem außerstande, den Schmerz stumm in sich zu bewahren. Corah hielt sich schon in Riga auf, ihre Zofe war eine dumme Gans. Irgend jemand mußte ihr aber das Rätsel in dieser Geschichte lösen. Denn daß damit nicht alles erklärt war, daß man sagte: Achilles hat gestohlen, das wußte sie auch. Wenn jemand stiehlt, so hat er seine Gründe dazu. Warum stahl Achilles?! Warum? Ein Sammeltrieb? Doch dann konnte er sich die Wäsche ja kaufen. Kurzum, es war kein Licht in die Finsternis dieses Ereignisses zu bringen.

Was Axel anging, so konnte er sich nicht entschließen, nach Preakuln zu fahren, um vorsichtig bei Achilles anzupochen. Er fürchtete zu verletzen und wollte dem armen scheuen Menschen nicht wehe tun. Da brachte ein Zufall alles heraus.

Johannes war erschienen, wortkarg und sehr bleich. Um ihn zu zerstreuen, erzählte Axel die Episode mit „Amalie von Knocke", unterließ auch nicht, von dem rätselhaften Verschwinden dieses zarten Wäschestückes zu berichten. Als Johannes das hörte, fiel ihm die höchst sonderbare Begegnung mit Achilles in Schloß Urtneck auf. Er nahm Axel beiseite und teilte ihm seinen Verdacht mit. Nun schien alles geklärt. Kein andrer als Achilles konnte den Gegenstand entwendet haben. Daß er kein gewöhnlicher Dieb war, wußten sie. Damit war auch das Motiv zur Tat, zu einer ganzen Reihe von ähnlichen Taten gesetzt.

Was tun? Emma Czillack mußte ihre Seidenen wieder erhalten. Zwar hatte ihr Axel schon heimlich hundert Rubel geschickt, die auch bisher nicht zurückgekommen waren, aber Achilles durfte darüber nicht im unklaren gelassen werden, daß der Gegenstand zurückzuerstatten sei. Wie man noch beriet, wer zu ihm nach Preakuln fahren solle, kam Pastor Lurich und erzählte, daß der junge Brodem bei ihm gewesen, wirre Reden geführt und die Beichte genommen habe. Er sei aus allem nicht klug geworden, zumal Achilles immer von einem Verbrechen gesprochen habe, das er nicht aus Schlechtigkeit, sondern aus Notwendigkeit begangen habe. Näheres habe er nicht gestehen mögen. Bei der Beichte seien ihm aber die Tränen nur so aus den Augen geklunkert. Axel und Johannes klärten

Pastor Lurich auf. Er gab vor, alles zu begreifen, war erschüttert und begriff in Wahrheit nichts.

Das erwies sich noch an dem gleichen Abend, wo Pastor Lurich den Besuch Frau von Brodems empfing.

Sie wolle mit ihm über eine sehr ernste Sache sprechen, sie komme zu ihm als dem Seelsorger, sie erbitte seinen Rat, seine Aufklärung, seine Hilfe.

Pastor Lurich wußte bereits, um was es sich handelte, faßte ihre Hände und sah ihr bewegt in die Augen. Freilich dachte er mit Schrecken daran, daß er dieser Situation gegenüber nach keiner Richtung gewappnet sei, und daß in der Bibel nichts von einem jungen Mann stünde, welcher seidene Damenwäsche stehle, ohne sie nötig zu haben. Ihm fielen einige dunkle Andeutungen ein, die Johannes und Axel gemacht hatten, etwa, daß die Perversion seltsame Blüten treibe, und man mit Neuropathen nicht so streng ins Gericht gehen dürfe, doch war ihm damit auch nicht viel gedient.

Jedenfalls atmete er erleichtert auf, als Frau von Brodem zuvor von der Verlobung ihrer Tochter mit dem Fürsten Sucholski zu sprechen anhub. Sollte er sich in seiner Befürchtung geirrt haben? Nein, er hatte sich nicht geirrt; sie sprang sofort wieder vom Fürsten ab, gab zu, an Corah stets eine enorme seelische Stütze gehabt zu haben und diese Stütze jetzt entbehren zu müssen. Corah sei allen Situationen gewachsen, nichts könne sie aus dem Sattel werfen, sie würde bestimmt auch in dieser fürchterlichen Angelegenheit das rechte Wort gefunden haben. Doch Corah sei telegraphisch zu Professor Brieling nach Riga gerufen worden. Professor Brieling habe erklärt, wenn sie nicht käme und assistiere, würde er die Klinik schließen müssen, kurzum, an ihrer Tochter habe sie wohl große Freude, das könne sie schon sagen. Sie danke Gott jeden Tag für dieses Kind.

„Das müssen Sie auch, Frau Baronin, das müssen Sie auch. Nicht alle Mütter dürfen das von ihren Töchtern sagen."

Nein, wahrhaftig nicht. Aber nun habe sie doch diesen Achilles, ihren Neffen, den Sohn des verstorbenen Bruders ihres seligen Mannes, wirklich wie ein eigenes Kind erzogen. Sie habe auch an ihm Freude gehabt. Er habe zum Beispiel in Dorpat bei den Professoren über irgendeine Erfindung und irgendwelche wissenschaft-

lichen Methoden in den Leydener Laboratorien referiert, er allein, niemand sonst. Er habe das vorzüglich gemacht, und alle seien baff gewesen über die phänomenalen Kenntnisse dieses dreiundzwanzigjährigen Jünglings. Und nun sei das passiert!

Pastor Lurich zeigte auf seinem fleischigen Antlitz ehrliche Trübsal. Freilich, freilich, er habe gehört –

Wie, er habe schon gehört? Wer es ihm denn erzählt habe, ob es schon die Spatzen in Livland von den Bäumen pfiffen?

Pastor Lurich wehrte heftig ab. Nein, um Gottes willen, kein Spatz, nichts, gar nichts von Pfeifen, es sei nur durch einen Zufall ihm zu Ohren gekommen, im allerengsten Kreise, unter den diskretesten Menschen. Erschreckt hielt er inne, fühlte, auch hier zu weit gegangen zu sein, und erzählte, daß Achilles bei ihm gewesen, in der Kirche die Beichte genommen und ein versiegeltes Paket für Herrn Professor von Harras ihm übergeben habe.

„Ein versiegeltes Paket? Ach! Und er hat die Beichte genommen, sagen Sie? Er hat gebeichtet?"

„Nun, nicht gerade mir. In der evangelisch-lutherischen Kirche spricht der Beichtende in seinem Herzen zu Gott und übernimmt vom Geistlichen nur die Formel. Immerhin, er, Pastor Lurich, könne sagen, daß er auch ihm Vertrauen geschenkt und mancherlei Trübes und Schmerzliches gemurmelt habe. Herr Professor von Harras habe ihn dann vollends aufgeklärt.

„Vollends aufgeklärt? Nun und –?"

Pastor Lurich machte Ausflüchte. Man stehe vor einem Rätsel.

„Rätsel, Rätsel Rätsel! Lieber Pastor, das ist es ja, weshalb ich zu Ihnen komme. Sie sollen mir das Rätsel lösen. Ich bin ratlos, ich bin völlig ratlos!"

Sie zog ein winziges Spitzentaschentuch heraus, das stark nach Kölnischwasser duftete, und strich sich damit über Nase und Mund. Ihr Antlitz war vergrämt. Kein Zweifel, diese Tage hatten sie sehr mitgenommen. Pastor Lurich wiegte den Kopf hin und her und zog dicke Falten auf der Stirn.

„Sehen Sie, liebe Frau Baronin", sagte er, „sehen Sie, ich glaube, daß Sie den ganzen Fall von einem falschen Standpunkt aus betrachten, wenn ich mich einmal so ausdrücken darf."

„Herr Pastor", unterbrach ihn Frau von Brodem, „ich nehme den Standpunkt einer Frau ein, deren Neffe plötzlich Damendessous stiehlt."

Der Pastor legte seinen Kopf abwechselnd nach links und nach rechts und überlegte, ob er sich wohl, ohne seinen Gast zu kränken, eine Pfeife anstecken könne. Nein, lieber nicht. Die Situation war fatal. Was sollte er sagen!

„Nun, stehlen ist wohl nicht das richtige Wort, entschuldigen Sie, wenn ich –"

„Bitte, hat er vielleicht die Wäsche bei Rosam und Ucharski in Wenden gekauft, frage ich, oder nicht?"

„Nein, er hat sie nicht gekauft, natürlich. Aber sehen Sie, Baronin, wie soll ich sagen ... Übrigens, wäre es Ihnen sehr unangenehm, wenn ich mir eine kleine Pfeife anstecke? Bitte, betrachten Sie das nicht als leichtfertige –"

„Stecken Sie an, stecken Sie an. Ist der Tabak holzfrei?"

„Ja, er ist gut."

Sie nickte und blickte gramvoll aus dem Fenster des Pastorenstübchens ins Grüne. Eine Ulme breitete ihre Äste aus. Pastor Lurich stieß einen blauen Rauch aus karpfenförmig aufgeklapptem Mund, erhob sich aber sogleich und öffnete das Fenster.

„Herr Pastor, ich komme zu Ihnen als dem Seelenarzte. Ich bitte Rat, Licht, Aufklärung. Reden Sie: Warum stahl er Dessous? Wollte er sie verkaufen?"

Pastor Lurich ließ ein schmatzendes Pff hören und sagte: „Nein. Nein, er wollte Sie nicht verkaufen. Er sammelte sie."

„Er sammelte sie? Was für eine entsetzliche Sammlung! Lieber Pastor, man sammelt Muscheln, Knöpfe, Briefmarken, alte Straßenbahnscheine oder oder oder – aber doch nicht – nein!"

„Nein, so sammelte er nicht."

„So sammelte er nicht? Sie sind eine Pythia. Rauchen und reden unverständliches Zeug. Was heißt es, er sammelte nicht so?" Wie sammelte er denn?"

„Ich meinte, Baronin, pff, er sammelte nicht wie ein Briefmarkensammler, um am Ende eine möglichst reichhaltige Sammlung zu haben, die man gegen eine andre eintauscht oder verschenkt oder

verkauft oder auch einem Museum stiftet, sondern er sammelte gewissermaßen – pff – –“

„Nun? Reden Sie, reden Sie!“

Pastor Lurich wurde immer verlegener.

„Er sammelte aus einer unglücklichen Passion. Aus finsterem Trieb.“

Frau von Brodem zuckte die Achseln. Dachte nach. Schüttelte den Kopf.

„Aus finsterem Trieb?“ wiederholte sie. „Wieso finster?“

Pastor Lurich kaute an seiner Pfeife, drückte an unausgeformten Worten herum und machte eine eindrucksvolle, aber nichtssagende Bewegung mit dem linken Arm.

„Das läßt sich schwer einer Dame erklären. Pff. Ich bin mir übrigens da selbst nicht ganz –. Aber einer Dame –“

„Wieso? Ist das etwas Ordinäres?“

Er nickte. „Eigentlich wohl. Es hängt mit dem –“ er quälte sich entsetzlich, dann sagte er undeutlich und rasch: „Mit dem Sexualleben zusammen.“

Frau von Brodem schwieg eine lange Zeit. Dann verfärbte sie sich: „Was? Er soll zu den Eigentümerinnen dieser Gegenstände in unkeuschen Beziehungen gestanden haben? Gewissermaßen Liebespfänder? Oh Gott, oh Gott!“

Pastor Lurich befand sich in fürchterlicher Bedrängnis: „Nein, nicht mit allen. Nicht mit allen, natürlich nicht, das wäre sehr ausschweifend, aber doch wohl hier und da. Das heißt, ganz so kann man das auch wieder nicht auffassen.“

„Sie eröffnen mir schreckliche Perspektiven. Sie geben zu, daß er mit den meisten Eigentümerinnen in einem intimen Verhältnis gestanden habe, mit einigen, wenn auch nicht mit allen? Was heißt das ‚mit einigen‘? Wie kam er zu den – – Gegenständen bei den andern? Ja, entschuldigen Sie gütigst, daß ich solche Fragen stelle, aber ich denke logisch. Daß hier etwas Fürchterliches sich begab, daran zweifle ich nicht mehr. Ich habe einen verlorenen Sohn zu beweinen, ein hochbegabter, aber haltloser Mensch hat –. Gut. Aber, bitte, jetzt will ich wissen, warum er von dieser apoplektischen Gans, der Knocke, Wäsche entwendet, was? Er kann sie ihr doch nicht vom Leibe gezogen haben?“

„Er hat sie aus ihrem Zimmer genommen."

„Nun ja, und –?"

„Wie – und ?"

„So verstehen Sie mich doch, Pastor. Sie sind steif wie ein Telegraphenpfahl. Hat er mit der Knocke etwas – –"

„Nein", beeilte sich Pastor Lurich auszurufen, "nein, bestimmt nicht!"

„Aber er nahm doch ein solches Stück. Er gab es doch versiegelt an Sie ab. Er, er, er, er – nun?"

„Ja freilich", versetzte Pastor Lurich gemartert, „freilich, freilich, er gab es ab, und das war sehr anständig von ihm, denn schließlich ist es ihm doch schwer geworden, sich von dem Stück zu trennen", er wurde furchtbar rot, „denn, wie soll ich mich nur ausdrücken, wenn ich rechten Einblick in diese Dinge habe, so galt ihm das betreffende Wäschestück als eine Art von Ersatz. Doch das natürlich nur in den seltensten Fällen, denke ich mir", setzte er blitzschnell hinzu. Seine Pfeife war ausgegangen. Seine Hände fühlten sich feucht und heiß an. Wenn sie bloß erst fortginge, dachte er.

Dieses inbrünstige Stoßgebet schien von Gott erhört zu werden. Frau von Brodem erhob sich schweigend und würdig. Sie blickte mit starren blauen Augen hinaus auf die Ulme, die leicht ihre jungen Blätter bewegte. Aus ihrer tadellosen Frisur hatte sich eine kleine weiße Strähne gelöst, die seitwärts über die Schläfe hing und ihr ein trauriges und gar nicht mehr so vornehmes Aussehen gab.

Auch Pastor Lurich stand auf und blickte seinen Gast ergeben und beinahe schuldbewußt an.

Frau von Brodem schüttelte langsam den Kopf, ließ ihn sinken, was sie nie tat, und versetzte mit tonloser Stimme: „Ich begreife nichts. Ich begreife absolut nichts. Ich stehe vor ... ich ... Entsetzlich."

„Ja, das kann man wohl sagen", erwiderte er bewegt,

Pause.

Mit großartiger Beherrschung sagte sie, den Kopf hebend: „Wollen Sie, bitte, jemand hinunterschicken, der nachsieht, ob mein Wagen noch unten wartet?"

„Jawohl, sogleich – aber man kann das übrigens hier von oben, vom Fenster aus sehen. Ja, er steht vor der Tür."

„Er steht vor der Tür. Entsetzlich", flüsterte sie. „Ganz entsetzlich. Ein phänomenal begabter Kopf. Verloren."

„Denken Sie an Gottes unendliche Güte, Baronin. Gottes Güte reicht so weit, so weit die Wolken reichen."

Sie nickte. „Glauben Sie, daß er sie alle geliebt hat? Daß er ihnen Heiratsversprechungen gab?"

„Nein, das darf man kaum annehmen."

Sie reichte ihm die Hand, entschlossen, würdig: „Ich danke Ihnen für Ihre trostreichen Worte, Herr Pfarrer. Leben Sie wohl."

Er nahm ihre Hand in seine beiden fleischigen, breiten Tatzen und sah ihr kopfnickend und tiefernst in die Augen.

„Seien Sie stark, Baronin. Und wenn Sie Rat brauchen – Sie wissen, wo ich zu finden bin."

Dann begleitete er sie hinaus.

Professor Kowalewski, Ursulas Lehrer, kam von einer Auslandstournee nach Petersburg zurück. Drei Tage hielt er sich in Riga auf, und in diesen drei Tagen sollte ihm seine Schülerin Ursula von Harras vorspielen.

Ursula hatte seinen Brief in der Hand, tat ruhig, war aber sehr aufgeregt.

„Wenn du nach Riga fährst, Ursel, nimm doch die Kinder mit", sagte ihre Mutter, „sie kennen doch nicht Riga."

Die Kinder – das waren Axel und Wera.

Ja, aber selbstverständlich, sie wolle sie sehr gern mitnehmen.

„Wollt ihr?"

Beide wollten, aber Wera hatte am Morgen einundzwanzigmal hintereinander geniest, trug drei große Mannstaschentücher in einem Beutel unaufhörlich bei sich und sprach, als bliese sie durch ein Gasrohr. Sie wollte gern, aber sie sei doch zu erkältet. Ob Ursula nicht noch einen Tag warten könne?

Nein, das sei nicht möglich. Sie müsse morgen früh mit dem Wagen zur Station, dann sei sie nachmittags in Riga und könne gleich Professor Kowalewski vorspielen. Er werde gewiß sehr viel auszu-

setzen haben und sie noch ein zweites und drittes Mal bestellen. Nein, sie müsse schon morgen fahren.

So fuhren am nächsten Morgen Axel mit Ursula allein zur Station. In der Zeit, wo sie beim Professor sei, wolle er sich gründlich Riga ansehen. Vielleicht könnten sie dann doch noch am dritten Tag an das Meer fahren. Vielleicht. Nun, wenn es nicht möglich sei, dann nicht. Ans Meer kämen sie ja immer noch einmal. Er dürfe auch nicht zu lange fortbleiben. Um diese Zeit lerne er sehr viel, sehr viel. Stahl, das sei sein Professor Kowalewski, aber er stecke noch ganz in der Kinderschule, und Stahl sei gar nicht zufrieden mit ihm.

So fuhren sie nach Riga, stiegen in einem Hotel ab, aßen, ruhten sich aus. Dann telephonierte Ursula bei ihrem Lehrer an. Er bat sie um sechs Uhr zu sich. Also verabredete sie sich für diesen Abend nicht mehr mit ihrem Bruder. „Ich weiß nicht, wie lange es dauert", sagte sie, „es kann furchtbar lange dauern, er kann mich aber auch gleich hinausschmeißen. Warte nicht auf mich. Wenn ich um acht Uhr noch nicht im Hotel bin, iß oder geh ins Theater oder mach was du willst, hörst du? So, adieu. Kneif den Daumen, bitte, ja? Möglichst alle vier Daumen. Wenn ich nur nicht im Mai so schrecklich wenig geübt hätte! Das muß anders werden, ich schwöre es jetzt und du bist Zeuge. Adieu."

Sie lief fort, und Axel spazierte durch die Anlagen, sah sich das Stadttheater an, ging zum Wöhrmannschen Park, fuhr mit einer elektrischen Bahn nach Thorensberg. Er dachte von dort, als einem Berge, eine schöne Aussicht über Riga zu haben. Es war aber nur eine sandige Kolonie mit kleinen Höfchen. Sand, Sand, Sand, breite Straßen, Holzhäuser, keine Bäume. Lettische Damen mit Samtkleid und ohne Strümpfe flößten ihm Respekt ein. Verflucht hübsch sind diese Weiber, aber – nein, ich möchte es nicht. Langweilig, langweilig. Dann entdeckte er Anlagen, riesenhafte Anlagen, die kein Ende nahmen. Er ging und ging und befand sich plötzlich wieder an der Düna. Drüben lag Riga in der Abenddämmerung. Der spitze Turm der Petrikirche flog wie ein schlanker Pfeil in die Luft. Stumpf türmte sich das Massiv des Doms auf dem Häusermeer. Über seiner hohen Kuppel, tief im grünen Abendhimmel, begann ein Stern zu glitzern.

Inzwischen hatte Ursula ihrem Lehrer drei Fugen von Bach, die

Berceuse und Beethovens letzte Sonate vorgespielt. Er hatte sie mit seinen großen grauen Tieraugen angesehen, den ernsten Mund mit dem überhängenden Nietzschebart fest zusammengepreßt. Und hatte ihr viel gesagt. Und am Schlusse: „Sie sind meine beste Schülerin, die erste Frau, die Kraft hat. In einem Jahr kommen Sie mit mir nach Paris und Rom. Wollen Sie?"

Da hätte Ursula beinahe zu heulen angefangen. Aber sie bezwang sich und biß die Zähne zusammen, während ihr etwas zu kurzes Oberlippchen sich zitternd hob.

Professor Kowalewski fragte, ob sie Lust habe, mit ihm zusammen in die Oper zu gehen. Ursula bedankte sich, sagte aber ab. Ihr Bruder warte auf sie, und dem müsse sie Riga zeigen.

Wie? Jetzt in der Nacht?

Nein, jetzt abends ginge es freilich nicht mehr. Jetzt müsse sie ihm nur genau von der Stunde erzählen, ganz genau. Außerdem sei sie recht müde.

Professor Kowalewski reichte ihr die Hand und dachte: Plötzlich ist ein „Bruder" aufgetaucht. Wenn man so hübsch ist wie du, mag es wohl erlaubt sein, daran zu zweifeln. Solche Brüder kennt man. Dann sah er ihre glänzenden, ganz von heiligem künstlerischen Willen erfüllten Augen und bat ihr im stillen wieder ab.

Ursula ging durch die dämmerigen Straßen und sog tief die warme, vom Salzgeruch des Meeres erfüllte Mailuft ein. Hinter dem Pulverturm war der Himmel glutrot. Im Kanal lagen die Feuer des Abends, und in den Straßen dampfte der Atem der Sonne, die schon unterm Horizont lag. In engen Gäßchen blinkten Laternen auf, hinter kleinen Fenstern gelbes Licht. Riesiger als sonst schien der Petriturm, der plötzlich in eine Gasse trat, in den verglimmenden Himmel zu ragen. Sie ging weiter, ließ sich treiben, konnte nichts denken, fühlte nur Musik rhythmisch in ihren Pulsen klopfen, Motive aufspringen und verschwinden, fühlte plötzlich mit weher Klarheit das Unzulängliche ihres Könnens, sah das große Ziel unendlich weit und dann wieder in hoffnungsvolle Nähe gerückt. Ich habe Kraft, hat er gesagt. Ja, ich habe Kraft. Oh, ich werde ihnen zeigen, daß ich Kraft habe.

Die hohen gotischen Fenster des Doms waren schwach erleuchtet.

Er schien geöffnet. Sie fühlte tief das Bedürfnis, für all das Große, das in ihr Leben getreten, ganz wie eine fromme Christin Gott in diesen Räumen, die ihm geweiht waren, ihren Dank zu sagen. Wie herrlich, daß es Kirchen gibt, dachte sie. Mitten aus dem Alltäglichen wächst ein Dom in den bestirnten Himmel. Wir treten ein und fühlen seine Höhe wie Hände, die sich betend zu ihm strecken. Die Orgel braust, der Chor singt, und die Lichter flackern vor dem Bilde des Gekreuzigten. Andacht vor dem Leide, aber durch Musik zu seliger Gewißheit der Erlösung erhoben.

Sie öffnete die riesige Pforte. Ein Raum wuchs gewaltig. An steinernen Pfeilern flog der Blick in mystische Dämmerung. Auf dem Altar brannten Kerzen. Und plötzlich rauschte wie dröhnendes Gewitter die Orgel in tiefem Des auf.

Diese Orgel, die älteste Orgel Europas. Die erste. Sie fröstelte, fühlte ein Nicht-mehr-widerstehen-können gegenüber der Gewalt in dieser Stimme, ging in einen Winkel und drückte sich fest in den Schatten einer Bank. Und sagte nur immer: „Ich danke dir, Gott, ich danke dir. Ach, ich danke dir für alles."

Sie sah nicht, wie wenige Schritte hinter ihr eine Gestalt aus dem Dunkel trat und sie anstarrte. Sehr blaß, mit glänzenden, übernächtigen Augen. Stand lange so und wagte nicht, sich zu bewegen. Wagte nicht, zu ihr zu gehen –

Da schwieg die Orgel. Noch summte ein gewaltiger Ton im Raum. Ursula schlug die Augen auf. Der Fremde näherte sich ihr, zaghaft, bittend.

Sie zog die Brauen erstaunt zusammen, hob den Kopf, beugte sich vor und sagte mit großem Erstaunen: „Herr von Brodem?"

„Ja, ich bin es", antwortete Achilles gedämpft. „Ich will Sie nicht stören und gehe gleich wieder. Ich möchte nur –. Ich verlasse unsre Heimat."

Wie blaß und elend er aussah! Wie nervös, verfallen, zergrübelt, zerquält.

„Sie gehen wieder nach Leyden zurück?" fragte Ursula, fühlte jedoch, daß dies nicht der Fall sei.

Er schüttelte den Kopf und schwieg. Setzte sich zu ihr, den Blick in das alte braune Gestühl gebohrt.

„Nein, ich gehe nicht wieder nach Leyden zurück. Was soll ich dort? Das ist alles Unsinn. Ich meine nicht, was Sie sagen, sondern das Studieren und das Auf-den-Bänken-Herumsitzen und Mitschreiben – das ist Unsinn. Ich kann es nicht mehr seitdem. Nein, wozu auch? Glauben Sie, daß ich davon besser werde?"

Seine Worte stolperten heraus, dennoch war ein neuer Ton in ihnen, der Ursula erschreckte. Sie sah ihn freundlich an: „Sind Sie krank, Herr von Brodem? Sie sehen nicht gut aus."

„Wie meinen Sie das ‚krank'? Ja, das ist es wohl. Krank. Aber nicht so, daß mich nicht die Gesellschaft verstieße, nicht krank genug, um in ein Spital zu kommen. Krank, um aus der Gesellschaft der Gesunden zu gehen. Sehen Sie, so ist es. Ha, ha – ich bin gesund. Sehen Sie, beinahe hätte ich gesagt, daß ich krank sei, nur um mich vor Ihnen in ein besseres Licht zu setzen, gewissermaßen zu reinigen. Damit Sie denken: ach, er ist krank, dann ist alles nicht so schlimm, dann kann man es ihm nicht übelnehmen. Nein, o nein, o nein, ich habe alles mit klarem Verstande getan, ich war mir meiner Handlungen bewußt, ich habe ganz genau gewußt, daß ich stahl. Ja stahl, ich sage ‚stahl'. Wahr sein, wahr sein, wahr – ach."

Er legte den Kopf auf die harte Lehne der Vorderbank und verharrte so. Ursula befand sich in nicht geringer Erregung. Sie ahnte den Zusammenhang, wußte ihn aber nicht. Sie fühlte, daß sich hier eine Seele öffnete, wollte fortlaufen, wollte sich die Ohren zuhalten, ihn bitten, zu schweigen, und konnte es nicht. Sie fühlte, daß sie hören mußte, daß irgendein Sinn darin lag, daß gerade sie dies alles hörte, niemand sonst. In ihr zitterte eine unbestimmte Angst. Die Müdigkeit war großer Nervosität gewichen. Sie nahm sich zusammen. Nimm dich zusammen, dachte sie immer wieder, heul bloß nicht los, nimm dich zusammen!

Von der Orgel her kam ein Lichtschein. Oben sprachen zwei Männer. Dann wurde es still. Und wieder rauschten mächtige Flügelschläge durch das Kirchenschiff. Brachen jäh ab. Die Stimmen besprachen sich von neuem. Sie hörte leises Gelächter. Auch eine Frau schien dabei zu sein.

Dies Gewoge von Schatten und huschendem Licht, Stimmen, Tönen, Schweigen, großem Schweigen, dieser kühle Hauch des Raums,

das Knacken des alten Gestühls, der Mensch neben ihr, ihr eigenes müdes Ich, das alles kam Ursula merkwürdig gespenstisch vor. Ganz unwahrscheinlich, traumhaft. Ich werde erwachen und auf einer grünen Wiese am See liegen. Die Vögel werden singen, und der Orgelton wird aus dem Gebrause des Waldes klingen.

Achilles hob den Kopf. Sein Gesicht war gerötet. Eine Ader lief zackig wie ein Blitz über die Schläfe. Ich träume. Auch Professor Kowalewski war nur ein Traum und jener hier, der krause Reden führt.

„Tante Lulle", vernahm sie Achilles' Stimme. „Wie das weich klingt. Sie haben eine Tante Lulle, zu der Sie hinkönnen, die Ihnen über die Haare streicht und Sie tröstet. Meine Tante ist hart. Die Landstraße ist meine Tante. Ich habe heute ein Gedicht gelesen, das ist von einer Engländerin und heißt: ‚Die Straße nach Keridy'. Die Straße nach Keridy ist meine Straße. Unendlich lang ins Ungewisse, denn Keridy ist eine ungewisse Stadt. Der Regen strömt. Zwei alte Leute mit Säcken stehen an einem Telegraphenpfahl und blicken in das schlechte Wetter, starr, wie steinerne Gebilde, die einst Leben gewesen sind. Erinnerst du dich der beiden alten Leute am Wege nach Keridy? heißt es. Sie lehnten ihre Säcke auf Steine am durchnäßten Straßenrand und blickten hinaus mit trübem Auge in den strömenden Regen und dann auf die Felsen, die Flut und das lange weißliche Band. Erfrorene Geister – einst waren es Kinder, Mann und Weib, Vater und Mutter. Sie starrten uns an mit frostigen Augen. Sahst du jemals etwas so grau und alt? Oh, Ursula von Harras, diese Straße ist die Straße derer, die die Gesellschaft verstößt. Sie ist endlos. Du siehst den Horizont und denkst: dort ist sie zu Ende. Doch der Horizont rückt immer in die Ferne, ist immer gleich weit. Unerreichbar. Man kann sagen ‚unerreichbar wie der Horizont'. Ein langes weißliches Band, auf dem deine Füße sich wund laufen. Noch bist du jung. Noch bist du Kind und Mann und Weib. Einmal wirst du wie jene sein, mit frostigen Augen in den Regen starren."

Ich träume, denkt Ursula. Nein, ich träume nicht. Es ist eine Halluzination. Es kommen solche Halluzinationen vor. Es ist keine Halluzination und kein Traum. Es ist Wahrheit. Ein Mensch ist unglücklich. Jeder Unglückliche ist dein Bruder, denn morgen schon

kannst du auf dem Wege nach Kerich stehen. Ich muß ihm helfen. Mein Gott, wie helfe ich ihm?

„Lassen Sie mich sprechen, Ursula. Ich weiß, Sie denken, daß es Unsinn ist, was ich rede; lassen Sie mich vor Ihnen den Unsinn reden. Es schadet nichts, es erlöst. Ich bin noch feige. Ich rede in Bögen, ich enthülle noch nicht. Ich, verstehen Sie mich nicht falsch, ich meine, ich – ach, wie kann ich es sagen! Ja, ich bin feige. Oh, Sie haben eine Tante Lulle. Ich bin nur zu Pastor Lurich gegangen und habe die Beichte genommen und habe den Wein getrunken und das Abendmahl genommen. Aber nichts hat erlöst. Nicht die Stille erlöst mich. Nur die Erniedrigung. Ich muß mich erniedrigen. Ich müßte zu einer Dirne gehen und sagen: Du bist noch zu gut, daß ich mich vor dir erniedrige. So niedrig stehe ich. Aber sie würde mich nicht begreifen und lachen und denken, daß ich betrunken bin und mich zu ihr mitnehmen und dergleichen. Ich muß mich vor Ihnen erniedrigen, vor Ihnen muß ich – Sie verstehen, Sie lachen nicht, nein, das werden Sie nicht. Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, nicht zu lachen, auch wenn Ihnen sehr lächerlich zumute ist; denn eigentlich ist alles sehr lächerlich und hat keinen Sinn. Aber Sie dürfen nicht lachen – Fräulein Ursula!"

Er blickte starr geradeaus. Anzusehen wagte er sie nicht.

„Nein, ich werde nicht lachen. Sprechen Sie."

„Ich habe gestohlen. Das wissen Sie wahrscheinlich schon. Auf allen Schlössern werden sie es wissen, daß ich gestohlen habe –"

„Nein, niemand weiß es."

„So müssen es alle erfahren. Alle Menschen. Nein, nicht alle. Was geht es die andern an. Niemand darf es erfahren, oder meinetwegen sollen sie es erfahren. Was gilt es mir noch, wie sie auf den Schlössern denken. Ich stahl. Sie wissen, was ich Ihnen stahl und vielen, vielen andern. Ich schäme mich, es zu sagen. Wissen Sie es?"

„Ja, ich glaube."

„Ich bitte, vergeben Sie mir im Namen aller Frauen, die ich beleidigt habe. Nicht der Diebstahl ist das Böse. Wie unsinnig, als ob das böse sein könnte, daß ich dies bißchen Schönheit zusammenstahl! Sondern der Frevel an der Frau. Das ist das Böse. Ich habe, wenn ich eine Frau begehrte, ihren Körper verachtet und gestohlen und daran

Genüge gehabt. Ich habe sie im Geiste, in der Phantasie wahnsinnig beleidigt, habe sie gemein gemacht, entkleidet, erniedrigt. Auch Sie, Sie Reinste unter allen Mädchen, auch Sie. Vergeben Sie mir. Ich habe an der Frau gesündigt, an dem Schönsten, was es in der Welt gibt, an der Liebe. Ich habe die Liebe mißbraucht. Vergeben Sie mir."

„Wie kann ich Ihnen vergeben. Sie sind schuldlos, Achilles. Sie sind der Sklave Ihres Triebs."

Er ballte die Fäuste und stemmte sie aufstöhnend gegen seine Schläfen: „Das ist es ja, der Trieb. Der Trieb, der entsetzliche, unüberwindliche, ewig verfolgende Trieb! Gott gibt den Trieb, daß wir ihn überwinden. Aus der Überwindung des Triebes wächst die Liebe. Aus seiner Herrschaft die Sünde. Ich bin verstoßen."

„Armer Achilles. Sie quälen sich zu sehr. Ich glaube, daß, wer sich so quält, nicht schuldig ist."

Er drehte zum erstenmal den blassen Kopf zu ihr und sah sie mit feuchten, übernächtigten Augen an.

„Von Ihnen wollte ich dies Wort hören. Wenn Sie mich nicht verdammen, wird es auch Gott nicht tun. Wer ihn in erhabener Stunde ruft, den reißt er aus dem Bodenlosen. Er muß mich verwandeln. Glauben Sie, daß er es kann?"

Ursula faßte leise seine feuchte, frostige Hand, die etwas Kellerhaftes hatte, und sagte traurig: „Ich glaube, daß wir uns nur selbst verwandeln können."

Achilles sank zusammen.

„Ich kann es nicht. So gibt es keine Vergebung."

Ursula fühlte brennende Scham, aber sie sagte ruhig, fast hart: „Ich vergebe Ihnen im Namen aller Frauen. Es ist vor Gott gleich, wie man liebt. Wenn man nur Liebe hat."

Da setzte die Orgel mit vollen Registern ein. Ursula atmete erlöst auf. Bachs Toccata in e-Moll. Bachs Toccata in e-Moll, Antwort Gottes, Ruf des Trostes aus der Unendlichkeit. Strömender Gesang des Überirdischen. Die Fuge blüht auf, ein gewaltiger Regenbogen, den Gott an seinen Enden in beiden Händen hält. Unser Leben ist Musik. Die wilde Disharmonik bricht überm Wehr der Fuge ins silberne Bett der Harmonie. Strom, Strom. Alles ist Gesetz.

Alles ist Gesetz, Achilles. Auch du stehst in der großen Toccata wie ein Takt, der in einen andern und wieder in einen andern läuft bis zu dem Ende, das Ruhe ist.

Er drückte ihre Hand, senkte seinen Kopf tief, küßte die schmalen Finger, stand auf. Das Gesicht bleich, hochgewandt zur Empore, wo die Quelle der gewaltigsten Ströme des Lebens war. Dann ging er. Schmal und gebeugt. Tauchte in den Schatten zurück, aus dem er gekommen. Auf eine Straße, endlos im Regen, ins Ungewisse führend. Doch die Hoffnung auf Erlösung lag nun in seinem Herzen wie der heilige Leib in der Monstranz verborgen liegt.

Als Ursula um acht Uhr noch nicht im Hotel war, beschloß Axel, hinunterzugehen und einstweilen einmal langsam das Nachtmahl einzunehmen. Vermutlich wird sie den Abend mit ihrem Professor zubringen, dachte er.

Gegen neun Uhr begab er sich nach oben. Wie er an dem Zimmer seiner Schwester vorüberging, war es ihm, als sähe er Licht. Er klopfte an. Als keine Antwort erfolgte, trat er ein. Da lag Ursula auf dem Diwan, das Gesicht nach unten, und schien zu schlafen. Er trat näher, denn eine kleine Unruhe hatte ihn beschlichen, es möchte ihr nicht wohl sein. Nun bemerkte er, daß ihr Körper von lautlosem Schluchzen geschüttelt wurde. Sie lag bewegungslos und weinte. Sie weinte ganz still, aber über alle Begriffe heftig. Er glaubte, noch niemals ein so tiefes Weinen gesehen zu haben. Im ersten Augenblick wollte er sich zurückziehen. Still verschwinden, sie sich selbst überlassen. Doch das war nur zuerst. Er hatte die Hoffnung, daß sie ihn vielleicht gerade jetzt brauchen werde. So setzte er sich auf den Rand des Ruhebettes und strich ganz zart einmal über ihr blondes, von dem Hute noch ein wenig zerdrücktes Haar.

Er fühlte, daß der Mann nie in so schwieriger Lage ist, als wenn eine Frau vor ihm aus unbekannten Gründen weint. Wer Takt hat, wird ihn hier am besten beweisen können. Wer seelisch taub ist, der wird es hier zuerst sein.

Es vergingen ein paar Minuten. Da erhob sie den linken Arm und streckte ihm ihre Hand entgegen. Er ergriff das schmale Händchen, das ihm heute besonders dünn, fast durchsichtig vorkam, wie

ein junges Blatt, das man gegen die Sonne hält. Und fragte: „Gelang es nicht?"

Sie weinte weiter. Noch immer klopfte aus ihrem Körper das rhythmische Schluchzen, als schlüge eine Faust von innen gegen den Rücken.

„War er so unzufrieden?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Hast du gut gespielt?"

Sie nickte. Also mußte Ursula etwas erlebt haben, was mit ihrem Spiel beim Lehrer in keinem Zusammenhang stand. Vorsichtig tastete er an ihr herum. Sie wollte nicht sprechen. Nur seine Hand hielt sie fest. Und dann war es ihm, als ob sie langsam ruhiger würde.

So lief Minute auf Minute vorüber. Axel beugte sich über sie und sagte leise: „Wird es nicht leichter sein, wenn du sprichst? Ich bin doch dein Bruder. So viele Jahre habe ich es nicht sein können, laß mich diesem Glück einen Sinn geben und dir helfen."

Sie drehte den Kopf zu ihm und sah ihn an. Mit einem Blick, der ihn erschreckte. Nicht mehr Traurigkeit war dies, sondern Ahnung um die bodenlose Tiefe der Welt. Das schloß ihm den Mund. Noch hielt er ihre Hand. Aber mit der Linken strich er ihr leise über Stirn und Augen und wieder und abermals und flüsterte: „Ich weiß, wie schwer es ist, zu sprechen. Leid wiegt immer schwerer, als Worte tragen können."

Sie schüttelte den Kopf: „Ach Axel, verzeih mir. Es ist ja nichts. Wirklich, es ist nichts. Du wirst nicht begreifen, warum ich weine", und wie sie seinen Blick traf, „doch, du wirst es begreifen. In der Kirche begegnete ich Achilles von Brodem. Er beichtete mir, und dann ging er davon. Das ist alles."

Noch immer quollen ihre Tränen. Nur das Schluchzen hatte aufgehört. Jetzt sahen sie sich beide voll in die Augen. Wie ich dich verstehe, sagte sein Blick. Wie ich dich liebe, meine Schwester.

Ihr Auge füllte sich von neuem mit Tränen, aber dahinter wuchs eine Stille auf, die hieß: ich bin geborgen, ich bin nicht allein.

„Es gibt kein Verweilen", sagte er leise. „Es gibt kein Zurück. Verkümmern oder durchs Feuer springen. Wer wachsen will, muß sich verwandeln können."

Sie nickte.

Er küßte ihr langsam zwei Tränen aus den Augen. Als er den Kopf hob, fühlte er ihre Hände mit sanftem Druck auf seinem Nakken. Er sah ihren Mund sich öffnen, die kurze Oberlippe ein Stück der weißen Zähne entblößen. Noch immer war ihr Blick in seinen gerichtet. Da preßte er seinen Mund auf den ihren. Zwei heiße Lippen, die sich fest an seine legten. Ein Gefühl unsäglichen Glückes durchschüttelte ihn. Er hob seinen Kopf. Wieder sahen sie sich an. Kein Lächeln lag in ihren Zügen. Nur ein unendliches Vertrauen.

„Du geliebte Schwester", flüsterte er.

Sie strich über seine Schläfe, die Wange herab. Es war wie die Berührung eines Zweiges, den der Wind biegt.

„Ich leg' mich jetzt schlafen. Ich bin sehr müde", sagte sie.

Er drückte ihre schmale Hand und ging.

In seinem Zimmer öffnete er das Fenster, ohne das Licht zu entzünden.

Der Lärm der elektrischen Bahnen und das langgestreckte Pfeifen einer Lokomotive scholl herauf. Zwischen zwei Häuserzeilen aber sah er das dichte Laub der Bäume, über denen der Mond in silberner Ruhe stand.

6

Der Juni ist da. Die Rauchschwalben nisten in den Kuhställen. Sie sehen, wie die jungen Kälber auf die Weide geführt werden und zanken sich mit ihren Vettern, den Seglern, die in den Turmluken der alten Dorfkirche wohnen.

Vor der Terrasse auf Windsloh fangen die Rosen an zu blühen. Die rosafarbene Zentifolie, die purpurne Tricolore de Flandre, die violette Moosrose, die weiße Damaszener. Und in den Beeten vor dem Hause bricht ein Farbenspiel von unerschöpflicher Fülle auf. Die Balsaminen entfalten ihre Kelche; Feuerbohne, Fuchsschwanz, gelber Hahnenkamm, Kapuzinerkresse blühen. Der rote Phlox flammt in freien Beeten. Flockenblume, Levkoje und Reseda duften um die Wette. Aus allen Vasen nicken Blüten. Ursula hat ihr Zimmer mit weißen Skabiosen geschmückt. Auf dem Eßtisch stehen Stiefmütterchen. Wera kann nicht genug Rosen bekommen.

Vor dem Treibhaus gibt es nicht wenig zu tun. Der Storosch behäufelt Erbsen, Bohnen und Kohl. Er begüllt die Blumen abends, und obwohl er Wasser nachgießt, dringt der Geruch in Weras Zimmer, die eine krause Nase zieht.

„Land, Land, ewig Land. Ewig Bauern und Stallgeruch. Was gäbe ich drum, einmal wieder auf dem Woolworth-Building zu stehen oder bloß auf einem kleinen Pier der unteren Ostseite Manhattans, um die Wolkenkratzerburgen zu sehen."

Axel antwortet: „Ich höre den Wald rauschen und die Kraniche überm See schreien, höre nachts den Sprosser und sehe von meinem Zimmer aus über das junge Roggenfeld. Wenn ich an Wolkenkratzer denke, muß ich lachen."

„Es stinkt", sagt Wera. „Man kann die Fenster schließen, aber es stinkt trotzdem."

„Möchtest du Benzin, Asphalt, Dunst und heißen Menschenatem riechen?"

Wera seufzt auf und nickt trübe.

Er streichelt ihr Haar. Mehrere Male. Seine Hand wird immer mechanischer. Er läßt sie sinken, geht zum Fenster und blickt hinaus. Wera sitzt einen Augenblick regungslos da. Dann steht sie auf und verläßt das Zimmer.

Auch im Obstgarten, der den ganzen Tag in Sonne badet, gibt es viel zu tun. Die Stare und Spatzen wollen von den reifen Kirschen naschen. Gegen sie und gegen Raupen greift Stahl energisch zu kräftigen Schutzmaßnahmen. Und Axel steht dabei und lernt. Er lernt, wie man auf das treibende Auge veredelt. Er bespritzt Reben und Obstbäume mit einer Lösung aus Kupferkalk, um sie gegen schädliche Blätterpilze zu schützen. Der Firs, die Jesa und zwei Knechte ranken die Erdbeeren ab, behacken und begießen die Stöcke, schütten Dung auf. Auch hier riecht es nicht gut. „Nu, warum soll es auch immer gut riechen!" sagt die Kulle, als Wera darüber lästert. Ursula selbst bindet die Fuchsien und Geranien, die schon zu hoch hinauftrieben, an kleine Pfähle. Der alte Ewald Purps sät mit zitteriger Hand fürs kommende Jahr Goldlack und Winterlevkojen. Und denkt dabei: Ob ich sie wohl noch erlebe? Er wird sie erleben. Er ist zäh. Und wer einmal fünfundsiebzig wurde, der wird auch achtzig.

Draußen auf einer fetten Wiese tummeln sich die Kühe.

„Sieh", sagt Ursula, „das ist doch unser Kälbchen, das wir im April zur Welt brachten."

Sie sagt: „das wir zur Welt brachten", und darüber muß Axel im stillen lächeln. Er nickt und will dem Kälbchen in das flockige Fell fahren. Doch während es ihn eben noch mutig, wenn auch glotzäugig ansah, saust es nun auf seinen steifen Beinen ab, als säße ihm der Teufel unterm Schwanz.

Auf der Straße nach Preakuln sehen sie Wera reiten. Sie hat sich Axels Ramskopf satteln lassen und fegt nun in leichtem Galopp ab. Immerhin, ganz sicher ist sie noch nicht. Sie tut nur so. Auch ist der Ramskopf Katharina feuriger als ihre Stute Zimmermann. Doch es geht, man kann zufrieden sein. Im Herrensitz sieht sie gut aus. Sie hat eine lässige Art, die Zügel zu halten; Axel nennt das Reitkokketterie.

„Wo ist Graf Straal jetzt?" fragt Axel.

Ursula beugt sich über das Wildgatter. „Er ist gestern nach Riga gefahren. Aber Montag kehrt er nach Wausk zurück."

„Nach Wausk?"

„Ja. Er hat das kleine Jagdschloß des Grafen Witte gemietet. Er will dort irgendein Buch über seine Eindrücke in Griechenland schreiben und im August Hühner schießen."

Wera kommt wieder zurück. Sie reitet einen gemächlichen Trab. Jetzt hat sie die Geschwister bemerkt, winkt mit der Gerte und gibt dem Ramskopf eins in die Weichen, daß er schneller ausgreift.

„Wenn das Wetter morgen auch so warm ist, bade ich", sagt Ursula und reckt ihre Arme. Ihr Haar glänzt in der Junisonne wie Messing. „Du, dann bade ich."

Axel ist einverstanden. Morgen früh gleich? Nein, in der Frühe sei es noch zu kühl im See. Aber um zwölf Uhr. Vor Tisch. Ob er mit wolle? Natürlich wolle er. Er reibt sich die Hände und freut sich auf das erste Sommerbad.

„Dann können wir im Boot ein bißchen auf dem Wasser gondeln. Einverstanden?"

„Sehr, sehr. Endlich einmal Sonne auf den Leib."

Wera kommt angetrabt. Sie hat rote Wangen und sieht hübsch

aus. Etwas nervös scheint sie zu sein. Sie fängt gleich vom Reiten an zu sprechen. Kritisiert sich selbst, erwartet Lob. Aber Axel sagt nur: „Du, morgen baden wir im See. Badest du mit?"

„Hurra!" ruft Wera und springt ab.

„Ich hätte es längst getan, ich bin ja riesig abgehärtet, aber Mui meinte, das Wasser sei noch viel zu eisig. Übrigens hast du nicht neulich nachts gebadet, Axel?"

„Ich?" fragt Axel erstaunt. „Nein, wie meinst du das?"

Wera tritt in den Steigbügel.

„Dann war es wohl jemand anders", antwortet sie. Reitet davon.

Ursula überfliegt Axel mit einem raschen Blick. Er merkt es, dreht sich zu ihr und sagt: „Sie meint die Senta. Neulich in der Pfingstnacht badete die Senta. Ich – ich kam abends dazu. Und dann schwatzten wir eine halbe Stunde."

Sie gehen weiter am Gatter entlang. Ursula summt ein Motiv aus dem Parsifal. Pause.

„Schwatzten und gaben uns einen Kuß."

„Ach, darum Weras Bemerkung und ihr Davonreiten!"

„Ja."

Sie lacht leise auf. Plötzlich faßt sie Axel am Arm.

„Psst. Still! Sieh doch –!"

Sie hat ein Blaukehlchen entdeckt, das im Nest sitzt und brütet. Ängstlich und gläsern schnurrend.

Ganz leise gehen sie weiter. Das Männchen kommt zwitschernd angeflogen.

„Was du für scharfe Augen hast, Ursel."

„Das sind meine Schwesterchen", sagt sie vergnügt. „Die verraten mir schon ihre Nistplätze. Aber ich sage sie keinem weiter."

„Außer mir."

„Außer dir, mein Brüderchen." Und lacht.

Der See glitzert in der Vormittagshelle. Er schluckt die heiße Sonne auf. Es ist fast windstill. Von der Insel her quaken unaufhörlich die Frösche.

Die Badehütte hat zwei Räume. Axel hört durch die dünne Bretterwand die Frauen in der Nachbarkabine lachen. Wenn er auf-

schaut, sieht er durch die halboffene Tür das Wasser blitzen. Es riecht förmlich nach besonntem See.

Er hat sich entkleidet und tritt hinaus. Erstes köstliches Gefühl, das warme Licht auf dem Körper zu spüren. Nun ist der Sommer da. Nie schien ihm der Juni so schön, so voll pochender Kräfte. Er spannt seine Muskeln an und streckt sich und beschließt, von nun an jeden Tag zu baden. Seine Füße gehen noch etwas tolpatschig über die Bretter. Es ist angenehm, unter der nackten Sohle das warme Holz zu fühlen. Er kettet den Kahn los, setzt sich hinein und läßt die Sonne über seinen Körper rieseln.

Plötzlich hört er leise tapsende Laute. Er bemerkt, ein wenig verwundert, daß sein Herz heftig zu klopfen beginnt. Aus irgendeinem Grunde dreht er sich nicht um. Da berühren zwei Hände seine Schultern, er sieht ein weißes schlankes Bein geschickt auf den Rand des Bootes treten und an ihm vorbei sich auf den gegenüber liegenden Platz schwenken. Das ist sie. Lachend, mit etwas zu kurzem Oberlippchen, das blonde Haar eingefangen in einer violetten Gummikappe. Ein ebenso violettes Trikot zeigt ihm eine schlanke Mädchengestalt mit zwei jungen Brüsten, die sich nicht vom knappen Stoff kommandieren lassen wollen. Wie knospender Flieder sieht sie aus. Sein Herz klopft immer noch. Er ist nervös. Um es nicht zu zeigen, sagt er kein Wort. Nun kommt auch Wera. Sie schreit, daß man nicht auf sie gewartet habe und vom Stege abgetrieben sei. Wehe, wehe, man solle sofort umkehren und sie auch in den Kahn aufnehmen, sonst würfe sie eine Kröte ins Boot. Sie habe eben eine Kröte gesehen. Das bedeute ohnehin nichts Gutes.

Axel hat die Ruder ergriffen und steuert mit zwei Schlägen auf die Spitze des Stegs zu. Da steht Wera, braun, gesund, lebendig, mit langen, schlanken Beinen und kräftigen Hüften und wippt auf dem vordersten Brett. Jetzt steigt sie mit raschem Schritt ins Boot. Es schwankt heftig. Dann wechseln sie die Plätze und lachen, schreien auf, necken sich und pätscheln mit den Rudern im Wasser.

„Wollen wir vom Boot aus baden? Ich möchte am liebsten hineinspringen!" Wera hängt einen Fuß über Bord. Wie sie das kalte Wasser spürt, zuckt sie erst auf, dann sagt sie: „Es ist gar nicht so schlimm."

„Ach nein, Axi, den Spaß werde ich dir nicht machen."

„Es ist, als ob die Haut Sonne trinkt", meint Ursula und reckt sich. „Sie ist wie verdurstet. Nun trinkt sie sich voll."

Wie gut ihr die Kappe steht, denkt Axel. Wie ein hübscher frecher Junge sieht sie aus. Wenn sie lacht, sitzen zwei Teufelchen in ihren grünen Augen.

Er dreht sich um und sieht die Hütte im Sonnenschein, der Steg scheint ganz klein und kurz zu sein. Da fällt ihm ein, daß er vor knapp drei Wochen hier in einer Mainacht mit einem jungen Mädchen saß. Er hat sie im Arm gehalten, und sie haben sich leidenschaftlich geküßt. Er sieht die Stelle des Steges mit der Treppe, die ins Wasser führt, sucht sich das Bild zu vergegenwärtigen und findet, daß dies seltsam weit zurückliegt. Vielleicht war es nur ein Traum, denkt er.

Jetzt fühlt er Weras Augen auf sich gerichtet. Ihr blanker Blick hat eine kokette Lustigkeit. Es kommt ihm vor, als sei sie nervös, als wolle sie sich bemerkbar machen. Fürchtet sie Ursulas Schönheit? Ursulas Gegenwart wäre ihr lieb, wenn ich ihr sagen würde, daß sie, Wera, die Schönere sei. Ich kann es nicht sagen.

Sie fahren wieder zur Bootshütte zurück, um zu baden. Es ist zwölf Uhr. Deutlich hören sie die Schläge von der alten Eluisensteiner Kirche durch die flimmernde Stille herüberschallen.

Axel fühlt eine unendliche Wohligkeit durch seine Glieder strömen. Ich bin einunddreißig Jahre, spricht sein Blut, bin gesund, auf dem Anberge des Lebens. In zwei, drei Jahren werde ich auf der Höhe sein. In mir ist Juni. Ich bin selbst der Juni. Es glitzert die Sonne auf dem See meiner Heimat. Meine Muskeln wollen sich straffen, die Glieder sich im Wasser lösen. Ich werde auf dem Rücken liegen und in den blauen Himmel sehen.

Er hört das Wasser aufrauschen. Ursula ist tapfer hineingegangen. Nicht gesprungen. Sie ging, dann biß sie etwas die Zähne zusammen und krauste die Nase. Drehte sich um. Wera sah ihr lächelnd zu. Darauf streckte sie die Arme aus und warf sich in die Flut.

„Brr, es ist kalt", ruft sie.

„Sehr kalt?" fragt Wera.

„Also spring aus dem Boot hinein!“

„Schön, wunderschön!“ Sie schwimmt mit starken Stößen in den See. Axel sieht ihre violette Badekappe über dem aufperlenden Wasser. Er sieht einen Teil ihres weißen Nackens. Jetzt dreht sie sich um und lacht Axel an.

„Kommt doch nach!“

Wera geht tapfer die Treppe hinab, schreit aber auf und tut, als habe sie sich einen Splitter eingerissen.

„Nun?“

„Es ist verdammt kalt, mein Lieber“, sagt sie. Und fügt sehr höhnisch hinzu: „Warum gehst du denn nicht hinein? He?“

Axel springt ins Wasser. Der Atem droht ihm still zu stehen. Er kann nichts sagen, so heftig schlug es ihm auf die Brust. Er bewegt die Arme und schlägt eine Spritzwelle zu Wera hin. Sie sitzt auf der Stufe und paddelt. Er schwimmt an die Leiter, stellt sich auf. Dann greift er mit kurzem Ruck Wera ans Bein, zieht die Aufkreischende ins Wasser, das mächtig aufschäumt.

„Ist das schön! Ist das schön!“ hört er Ursulas Stimme über den funkelnden Wasserspiegel leicht wie ein Ball rollen.

„Donnerwetter, du, das ist aber höllisch kalt!“ prustet Wera.

„Aber schön.“

„Ja, herrlich ist's.“

Es ist wirklich herrlich. Der Mensch ist nichts als Körper. Er ist der Natur um ein gutes Stück nähergerückt. Tief in sie gebettet, fühlt er sich von ihr bedroht und in ihr geborgen.

Axel liegt auf dem Rücken und sieht den unendlichen Raum über sich. Eine Schar Wildenten fliegt hoch, hoch über ihn hinweg. Er hört die Stimmen Weras und Ursulas lachen. Schließt die Augen und spürt ein wunderliches Bewegtsein der Sinne.

Dann dreht er um und schwimmt zum Kahn, besteigt ihn, das Holz wird naß von seinem triefenden Körper. Er sieht seine Glieder in der Sonne glänzen. Sie spiegelt sich auf der nassen Haut.

„Zurück!“ ruft er den Frauen zu. „Das erste Bad ist zu Ende!“

„Ach, ich bleibe noch ein bißchen“, ruft Wera.

„Ich au–auch“, singt Ursula herüber.

„Nein, keine Minute mehr, ich komme euch holen!"

Er rudert auf Ursula zu, die langsam wendet. Wera schwimmt weiter. Jetzt hat sie eine seichte Stelle erreicht, stellt sich hin, juchzt und schwenkt die Arme.

„Ursel, du mußt vernünftig sein. Das Rettungsboot kommt."

„Neiiin!" ruft Ursula wie ein eigensinniges Kind und schwimmt wieder davon.

„Holdrio–o–o, ich komme noch lange nicht!" jubelt Wera. „Hole mich doch!"

Axel bedroht sie. Er hat indessen zunächst mit Ursula zu tun. Gewandt lenkt er den Kahn an ihr vorbei, beugt sich rasch über Bord und greift sie. Sie strampelt und schimpft wie ein Spatz.

„Kommst du herein?"

„Nein!!"

„Bitte, Ursel. Es ist zu viel für dich."

Sie sieht seine Augen, lächelt, nickt.

„Geh auf die andre Seite, ich klettere hinein."

„Kannst du allein ins Boot?"

Sie nickt. Er hält das Gleichgewicht und sieht, wie sie geschickt und kräftig den Klimmzug aus dem Wasser macht. Ein schlankes Bein legt sich auf den Bootsrand, der triefende Körper hebt sich über den Bord. Sie strahlt ihn an, sagt: „Puh, pffuh" und ist im Kahn. Eine große Wasserlache bildet sich zu ihren Füßen.

„Frierst du?"

Sie schüttelt den Kopf und sieht ihn an. Auf einmal lacht sie und sagt: „Ohne Hornbrille siehst du wie achtzehn aus."

„Soll das eine Schmeichelei sein?"

Er spürt, daß sie ihn ansieht. Das ist ihm etwas peinlich. Er spannt seine Muskeln an, um vor ihr möglichst stark zu erscheinen. Ihr Blick fliegt ins Blaue.

Der Kahn nähert sich Weras Sandbank.

„Holt mich doch!" ruft sie.

Axel hat Wera den Rücken zugedreht. Er sieht, wie rieselnde Bächlein von Ursulas Gliedern laufen. Sie ist wie ein Reh gebaut, denkt er. Sie hat keinen Makel. Sogar ihre Zehen sind rosafarben und fein geformt. Er wendet den Blick gleichmütig dem Ufer zu.

Aber eine brennende Begierde, sie noch länger anzusehen, keimt hoch. Weil sie so schön ist, denkt er. Ist es ein Verbrechen, einen schönen Menschen anzuschauen? Ich wünschte, daß sie nackt im Grünen stünde, in voller Sonne, weiß und quellend vor Jugend. Mein Blick wäre rein, Gott weiß, daß er rein wäre, so wie er auch jetzt rein ist. Es ist kein Verbrechen, einen schönen Menschen anzusehen.

Unterdessen hat sich Ursula wohl mit Wera über irgendeine List verständigt. Er sieht sie aufspringen. Sie will mit einem Satz wieder ins Wasser.

Da fliegt er von der Bank hoch, greift sie am Arm und hält sie fest. Sie will sich loswinden. Er packt sie, als wolle er mit ihr ringen, von hinten um die Brust. Unter dem nassen Trikot fühlt er ihren Körper. Das Boot will umschlagen. Er reißt sie zurück. Sie strauchelt und fällt auf ihn. Zwei Sekunden lang hat Axel, um da Gleichgewicht zu halten, sie fest, beinah eisern umschlungen. Ihre nasse Haut berührt die seine. In ihm schießt ein unsinniges, nie dagewesenes Glücksgefühl empor. Ihre Blicke treffen sich wie zwei Pfeile, Spitze gegen Spitze. Er läßt sie jäh los. Stößt sie fast fort. Sie springt ins Wasser.

Wie Axel den Kopf wendet, bemerkt er, kaum vier Meter entfernt, Wera, die immer noch auf der Sandbank steht. Nur hält sie ihre Arme wieder im Wasser. Als sie sieht, daß er sich zu ihr umdreht, wirft sie sich in die Wellen und schwimmt in der Richtung auf die Badehütte davon. Ursula macht einen großen Bogen um das Boot und kehrt ebenfalls um.

Axel wendet langsam. Er sieht auf der Ruderbank vor ihm einen nassen Fleck, darunter eine kleine Wasserlache und die Spuren ihrer nackten Sohlen. Er fröstelt und greift heftiger in die Riemen.

Als sie heimkamen, saß Graf Straal auf der Terrasse. Frau von Harras unterhielt sich mit ihm. Er lud alle ein, seine kleine Villa bei Wausk, die er für den Sommer gemietet habe, zu besichtigen. Es sei zwar nicht viel daran zu besichtigen, eigentlich sogar nichts außer ein paar alten Kupferstichen, die er auf dem Boden entdeckt habe, aber sie müßten trotzdem kommen. Auch Schablonskis hätten

zugesagt und dieser und jener noch. Übrigens sei Wausk gar nicht einmal weit zu Fuß zu erreichen. Er habe vorhin einen ganz bequemen Feldweg entdeckt. Erst durch Äcker, dann ein Birkenwäldchen, dann wieder zwischen jungen Feldern hindurch, bis man vor den Obstgärten von Schloß Windsloh stehe. Nicht länger als eine gute Stunde sei er gegangen. Ob sie kommen wollten?

Wann?

Am nächsten Sonntag. Er erwarte noch ein paar Möbel aus Wenden.

Abgemacht.

Aber Frau von Harras sei unbedingt mit eingeladen. Unbedingt. Mütter seien nur auf Tanzstundenbällen unbequem. In Junggesellenwohnungen seien sie ganz besonders gern gesehen.

Warum?

Weil sich die Junggesellen vor ihnen nicht mehr zu fürchten brauchten.

„Nein, vor mir braucht sich niemand mehr zu fürchten", versetzte Frau von Harras. Alle lachten.

„Sie sehen mir gar nicht so aus, als ob Sie sich vor Frauen fürchten, lieber Graf", sagte Axel.

„Weshalb sollte ich wohl sonst nicht geheiratet haben, wenn nicht aus Furcht?" fragte Graf Straal vergnügt und sah dabei Wera ins Gesicht, die blasse Wangen hatte, und deren Augen unruhig flackerten.

„Aus Qual", erwiderte Frau von Harras.

„Aus Qual?"

„Weil die Wahl zu groß gewesen ist", versetzte sie.

„Die Qual dürfte sich mit dem zunehmenden Alter vermindern", lachte der Graf.

„Die Auswahl wird eine andre", sagte Wera.

„Mit dem Unterschied, daß man nun zu spät zur Urne kommt", entgegnete er ihr.

Sie zuckte die Achseln. Das Gespräch drohte einzuschlafen, da Ursula und Wera wortkarg waren. Ihre Mutter fragte nach dem Bade. Da erzählte sie umständlich, wohin sie geschwommen sei. Auch Axel erzählte etwas. Er habe seine Frau ordentlich getauft.

Graf Straal bedauerte, nicht mitgetauft worden zu sein. Axel forderte ihn auf, nächstens mitzukommen. Bei schönem Wetter jeden Mittag ein halb zwölf Uhr. Abgemacht.

Der Graf wollte aufbrechen. Man hielt ihn zurück. Ohne gegessen zu haben dürfe er nicht fort. Alle behaupteten plötzlich, seine Gegenwart nicht missen zu wollen. Er blieb. Axel ging nach oben, um sich umzuziehen. Wera folgte.

Schon auf der Terrasse hatte Axel ein unangenehmes Gefühl nicht loswerden können, als sei die Luft voll Elektrizität, die sich entladen müsse. Immer sah er Weras erstarrtes Gesicht, diesen Ausdruck gänzlicher Zusammengesunkenheit vor sich, als Ursula aus dem Boot ins Wasser sprang.

Jetzt steht er in seinem Zimmer am Fenster, sieht die Sonne auf den blühenden Geranienstöcken, sieht die Kieswege, die jungen Triebe der Tannen, sieht die kleine Ginka des Storosch Kukeldei hinter der Fontäne auf dem Becken sitzen, während der Pflegevater mit bedächtigen Bewegungen am Wasserhahn hantiert, sieht Garten und Himmel und Wald und wehende Schwalben und begreift nicht. Es ist doch gar nichts geschehen! Es ist doch nicht das geringste geschehen, alles ist doch genau wie vorher! Was will sie denn? Was will ich denn?

Er dreht sich um und geht in sein Schlafzimmer. Lächerlich. Was ist denn dabei? Er erinnert sich, wie er vor ein paar Jahren einmal in Illinois einen Freund besuchte. Der war verheiratet und hatte ein hübsches zehnjähriges Töchterchen, das ziemlich voll entwickelt war und mit nackten Beinen herumlief. Er erinnert sich, daß er mit der Kleinen Fangen spielte, ganz richtig, Fangen spielten sie, sehr ausgelassen. Schließlich holte er sie ein, hob sie auf und trug sie im Triumph zurück. Und er erinnerte sich, wie ihm etwas sonderbar zumute wurde, als er sie trug und seine rechte Hand ihre strammen, nackten Mädchenschenkel umklammert hatte. Während sie ihn mit funkelnden schwarzen Augen ganz kindlich, ganz zehnjährig ausgelassen und ganz frauenhaft lockend und beinahe wild ansah. Er erinnert sich dessen genau. Er wollte sie loslassen und trug sie weiter. Erst zappelte sie, dann hielt sie ruhig und tat, als sei sie tot, ließ

das Köpfchen hängen. Und er dachte ein, zwei, drei Sekunden lang: wenn du zehn Jahre älter wärst, würde ich verrückt nach dir sein. Und erschrak gleich darauf auf das allerheftigste, hielt sich für einen verdorbenen, gemeinen, niedrigen Menschen, der sogar ein reines Kind in seinem Innern beschmutze. Jetzt ruft er sich dieses Ereignis ins Gedächtnis zurück und muß lachen. Es war doch wirklich nicht der Rede wert. Es kann schon einmal vorkommen, daß ein zehnjähriges Mädchen seine Glieder reckt und einem Manne sekundenlang wie ein junges Weib erscheint. Ein bedeutungsloser physiologischer Vorgang, nichts weiter. Seine Hände hatten ihre Schenkel gepackt. Sie war entwickelt, hatte hübsche Beine, ihr Gesicht schöne und beinahe geheimnisvolle Züge. In der nächsten Minute war alles vorüber.

Und war dies etwa anders? Ich frage mich, ob ich das Recht habe, aus dieser Situation etwas andres herauszuinterpretieren, als eine kurze physiologische Reaktion meines Körpers? Mein mimosenhaftes Gewissen ist dabei, mir einen dummen Streich zu spielen. Weras törichte, stets auf der Lauer liegende Eifersucht macht mich reizbar, krankhaft reizbar. Ich sehe Gespenster.

Aber Ursula...

Sie sprang ins Wasser. Sie wollte ja schon vorher ins Wasser springen. Warum sie so still ist? Sie ist ja gar nicht still. Nun, sie ist nicht still, aber sie ist anders. Irgend etwas ist in ihr bewegt. Irgend etwas ist verändert. Anscheinend ist sie ganz wie alle Tage, aber doch drückt sie etwas. Nein, das ist Unsinn. Mein mimosenhaftes Gewissen liest das aus ihren Zügen. Sie ist ganz wie alle Tage. Nichts bewegt sie. Nichts drückt sie. Sie hat überhaupt nichts gemerkt. Es ist überhaupt nichts geschehen.

Die Tür öffnet sich. Wera tritt ein. Er steht vor dem Spiegel und bindet sich die Krawatte. Im Glase sieht er ihr Gesicht. Es scheint gerötet, verweint zu sein.

„Gehst du schon hinunter?" fragt er.

„Ja."

Sie steht da. Bewegungslos. Er bindet sich umständlich die Krawatte. Der Knoten will nicht werden. Immer wieder sitzt er schief. Es scheint, als ob Wera ihm etwas sagen möchte. Ihr Anblick er-

regt in ihm großes Mitleid. Aus irgendeinem Grunde, irgendeinem dummen Grunde ist er mitleidig. Er möchte ihr sagen: „Liebes Kindchen. Mach nicht so ein trauriges Gesicht." Oder: „Was hast du denn? Ist etwas geschehen? Ich hab' dich doch lieb." Aber er kriegt es nicht fertig, bindet die Krawatte, knöpft die Weste zu und sagt: „Ist es schon halb zwei?"

Sie nickt und geht nach unten. Axel ist sich selber plötzlich zum Ekel. Er haßt sich. Er findet sich widerlich, ein schlechter Mensch ist er, kein Zweifel. Sein Gewissen tut weh.

Das Mittagsmahl verläuft wie unter gebildeten Menschen. Graf Straal weiß über alles zu plaudern. Ursula ist wirklich wie alle Tage. Es wäre übertrieben, auch nur die geringste Veränderung feststellen zu wollen. Wera tat anfänglich wortkarg, dann benimmt sie sich entschieden lustig. Sie kokettiert mit dem Grafen. Frau von Harras lächelt nachsichtig, aber es ist zu spüren, daß sie ihr Wesen nicht billigt.

Gleich nach Tisch bricht Straal auf. Es sei nicht unmöglich, daß heute schon die Möbel aus Wenden kämen, und da müsse er dabei sein. Man nimmt Abschied und verspricht, am Sonntag zur „Weihe des Hauses" bei ihm zu sein. Nur Frau von Harras macht ihr Kommen von ihrer Gesundheit abhängig.

Graf Straal scherzt noch mit Wera. Sie lacht laut und begleitet ihn die Treppe hinunter.

Auf der Terrasse sind Frau von Harras, Ursula und Axel. Ursula sagt, sie wolle heute nicht mehr üben, sondern nachmittags nach Urtneck fahren, um Christa zu besuchen. Axel verspürt Lust mitzufahren und fragt, ob sie etwas dagegen habe. Sie sieht ihn verwundert an und sagt: „Aber nein, es ist doch nett, wenn du mitkommst."

Frau von Harras betrachtet die Kinder aufmerksam.

Axel geht in sein Zimmer.

Da fragt sie ihre Tochter: „Sei nicht bös, Ursel, daß ich frage, ihr habt euch doch nicht gezankt?"

Ursula lacht auf und schüttelt den Kopf.

„Mir schien es nur so, als stünde etwas zwischen euch. Wera ist so anders."

„Wir sind müde vom Baden, Mui."

„Behaltet euch nur recht lieb und vertraut einander. Dann kann die Welt wanken, es wird euch nichts tun."

Ursula küßte ihre Mutter: „Ich lege mich jetzt etwas hin, Mulling. Und du auch, ja?"

Sie nickt. „Ich sitze noch ein bißchen in der Sonne. Das tut mir gut. Geh nur, geh, Ursel."

Ursula verläßt sie.

Unten verabschiedet sich Graf Straal von Wera. Sie lacht einmal laut auf. Dann schüttelt sie ihm die Hand. Es sieht einen Augenblick aus, als ob sie wieder zur Terrasse hinaufgehen wolle, doch sie bemerkt wohl die alte Dame oben und scheint eine Begegnung vermeiden zu wollen. Sie tut, als habe sie etwas bei den Fichten vergessen, wo die Hängematten sind.

Gegen vier Uhr macht sich Axel fertig, um nach Urtneck zu fahren. Er tritt aus seinem Kabinett, in dem er gearbeitet hat, und begegnet im Schlafzimmer Wera.

Sie fragt ihn: „Gehst du fort?"

„Ja, ich fahre zu Johannes von Wulff."

Wera sieht ihn an. Es ist ein merkwürdiger Blick, mit dem sie ihn ansieht. Ein beinahe haßerfülltes Lächeln. Vielmehr, dieses Lächeln könnte haßerfüllt sein, wenn sich nicht ein grausamer Schmerz hineinstähle. Axel bemerkt es wohl, aber es kommt ihm ungelegen. Er fürchtet eine hysterische Szene und hat den dringenden Wunsch, alles Aufregende zu vermeiden. Er freut sich auf die Fahrt nach Urtneck. Er ahnt irgend etwas Peinliches und möchte dem entgehen.

„Warum hast du mich nicht aufgefordert, mitzufahren?"

„Mach dich nicht lächerlich, Wera. Bedarf es zwischen uns feierlicher Aufforderung?"

„Du willst mit Ursula allein sein."

Axel sieht sie an, mustert sie von oben bis unten und dreht sich zur Kommode. Auf so etwas antwortet man nicht.

„Fährst du mit Ursula nach Urtneck?"

„Ich weiß nicht", antwortet er kühl. (Warum lüge ich? denkt er. Das war dumm.) Er dreht sich um und will an ihr vorüber durch die Tür auf den Gang. Wera vertritt ihm den Weg. Er blickt erstaunt auf.

„Du hast dich mit ihr verabredet –!"

„Nein."

Da geschieht das Unglaubliche, völlig Unerwartete, daß sie die Hand hebt und sehr ungeschickt, aber mit voller Kraft ihm ins Gesicht schlägt.

Axel steht da und starrt sie an. Es hat merkwürdigerweise gar nicht weh getan. Vielleicht ist ihm der Schmerz auch nicht spürbar geworden. Er weiß nichts anderes, als daß seine Frau ihn schlug. Daß sie etwas Sinnloses, Törichtes, Schreckliches, ja etwas Schreckliches, ganz Neues und nie wieder gut zu Machendes getan hat. In ihm geschieht etwas, das er nicht begreift. Es wendet sich ein Fundament. Etwas verschiebt sich, verschiebt sich um hundertachtzig Grad. So ungefähr.

Sie lächelt. Ihr Gesicht ist verzerrt.

Axel will sagen: Du weißt nicht, was du tust. Er will sagen: Ich bin dir nicht böse, du bist krank. Oder – oder irgend etwas dieser Art.

Er sagt nichts. Er schweigt. Er sieht sie an. Lächelt auch. Ein böses Lächeln. Dreht sich um und geht in sein Kabinett. Er verschließt die Tür und setzt sich auf den Diwan. Blickt geradeaus. Immer auf das Bild eines alten, ordenbedeckten Herrn. An der Hand, an der linken Hand, welche die Rechte des betreffenden Herrn ist, blitzt ein großer goldener Siegelring. Gut gemalt, denkt Axel. Der Maler hat ziemlich dick Chromgelb und Zinkweiß aufgesetzt. Im übrigen ist das Bild läppisch. Mein Großvater. In diesem Hause hat noch nie eine Frau ihren Mann geschlagen. Was ist geschehen? Was geschieht? Was wird werden? Wie geht es weiter? Was, was –.

„Axel!" ruft von unten Ursulas Stimme. „Bist du fertig?"

Er tritt ans Fenster.

„Ich komme gleich."

„Fährt Wera nicht mit?"

„Nein."

„Ist sie oben?"

„Ich glaube."

„Wera? – Wera!" ruft sie hinauf.

Da kannst du lange rufen, denkt Axel.

Plötzlich schwillt ein wildes Lebensglück in ihm empor.

„Ich komme gleich, Ursel“, sagt er. „Steig schon ein. Gleich bin ich da.“

Er geht wieder in sein Schlafzimmer. Wera ist fort. Die Tür geschlossen. Er wäscht sein Gesicht. Während er sich abtrocknet, lauscht er. Ihm ist, als höre er sie weinen. Ich muß zu ihr, schießt es in ihm hoch. Sie ist unglücklich, ich muß –. Da sieht er die Tür, an der Wera ihn mitten ins Gesicht schlug. Er wirft das Handtuch aufs Bett und geht rasch die Treppe hinunter.

Aus dem Ausflug nach Urtneck wurde nichts. Denn wie Axel das Haus verläßt und in den Wagen steigen will, bemerkt er eine bewegte Gruppe von Dienstboten, die über irgend etwas aufgeregt sprechen. Was ist geschehen?

Mit drei Schritten ist er unter ihnen. Er sieht einen langen Mann im russischen Hemd, der ihm irgendwo schon begegnet war. Ferner den Großknecht Firs, den Storosch, die Mägde und eine junge dralle Frau mit blinkenden Augen und festen Armen. Auch Ursula ist dabei. Als er kommt, verstummen sie.

„Was ist geschehen?“

„Man hat den Förster Kruse erschossen“, sagt Ursula. „Der Gehilfe hat eben die Nachricht gebracht.“

Der lange Mann im russischen Hemd ist der Gehilfe des Försters gewesen. Er erzählt mit weit aufgerissenem Mund, aus dem schlechte Zahnstummel herausgucken, was er gesehen habe. Eigentlich habe er gar nichts gesehen, anfänglich nichts. Nein, so stimme das auch nicht. Er habe –

Da kommt die junge Frau mit den drallen nackten Armen, die augenscheinlich zu ihm gehört, dazwischen gefahren. Er, der Johannsen, habe gar nichts gesehen. Sie sei in den Wald gegangen, um Erdbeeren zu suchen. Sie kenne eine Stelle, da gebe es schon wunderprächtige Walderdbeeren. Und wie sie so losgehe und einen Seitenpfad einschlage, und von diesem Seitenpfad aus –

„Nein“, fährt der Johannsen dazwischen, „du bist ja gar nicht –“

„Still doch! Laß sie erzählen“, sagt Axel.

„Nein, ich bin gar nicht den Pfad gegangen. Ich bin gerade mal hinten herumgegangen durch die Schonung, weil's da näher ist. Und wie ich zur Schonung komme, kriege ich schon so das Herz-

klopfen und denke: es ist doch nichts geschehen? Und wie ich gerade an den Rand der Schonung komme, also da, wo die kleinen Tannen an die alten Fichten stoßen" (sie beschreibt alles genau mit heftigen Gestikulationen, ihre nackten festen Arme fahren nur so nach rechts und links durch die Luft) „da denke ich –"

„Nu erzähl schon nicht so lang, du Gans!" schnauzt der lange Gehilfe, der sehr böse ist, daß eine Frau mit ihrer breiten Schwätzerei ihn um die Wirkung seiner Geschichte bringt.

„Also faß dich kurz, Anna", sagt Ursula.

„– da sehe ich schon einen Menschen auf dem Boden liegen. Ich denke" (sie bekommt einen Rippenstoß vom Gehilfen) „– ich sehe, ja, du mein lieber Gott, das ist ja der Förster! Der Herr Förster ist es. Er liegt da. Bewegt sich auch nicht ein bißchen. Schläft er? denk' ich. I, der schläft nicht! Der hat die Arme so ausgestreckt und den einen Arm so, und dann lag die Flinte neben ihm. Der ist mausetot, denke ich. Mausetot ist der. Und renne zurück zum Fräulein, die läuft gleich hin und –"

„Liegt er noch da?" unterbricht sie Axel.

„Nein", greift seine Schwester ein. „Die Senta hat gleich jemand zum Doktor geschickt. Die Anna und der Johannsen haben ihn ins Haus getragen."

„Lebt er noch?"

Ursula schüttelt den Kopf.

„Er ist tot", sagt der Gehilfe.

„Der ist mausetot", fügt die Anna hinzu.

Die Knechte nicken und sehen sich an. Der Großknecht Firs kratzt sich am Gesäß und schaut zu Jesa hin. Die hat den Mund aufgesperrt und weiß gar nichts. Die Anjuta weint. Auch die alte Akulina Lirum weint. Ein paar Knechte kommen und bleiben stehen.

„Der Herr Förster war ein guter Mensch", schluchzt Kulle. „Böse Menschen haben ihn erschlagen. Gott wird sie strafen."

Axel sagt: „Ich gehe gleich hin." Zu Ursula: „Wilderer?"

Ursula zuckt mit den Schultern. Es scheint, als wisse sie etwas, wolle es aber vor den Leuten nicht sagen.

„Na, Wilderer –?" meint die junge dralle Frau. „Da waren andre dahinter. Ich denke mir mein Teil."

Der lange Gehilfe klopft sich auf den Mund, als wolle er damit andeuten, daß es ihr nicht zustehe, an dieser Stätte eine Meinung darüber zu äußern.

Firs versetzt träge: „Den haben sie doch schon neulich angeschossen. Schon neulich haben sie den doch schon angeschossen."

„Ja, und dann sind die Herren aus Riga gekommen. Wohin sind sie gekommen? Na?" sagt die dralle Frau und sieht den Gehilfen an. Der ist noch verärgert von vorhin, wo sie ihm den ganzen Effekt des ersten Berichts fortgenommen hat, und antwortet nicht.

Die Jesa fragt: „Ist er denn tot?"

„Ja–a", versetzt die Anjuta grob.

Der Großknecht Firs sieht die Jesa an, als wolle er sie verspeisen. Dann sagt er langsam: „Ja, der ist tot. Den kann auch der Pastor nicht mehr zum Leben kriegen. Wenn einer tot ist, ist er tot. Da kann niemand mehr was. Auch der Herr Pastor nicht."

Die alte Akulina Lirum ist plötzlich erbost. „Du solltest lieber zu deinen Schweinen gehen", schreit sie, „anstatt auf den frommen Herrn Pastor zu schimpfen."

„Geh zu deinen Kochtöpfen, Kulle. Ich schimpfe gar nicht auf den Herrn Pastor, Kulle. Habe ich auf den Herrn Pastor geschimpft, Jesing, was?" fragt er und legt träge seinen langen Arm um die fette Schulter der Jesa.

Axel und Ursula treffen im Försterhause Doktor Riesenkampff, der mit Senta spricht. Sie ist sehr gefaßt, ganz beherrscht, fast ablehnend kalt. Axel sieht zum erstenmal Senta und Ursula zusammen. Er ist ein wenig erstaunt, daß sie sich die Hände reichen wie zwei Freundinnen und sich dann küssen.

„Der Schuß ist durch die Lunge gegangen. Sofortige Verblutung", berichtet Doktor Riesenkampff und streicht sich seine frischgeschnittenen weißblonden Bürstenhaare zurück. Auch sein flachsfarbener Spitzbart ist frisch gestutzt.

Sie treten in das Schlafzimmer des Försters. Ein sauberes Gemach mit großen, schwerfälligen Eichenmöbeln. An den Wänden befinden sich Bilder von Jagden. Ein fliehender Hirsch gegen einen himbeerfarbenen Horizont. Vorn ein Jäger mit angelegter Flinte.

Ein andres Bild zeigt den Jäger mit seiner Beute in einer Schneelandschaft, heimkommend. Axel ist so nervös, daß er sich diese Bilder ansieht. An Ursulas erstauntem Blick merkt er, was er tut. Senta kommt mit einem schönen Kranz aus Tannen und weißen Rosen, den sie dem Toten zu Füßen legt. Ihr Antlitz ist streng, undurchsichtig.

Einen Augenblick stehen alle vor der Leiche und fühlen dumpf das Unheimliche dieses plötzlichen Abreißens eines starken Lebens. Der Förster sieht aus, als schliefe er. Die Gesichtsfarbe freilich, die ist fahl. Sein langer roter Bart liegt wie ausgebürstet auf der Brust. Axel hat die Empfindung, als sei dieser Bart falsch. Als könne man ihn ganz einfach vom Kinn ablösen. Vielleicht hat dieser rotblonde Germanenbart den Mann verraten. ‚Er erschoß ihn im finsteren Tann um die Früh. Da wehte sein Bart. Er brach in die Knie.'

Herrgott, welch ein Unsinn. Ich habe heftige Kopfschmerzen. Wera liegt oben und heult. Hier ist ein Toter. Senta, die ich geküßt habe, steht neben Ursula, die ich liebe. Hier vor dem Toten lüge nicht. Das Lügen hat keinen Wert. Unsinn, Unsinn, Wahnsinn. Ich habe sie lieb. Sie ist die Seele meiner Heimat. Ich habe meine Seele fünfundzwanzig Jahre verloren und nun habe ich sie wiedergefunden. Jetzt halte ich sie. Senta ist schön. Schön wie dies Land. Herb wie die Kiefern, weich wie die Seen im Mittagsglanz. Tief wie die Wälder, diese tiefen, tiefen Wälder. Verzeih, Toter, daß ich dies denke. Verzeih, daß ich an mich denke. Ich stehe mitten im Leben, du kennst alles. Du kennst nun wohl auch mein Leben. Wenn du mir helfen kannst, toter Mann mit dem roten Bart, so hilf mir. Ich glaube, daß nun ein mächtiges, ein ungeheures Dasein beginnt. Fünfundzwanzig Jahre Vorspiel. Nun setzt die Tragödie ein.

Ursula und Senta sprechen leise miteinander.

Axel geht zu Doktor Riesenkampff. Man müsse alles versuchen, um dem Wilderer auf die Spur zu kommen.

„Hier sind viel Wilderer", antwortet Doktor Riesenkampff, „kalkuliere, daß die Razzia nicht leicht sein dürfte."

Warum redet er so geziert? denkt Axel. „Kalkuliere" und „sein dürfte" – So redet man doch nicht. Ob was mit seiner Frau los ist? Gott weiß, es hat jeder seine dunklen Sorgen. Oben ist das Land

besonnt. Gräbst du tiefer, so sind es feuchte Schatten und modrige Erde. Wera liegt oben und weint. Arme Weri. Warum schlugst du mich? Zu spät. Zu spät...

Während er dies denkt, spricht er mit dem Doktor. Ein Gendarm kommt. Ein Mann mit Notizbuch und Bleistift. Man macht Angaben, notiert, redet. Meinungen werden ausgetauscht. Ursula und Senta sind fort. Sie schneiden Blumen im Garten und sind wie zwei Schwestern. Auch Frau von Harras, der man das Unglück schonend mitgeteilt hat, kommt, umarmt Senta, küßt sie und ist erschüttert. Der Förster Kruse sei so ein stiller Mensch gewesen. Niemand habe viel von ihm geredet. Man habe ihn selten gesehen, außer Sonntags in der Kirche. Seine Pflicht habe er getan und sei in der Pflicht gestorben. Wenn nun ein neuer Förster käme, dürfte Senta nicht fort, nein, das dürfe sie nicht. Ob sie im Schlosse bleiben wolle? Alle hätten sie lieb, das wisse sie doch.

Senta küßt der alten Dame die Hand und lächelt. Ursula hat den Arm um ihre Schulter gelegt. Weras Kopf erscheint im ersten Stock am Fenster. Sie sieht verweint aus, blaß, vergrämt. Etwas neugierig bemerkt sie die drei. Bemerkt, daß etwas Ernstes, vielleicht sogar Schmerzliches sie verbindet, irgend etwas ist geschehen, ahnt sie. Sie möchte hinunter und fragen, was geschehen ist. Aber ein weher Trotz wirft sie wieder aufs Bett zurück. Plötzlich fällt ihr ein: Ursula hier? So ist er allein nach Urtneck gefahren?! Ihr wird weich und reuig zumut. Da sieht sie das Boot auf dem Wasser schwanken, sieht Axel den schlanken Leib seiner Schwester umfassen, sieht, wie beider Augen ineinander liegen und Ursula fluchtartig in den See springt.

Sie stößt ein kurzes Stöhnen aus und läuft auf und ab. Vor dem Spiegel bleibt sie stehen. Bemerkt ihre verweinten Augen, Falten rechts und links um den Mund. Traurig wie ein Tiger seh ich aus. Sie legt eine Creme auf und beginnt sich langsam zu massieren.

Die Ermordung des Försters Kruse hat Axel nicht wenig Unruhe gebracht. Er ist um halb sechs Uhr in die Stadt gefahren, hat dort der zuständigen Forst- und Polizeibehörde Anzeige erstattet, hat ein

halb Dutzend Unterredungen und Besprechungen gehabt und kommt um zehn Uhr abends heim, abgespannt und doch erregt, denn die Eindrücke dieses Tages waren überreich. Der strahlende Morgen. Das Bad im See. Dieses wundervolle Bad. Der böse Mittag. Der Schlag. Der Tod des Försters. Die Hetze in die Stadt. Alles ein Tag. Ein einziger Tag. Müdigkeit, Müdigkeit. Die Augen schmerzen. Nichts mehr denken, nur nichts mehr denken.

Er blickt zurück. Die Häuser verschwinden. Ein Kirchturm steht noch im blaßroten Abendhimmel. Die Sonne sank längst, doch immer noch schwebt ein roter Dunst überm Horizont. Eine merkwürdig helle Nacht. Es ist zehn Uhr vorüber, aber wenn er wollte, könnte er im Wagen lesen, so hell ist es. Er sieht vorwärts, wo eine schmale Mondsichel silbern im blaugrünem Raume hängt. Einige Sterne blitzen. Wie Juwelen an einem mächtigen Mantel, der über dem Walde hängt. Die Landstraße ist hell. Es ist etwas Wunderbares um so eine leuchtende Landstraße. Er schließt die Augen und empfindet den Rhythmus des Pferdetrabes sehr wohlig durch seinen Körper klopfen. Er hört das „Nu, nu" Filkas, ein träges Ermuntern, schläfrig, aber wohltuend. Sehr wohltuend. „Hüh – Piotr, kajuga, leowating, nu idi!" hört er. Er versteht nicht, was der Kutscher da vorne mit den Pferden brummt. Piotr ist wohl ein Name. Leowating – idi. Vielleicht sagte er auch Heo! Wating! Nun gleichviel, gleichviel. Es tut wohl, den Ruf des Kutschers zu hören und durch die helle Nacht zu fahren. Er blickt nicht auf, aber er weiß, daß die beiden klugen Apfelschimmel die Ohren spitzen. Er hört sie schnauben. Das Leder knarrt. Es riecht nach Pferd. Ein angenehmer Geruch. Dann der Dunst der frühsommerlichen Felder. Und diese Rufe, diese Stimmen! Lockrufe und leises Zwitschern. Kollern des Birkhahns und Pfeifen eines flüchtigen Tieres. Eine Fledermaus schießt quer über ihn hinweg. Beinahe hätte sie ihn gestreift. Nun geht der Weg durch den Wald. Es wird dunkel, Kühle weht aus den Schatten.

Plötzlich steht das Bild aus dem Boote wieder vor seinen Augen. Sein Blut wallt auf. Er fühlt ihre Nähe, den Druck ihres warmen, nassen Körpers. Er sieht die Sonne auf dem Wasser blinken, sieht die schlanken Beine, an denen kleine glitzernde Tropfen hängen.

Ihm ist, als atme er die Luft von Wasser und jungem Mädchenleibe ein. Er träumt sich ihr Antlitz ganz nah, sieht deutlich, ganz deutlich ihre grünen Augen seltsam verwirrt und doch voll tiefen Wissens auf ihn gerichtet. Er fühlt den Druck ihrer feuchten Lippen auf den seinen. So war es in jener Stunde in Riga, wo sie mir nahe war wie eine Frau.

Er zuckt zusammen. Ein wilder Schreck befällt ihn. Eine Unruhe, Angst, fast Qual – „Wahnsinn", murmelt er. „Stoß ab, stoß ab!" Es muß möglich sein, die wilde Reizung abzustoßen. Der Juni, dieser schwere duftende Juni, peitscht das Blut auf. Sind es die Sinne allein? Er schüttelt den Kopf. Nein. Er begehrt sie ja nicht. Begehre ich sie? Jetzt rede. Sei ehrlich, sei vor dir und vor Gott von letzter Ehrlichkeit: Begehre ich sie? Nein. Nein, der Körper ist es nicht. Aber was ist es denn? Was bebt mein Blut, wenn ich sie sehe, was klopft mein Herz, was sammelt sich in mir ein ruhiges Glück, ein Gefühl unendlicher Geborgenheit? Ist das Bruderliebe?

Nein.

– –

Sie darf es nie erfahren. Nie wird es über meine Lippen gehen Nie wird ein Funke in die Sinne fallen. Aber es kocht weiter. Es brennt aus. Es brodelt. Wo ist Rettung? Eine Rettung muß es geben. Nichts in der Welt ist ohne Ausweg. Wo ist Rettung?

Der Wagen läuft jetzt ganz leise über den sandigen Waldboden. Es duftet nach nächtlichen Tannen, Moos und Farren. Brombeersträucher stehen am Wege. Manchmal duckt sich ein junger Baum oder ein abgestorbener und sieht aus wie ein Mensch. Die Nacht ist da.

Filka hält die Pferde an und entzündet die Laternen. Ein rötlicher Schein läuft nun über die Straße. Vogelstimmen zwitschern ängstlich auf. Die Schimmel schnaufen. Der Kutscher besteigt den Bock. Weiter.

Wo finde ich Rettung? denkt Axel. Bei Wera muß ich sie finden. Er schüttelt den Kopf. Warum nicht? Liebe ich sie nicht? Ich weiß nicht. Eine Leere ist da. Fremdes Blut, fremde Rasse, immer fremder, immer ferner. Verzeih mir, Wera, daß ich damals glaubte, an deiner mädchenhaft schwärmerischen Liebe wieder heil zu werden von meiner Qual um Ellens Tod und den Tod des Kindes. Ich

habe schrecklich geirrt. Ich habe auch Ellen nicht geliebt. Auch das Kind nicht. Auch dich nicht. Erst jetzt öffnet sich langsam mein Leben. Jetzt erst, über die dreißig hinüber, reife ich zum Bewußtsein meines Selbst, zur Kenntnis meiner Seele hin. Alle nordischen Menschen reifen langsam, spät entfaltet sich in ihnen die volle Kraft der Leistung. Spät begreifen sie die Losung ihres Lebens. Sie blühen auf, wenn andre welken. Stückweise erkennen sie, schwer, qualvoll, unter Stürzen. Einmal aber werde ich wissen, warum ich bin, warum ich wurde. Im Winter werde ich Frucht bringen, ich –

Er verscheucht mit bitterem Auflachen diese Träume. Beißt sich auf die Lippen. Starrt in die blaue Nacht, wo eisig die Sterne flimmern. Der Mars steht rötlich über einer Lichtung.

Sein Auge bohrt sich in den Raum. Wo ist Er, der alles weiß? Unsichtbar. In mir, um mich, durch mich hindurch strömt sein Wille. Ich wäre nicht, wenn Er nicht wäre. Laß mich nicht aus dem Kreise stürzen. Du siehst mein Herz. Du weißt die Wahrheit. Du verläßt mich nicht.

Der Wagen rollt über die kleine Brücke. An der Steinbrüstung lehnt eine Gestalt. Jetzt fällt der Schein der Laternen auf sie. Axel erkennt sie und läßt Filka halten.

„Sie sind es, Fräulein Senta?"

„Ja; niemand anders. Es ist nötig, daß ich Sie spreche."

„Steigen Sie ein. Sie wollen wissen, was aus der Försterei wird?"

Sie nimmt neben ihm Platz.

„Nein, das will ich nicht wissen. Es ist, bei Gott, etwas wichtiger, was ich Ihnen zu sagen habe."

Der Wagen fährt weiter. Die Lichter von Eluisenstein werden sichtbar. Sie erzählt kurz und nüchtern, daß ihr bekannt sei, wer den Förster Kruse umgebracht habe. Einer von den Geländerschen Leuten. Das seien Anarchisten. Sie gehöre selbst zu ihnen, habe zu ihnen gehört. Der Pflegevater sollte getötet werden, weil er um die Bewegung wußte und mit den Behörden in Verbindung stand. Also kein Wilderer, sondern einer aus der großen Schar. Wahrscheinlich Wanski. (Was für ein Wanski?) Nun, irgendein Wanski, ein obskurer Fanatiker mit großer Nase. Alles töten sei seine Losung. Jetzt

aber habe sie die Papiere des Försters durchgesehen und ein geheimes Schreiben vom Polizeikommissar in Riga gefunden. Danach warte man nur eine Gelegenheit ab, um alle aufzuheben und eine große Untersuchung vorzunehmen. Auch Axels sei in dem Brief Erwähnung getan. Es herrsche Mißtrauen gegen ihn als Amerikaner. Der Förster scheine aber seine Unverdächtigkeit bekundet zu haben. Trotzdem bestünde die größte Gefahr, daß man morgen schon ganz Eluisenstein durchsuche und nicht nur ganz Eluisenstein und alle Schenken und Katen, sondern auch Schloß Windsloh –

Axel lacht auf. „Laß sie doch suchen!" sagt er. „Ich bin neugierig, ob sie etwas finden werden."

„Sie werden etwas finden. Die wichtigsten Dokumente sind in Ihrem Schloß versteckt. Gleich bei der Terrasse. Ich weiß es. Ich habe Chaim Geländer belauscht, als er sie in einer Nacht dort versteckte."

„Auf Windsloh?"

„Ja."

„Wo?"

„Auf der Terrasse. Oder daneben. Irgendwo in der Nähe. Mehr weiß ich auch nicht. Wir müssen sie sofort suchen."

Axel schüttelt den Kopf. Das erscheint ihm doch höchst abenteuerlich, daß der Jude Geländer wichtige revolutionäre Dokumente bei ihm versteckt haben sollte. Er ist erstaunt über dieses Netz unsichtbarer und geheimnisvoller Beziehungen, das in tiefer Verborgenheit hier gesponnen wird. Er ist bewegt über die Freundschaft Sentas und dankt ihr. Sie weist den Dank fast ärgerlich ab. Dann schweigen beide.

Der Wagen nähert sich dem Schloß.

„Wollen Sie gleich mitkommen?"

„Es ist nicht nötig, daß es jemand erfährt."

Der Wagen rollt ein. Axel läßt Filka halten. Steigt mit Senta aus. „Fahr weiter." Filka biegt zum Hofe um. Sie gehen durch den Garten. Im Musikzimmer ist es dunkel. Auch Wera scheint schon zu schlafen. Nur im Schlafzimmer der Mutter und bei Ursula brennt noch Licht.

Sie betreten die Terrasse. Er bleibt stehen.

„Morgen früh ist auch noch Zeit genug", sagt er.

„Morgen früh können schon die Leute aus Riga da sein."

„Also gut, suchen wir, bis wir schwarz werden."

Nein, so drauflos habe es keinen Zweck. Systematisch. Sie wisse ungefähr, wo Chaim Geländer gewesen sein könne. Sie wolle da und er solle dort suchen.

Gut.

Doch in der Finsternis ist wirklich nichts anzufangen. „Ich kann nichts sehen", sagt Axel.

„Lassen Sie mich allein suchen. Ich habe bessere Augen. Gehen Sie ins Haus und lesen Sie Zeitung. Wenn ich die Papiere gefunden habe, sage ich es Ihnen."

Axel will erst nicht recht, doch läßt er sich am Ende bestimmen, das Suchen für seine Person ganz aufzugeben. Er kann nicht einmal einen Kragenknopf finden, wenn er ihm aus der Hand gefallen ist, wie soll er im Finstern geheimnisvolle Dokumente finden? Zudem kommt ihm die ganze Sache doch etwas romantisch und unwahrscheinlich vor, obwohl er natürlich nicht annehmen darf, daß Senta aus freiem Himmel etwas erfunden hat. Also geht er in den Musiksaal, genau wie sie es wünscht, setzt sich in eine Sofaecke und raucht. Das Licht entzündet er nicht. Es ist schön, so im Dunkeln zu sitzen und langsam die Eindrücke des Tages verglühen zu lassen.

Hier und da sieht er einen Lichtschein aufflammen, das ist die Taschenlaterne Sentas. Das Mädchen geht so leise wie eine Katze das „Terrain" ab. Kaum hört er sie einen Stuhl rücken.

Wie sonderbar ist das alles, sagt er sich. Man denke eine Jahresspanne zurück. Erschrecken wird man ob der Fülle unerwarteter Ereignisse. Das Wahrscheinliche, Berechnete ist selten; das Unerwartete, Plötzliche ist die Regel. Ich saß in New York und schrieb eine kleine Abhandlung über die Entwicklung des Faustkeiles, gerade vor einem Jahr mag es gewesen sein. Im Juni, jawohl. Im Juli reiste ich mit Hasselblatt nach La Crosse.

Da saß ich und schrieb, während Papa sein Geld in unnützen chemikalischen Experimenten verpulverte, und ich hätte geglaubt, in alle Ewigkeit so sitzen und Feuersteine beschreiben oder mich über Papa ärgern zu müssen, der partout einen unverwaschbaren Indigo-

farbstoff erfinden wollte. Und hätte nie geahnt, nie gedacht, daß ich ein Jahr später in meiner alten Heimat „Schloßherr" sein werde, während draußen ein junges Mädchen nach verborgenen revolutionären Dokumenten sucht. Verrückt ist das Leben, verrückt, verrückt. Wenn ich vorausdenke, muß ich da nicht erschrecken? Was wird im Juni übers Jahr sein? Müßige Frage, sehr törichte Frage. Geh deinen Weg, tu deine Pflicht...

Immer, wenn ich Senta sehe, habe ich dasselbe sinnliche Gefühl, das den Menschen überkommt, wenn er an einem heißen Julitag am Meer steht, einsam, die Nüstern voll Salzduft, das Blut brausend im gleichen Takt wie die Wellen. Und er will nackt sein und sich in das Wasser werfen wie in eine Frau, und doch ist ihm alles ganz ungeschlechtlich, aber zum Bersten voll mit mystischer Erotik, jener Erotik, die Vereinigung mit der Natur heißt. Ich hörte einmal von einem jungen Mann, der trieb Unzucht mit der Erde. Er krallte sich in sie hinein, biß in ihr duftendes Gras und empfand eine unbändige Wollust. Die Wissenschaft wird diesen Zustand mit Perversion bezeichnen und dem jungen Manne normalen Verkehr mit gesunden Frauen empfehlen. Die Wissenschaft hat immer in der Sache recht und in den Gründen unrecht. Vielleicht gibt ihm keine Frau das, was ihm die blühende Erde gab. Vielleicht hat er noch keine Frau gefunden, die so blühender, aufbrechender, vollsaftiger Erde gliche.

Wenn ich Senta sehe, denke ich an aufbrechende, vollsaftige, blühende Erde. An einen reinen Horizont, hügelig, doppelhügelig, tiefblauen Junihimmel. Weiße ballige Wolken. Schwalben im Raum. Summende Bienen und Ruf des Kuckucks. Wo kommt sie her? Sie kennt ihren Vater nicht. Sie kennt vielleicht auch ihre Mutter nicht. Sie hat nichts von einem Proletarierkind, denn sie kennt nicht enge Bezirke, Not und Hungerelend. Sie ist zwischen Hunden, Rehen, Bekassinen und Singvögeln aufgewachsen. Sie kann alle Drosselarten voneinander unterscheiden und lockt den Zaunkönig mit ein paar Schnalzlauten. Das kann Ursula auch. Aber bei Ursula ist alles durchsichtig, kristallen, beseelt. Bei dieser ist's animalisch, erdhaft, klug. Ihre Kinder müssen junge Wölfe sein, wild, gesund und raublustig. Ich verstehe den Mann, der sich mit der Erde vermählt. Aber die Erde muß einer Frau gleichen, die wie jene ist.

Ist das die Rettung?

Vielleicht ist das die Rettung vor meiner Schwester...

Senta tritt ins Zimmer. Sie hat die Mappe gefunden. Unter der Terrasse in einer der zwei Seitengrotten, die der Aufbewahrung von unnützen Gegenständen dienen. Da ist sie.

Was damit geschehen solle? fragt Axel.

Sie blickt nachdenklich. Meint dann: verbrennen.

Was drin stehe?

Die ganze Organisation über Livland. Alle Teilnehmer, Spitzen, Verstecke und so weiter. Viele wichtige Adressen.

Das müßte man doch eigentlich der Behörde abliefern, sagt Axel.

Senta lächelt, schweigt. Dann versetzt sie ruhig, daß sie das nicht wünsche. Sie habe Schloß Windsloh von gewissen sehr großen Unannehmlichkeiten befreien wollen, aber Spitzeldienste einer Behörde leisten, die vertilgt zu werden verdiene, dazu sei sie nicht hierhergekommen. Und er wohl auch nicht aus Amerika. Axel denkt ihren Worten nach.

Es ist eine helle Juninacht. Sie stehen an der Tür des Musikzimmers. Er sieht ihr ruhiges, schönes, etwas tierisches Gesicht. Die Mappe hält er in der Hand, eine schmale, schmierige Wachstuchmappe.

Er gibt sie ihr. „Nimm sie und verbrenne sie."

Sie nimmt die Papiere an sich, nickt und reicht ihm ihre Hand.

„Gute Nacht."

„Ich habe dir zu danken, Senta."

Er beugt sich näher zu ihr hin. Sie runzelt die Stirn, schüttelt flüchtig den Kopf.

„Nicht so", sagt sie. „Und überhaupt nicht", fügt sie rasch hinzu.

Er lächelt und ergreift ihre Hand mit kräftigem Druck. Ihr Gegendruck ist fest und klar.

Sie nickt kurz und läuft die Treppe hinunter. Er hört ihre Schritte immer leiser werden.

Vielleicht ist sie die Rettung. Soll ich ihr nach?

Ein bitteres Lächeln tritt auf seine Züge. Nutzlos. Falscher Weg. Aber wo, wo ist der rechte?

Ich will zu Wera, ich muß zu Wera! ruft er sich zu.

Er geht nach oben. Doch die Tür zu ihrem Schlafzimmer ist verschlossen.

7

Darüber sind einige Tage vergangen. Axel hat sich die Katharina satteln lassen und reitet den Waldweg zum See hinauf. Er ist müde, abgespannt und nervös. Was hinter ihm liegt, ist ein Landregen von Ärger. Senta hatte richtig prophezeit. Gendarmen und hohe Polizeibeamte haben halb Eluisenstein durchsucht, die Einwohner von Schloß Windsloh ins Verhör genommen und, damit die Recherche nicht ergebnislos verlaufe, sogar den Großknecht Firs verhaftet, der vollkommen unschuldig war und lediglich zarte Beziehungen zu einer Magd angeknüpft hatte, die als eine illegitime Tochter des Feldhüters Jerusalem galt. Dieser Jerusalem gehörte zum Gute Urtneck. Er schien verdächtig, denn er war am Tage des Eintreffens der Gendarmen ausgerückt. Man fing ihn eines Abends in einem Heuschober. Zufällig sah ihn Axel und erkannte in ihm jenen Mann mit Stulpnase und Bröselbart, den er bei seinem ersten Besuch im Gasthof zum Felsen angetroffen hatte.

Pfui, diese Tage waren scheußlich. Überall standen Leute in grünen Uniformen. Sogar die alte Frau von Harras wurde verhört. Man richtete an sie sehr törichte Fragen, zum Beispiel, ob Chaim Geländer ihr Sohn sei, weil sie ihn doch auf eigene Kosten in einer höheren Schule habe unterrichten lassen. Ob sie ihn vielleicht nur zu dem Zwecke habe unterrichten lassen, damit er Anarchist werde? Diese Frage veranlaßte die alte Dame zu der Antwort: „Ich wußte nicht, daß man auf russischen Schulen zum Anarchisten ausgebildet wird. Schämen Sie sich, alter Mann, so dummes Zeug zu schwatzen."

Der Gendarmerieoberst war hingegen sehr freundlich. Er entschuldigte sich wegen der Unannehmlichkeiten, die er habe machen müssen, küßte der Frau von Harras die Hand und richtete an Ursula mit lächelndem Munde eine lange russische Phrase, die Wera, welche dabei stand, aus irgendeinem Grunde ärgerte, obwohl sie kein Wort davon begriff. Oder vielleicht gerade, weil sie kein Wort davon

begriff. Sie ging hinaus und sagte zur Kulle, diese Russen seien alberne Barbaren.

„Gott wird sie strafen", erwiderte die Greisin. Sie hatte in diesen Tagen große Furcht, es könnte Schlimmes geschehen, Windsloh abbrennen, der Herr von Harras erschossen werden und so weiter. Sie ging herum, erschrak dauernd und murmelte Stoßgebete. Als die Polizeimänner abgezogen waren, weinte sie lange und heftig.

Darüber sind einige Tage vergangen. Axel reitet südwestlich durch den Wald, um den die große Chaussee nach Wenden führt. Es ist ein goldgrüner warmer Junitag. Die Vögel singen, und der Schlag der Axt klingt durch die Fichten. Er macht einen kleinen Bogen am Forsthaus vorüber, in das der neue Förster, ein alter graubärtiger Riese namens Behr mit Familie einzieht. Er trifft ihn in Hemdsärmeln, schüttelt ihm die Hand und spricht ein paar Worte mit ihm. Doch ist er nicht sehr mit den Gedanken dabei. Er denkt daran, daß Senta abgelehnt habe, ins Schloß zu ziehen und einstweilen in Eluisenstein sehr primitive Wohnung genommen habe. Im Herbst will sie nach Wenden gehen.

Dann trabt er gemächlich weiter. Nach zehn Minuten begegnet er einem Reiter. Es ist Graf Straal. Seine Sommervilla in Wausk, die er dem Grafen Witte abgemietet hatte, ist nun fertig eingerichtet, schon seit drei Tagen, und er hoffe jetzt endlich auf den Besuch der langerwarteten Gäste.

„Reiten Sie ein bißchen mit?" fragt Axel. Graf Straal zögert. Er hat eine andre Absicht. Wendet aber seinen Rappen und hält sich an Axels Seite.

Fragt, wie es in Windsloh steht.

In Windsloh habe es große Aufregungen gegeben. Eine Anarchistengesellschaft sollte aufgehoben werden. Er habe wohl von dem Tode des Försters Kruse gehört. Der sei von diesen Leuten erschossen worden. Eine politische Geschichte. Abscheulich, in so etwas verwickelt zu werden.

Graf Straal erzählt eine Anekdote vom Fürsten Krapotkin, mit dem er in London Tarock gespielt habe. Damals sei er auch beinahe als Nihilist verhaftet worden.

Nicht möglich!

Ja, die Geschichte ist so und so.

Axel findet sie ausgezeichnet.

Wie es der gnädigen Frau gehe? fragt Straal.

„Oh, meiner Frau geht es gut. Sie hat angefangen, Russisch zu lernen."

„Sie lernt Russisch?"

„Ja. Vier Tage lang nahm sie bei meiner Schwester Stunde. Nun hat sie wieder aufgehört. Es ist ihr zu langweilig. Über ‚maja tjotka' und ‚dodri djen' ist sie nicht hinausgekommen."

„Sie fügt sich schwer in unsre baltische Ländlichkeit."

„Ich kann ihr doch keine Untergrundbahn bauen lassen."

Nein, das könne er freilich nicht. Ob er nicht im Herbst mit ihr nach Petersburg wolle?

„Nein", sagt Axel, im Herbst gäbe es auf dem Lande besonders viel zu tun, da könne er nicht fort.

Und im Winter?

Ja, im Winter vielleicht.

Es entsteht eine Pause. Graf Straal bietet Axel Zigaretten an. Axel dankt. Er rauche draußen nicht.

Er ziehe wieder im Winter nach Petersburg, sagt Graf Straal.

Beruflich?

Ja, auch beruflich. Er lebe gern dort. Petersburg vereinige die Vorzüge einer europäischen Großstadt mit den Vorzügen der breiten russisch-asiatischen Lebensform.

Es entsteht abermals eine Pause. Der Wald ist noch nicht zu Ende, also kein Anlaß zum Abschiednehmen gegeben. Es muß doch ein Anlaß da sein. Nein, es geht auch ohne Anlaß.

Also ich habe Ihr Wort für Sonntag?

Axel verspricht es ihm. „Wollen Sie nicht die Damen persönlich einladen?"

„Ja, ich reite rasch einmal hinüber. Sie wollen nicht mit?"

„Nein, ich muß aufs Feld."

Gerade wie sich Axel und Straal Lebewohl sagen, kommt Senta auf einem Seitenpfad aus dem Walde und steht auf der Landstraße dicht vor den beiden Reitern. Axel grüßt und nickt ihr zu. Sie will

weiter. Er ruft ihr zu: „Ich muß Sie noch sprechen, laufen Sie nicht fort."

Graf Straal drückt ihm die Hand, wendet elegant, gibt dem Rappen eins mit der Gerte und trabt davon.

Axel steigt ab. Er nimmt das Pferd am Zügel und schüttelt Senta die Rechte. Beide lachen sich an.

Graf Straal dreht sich um. Dann verschwindet er hinter einer Wegbiegung.

„Wir haben uns seit jener Nacht mit den Dokumenten nicht gesehen."

„Doch, wir haben uns gesehen", nickt sie vergnügt.

„Ach ja, wie vergeßlich ich bin! Ich bin ja mit Ursula bei Ihnen gewesen."

Senta sieht ihm in die Augen. Sie sieht braun und hübsch aus. Ihre weißen Zähne, ihr gerader Hals, ihre runden Schultern, die braunen Haare, alles gefällt Axel.

„Was wollten Sie mir sagen?" unterbricht sie seine Meditation.

„Ach, ich hab's vergessen. Wo wollen Sie hin?"

„Baden."

„Im See?"

„Natürlich."

„Ich muß noch einmal aufs Feld" (es ist gar nicht wahr, er lügt). „Wenn ich Zeit habe, komme ich und springe auch ins Wasser."

Sie nickt.

„Wo haben Sie denn Ihr Badezeug?"

Sie holt schweigend ein schwarzes Trikot aus einer Rocktasche.

„Das ist alles?"

„Die Sonne ist mein Handtuch", lacht sie.

„Ja, ich muß auch wieder ins Wasser. Es ist nicht mehr zum Aushalten, dieses Landrattenleben", seufzt Axel. Und fügt hinzu: „Wollen Sie immer noch nicht nach Windsloh?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Meine Mutter würde sich sehr freuen."

Sentas Gesicht wird ernst. Sie schaut ihm zwei Sekunden, tiefer als sonst, ins Auge, blickt dann zu Boden und schüttelt den Kopf.

„Warum?" fragt Axel.

„Adieu." Sie lächelt ihm flüchtig zu und geht.

Axel reitet noch weiter. Nach einer halben Stunde wendet er mit Richtung zum See. Wie er zu der Hütte kommt, ist sie leer. Er sieht nasse Fußspuren und atmet die Luft ein, die ihm den Gruß eines jungen frischen Körpers zu bringen scheint. Senta erblickt er nirgendwo.

Er setzt sich ins Boot und schaut auf das blitzende Wasser. Wieder sieht er sich im Kahn. Ursula verliert das Gleichgewicht, er hält sie fest im Arm. Er schließt die Augen.

Plötzlich springt er auf. Steigt in den Sattel und reitet heim.

Im Garten, wo die Hängematten sind, hört er Graf Straals Stimme. Weras lautes, etwas meckerndes Lachen ist bei ihm. Aus dem Musiksaal kommt ihm seine Schwester entgegen.

„Hast du geübt?"

Sie nickt und reckt die Arme.

„Müde?"

Sie schüttelt den Kopf und lächelt ihn an.

„Was gibt's zum Essen?"

„Hast du Hunger?"

„Natürlich. – Wann baden wir wieder, Ursula?"

Sie schaut zu Boden, dann ihm ruhig ins Gesicht: „Morgen?"

„Gut." Er läßt sich in einen Sessel fallen und schließt die Augen. „Wenn du nicht müde bist – spielst du noch etwas?"

Ursula geht zum Flügel, setzt sich, sieht einen Augenblick auf die Tasten und beginnt ein Präludium von Bach, auf dem sich herrlich und klar wie ein kristallner Turm die Fuge aufbaut.

Zehn Uhr vormittags. Axel ist mit Stahl über die Felder geritten. Das junge Getreide steht gut. Der Roggen beugt sich schon. Der Weizen bräunt. Auf der Viehweide bellt ihn General Buller an. Er begleitet die Reiter, und als er einen Hasen sieht, läuft er verrückt geworden hinterher. Das ist eine lustige Jagd.

Darüber steigen die Lerchen in die Luft, die blau ist und östlich durchwirkt mit silbernen Wölkchen.

Axel ist sehr guter Stimmung und wie befreit vom Druck der letzten Tage. Er freut sich. Er weiß nicht, worüber. Es ist schön, durch einen Junitag zu reiten.

Stahl will noch nach Dobleen hinüber, Fohlen ankaufen. Axel fühlt eine gelinde moralische Verpflichtung, ihn zu begleiten. Aber Ursula will um elf Uhr, wenn sie fertig geübt hat, am See sein. Stahl wird die Fohlen schon allein ansehen können. Adieu, Stahl.

Wie er die Landstraße überquert und in den Nadelwald einbiegt, empfindet er die belebende Kühle, die ihn anhaucht, wie einen Trunk frischen Wassers. Erhitzt vom Reiten, freut er sich auf das Bad. Bald wird er den See aufschimmern sehen und Ursula wird am Ufer stehen. O Land! O Sommer! O Jungsein!

Ein Birkhahn streicht unruhig hoch. Katharina erschrickt, als sei's der leibhaftige Gottseibeiuns. Pferdchen, was bist du dumm, sagt Axel lächelnd. Das war doch ein Birkhahn. Nu, was ist denn schon ein Birkhahn Großes, würde Mu sagen.

Jetzt tut sich die Wiese auf. Besonnt und leuchtend voll Farben wie eine Palette Gottes. Der Thymian duftet. Die blaue Salbei hat ihre azurnen Lippen aufgetan, als wolle sie die Sonne küssen. Die goldglänzende Wiesenplatterbse, der bescheidene Weißklee und der gelbe Hahnenfuß blühen um die Wette. Dichte Weiden und Schlehdorngebüsche treten zurück; da glitzert das Wasser auf, als läge ein riesiges Feld von Scherben vor ihm.

Am Ufer entlang. Hier sind sie einmal im Frühling getrabt. Das ist zwei Tage vor dem unglückseligen Duell gewesen. Und dort, an dem dichten Ufergebüsch, wo Schilf und Rohr mannshoch den Blick auf den See versperren, erscholl der gespenstische Schrei der Rohrdommel. Das war eine Nacht voll Süße und wilder Bewegung des Blutes. Draußen auf dem Steg saßen zwei und küßten sich. Die Erde in ihm brach auf und lockerte sich zu neuer Saat. Nun wird das Wunder der Verwandlung in ihm übermächtig. Das Samenkorn muß sterben, um Frucht zu bringen. Aus der mit neuen Kräften geladenen Scholle steigt das Wesen. Axel fühlt tief die Notwendigkeit seines Lebens. Im Überschwange des Gefühls bittet er Gott um Bereitschaft, Erkenntnis und Reife. Denn um eines großen Schicksals wert zu sein, muß man es erkennen können. Das

Leben ertragen ist nichts. Es begreifen ist alles. Nur wer den Sinn sieht, ist zugleich sein Lenker.

Die Badehütte.

Ursula ist noch nicht gekommen. Der Steg ist leer. Der Kahn schaukelt leis an der Kette. Axel bindet Katharina an einen Pfahl, klopft ihr den Hals und sagt laut: „Da sind wir beide doch wieder einmal die Pünktlichen, was? Ich kann nicht ‚wir Männer' sagen, denn du bist eine Stute, und das bindet mir in gewissem Sinne den Mund. Frauen erzählen gleich alles weiter. Oder wirst du es vielleicht nicht der Babuschka sagen, daß dein Herr hier steht und sich unbändig freut? Auf wen wohl? Kannst du es raten? Auf wen freut er sich unbändig? Nun? Ja, du spitzt die Ohren und schaust mich sehr klug an, aber dumm bist du darum doch, denn was du denkst, ist alles Unsinn. Er freut sich auf kein Heu und keinen Hafer. Aber wenn's denn schon blond sein muß, so ist es –"

In dem Augenblick ist es Axel, als höre er ein Geräusch wie ein verborgenes Lachen, das hinter der Bretterwand des Badehauses herkam.

„Hallo!" ruft er.

Als niemand antwortet, springt er hinauf und öffnet die Tür zur Kabine. Sie ist leer. Und zur zweiten. Jemand hält sie von innen fest.

„Ursula?"

Da geht die Eisenklinke nieder. Es wird geöffnet. Seine Schwester steht vor ihm in ihrem violetten Trikot und lacht ihn mit ganz ausgelassen-spöttischen Augen an.

„Du hast mich belauscht?"

Sie nickt. „Deine Rede an Katharina war sehr klug. Aber Katjas Schweigen war weise."

Axel bricht in ein fröhliches Gelächter aus. „Schon lange hier?"

„Eine ganze Weile. Ihr ‚Männer'! hätte ich gesagt, wenn Katja nicht eine Stute wäre. Also zieh dich aus. Ich setze mich ins Boot und schnappe solange nach Fliegen."

Axel weiß nicht, was er sagen soll, so glücklich ist er. Diese Sonne! denkt er. Diese Schwester! Dieses Heimatland! Doch gleich fällt ihm etwas ein. Während er sich entkleidet, ruft er aus der Kabine hinaus: „Kommt Wera nicht auch?"

„Wie?"

„Ob Wera nicht nachkommt?"

„Wera war nicht zu Hause", hört er Ursulas Stimme vom Wasser her. Er lugt hinaus. Sie hat den Kahn gelöst und fährt ein wenig vor der Badehütte hin und her. „Sie ist schon um zehn fortgeritten. Ich habe ihr einen Zettel hinterlassen. Auch Mulling weiß es, daß wir hier sind."

Axel knöpft sich den Anzug über der Schulter zu und sieht seine Schwester im Kahn stehen. Sie gleicht einem schlanken hellenischen Knaben. Nur die Brust ist schon voll entwickelt, und die Arme sind schön und schlank wie Frauenarme.

Er läuft auf den Steg zu. Sie fährt ihm entgegen. Er steigt ein, und sie beschließen, vor dem Bad noch eine halbe Stunde herumzurudern. Zur Insel? Meinethalben auch zur Insel.

„Ach nein, wir wollen vorher einmal zum Kahlschlag", sagt Ursula, „das Stück hatten wir verkauft, kurz ehe du kamst, und nun wird es ausgeholzt. Der neue Eigentümer ist ein jüdischer Holzhändler aus Walk."

So rudern sie im gelinden Abstand zum Ufer. Ursula hat sich am Heck ausgestreckt und schaut in den Himmel, durch den die Schwalben schießen. Axel betrachtet ihre feinen Glieder wie das Werk eines großen Meisters. Es ist kein Fehler an ihnen. Gibt es so etwas noch in unsrer verbildeten Zeit? Ein Frauenkörper, der makellos ist; ein Mädchen, das nicht kokett ist; ein Weib, das nicht eitel ist; ein Mensch, der voller Ruhe ist ... Wunder über Wunder.

Sie summt ein kleines Motiv vor sich hin und ist ganz in Gedanken. Einen zerkauten Grashalm hat sie im Mund, einen Arm unterm Kopf, den andern müd im Wasser hängend.

„Woran denkst du."

Sie richtet sich auf und sieht Axel an: „Fragtest du was?"

„Woran du denkst?"

„Woran ich denke? Ach, an nichts. Oder an was sehr Lustiges, wenn du willst. Ich habe heute nacht von Christa von Wulff geträumt. Sie spielte in einem Orchester den Kontrabaß. Das hängt nämlich mit ihrer Geburt zusammen. Und das war mir gerade eingefallen. Als sie noch nicht drei Tage alt war, nahm sie einmal

der alte Wulff aus der Wiege, trug sie ins Musikzimmer und sagte der Gesellschafterin, sie solle Don Juans Tod spielen. Die gute alte Miß Guilmont machte ihm das wahrscheinlich viel zu langweilig. In seiner kurzen rauhen Art hieß er sie vom Flügel aufstehen und setzte sich selber an die Tasten. Weil er aber doch nicht gut mit der rechten Hand Don Juans Tod spielen und mit der Linken die kleine Christa halten konnte, Christa hingegen um jeden Preis mit den ersten Atemzügen schon Mozartschen Geist einsaugen sollte, legte er, kurz entschlossen, den Säugling in den offenen Cellokasten. Dann klappte er, zerstreut wie er war, den Cellokasten zu, setzte sich an den Flügel und spielte zwei Stunden lang den Klavierauszug des Don Juan herunter, wobei er mit lauter und gewaltiger Stimme alle Partien dazu sang. So kam es, daß niemand das Geschrei der Kleinen hörte. Die Wärterin sollte das Kind zur Mutter bringen, suchte, suchte, suchte und fragte schließlich auch die beleidigte Miß Guilmont nach der Christa. Die deutete mit gekränktem Zeigefinger in den Musiksaal. Im Musiksaal aber saß der alte Freiherr und spielte seiner dreitägigen Tochter den Don Juan vor. Doch diese Tochter war unsichtbar. Die Wärterin bekam es mit der Angst zu tun, wagte das Entsetzliche und fragte den Vater, wo er das Kind gelassen habe. Der schrie sie fürchterlich an, er sei keine Amme und wisse doch nicht, wo die Kinder hinliefen, sie solle sich fortscheren, drehte sich um und spielte weiter. Nachdem zwei Stunden vergangen waren und das ganze Schloß sich schon in größter Aufregung befand, erinnerte sich der Vater dunkel, seine kleine Tochter in den Musiksaal mitgenommen zu haben, um ihr Don Juans Tod vorzuspielen. Richtig, er hatte sie ja irgendwo abgesetzt. Aber wo? Man suchte den ganzen Musiksaal ab, und Sandor fand sein Schwesterchen schließlich süß schlafend im Cellokasten. Alle dachten, sie sei tot. ‚Warum soll sie tot sein?‘ rief ärgerlich der Alte. ‚Ich habe ihr Don Juan vorgespielt und darüber ist sie eingeschlafen. Das nächste Mal kann ich ja eine Stimmgabel dazwischenklemmen.‘ Ist das nicht furchtbar nett? Ein gutes Omen für eine Sängerin.“

„Immer wieder Musik“, sagt Axel. „Bei euch wird so viel von Beethoven und Mozart gesprochen, wie bei – ‚uns drüben‘ (hätt' ich bald gesagt) von Geschäften. Wie viel bedeutender erscheint uns

ein Leben, das schon in seinen ersten Anfängen durch merkwürdige Zufälle und eigene kleine Erlebnisse geht. Wir möchten in ihnen die Vorboten künftiger Sendung oder erhoffter Leistungen sehen. Das sind sie wohl auch, aber die meisten Eltern vergessen es. Solange die Kinder klein sind, sind ihre Originalitäten ihnen Spiegel ihrer elterlichen Eitelkeit. Und wenn sie groß werden und Charakter zeigen, werden sie ihnen unbequem und müssen den Dümmsten gleich gemacht werden."

Ursula beugt sich über den Rand des Bootes und läßt die Hand gegen das leise aufrauschende Wasser treiben. „Ja", antwortet sie, „das kommt, weil nur starke Menschen starke Menschen neben sich ertragen können. Die Erziehung meiner Kinder denke ich mir ganz anders, als sie auf Schulen und in Pensionaten gepredigt wird. Sie sollen werden, was sie sind, nicht was wir möchten, daß sie gerne seien. Du hast so recht, Axel, als du sagtest: Erst feiert man alle ihre kleinen Originalitäten, und nachher treibt man jede Eigenart ihnen mit Stumpf und Stiel aus. Warum das?"

„Aus Angst", fällt Axel ein.

Ursula nickt lächelnd und trocknet sich die nasse Hand am Trikot.

„Natürlich. Sie fürchten, daß ihre Kinder vollere Menschen werden, als sie selber sind. Das heißt doch, gegen den Sinn der Welt arbeiten. Denn unsre Kinder sollen klüger und besser werden, als wir selber sind, nicht wahr? Darum bin ich auch gegen alle Gleichheit. Mit Chaim Geländer habe ich mich vor drei Jahren sehr darüber herumgestritten. Er sagte, das ideale Ziel sei, alle Menschen gleich zu machen. Ich meinte, das könne nur das Ziel der Schwächlinge und Dummköpfe sein. Heute sehe ich es immer deutlicher. Durch die Verschiedenheit wird die Welt weiter gebracht, nicht durch die Gleichheit. Sonst könnten wir ja wie die Hühner alle nach denselben Körnern laufen und uns voneinander durch nichts weiter als durch die Schwanzfedern unterscheiden, nicht wahr?"

Axel gibt ihr lächelnd recht. Er ist wunschlos glücklich. Wie wunderbar ist es, denkt er, jetzt rudere ich mit ihr an einem heißen Junitag auf dem See meiner Heimat, und die Sonne brennt auf unsre Haut. Doch alle Unruhe ist fort. Alles Triebhafte verwandelt.

Nur große Harmonie in uns. Alles ist Musik. Freundschaft ist Musik. Und Ehe ist Musik.

Dann erschrickt er. Was rede ich von Ehe?

„Woran denkst du jetzt?" lacht ihn Ursula an. „Eben ist eine kleine böse Falte aufgetaucht. So lange war dein Gesicht glatt wie der See."

„Sie ist schon wieder fort."

„Ja, sie ist fort."

„Woran ich denke? Kannst du es nicht raten?"

„Vielleicht, aber muß ich es auch sagen? Noten müssen gespielt, aber schöne Gedanken nicht immer gesagt werden. Einmal befreit der Klang das Geheimnis, ein andermal tötet er es." Sie ist rot geworden.

„Das ist sehr hübsch, was du da sagst", versetzt Axel.

„Es ist nicht von mir. Johannes sagte es einmal." Da sieht sie sekundenlang wieder die kleine Falte in Axels Gesicht aufschatten. Und nun muß sie wirklich lachen. Sehr glücklich ist sie. So schön war die Welt noch nie. Noch nie ist sie so voller Glanz gewesen.

Das Boot nähert sich dem Ufer. Das Ufer ist flach, etwas steinig, mit grünem Rain, auf dem unzählige Gänseblumen wachsen. Jetzt hören sie deutlich Hufschlag. Aus dem Walde, der eine Zunge bis hierher ans Wasser legt, kommt ein Reiter. Nein, es ist eine Reiterin, obgleich sie wie ein Mann im Sattel sitzt. Wera kommt angefegt und tut erst, als schlendere sie so dahin, ganz hingegeben der Naturbetrachtung.

„Ach, Wera –" Ursula deutet ans Ufer.

„Ja, ich habe sie schon gesehen", sagt Axel und wendet das Boot hin. Wera kann nun auch nicht mehr länger verbergen, daß sie die Geschwister erblickt hat. Sie zügelt ihren Fuchs (es ist die Stute Zimmermann, die sich gottergeben allen Wünschen ihrer Herrin fügt) und erwartet das Boot.

Die beiden landen. Ursula ruft ein herzliches Gutentag hinüber. Wera winkt bloß mit der Gerte. Sie möchte sich noch ein wenig in schöner Pose zeigen. Axel zieht das Boot über die Steine. Er will Ursula hinaushelfen, doch sie ist schon ins Wasser gesprungen und zum Ufer gewatet. Jetzt ist sie an Zimmermann herangetreten,

klopft ihm mit der einen Hand den Hals und reicht die andre Wera hin.

Axel kommt auf die Gruppe zu, er sieht seine Schwester mit schlanken Beinen, weiß und schmiegsam wie eine Birke, vor dem Fuchs stehen. Ein Zitronenfalter umspielt sie. Jetzt bückt sie sich, rupft einen Strauß Froschlöffel und reicht ihn dem Pferd ins zuschnappende Maul. Doch der Zimmermann will nicht Froschlöffel essen. Er zeigt lange gelbe Zähne und kaut nur aus Höflichkeit.

„Du bist ja so vergnügt?" redet Wera ihren Mann an. Er drückt ihr die Hand und blickt erstaunt empor.

„Soll ich nicht vergnügt sein? Es ist ein herrlicher Sommertag. Der Himmel ist blau. Ursel und ich haben die gleiche Ansicht über Kindererziehung. Das Getreide steht gut, die Schwalben fliegen hoch."

„Ich wäre gern mitgerudert, wenn ich –"

„Aber Wera", unterbricht Ursula, „ich habe ja gestern bei Tisch davon gesprochen. Du weißt, wir machen hier keine Programme. Jeder tut, was er muß oder wozu er Lust hat. Lange aufgefordert wird nicht."

Sie hat das kurz und fast streng gesagt. Axel ist ein wenig erstaunt darüber, findet es aber richtig. Es ist ganz seine Meinung.

Wera zieht ein merkwürdiges Gesicht. Halb Schmerz, halb Hohn ist in ihren Zügen. Sie fragt: „Ihr wollt noch baden?"

„Ja, selbstverständlich."

„Ich binde das Pferd hier an und steige zu euch ein. Wir fahren in den See hinein. Dann bade ich gleich vom Boot aus, ja? Hier kann man doch auch ohne Anzug baden."

Ursula pflückt neue Froschlöffel. Axel erwidert: „Natürlich kann man das, aber ich rate dir, reite erst den Zimmermann heim oder mindestens zur Badehütte, wo auch die Katharina angebunden ist. Hier ist nicht mehr unser Gut, da kann man nicht ohne weiteres sein Reitpferd stehen lassen."

Weras Gesicht wird eisig. Das ist zuviel. Erst will er nicht, daß sie miteinander baden, und nun verlangt er auch noch, daß sie den Stallknecht spielt. „Nächstens darf ich nur noch auf dem Hof von Windsloh reiten; ich hab verstanden."

„Du weißt genau, was ich meinte, stell dich jetzt nicht dumm, Wera."

„Laß doch", sagt Ursula und sieht ihren Bruder an. „Wera kann ja das Pferd hier anbinden, und dann ein bißchen weiter weg baden."

„Ich habe keine Lust mehr."

Jetzt ärgert sich Ursula. Sie erwidert ruhig: „Aber das ist falsch von dir. Was bist du denn auf einmal so gekränkt? Willst du uns denn mißverstehen? Wir meinen es doch nicht so, wie du es aufgefaßt hast."

Wera hört das „uns", sie hört das „wir". Sie fühlt es in sich schon zu stark sieden, um noch Vernunft zu behalten. Sie gibt eine Antwort, die ihre Erregung gleich verrät: „Ich will euch nicht lästig fallen. Ihr wollt allein sein. Ich sehe es euch an. Laßt euch nicht stören. Adieu."

„Wera, du bist verrückt!" ruft ihr Axel nach.

Ursula schüttelt den Kopf und senkt den Blick lächelnd zu Boden.

„Wera!" ruft Axel.

Sie dreht sich um.

„Ich habe keine Zeit. Ich bin verabredet." Sie schlägt Galopp an und verschwindet im Walde.

„Komm", sagt Axel zu seiner Schwester. „Wir wollen unsre Ruderfahrt fortsetzen. Laß dir nicht die Laune verderben, Ursel."

Ursula folgt ihm schweigend. Sie gehen zum Ufer. Ehe sie ins Boot steigen, berühren sich einen kurzen Moment ihre Hände und umschließen sich mit leichtem Druck.

Sie rudern langsam zur Hütte zurück. Eine silberne Wolkenwand ist im Westen über den Kamm des Waldes gestiegen. Wind kräuselt das Wasser auf. Katharina, der Ramskopf, erkennt sie von weitem und wiehert. Es ist ein kluges Tier, das seinen Herrn liebt. Die Sonne ist zwischen den daunenweißen Wolken verschwunden und hat die warme Sommerluft mitgenommen. Die Geschwister springen ins Wasser, schwimmen bis zur Sandbank, sind schweigsam oder sprechen davon, wie schön es sei, das Baden, und daß das Wasser immer noch kälter zu sein scheine als die Luft.

Wera ist nicht zu Tisch gekommen. Mui fragt, wo denn ihre zweite Tochter stecke. Axel erzählt, sie seien sich am Seeufer begegnet und Wera habe ihn gebeten, sie bei Tisch zu entschuldigen. Sie habe eine Verabredung mit dem Grafen Straal und noch jemand. Als er das sagt, sieht Ursula ihren Bruder erstaunt an, ißt dann schweigend weiter. Er wird rot und lächelt hilflos. Seine Mutter überfliegt ihn mit einem tastenden Blick. Darauf sagt sie sehr freundlich, Wera möge sich nur amüsieren. Es gäbe sonst wirklich nichts hier auf dem Lande, und es müsse ihr doch schrecklich langweilig vorkommen.

„Das ist nicht nötig. Ursula langweilt sich doch auch nicht."

„Nu, die Ursel hat ihre Kunst. Das ist doch was andres."

„Und Wera hat ihren Mann."

Seine Mutter legt ihre magere Hand auf seinen Arm und versetzt ein wenig lächelnd: „Hat sie das wirklich?"

Axel erschrickt. Er fragt: „Laß ich es ihr gegenüber an etwas fehlen?"

„Wie fragst du, Axel", ist die Antwort seiner Mutter. „Wer so fragt, muß eigentlich wissen, woran es fehlt."

„Wir sind sehr verschieden, Mu." Er zwingt sich, ruhig und einfach zu sprechen, damit Ursula keinen schlechten Eindruck von ihm bekommt. „Andre Herkunft, andre Rasse, andre Nationen. Es dauert einige Zeit, bis sich das ausgleicht."

Die Greisin läutet. Ewald Purps tritt würdig ein und legt neue Schüsseln auf. Als er das Zimmer verlassen hat, sagt sie gütig zu Axel: „Mein lieber Axel, du bist ja reif genug und alt genug, um zu wissen, daß eine Ehe keine Schlittschuhpartie ist, bei der beide sich bloß an den Händen halten und schöne Bögen machen. Der alte Baron Wulff, der vor drei Jahren starb, sagte einmal zu mir, als ich davon sprach, daß doch auch die Ursel eines Tages heiraten müsse, es käme darauf an, einen guten Teilhaber zu finden. Eine Ehe sei ein Zweckverband, in dem jede Partei auch gleichzeitig die Interessen der andern verträte. Ich weiß nicht genau, was ein Zweckverband ist; er hat es mir wohl damals erklärt, aber ich hab's vergessen. Mir ist nur im Gedächtnis geblieben, was Großpapa darüber gesagt hat (nicht Großpapa Harras, sondern mein Vater;

du hast ihn nie kennengelernt, aber Ursel kennt ihn). Der hat gesagt – das war damals, als Papa in den Krieg gegen die Türken zog und ich in Libau in Sorge und Angst um ihn zurückblieb – da sagte er: ,Liebes Sophieing, wer Furcht hat, soll nicht heiraten. Glücklich sind nur die Ehen, in denen beide Teile mutig und tapfer sind. Ihr werdet euch noch wundern, wo manchmal die Feinde sitzen. Ein Krieg mit flatternden Fahnen und Triumphbögen ist die Ehe nicht. Da knallt's manchmal aus dem Gebüsch, wenn du dich eben hingesetzt hast, um vor ihm zu frühstücken. Wohl dem, der nicht schreckhaft ist.' Siehst du, Axelchen, ich hab' dann später gesehen, daß es manchmal auch nur blinde Schüsse sind. Eßt, Kinderchen, die Speise kann nicht stehenbleiben, sonst verdirbt sie. Die Leute draußen haben schon."

Auch Nachmittags kommt Wera nicht. Beim Abendessen ist man recht schweigsam. Axel lügt, um die Mutter nicht zu beunruhigen, daß auch eine Frau von Buttler dabei sei, wahrscheinlich auch ihr Mann, der sonst in Riga wohne. Es ist ihm abscheulich, zu lügen, er blickt in einem fort auf seinen Teller. Ursula sekundiert ihn, wenn es nötig ist. Auch ihr bereitet das Nachtmahl eine Qual. Ob ihre Mutter ihnen glaubt, ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Sie beruhigt sich und fängt von etwas anderm zu sprechen an. Dann gehen sie auf die Terrasse hinaus und schauen in den Abend. Frau von Harras hat eine Handarbeit mitgenommen.

Der Himmel steht gelbrot hinter den Bäumen des Parks. Es ist schwül, kein Blatt bewegt sich. Eine langgestreckte, indigofarbene Wolkenbank schiebt sich in den Abend. Die Fledermäuse schwirren. Aus dem Gebüsch setzt tastend und immer voller das Lied des Sprossers ein. Ein zweiter antwortet. Ein dritter. Plötzlich ist es ein fast unerträglich lauter Gesang geworden. Vom Teich her quarren unaufhörlich die Frösche.

Axel ist nervös. Er wirft die Zigarette fort und geht im Garten auf und ab. Ursula spricht leise mit der Mutter. Er kann aber nicht verstehen, was sie sagen. Doch stets, wenn er sich der Terrasse nähert, vernimmt er das feine Klingen der metallenen Stricknadeln.

Da ist es ihm, als kämen Tritte den großen Kiesweg hinauf. Er bleibt stehen. Ein junger Bauer im russischen Hemd kommt unsicher

näher. Axel geht ihm entgegen. Ein Bote aus Wausk. Er hat ein Schreiben für Frau von Harras in der Hand. Axel nimmt es in Empfang und gibt dem jungen Menschen ein paar Kopeken.

„Von Wera. An dich, Mu."

„An mich? Ich kann bei der Lampe so schlecht sehen, Kinderchen. Lest es mir vor. Es wird doch nichts Schlimmes sein? Wo habe ich denn mein Pincenez?"

„Laß, Muing, ich lese es dir vor", sagt Ursula. Sie liest. „Liebes Mui. Wir sind alle gerade sehr lustig zusammen bei Graf Straal und tanzen ein bißchen. So bin ich zum Abendessen nicht im Schloß und komme etwas später ins Bett. Bitte entschuldige mich und sage es Axel. Herzliche Grüße von Deiner Wera."

„Nun, es ist nichts weiter, Gott sei Dank. Du hast ja wohl alles gehört, Axel, und brauchst dich nicht mehr zu beunruhigen."

Ursula steht auf. „Stört es dich, wenn ich noch etwas spiele?"

„Spiel, soviel du Lust hast, Ursel. Wenn ich müde geworden bin, gehe ich hinauf. Wera wird ja nicht verlangen, daß ich so lange aufbleibe, bis sie kommt."

„Ich glaube auch nicht, Mulling, daß sie das verlangen wird", versetzt Axel und setzt sich neben sie.

„Mach dir keine Gedanken, Liebling. Sie wird noch manchmal ein bißchen weglaufen. Dafür ist sie jung, und dieses Land ist etwas für alte Weiber. Du bist ja klug und läßt ihr die Freiheit."

„Ja, ich lasse sie ihr."

Sie hören Ursula in den Noten blättern. Sie hat die Lichter am Flügel entzündet. Der rötliche, flackernde Schein füllt den Saal mit unruhigem, warmen Licht. Ein Windhauch streicht plötzlich über die Terrasse. Die Bäume rauschen auf. Ein paar Vögel verstummen. Betäubender Geruch von Tuberosen und Jasmin tastet herauf.

Jetzt hören sie Ursulas vollen und kräftigen Anschlag mit ein paar Akkorden in tiefem as einsetzen. Sie bricht ab und scheint unschlüssig.

„Nun, Urselchen, was wirst du spielen?"

Doch Ursula mochte die Frage ihrer Mutter nicht gehört haben. Sie klappt die Noten zu und beginnt den ersten Satz aus Schumanns großer G-Moll-Sonate zu spielen. Frau von Harras legt die Woll-

decke, an der sie strickt, in den Schoß und lehnt den Kopf zurück. Axel raucht schweigend. Im Park rauscht der Wind wieder auf und führt Duft über die Terrasse. Aus den Tönen aber wächst ein gewaltiges Gebilde, verlockend und dämonisch. Die Romantik der kosmischen Natur strömt in brodelnder Fülle durch das Allegro. Die Stimmen der Brust, die schweigen müssen, weil es keine Worte für sie gibt, singen in perlenden, rollenden, aufspritzenden, sich verschlingenden und zusammenfallenden Tönen. Das Land, in dessen Weite Axel hineinwächst wie ein Mensch in ein Werk, zeigt plötzlich seine drohenden Tiefen. Ihm scheint es nicht mehr süß, beruhigend und hell zu sein, sondern voll verborgener Trauer und geheimer Gefahren. Die Musik wühlt seine Seele auf. Er ist beglückt, gequält und befreit in einem. Ursulas Spiel jagt wie Gewitter. Er ist die Staubwolke, die dieses Gewitter vor sich her treibt.

Sie spielt die ganze Sonate. Dann tritt sie auf die Terrasse hinaus und sieht in den finsteren Park. Der Himmel hat sich bezogen. In den Baumkronen heult ein unangenehmer Ton. Die Sprosser singen nicht mehr. Nur die Frösche quaken noch.

„Ich geh' schlafen, Kinderchen. Ihr wollt wohl noch auf Wera warten."

Sie sagen sich Gute Nacht. Ursula bringt die Mutter nach oben.

Axel steht und lauscht auf die Bewegung in der Natur. Es rauscht, schreit, schleicht und singt. Dann wird es wieder still, um von neuem einzusetzen.

Alles ist Bewegung, denkt er. Das ist das Gesetz des Weltalls. Nichts steht. Was sich nicht wandelt, erstarrt. Ich fühle die erste große Verwandlung meines Lebens. Wera begreift sie nicht. Geht sie mit mir, bin ich ihr, ist sie mir gerettet. Bleibt sie stehen, sind wir uns verloren. Es kann nicht sein, daß sie ihn liebt. Alles ist nur Spieltrieb. Aber Spieltrieb in der Erotik ist seelische Unsauberkeit. Mich widert dieses Leben, das nur nach Genuß sucht. Man soll nach dem Sinn seines Lebens suchen. Bin ich nicht dazu dagewesen, um ihr den Sinn des Lebens zu weisen? Sage jetzt nicht, es wäre vergebliches Bemühen gewesen! Ich habe es nicht einmal versucht. Ich habe nicht viel anders wie sie gelebt. Nun aber, wo ich über die Schwelle getreten bin und sie hinter ihr zurückbleibt, rückt sie mir

fast jede Stunde ferner, ob ich sie gleich liebe. Aber ich liebe sie nicht genug, um sie mitzuführen auf meinem wunderbaren Wege. Ich heiratete sie, um mich in ihrer Frische von meinem Schmerz gesund zu baden. Falscher Weg, sündiger Weg. Ich hatte sie zum Mittel erniedrigt. Jetzt, wo ich sie nicht mehr brauchen kann, verlasse ich sie. Ich bin ein Verbrecher.

Ist es noch Zeit?

Zu spät. Die Liebe liegt jenseits der Schwelle.

Ursula kommt. Sie lehnt sich an einen der steinernen Treppenpfeiler und blickt in den Himmel, darin keine Sterne mehr stehen.

„Es ist schwül", sagt Axel.

Sie nickt.

„Wenn Wera nicht bald kommt, wird sie naß werden", fügt er hinzu.

„Sei mal still, Axel ... ich höre etwas."

Beide lauschen hinaus. Es war nur Gesang auf der Landstraße. Ein Wagen. Wieder schweigen sie.

Axel setzt sich auf die oberste Steinstufe. Zwei Schritt weit zu seiner Rechten steht seine Schwester wie eine bewegungslose weiße Flamme.

„Vielleicht bleibt sie auch über Nacht dort", sagt er.

Ursula tritt zu ihm und streicht ihm stumm über das Haar. Er ergreift ihre Hand und küßt sie. Schaut empor und sieht in ihre tiefen, gütigen, liebenden Augen. Ein unendliches Verlangen steigt in ihm auf.

Er erhebt sich. Sie stehen nebeneinander und sehen sich an. Auge in Auge. Zwischen beiden ist eine ganz dünne gläserne Wand, die jeden Augenblick zerbrechen kann. Aber ein ungeheurer Wille hält sie im Zaum.

„Gute Nacht, mein Bruder", hört er Ursulas Stimme.

Er umfaßt ihre Hand und drückt sie fest, so fest, wie er noch nie eine Frauenhand umschlungen hielt. Sie wehrt sich nicht. Ihr Blick liegt immer noch in dem seinen. Doch er ist so voller Schmerz, daß Axel die Lider schließt.

Sie geht. Er sieht, wie sie im Musiksaal die Lichter löscht. Ihre Gestalt taucht ins Dunkel. Nun ist sie verschwunden.

Etwa eine Stunde später hört er Hufschlag draußen. Wera ist da. Es sind zwei Pferde. Eines biegt ein, das andre entfernt sich nach Eluisenstein hin. Axel nimmt die Lampe und geht hinauf in sein Kabinett. Zehn Minuten später tritt Wera ein. Sie scheint zu zögern, ob sie in seinen Arbeitsraum gehen und ihn begrüßen soll. Schließlich tut sie es doch. Ihr Gesicht ist frisch gerötet und hat feuchte, leuchtende Augen.

„Hast du auf mich etwas gewartet?"

„Nein."

„Ihr habt doch den Zettel bekommen?"

„Meine Mutter hat ihn bekommen. Hast du dich gut amüsiert?"

„Ja, ausgezeichnet. Es war sehr nett. Wir waren sehr lustig, haben Bowle getrunken, getanzt."

„Wer ‚wir'?"

„Ach, eine ganze Gesellschaft. Alle möglichen Leute. Ich kenne doch die Namen nicht."

„Ich denke, die Einweihung von Straals Villa soll erst übermorgen stattfinden?"

„Das war ja auch keine Einweihung. Das war nur so ein improvisiertes Zusammensein. Gott, wir waren alle gerade so zusammengetrommelt. Straal hatte Besuch aus Riga bekommen, auch aus Petersburg, glaube ich."

„Wart ihr viel Personen?"

„Nein, nicht viele. Nur ein paar. Ich weiß nicht, ich habe sie nicht gezählt."

„Siehst du, Wera", sagt Axel und erhebt sich von seinem Arbeitstisch. „An jener Tür dort hast du mich kürzlich ohne Sinn und Recht ins Gesicht geschlagen. Sollte ich es nicht heute mit mehr Sinn und Recht tun dürfen? Oh, ich tu es nicht. Aber wie geht dies jetzt weiter? In welchen Abgrund von Lüge und Mißtrauen stürzen wir jetzt, wie? Hast du noch Mut, solche Ehe fortzuführen? Gäbe es nicht einen besseren Mut, sie zu beenden?"

Wera ist wachsbleich geworden. Auch Axel befindet sich in großer Erregung. Es ist offenbar, daß er so viel gar nicht hat sagen wollen. Nun ist es heraus. Der Abgrund hat sich geöffnet. Beide stehen vor etwas Ungeheurem.

Seine Frau dreht ihm stumm den Rücken, geht in ihr Schlafzimmer, wirft sich aufs Bett und bricht in Schluchzen, in ganz furchtbares Schluchzen aus. Axel steht noch an derselben Stelle und starrt den Türpfosten an. Ihm ist, als habe die Welt binnen wenigen Stunden sich bis zur Unkenntlichkeit verändert. Heute vormittag glückselig. Nun dieses dumpfe, böse Leid. Er hört Weras Weinen und hört auch durch das offene Fenster den Wind, der umgesprungen ist, in den Kastanien heulen. Ihm ist, als blitze ein Wetterleuchten auf. Doch auch das mag nur in seinem Hirn gewesen sein.

Er begibt sich an Weras Lager, streichelt ihren wie leblos liegenden Arm, streichelt ihr Haar und will aus dem großen und tiefen Mitleid, das ihn erfüllt, etwas Tröstendes zu ihr sprechen. Aber er findet keine Worte. Er ist trocken, hart, tot. Er blickt über sie hinweg auf ein Bild in weißem Rahmen, das sie sich aus New York mitgebracht hat. Ein Bild aus ihrer Mädchenzeit, das sie liebte. Irgendein Bild. Ihn packt Rührung und Qual. Hilf ihr doch! ruft es in seinem Innern. Wie soll ich ihr helfen? fragt er zurück. Belügen? Trösten? Neues Leben versprechen? Neues Glück? Neue Hoffnung? Neue Liebe? Mein neues Leben ist nicht das ihre. Axel von Harras auf Schloß Windsloh ist nicht derselbe, der in New York ihrer stummen Werbung nachgab und schließlich um sie freite, weil das gequälte und verdrängte Blut nach Nahrung schrie. Ein Spalt läuft durch das Gebäude. Verkleben heißt den Zusammenbruch fortlügen.

Plötzlich fällt ihm etwas Schreckliches ein. Würde ich mich von ihr scheiden lassen, wenn Ursula nicht auf der Welt wäre? Und wie zur Antwort hebt Wera den Kopf, blickt ihm mit roten, verweinten Augen ins Gesicht und stößt heraus: „Du liebst sie, darum verstößt du mich."

In Axel kocht es. Der Deckel droht zu springen.

„Du hast dich Straal hingegeben. Darum will ich, daß wir uns scheiden lassen."

Sie richtet sich auf: „Das ist nicht wahr!"

Er zittert vor Zorn: „Du hast mich belogen."

Sie steht vor ihm, ihr Gesicht verzerrt sich in Hohn, wird häßlich und gemein: „Du willst es, daß ich mich ihm hingebe. Du willst es ja, damit du frei bist, du – Blutschänder du!"

Sie hat das entsetzliche Wort hinausgeschrien. Er will sich auf sie stürzen und ihr die Schädeldecke zertrümmern. Eine wahnsinnige, nicht mehr zu bändigende Wut hat ihn erfaßt. In diesem Augenblick kracht ein ungeheurer Donnerschlag, das Haus erzittert in den Fugen. Beide erschrecken. Licht tritt in sein Hirn. Er hört es in den Bäumen rauschen. Der Regen prasselt. Wind bricht auf. Blitze zucken, es rollt und donnert wie Kegelspiel über den Wolken. Axel rafft alle Kräfte zusammen. Er fragt ganz ruhig: „Ich bitte, sage mir eins: warum belügst du mich?"

Ihr Gesicht hat immer noch das höhnische Lächeln: „Ich belüge dich nicht. Graf Straal wollte mich haben, aber ich habe mich nur von ihm küssen lassen. Aus Haß gegen dich, aber nicht aus Liebe zu ihm." Sie schreit in zerplatzender Qual: „Weil ich dich liebe, Axel!" bricht um, fällt aufs Bett und weint wie ein verlorener, völlig zerbrochener Mensch.

Axel sieht auf ihren Kopf. Er bewegt sich nicht. In ihm jagt ein Gedanke den andern. Draußen zieht tobend das Wetter übers Land. Der Donner schlägt mit Keulen, der Regen strömt. Axel geht zum Fenster und schaut hinaus. Dann sagt er, zu Wera hingedreht: „Wir kehren nach Amerika zurück."

Sie schluchzt weiter. Er verläßt ihr Zimmer. An der Tür noch einmal: „Also wir kehren zurück. Es ist der einzige Weg, der uns bleibt."

Danach betritt er sein Kabinett. Ein Bleidach liegt auf ihm. Sein Herz ist Hölle. Alles sieht er zusammengebrochen. Ein neues Leben geht in Trümmer. In ein altes kann er nicht mehr zurück. Er ist ausgestoßen von Gott. Sinnlos ist dies Dasein. Brutal. Gemein.

Wie er das Fenster öffnet, atmet seine Brust die herrliche Frische des Gewitterregens ein. Er hört verwundert das Wasser auf die Pflanzen schlagen, hört das Rieseln der Dachtraufe, sieht es fern, nordwestlich, in der Gegend von Dobleen aufblitzen. Doch der Donner rollt schon wie ein vorbeigefahrener Wagen weit auf der großen Landstraße. Er schaut in die Finsternis. Zu wissen, daß dies das Leben ist, genügt nicht. Du mußt wissen, wie du es überwindest. Ich will nicht fort! Er beißt die Zähne knirschend zusammen. Ich will nicht fort. Es ist sinnlos, vollkommen sinnlos, wenn ich Windsloh verlasse. Total sinnlos ist es, eine heldenhafte Geste, weiter nichts.

Hier ist mein Land, hier ist meine Erde. Hier ist mein Werk. Meine Mutter ist hier, und mein Grab wird hier sein. Was ist Amerika? Was ist mir Wera? Wo bin ich hingeraten? Pflicht! Pflicht? Gegen wen? Hat Wera das Recht, zu verlangen, daß ich mich ihr opfere, ohne daß sie glücklicher davon wird? Ist es das? Oder – willst du fliehen? Weil ein dritter Mensch in das Unheimlichste und Heiligste deiner Gefühle geschaut hat? Unsägliche Verlassenheit überkommt ihn. Er erträgt es nicht mehr im Zimmer und geht so wie er ist hinaus.

Der Regen ist noch immer kräftig. Er platscht ihn in den Nacken, schlägt ihm die Brillengläser blind. Gut so. Das lenkt ab. Nur fort, weit fort von hier, tobe dich aus, heule dich aus, renne dir das Herz aus dem Leibe, stürze hin, brich dir Hals und Bein, stirb, werde erlöst von dieser Last der Verantwortung. Er verläßt den Park und läuft den Weg zum See hin. Was er tut, weiß er nicht. Er weiß nicht, was er tun will. Seine Füße treten in Pfützen. Die Nässe von unten und von oben peinigt seine empfindliche Haut. Er glüht und friert zugleich. Er rennt gegen Bäume und schreit auf, nicht aus Schmerz, sondern aus Qual. Wie ein eingegittertes Tier jagt er in seinem seelischen Käfig umher. Es ist alles verschlossen.

Er kommt zum See. Doch in der bewölkten Nacht sieht er kaum die Badehütte. Fast wäre er vom Steg ins Wasser gestürzt. Sein Blut kocht. Er will es kühlen. Er will in dieser Verlassenheit von Gott und Menschen es mit der wundervoll lebendigen Ruhe der Natur vereinigen. Er wirft die Kleider ab und springt ins Wasser, das ihn hart und kalt an der Brust packt. Er durchstößt es mit den Armen und schwimmt, als gälte es vor Haifischen zu fliehen, in den See hinein. Er fühlt sich in einem schwarzen Gewölk schwimmen, den Elementen preisgegeben, ziellos, umhergeschleudert von der Laune böser Geister. Unheimlich ist die Tiefe. Seltsam die Unsichtbarkeit seines Weges. Alles ist unbegrenzt. Das Geheimnis der Natur trägt ihn aus dem Kreislauf seiner Gedanken in die Sternenbahn des Allgefühls. Es löst sich das schmerzende Blei von seinem Hirn.

Plötzlich fühlt er Boden unter den Füßen. Das Wasser trägt nicht mehr. Es ist die Sandbank. Da blitzt das Bild auf, das ihn wochenlang nicht mehr losgelassen hat. Er sieht sich mit Ursula im Boot. Sieht das versteinerte Antlitz seiner Frau. Es ist doch nichts ge-

schehen, mein Gott! schreit er. Was willst du, daß noch geschieht? Sieht der Mensch nur mit den Augen? Hat sie nicht recht? Nein, sie hat nicht recht, sie hat nicht recht. Sie hat nicht recht!! ... Es gibt nur einen Weg: zurück nach Amerika. Es ist der Weg der Verzweiflung und der Weg der Pflicht.

Das Gewölk hat sich verzogen. Im Südwesten blinken Sterne auf. Auch der Regen, der leise rauschend um ihn ins Wasser fiel, hat aufgehört. Eine kleine warme Sommernacht zieht herauf. Axel fühlt Ermüdung und dreht um. Die Hütte kann er nicht sehen. Der Rückweg kommt ihm viel länger vor. Er beginnt die Gefahr zu ahnen, in die er sich begeben hat. Die Zeit dehnt sich. Es ist, als liefen Stunden und Wochen vorüber. Als habe er schon eine Ewigkeit in diesem finsteren See gelegen und immer die gleichen Schwimmbewegungen gemacht. Nicht wissend, woher, ahnungslos, wohin. Da tauchen Gebüsche auf. Er kann das Ufer erkennen. Doch Schilf hindert ihn am Landen. Nach langem, ermüdenden Umhersuchen findet er eine Stelle, die seinen Füßen Boden gibt. Er betritt das Land, friert, ist todüde, seine Knie tun ihm weh. Der Kopf schmerzt. Er ist stark in die Irre gelaufen, nördlich abgeschwommen und muß nun einen langen Weg zurückgehen, ehe er zur Badehütte kommt. Die Luft hat seine Haut getrocknet. Er setzt sich auf den Steg und blickt nach oben.

Der Himmel ist nun voller Sterne. Der Große Bär steht tief überm Horizont. Der Mars funkelt rötlich fast im Zenith. Es muß spät sein. Die Frösche haben wieder zu quarren angefangen. Auch die Sprosser schluchzen in den Ufergebüschen. Er steht auf und atmet die Luft ein, die gesättigt ist von würziger Feuchtigkeit und Kräuterdüften. Einen Augenblick ist ihm, als sei alles gut. Alles ist in Gottes Plan beschlossen, sagt er, auch ich bin ein Punkt in dem großen Gewebe der Welt. Alles hat Sinn und Grund. Muß Sinn und Grund haben. Ich muß rechtlich handeln. Und wenn es mir das Leben kostet – ich muß zurück.

Ein Schüttelfrost überläuft ihn. Er zieht sich die Kleider an und geht heim. In seinem Herzen ist eine dumpfe Ruhe eingekehrt. Kein Schimmer von Glück mehr. Nur ein broncener Wille, den er mit zusammengebissenen Zähnen aufrecht erhält.

Das Schloß liegt in Finsternis. Buller schlägt an. Als er seinen Herrn erkennt, jault er und springt auf ihn zu. Axel streichelt ihn mechanisch. Ihm ist recht wirr im Kopf, der sehr weh tut. Ich bin maßlos übermüdet, denkt er. Wo habe ich denn meine Streichhölzer? Naß geworden. Er tastet sich die Treppe hinauf. Es ist schwer, Treppen zu steigen, wenn man so müde ist. Auf der obersten Stufe angelangt, setzt er sich einen Augenblick hin, um zu verschnaufen.

Vierter Teil

I

Axel hatte einen sehr langen seltsamen Traum. Jetzt richtete er sich auf und sagte: „Habe ich aber lebendig geträumt! Wenn ich nicht wüßte, daß ich zu Bett gegangen und am frühen Morgen mit dem dritten Hahnenschrei aufgestanden wäre, um endlich einmal wieder Fischen zu gehen im See, wenn ich das nicht genau wüßte, müßte ich denken, die Nacht habe siebenunddreißig Stunden gehabt. Doch die Fische bissen nicht recht an. Dann habe ich die Koffer gepackt, viele, viele Koffer, und dann bin ich zu Muing gegangen und habe mich bei ihr ausgeweint. Sie aber wußte gleich alles, ehe ich noch ein Wort gesprochen hatte. ‚Geh nur, geh nach Amerika, mein armer Junge', hat sie gesagt. ‚Du kannst doch nicht die Ursel heiraten! Ich komme mit, aber die Ursel bleibt hier und heiratet den Johannes. Der übernimmt dann das Gut.' Und dann wurden wir durch Professor Fischer-Kuschkin unterbrochen, der viel erzählte. Er riet mir zu einer Schleimsuppenkur. ‚Essen Sie Haferschleim', sagte er, ‚mit etwas Kaneel darin und einer Prise Selbdritt, Anna Selbdritt, eine Prise Salz, was sage ich Selbdritt, dann wird alles gut werden.' Dann aber kam Ursula und wandte sich ab und weinte. Nie werde ich dieses Weinen vergessen, nie. Ihr Gesicht blieb bewegungslos, so wie es immer ist, gar nicht ein bißchen hatte es sich verändert. Nur die Tränen liefen in einem fort. Über die Wangen, über das Kinn, den weißen Hals hinab in den Blusenausschnitt. Und sie war noch gar nicht einmal ganz angezogen, sondern hatte eine kleine gestickte Untertaille an. Ich sah den süßen Schatten zwischen den Brüsten. ‚Was siehst du denn da?' fragte sie und lächelte. ‚Ach, ich sehe nur so ein wenig nach etwas Schönem', sagte ich. ‚Du hast eine feste Brust.' ‚Ja', sagte sie, ‚das habe ich.' Oder habe ich das ge-

träumt? Nein, das habe ich nicht geträumt. Sondern ich ging abends schlafen und schlief gleich ein und dann träumte ich: zwei Frauen treten an mein Bett. Die eine ist die schwarze Wera, die andre ist die blonde Ursel. Sie haßten sich gar nicht mehr, sondern waren ganz leise auf Fußspitzen zu mir gekommen und hatten mich angesehen. Nein, Unsinn. Vielmehr so: Erst kam Ursula herein, auf Fußspitzen, setzte sich an mein Bett, nahm meine Hand und sah mich an. Sie nahm meine Hand so unmerklich zart, daß ich es kaum spürte. Danach kam Wera und fragte die Ursel etwas und Ursel sagte: ‚Er schläft.' Ich mußte im Traume lächeln, denn ich schlief ja gar nicht, sondern fühlte mich nur glücklich, weil die beiden an meinem Bette standen. Wera nahm ein weißes Tuch und legte es mir auf die Stirn, das brannte. Dann fragte ich sie mit geschlossenen Augen: ‚Wirst du mich jetzt nicht mehr schlagen?' Da wandte sie sich ab und weinte. Ursula aber tröstete sie, und ich sagte: ‚Es hat ja gar nicht weh getan, du mußt nur Ursel liebhaben, dann tut nichts mehr weh.' Wera nickte mit dem Kopf heftig, kniete an meinem Bett nieder und schluchzte: ‚Ich habe sie ja lieb.' Ursulas Antlitz war ganz von innen erglüht. Als sei es transparent und jemand habe dahinter ein Licht angezündet. Ich sah sie an und bat sie: ‚Bitte, Ursel, sage mir, ob du mich lieb hast.' Doch sie schwieg, nur ihre Augen brannten in meinem Blick. Kein Wort kam über ihre Lippen. Keine Bewegung. Dann trat Mulling auch noch ins Zimmer, Ursula gab ihr den Stuhl, Wera erhob sich. ‚Geht es schlechter?' fragte sie. Da lachte ich auf und sprach zu ihr: ‚Mulling, wie soll es mir schlechter gehen, ich bin ja gar nicht krank, sondern habe nur so mit geschlossenen Augen dagelegen, um zu hören, was die beiden über mich reden. Gleich packe ich meine Koffer und fahre los.' Da sagte Mui: ‚Wohin willst du fahren?' Und ich erwiderte: ‚An den Nordpol. Mit Frithjof Nansen, durch Schnee und Eis.' Doch das sage ich nur, um einen Witz zu machen, ich weiß natürlich ganz genau, daß ich gar nicht mit Nansen reisen werde. Die drei Frauen aber nehmen es ernst und Wera meint, die Expedition sei noch nicht ausgerüstet, ich müsse noch etwas warten. Mulling setzt hinzu: ‚Ganz wie Großvater Ulrich von Harras. Der wollte auch immer an den Nordpool. Er hat das Harrassche Blut.' ‚Gott sei Dank', sagte ich darauf, ‚das habe ich. Mit dem Blut

macht man den Teufel zum Narren. Ich werde ihm noch Hörner und Schwanz ausreißen, paßt nur auf!"

So weit war Axel gekommen. Gerade wollte er fortfahren, sich seinen unglaublich lebendigen Traum zu erzählen, da ist es ihm, als höre er nebenan einen Stuhl rücken. Sonderbar. Es ist tiefe Nacht. Vielleicht zwei Uhr in der Früh, und in seinem Kabinett rückt jemand den Stuhl. Auch die Diele knarrt. ‚Wer ist denn da?' ruft er. Indem will er auch schon aus dem Bett, um zu sehen, wer denn in sein Kabinett eingedrungen ist, hängt mit einem Fuß aus dem Bett und will gerade den zweiten nachziehen, da geht die Tür auf, und Ursula tritt ein.

Axel denkt, ihn soll gleich der Schlag treffen. Nachts kommt Ursula im seidenen Morgenkleid und bloßen Füßen aus seinem Arbeitszimmer, tritt zu ihm, umfaßt ihn und will ihn wieder aufs Lager betten. Er ist fassungslos und fragt nur leise: „Was willst du denn hier?"

Sie lächelt freundlich, ergreift seine Hand und antwortet: „Nach dir schauen. Nicht hinausklettern, Axel, sonst verschiebt er sich."

„Was verschiebt sich? Wer verschiebt sich? Was habe ich denn für einen abscheulichen Panzer um die Brust? –!"

„Du bist krank, Lieber. Leg dich hin. Ich bleibe ein wenig bei dir. Willst du etwas haben?"

Axel versucht ihre Worte zu begreifen. Weil er aber denkt, sie kann doch nicht solch einen ganz witzlosen Unsinn schwatzen, schweigt er. In demselben Augenblick packt ihn ein furchtbarer Hustenanfall, schleudert ihn hin und her, bis er fühlt, daß er in den Armen seiner Schwester ruhiger wird. Sein Kopf begreift. Er schmerzt ein wenig, aber er hat begriffen. „Kein Traum?" fragt er leise.

Sie schüttelt den Kopf.

„Ursula!"

„Ja?"

„Bist du wirklich bei mir?"

„Ja, ich bin bei dir."

„Wachst du bei mir?"

„Ja, ich wache."

Da wird ihm unendlich wohl. Er schließt die Augen und schläft ein, ihre Hand in der seinen haltend.

Jetzt kamen Tage, an denen Axel im Bett lag und Stück für Stück die Vergangenheit mit der Gegenwart verband. Er erinnerte sich dessen, was geschah, als er die Koffer packen und nach Amerika hatte fahren wollen; aber er wußte nicht genau: war es wirklich geschehen oder habe ich auch dies bereits im Fieber geträumt? Wo endet die alte Wirklichkeit? Wo fängt der Traum an und wo, wo beginnt die neue Wirklichkeit?

Ursula und Wera, die ihn aufopfernd pflegten, wichen seinen vorsichtigen Fragen aus. Als er einmal sagte: „Ich habe nachts beim Gewitter im See gebadet", erwiderten sie: „Das hast du geträumt. Du hast im Fieber oft vom Baden gesprochen. Du bist angstvoll geschwommen und hast nach dem Ufer gesucht, das verschwunden zu sein schien." „So war es auch", versetzte Axel nachdenklich und dachte wieder und wieder darüber nach, wie alles geworden sei, bis es ihn hierher zu diesem großen müden Frieden geführt hatte.

Einmal befand er sich mit Wera allein. Die Fenster zum Park standen breit auf, und er hörte den Storosch draußen den Kies harken. Die Julisonne malte kritzelnde Lichtbilder an die Tapete. Wera las in einem Buche und hielt sich dabei, wie stets, recht krumm. Ganz gebeugt saß sie, hatte den Kopf aufgestützt, die Faust an die Wange gepreßt und las.

„Sitz nicht so krumm, Weri."

Sie blickte auf und lächelte.

„Laß dich nicht stören. Lies weiter. Ich wollte nur nicht, daß du einen so krummen Rücken machst."

Sie nickte ihm zu und las weiter. Nach einer Weile legte sie das Buch fort und setzte sich zu ihm ans Bett: „Du siehst heute viel wohler aus. Nun wirst du hoffentlich bald gesund werden. Das ganze Haus geht wie auf schwarzer Watte. Alle sind traurig."

Axel lachte: „Auf schwarzer Watte? Hast du schon einmal schwarze Watte gesehen? Und warum sind sie traurig? Es ist doch gar nicht so gefährlich."

Wera nickte bedeutungsvoll und ihre Augen füllten sich mit Trä-

nen: „Doch, doch. Es ist sehr gefährlich gewesen. Du hast phantasiert wie ein Verrückter. Alle dachten wir, du würdest sterben. Nur Mui glaubte an deine Genesung. Auch Ursula." Plötzlich warf sie sich über sein Bett und sagte in einem Ausbruch stürmischer Zärtlichkeit: „Wenn du gestorben wärst, Axel, ich hätte keine ruhige Stunde mehr gehabt. Denn du wolltest dich doch meinetwegen in den See stürzen."

Axel war noch zu empfindlich, um solche Szenen zu ertragen. Ihm wurde heiß. Er wünschte herzlich, es möchte jemand eintreten, Doktor Riesenkampff, Kulle, ein Postbote oder sonst jemand. Er sagte, indem er Wera nervös über das lockere Haar streichelte: „Nein, nein, das ist nur Einbildung. Ich wollte mich gar nicht in den See stürzen. Das habe ich wohl nur im Fieber geredet. Laß gut sein, Wera, wir wollen davon nicht sprechen. Laß! Steh auf, weine nicht, bitte, ja? Ich kann Weinen nicht vertragen."

Wera erhob sich und schien etwas gekränkt zu sein. Sie hatte wohl eine große leidenschaftliche Versöhnungsszene erhofft und stieß auf Ablehnung, ja auf Kühle. Da sagte sie, indem sie sich zu einem sachlichen Tonfall zwang (aber die Tränen liefen ihr nur so über die Backen): „Ich will mich ja scheiden lassen, wenn du es mit mir nicht mehr aushalten kannst, aber laß mich nur noch eine kleine Weile bei dir sein, verjage mich nicht gleich."

Ihm wurde es schwarz vor Augen. Für derlei Auseinandersetzungen fühlte er sich noch keineswegs frisch genug. Es benahm ihm die Luft, eine nervöse Erregung schnürte ihm fast die Gurgel zu.

„Bitte, hör auf", rief er hart, „ich flehe dich an, hör auf!"

Wera erhob sich, denn Ursula war ins Zimmer getreten, nach ihr Frau von Harras. Ursula schien das letzte Wort gehört zu haben. Sie blickte Wera forschend an und begriff, als sie Axels Mienen sah, alles. Ihre Lippen preßten sich zusammen. Ihr folgte auf dem Fuße Doktor Riesenkampff, der dem Kranken den Puls fühlte und zufrieden mit dem Kopf nickte. Zu den Damen gewandt, versetzte er: „Es geht wie geschmiert. Nach zwei, drei Tagen können Sie aufstehen und erste Gehversuche anstellen. Und nun erlauben Sie mal den Rücken –"

Die drei Frauen zogen sich in die offene Tür zu Weras Schlaf-

zimmer zurück. Axel fühlte Doktor Riesenkampffs kühles Ohr an seinem Nacken. Sein kurzgeschnittener blonder Spitzbart kitzelte ihn ein wenig. Das Ohr wanderte über den Rücken. Dann wurde er beklopft und schließlich mit wohlwollendem Schlag auf die Schulter als „wirklich prächtiger Patient" bezeichnet.

„Da sind noch ein paar Töne. Die bleiben auch wenn Sie schon wieder ganz gesund sind. Aber sonst: tadellos. Ich muß Sie loben."

Axel hatte die Empfindung, auf der Schulbank zu sitzen. Diese ärztliche phrasenhafte Pädagogik, deren Zweck es war, den Patienten bei guter Laune zu halten, kam ihm recht töricht vor. Er verzog gleichwohl das Gesicht zu einem beifälligen Lächeln.

„Was gibt es Neues, Herr Doktor?"

Doktor Riesenkampff spielte mit dem weißen Hörrohr und sagte: „Bei uns passiert doch nichts. Hier auf dem Lande gleichen die Jahre einander wie die Hühnereier. Man akklimatisiert sich seelisch und wird selbst ein Stück Wiese oder Acker. Was mich betrifft, so fühle ich den Juli mich förmlich einschlucken."

Axel entgegnete: „Wirklich? Ich denke mir, daß hier die Schicksale nicht kleiner sind als in den Städten. Nur sie haben ein andres Gesicht, treten weniger nach außen."

„Mag sein." Doktor Riesenkampff zerdrückte ein Gähnen. „Sie mögen recht haben. Meine Frau und ich gehen nächstens nach Majorenhof."

„Wo liegt das?"

„Am Rigaschen Strande. Da ist Leben, Bewegung, Verkehr. Ein geradezu internationaler Verkehr. Man findet nette Bekannte, findet Anregung, hört Musik."

„Wann reisen Sie?"

„Wenn Sie ganz gesund sind."

„Dann sage ich Ihnen schon heute Lebewohl."

Doktor Riesenkampff erhob sich. „Nur gemach. Es können noch unangenehme Überraschungen hinterher kommen. Also ich bitt' mir aus –" Er reichte Axel die Hand, ohne den Satz zu vollenden. Dann strich er sich über die weißblonden, bürstenartig geschnittenen Haare machte drei zögernde Schritte zum Schlafzimmer hin und klopfte an den Türrahmen. Frau von Harras und Wera holten ihn herein.

Ursula ging zu Axel. Sie trug eine Vase mit glühendrotem Mohn, die sie auf das Fensterbrett stellte.

„Das ist der Juli," sagte sie leise. Axel drehte sich um und schaute ihr zu. Der Mohn stand wie Mein Strauß Leuchtkugeln gegen den tiefgrünen Hintergrund des Parks. Über den Bäumen sah er ein großes Stück blauen Himmels, durch das die Schwalben flogen. Er konnte deutlich die kurzen kleinen Schreie hören.

Ursula trat zu ihm. Er nahm ihre Hand, und sie setzte sich auf den Bettrand.

„Du siehst besser aus heute. Bald werden wir dich wieder gesund haben."

Axel nickte und schwieg.

Auch sie schwieg, sah ihn an und lächelte.

Axel durfte nun täglich ein wenig aufstehen und ein paar Schritte im Garten machen. Jetzt besuchten ihn auch seine Freunde, die vordem nur ängstlich bei den Frauen nach seinem Ergehen gefragt hatten. Besonders Tante Lulle, die während des hohen Fiebers einmal nachts bei ihm gewacht hatte, konnte sich vor Glück nicht fassen und sah den Genesenden immer nur selig an.

Zu Wera sagte sie: „Nu, Werachen, was sagst du, da habt ihr ihn ja wieder, was?"

Und zu Axel: „Pfui, wie bist du noch blaß, du Armerchen. Wart nur, ich bring' dir meine Sanaburintabletten. Die nehme ich seit vierzehn Jahren und sie helfen mir vorzüglich. Sie sind für Genesende, Blutarme, Rekonvaleszenten, stillende Mütter –"

„Tante Lulle!" flehte Axel. „Ich habe an Kulles Sahnetöpfen oder, wie ihr sagt, Schmandtöpfen reichlich genug, um Preisboxer zu werden. Ich kann wirklich deine Pastillen nicht mehr essen."

„Ach, der Riesenkampff ist ein Dummerian. Der denkt, man wird von Sonne und Atmen fett, aber das ist Unsinn. Du mußt Kräftigungsmittelchen zu dir nehmen, dann sollst du mal sehen, wie du ansetzt. Du bist ja so ein Dünnerchen geworden."

Axel hatte die Geduld eines Urchristen: „Gute Tante, ich bin gewiß ein Dünnerchen geworden, ich finde diese Bezeichnung noch sehr milde und zart, siehst du – was wollte ich sagen? Ja, ich weiß

nicht recht. Also ja, ich beschwöre dich, keine Pastillen, nicht wahr? Bitte, keine Pastillen. Ich spucke sie bestimmt alle wieder aus."

„Nu wenn du sie ausspuckst, werde ich dir keine bringen, Axel", sagte Tante Lulle ein wenig empfindlich, „dazu sind sie zu schade. Aber ich meinte nur..."

„Sei nicht böse, liebste Tante Lulle, ich meinte ja auch nur –"

Damit schlossen sie wieder Frieden.

Auch Frau von Brodem machte einen Besuch und beglückwünschte den Genesenden zu seiner Gesundheit. Sie trug ihr altes, imponierendes Wesen zur Schau, rauschte in einer taubengrauseidenen Robe durch den Garten und gab dem alten Ewald, der sie mit bedeutsamem Gesicht anmeldete, einen kleinen effektvollen Schlag mit dem Sonnenschirm, welcher dartun mochte, daß sie nicht ohne Humor sei. Indessen dem Tieferblickenden entging nicht eine tiefe Gramfalte auf der Stirn. Auch war ihr sonst so volles und gesundes Gesicht eingefallen. Ihre Augen an den Rändern gerötet. Es ist kein Spaß, einen hoffnungsvollen jungen Pflegesohn zu verlieren. Natürlich fragte niemand nach Achilles, aber als sie mit der alten Frau von Harras in ihrem kleinen Boudoir saß, dessen grüne Jalousien wegen der heißen Nachmittagssonne heruntergelassen waren, liefen der aufrechten und steif dasitzenden schönen Frau plötzlich die Tränen über die Wangen. Frau von Harras nahm ihre weißen, nach Reseda duftenden Hände mütterlich in ihre und sagte bekümmert: „Haben Sie noch keine Nachrichten?"

Frau von Brodem verzog den Mund säuerlich, so daß sich das Kinn krauste, was ihr einen merkwürdig greisenhaften Zug gab. Sie schüttelte den Kopf. Dann nahm sie ein weißes, stark mit Kölnischwasser parfümiertes Schnupftuch aus der Handtasche, schneuzte sich und sagte in tiefem Alt: „Verloren, liebe Sophie, verloren. Begabt, aber haltlos. Ich muß ihn mir aus dem Herzen reißen."

Frau von Harras hob abwehrend die Rechte: „Tun Sie das nicht. Glauben Sie mir, er wird noch einmal zurückkehren zu Ihnen. Er schämt sich nur. Gewiß, er schämt sich nur vor Ihnen, die Sie ja stets gütig und mütterlich zu ihm gewesen sind."

„Ja, ich glaube auch, daß ich das gewesen bin. Oder nicht? Habe ich ihn nicht wie einen eigenen Sohn erzogen, wie einen Bruder

Corahs? Habe ich das nicht? Habe ich ihm nicht Pakete nach Leyden geschickt? Krawatten und Konfekt und Delikatessen, damit er seine Kommilitonen damit traktiere? Denn ich wollte nicht, daß er sich mit dem kleinen Familienstipendium durchhungere. Er hieß Brodem und sollte wie ein Brodem leben. Und das Resultat? Er hat die Sachen an seine Frauenzimmer verteilt, glauben Sie mir, liebe Freundin, ich weiß es besser" – sie wehrte den Einwurf Frau von Harras' hoheitsvoll ab – „ja, ich weiß es! Ich mache mir keine Flausen vor. Oh, wenn es nur eine gewesen wäre, aber ein ganzer Harem –"

„Sie sind gewiß auf falschem Wege, liebe Juliane, so dürfen Sie das nicht verstehen. Ich kann Ihnen ja auch nicht alles erklären, ich weiß nicht, was das eigentlich für eine abscheuliche Krankheit ist, zu unsrer Zeit gab es so etwas nicht, aber daß es eine Krankheit ist, das hat mir Axel gesagt. Sonst hätte er ja nicht auch von Ursula Unterwäsche genommen –"

„Von Ursula!" schrie Frau von Brodem auf und schloß, steif dasitzend, die Augen. „Entsetzlich!"

„Warum ist das so entsetzlich, liebste Juliane!" Frau von Harras streichelte die schlohweiße Hand der wachsbleichen Brodem, „oder ich will fragen: warum ist das entsetzlicher, als bei den andern, von denen er solche Stücke als Angebinde nahm?"

„Aber ich bitte Sie, um Christi willen, Sophie, jetzt sagen Sie mir nur eins: es ist doch nicht möglich, daß ihm Ursula die Wäsche gegeben hat, so hat er sie also gestohlen?!"

„Warum sagen Sie ‚gestohlen', als sei Achilles ein Dieb. Sie wissen ganz genau, daß er sie nicht gestohlen hat so wie einer silberne Löffel stiehlt, sondern daß er ein armer kranker Mensch ist, mit dem man Mitleid haben muß."

Frau von Brodem fächelte sich mit dem duftenden Schnupftuch Luft zu. Sie atmete schwer. Mit gramvoller Stimme sagte sie: „Sie wollen mich trösten. Sie meinen es gut. Aber für mich bleibt es dabei: Achilles hat sogar Ihre Tochter bestohlen. Ich dachte immer, es seien Liebespfänder, so wie die jungen Männer zu unserer Zeit wohl einmal ihrer Erkorenen ein Taschentuch oder eine Schleife klemmten und sie am Herzen trugen, voleurs d'amour. Doch daß er unbescholtenen jungen Mädchen, die ihm unmöglich die geringsten

Avancen gemacht haben können, aus heiterem Himmel die Unterwäsche aus der Kommode nimmt, das sagt mir genug. Still, meine Liebe! Trösten Sie mich nicht. Es sagt mir genug. Und der törichte Lurich ließ mich glauben, daß es aus Verliebtheit geschehen sei, gewissermaßen, verliebte Scherze oder ähnlich, ich weiß es nicht, ich habe kein Wort verstanden. Er hat Pfeife geraucht und von der Güte Gottes gesprochen."

Frau von Harras tat die arme ratlose Juliane Brodem über die Maßen leid und sie bereute, Ursulas Namen genannt zu haben. Natürlich war es in allerUnschuld geschehen und nur um die Vorwürfe gegen Achilles zu entkräftigen. Um das Gefährt wieder in sonniges Land zu führen, fragte sie nach Corah, doch auch hier schien sie auf Gestein zu stoßen. Frau von Brodem erwiderte ziemlich kurz: „Corah ist noch bei Professor Brieling. Er will sie à tout prix behalten. Sie ist seine rechte Hand, er macht keine Operation ohne sie."

„Nun, das ist wohl eine große Freude für Sie, eine große Freude. Aber es geht ja doch nicht. Wenn Corah erst eine Fürstin Sucholski ist, kann sie nicht Assistentin bei Professor Brieling sein."

„Nein, das geht natürlich nicht, aber es hat mit der Heirat noch Zeit. Jesim ist sehr jung. Ich weiß nicht, ich würde mich über eine zu frühe Verbindung nicht freuen."

„Ist er noch in Petersburg?"

„Nein, er ist augenblicklich in Moskau." Und weil eine Pause entstand und Frau von Brodem mit ablehnendem Gesicht schwieg, war es ein Glück, daß Ursula eintrat und die junge lebensfrische Christa von Wulff mitbrachte. Bald darauf saßen sie denn auch alle im Musiksaal, Christa sang Schubertlieder, und Ursula begleitete sie dazu. Als die Stelle kam:

„Nun es wird nicht weit mehr gehn
An dem Wanderstabe;
Krähe, laß mich endlich sehn
Treue bis zum Grabe."

schneuzte sich Frau von Brodem. Ihre Nase und ihre Augen waren gerötet. Alle sahen es mit Bewegung.

Übrigens war Christa nicht nur nach Windsloh gekommen, um Axel zu besuchen oder um vorzusingen, sondern sie hatte noch einen geheimen Auftrag mitgebracht. Einen kleinen Zettel von Johannes und die Bitte an Ursula, ihn sogleich nach Empfang zu lesen. So ging denn Ursula bald darauf unauffällig aus dem Zimmer und las:

„Liebe Ursula! Darf ich Dich heute abend acht Uhr an der großen Eiche am See sprechen? Ich werde dort bis neun auf Dich warten.

Johannes."

Da Frau von Brodem zum Abendessen blieb, auch Pastor Lurich, der Paul von Schablonski mitgebracht hatte, sich bestimmen ließ, das Nachtmahl auf Schloß Windsloh einzunehmen, war es für Ursula nicht leicht, zu entwischen. Wenn sie sich aus einer Gesellschaft entfernte, merkten es gleich alle. So drang sie auf pünktliches Abendessen, schlug den Gästen vor, im Garten ein wenig spazieren zu gehen und die eben aufgeblühten Rosen „Baronin Rothschild" anzusehen. Trotzdem wäre ein Entfliehen nicht möglich gewesen, wenn nicht zur allgemeinen Überraschung Graf Straal und der alte Fürst Sucholski erschienen wären. Straal hatte den Fürsten aus Dobleen mitgebracht, aber dem Kutscher die Weisung gegeben, über Windsloh zu fahren. Wera, die etwas gelangweilt Frau von Brodem einen sachlich unrichtigen, aber temperamentvollen Vortrag über altägyptische und moderne Malerei hielt, wurde plötzlich guter Laune. Frau von Brodem lebte ebenfalls auf. Der Fürst küßte ihr die Hand und bestellte Grüße von Jesim. Es stellte sich freilich bald heraus, daß er seinen Sohn zuletzt vor drei Wochen in Petersburg gesprochen und von ihm inzwischen keine Nachricht empfangen hatte. Immerhin glaubte er, Jesims baldige Ankunft versprechen zu können. Er selber müsse seines gichtischen Leidens wegen demnächst nach Deutschland ins Bad. Ob nicht die „Baronin" mit wolle. Vielleicht, sagte Frau von Brodem, vielleicht. Indessen, sie könne schlecht von Preakuln fort. Preakuln erfordere ihre volle Gegenwart. Die Ernte stünde vor der Tür. Fürst Sucholski bot ihr den Arm und führte sie zur Terrasse, wo Ewald mit ehrfurchtsvoller Miene ihnen Weißwein mit Ananas einschenkte und zartes, knusperiges Gebäck anbot.

Gegen halb neun lief Ursula zum See. Es war ein warmer Juliabend, der wie auf Goldgrund gemalt schien. Hoch in der blauen Luft jagten sich die Rauchschwalben. Vom vollen Getreide her hörte sie das Schnarren der Wachteln, und als sich der Wald lichtete und ein leichter Westwind den Atem des Sees herüberführte, sah sie das Rot der Abendsonne durch die Stämme sickern.

Gleich vom Badehaus bog rechts ein Weg vom Ufer ab, der zu einer kleinen Bucht führte, in deren Grund ein uralter Eichbaum sein gewaltiges Geäst über eine Wiese streckte, die am Waldrande mit Wacholderbüschen und Eibensträuchern bestanden war. Der Uferrohrsänger sang seine melodischen Liedchen. Als sie die Wiese betrat, stiegen flügelrauschend Wildenten auf und fielen auf halbem Wege zur Insel ins Wasser.

Johannes sah blaß aus. Ursula erschrak, wie abgemagert und elend er war. Doch als er sie erkannte, erhob er sich vom Baumstumpf, auf dem er gesessen, und küßte ihr lächelnd die Hand. Seine hohe eckige Stirn schien ihr noch größer geworden zu sein, die feingeschnittenen Lippen noch schmaler.

Ursula berichtete von dem überraschenden Besuch und entschuldigte ihr spätes Erscheinen. Er gab vor, Bescheid zu wissen. Er hätte ja auch ins Schloß kommen können, doch fürchte er die Fragen der Menschen.

Er habe nichts versäumt, sagte sie. Frau von Brodem und Fürst Sucholski sprächen vom russischen Hofe, von der möglichen Heirat der Zarentochter Anastasia, von den Bädern in Deutschland, von, nun, eben davon, wovon man immer spräche. Pastor Lurich lese Mu einen Aufsatz aus der „Christlichen Welt" vor, Wera gehe mit Graf Straal durch die Rabatten und hinter ihnen Paul und Christa.

„Welcher Paul?"

„Paul von Schablonski."

„So, so."

Ursula setzte sich auf den Boden. Sie trug ein weißes Kleid mit großen roten und gelben Streifen. Johannes sagte, sie sähe wie der Sonnenuntergang aus. Der Hals sei der Himmel und ihre Augen die ersten Sterne.

„Wolltest du mir das erzählen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Komm, setz dich her zu mir. Was stehst du so herum? Lange Zeit habe ich nicht, da wollen wir nicht Komplimente machen."

Johannes war etwas verwirrt. Er hatte gewußt, warum er Ursula hierher bat, doch nun, wo sie neben ihm im Grase lag, ganz nahe und leibhaftig, da schien es ihm, als sei das andre alles unbedeutend und ganz nebensächlich und wichtig allein die große Nähe des geliebten Mädchens. Er nahm aus einem bestimmten Grunde an, daß sich in ihr etwas geändert haben würde, doch wie sie ihn nun offen und frei ansah und ihre zu kurze Oberlippe sich ein klein wenig über den weißen Zähnen hob, war es ihm, als habe er sie so immer gesehen, vor Jahren schon, so lange er denken konnte: Schlank, frisch, goldblond, mit dem grünen klaren Blick, mit diesen ruhigen, bestimmten Bewegungen und dem zu kurzen Oberlippchen, das ihr etwas unendlich Liebes und Kindliches gab. Auch ihren Duft verspürte er wieder. Einen Duft von jugendlichem Frauenkörper und Lavendel. Und überm Nacken diese krausen weißgelben Härchen . . .

„Jetzt hast du noch immer kein Wort gesagt, Johannes. Wie lange soll ich warten?"

Er nahm sich zusammen und kommandierte sich Konzentration. Das war schwer, denn sie lenkte stark ab. Außerdem kroch ein Marienkäferchen über ihr Kleid, und die Mücken fingen an, zu geigen. Er haßte Mücken und schlug nach ihnen.

Dann heftete er seinen Blick fest auf ihre schmalen Gelenke und sagte: „Ich bin gekommen, um dir adieu zu sagen."

Sie blickte ihn überrascht an. Fast schien es ihm, als sei Erschrekken, vielleicht sogar Bedauern in ihrem Auge. (Oh Gott, wie schön wäre das.) Er nickte ein paarmal und lächelte, als sei gar nichts dabei. Übrigens ist auch nichts dabei. Was sollte wohl dabei sein, wenn er verreiste?

„Verreist du?"

„Ja, ich verreise. Der alte dumme Professor in Dorpat, wie hieß er doch gleich? Weiß der Henker, ich kann auch gar keine Namen mehr behalten, riet mir schon vor zwei Monaten, nach der Krim oder nach Schweden zu gehen, meiner Nerven wegen. Natürlich ist

es Unsinn. Wenn die Ärzte nicht wissen, was sie mit ihrem Patienten anfangen sollen, schicken sie ihn auf Reisen. Aber ich will ihm den Gefallen tun."

Das sei gar nicht so dumm, erwiderte Ursula. Er möge nur nicht so verächtlich davon sprechen. Längst schon hätte er verreisen sollen. Wohin er denn wolle? Nach Schweden! In ein Bad nach Schweden. Falsterbo sei ihm empfohlen. Im übrigen komme es nicht so darauf an, wohin er verreise. Wenn nur sein Begleiter nicht mitkäme. Ursula runzelte fragend die Augenbrauen. Ja, sie erschrak sogar etwas, denn plötzlich hatte sich Johannes helles Gesicht verändert. Er sah müde, zergrübelt, verquält aus.

„Ist es immer noch nicht besser?"

Er lachte bitter auf. Schüttelte den Kopf. Schaute von ihr fort, aufs Wasser, das nun ganz gelb und seidig blau da lag und den Abend in vollen Zügen trank.

„Sieh den hellen Stern über der Insel. Das wird der Sirius sein. Der Sirius ist so ungeheuer groß und so fern, daß das Licht Jahre braucht, um von ihm zu uns zu fliegen. Ich stelle mir vor, daß auf dem Sirius Wesen wohnen, so übermenschlich, daß sie seine Glut ertragen können. Wir sagen hier, das sei nicht möglich. Alles ist möglich. Alles ist möglich, Ursula. Dies ist der Weisheit letzter Schluß, unser Trost und unsre Hoffnung: in dem Weltall ist alles möglich. Im beschränkten kurzen Leben, dieser winzigen Spanne Wirklichkeit, eingeklemmt zwischen Geburt und Tod, ist nur das Dingliche möglich. Doch sobald wir darüber hinaus sind, erschließen sich Ungeheuerlichkeiten, Raum- und Zeitlosigkeiten, die wir hier nicht einmal fassen können. Das ist meine Reisephilosophie. Von hier aus gehe ich nun weiter –"

Ursula faßte seinen Arm. Sie schaute ihm scharf, fast böse in die Augen: „Was willst du, Johannes?"

Er senkte seinen Blick in ihren. Dann begriff er.

„Nein, nein", lächelte er, „ich bitte dich, wo denkst du hin? Hältst du mich für so geschmacklos? Wollte ich ... zum Sirius, so nähme ich nicht diesen Abschied von dir, Ursel. Ich will wirklich nach Schweden. Baden im Meer, auf dem Rücken liegen und in die ziehenden Wolken schauen. Im geschlossenen Zimmer grübelt man, aber in

der Natur träumt man. Ich habe zu viel gegrübelt, nun will ich sehen, ob ich mit dem Träumen weiter komme. Entschuldige übrigens, daß ich immer von mir spreche. Wie geht es Axel?"

„Axel geht es gut", sagte sie kurz, „mach keine Phrasen, Johannes. Du verbirgst immer noch etwas. Du kamst doch her, um es mir zu sagen. Also sag es."

Johannes schwieg. Er nahm Ursulas Hand und blickte in die Linien, die verschlungen und unenträtselbar waren. Dann legte er sich zurück und ließ seinen Blick senkrecht in den Raum fallen, in dessen Bläue ein Raubvogel fast bewegungslos stand.

„Siehst du oben den Bussard?"

Ursula blickte hinauf und nickte.

„Solche Raubvögel haben etwas Gespenstisches. Mitunter kommen sie mir wie Wesen aus einer anderen Welt vor, die scharfäugig, kalt, berechnend, über uns kreisen und mit ihrem pfeilspitzen, alles durchdringenden Blick durch uns hindurch in die geheimste Kammer der Seele schauen. Und wenn sie gefunden haben, was sie suchen, fliegen sie mit träge schlagenden Flügeln davon in den eisigen Raum."

„Warum sollten sie das wohl tun?"

„Ja, warum? Dort, wo wir Fragen ohne Antworten stellen, beginnt das Geheimnis. Wo das Geheimnis beginnt, fängt der Sinn der Welt an. Alles andre ist unwichtig. Das Sichtbare ist wertlos. Das Unsichtbare allein enthält die Wahrheit. Entschuldige mein Geschwafel. Ich doziere nicht. Mir verwischen sich nur mehr und mehr die vom Verstand gesetzten Grenzen. Ich sehe, daß diese Grenzen gar keine Grenzen sind. Dort, wo die Wissenschaft und die exakten Logiker sagen: Hier ist es zu Ende, dort fängt es erst an. Ich muß immer an die griechisch-römische Weltansicht denken: eine Scheibe ist die Erde, um die der Okeanos fließt. Doch wo der Okeanos endet, danach hat keiner gefragt. Du wirst mich vielleicht auslachen, wenn ich dir sage, daß eines der tiefsten Geheimnisse in der Erkenntnis der Kugel liegt. Bedenke, daß die Erde rund ist, daß die Sterne rund sind, daß ganze Sonnensysteme zwar elliptisch, aber doch rund sind. Daß alle Sonnensysteme zusammengenommen ein riesiges Rotationsellipsoid bilden, daß alles in der Welt Rotation, Bewegung um ein Zentrum ist. Das heißt aber nichts andres als:

Unendlichkeit. Das dingliche Symbol für die Unsterblichkeit ist die Kugel. Dort, wo die Dinglichkeit aufhört, bedarf es keines Symbols mehr. Es mögen hinter der Summe aller Sonnensysteme leere Räume folgen, doch hinter ihnen, nicht mehr faßbar für unsern Verstand und für unsre Apparate, werden neue Systeme ihre Kreise ziehen, unbekannte, vielleicht ungeheure, gegen die alle Milchstraßen Kinderbälle sind. Siehst du – es ist alles Kugel, Kreis, Rotation, das heißt, Anfang und Ende ist überall. Es gibt keinen Anfang und kein Ende, heißt das. Und nun schalte den Hebel aus dem Körperlichen ins Unkörperliche um, da fällt der Raum. Denn im Geistigen gibt es nicht mehr Raum und Zeit, nur Verwandlung. Die Kugel, ein Geschöpf des Räumlichen, ist nicht mehr nötig, grenzenlos ist alles. Alles ist möglich. Das Ungeheure kann Wirklichkeit werden. Der Mensch, der den Punkt findet, durch den er mit dem All zusammenhängt, wird schwerelos und fast schmerzlos. Er vermag Gott nicht zu sehen, aber er ist seiner gewiß, denn sein Leben durchrauscht der Atem der Unendlichkeit. Siehst du, Ursel, jetzt weiß ich auch, daß ich mich irrte, als ich dachte, wir beide seien zwei Hälften, die sich auf Erden finden müßten. Es war ein süßes Spiel der Phantasie. Ich verlor mich darin, weil es zu schön war, um gleich davon Abschied zu nehmen. Es ist alles viel ungeheurer ... Du verstehst mich."

Ursula fühlte ihr Herz klopfen. Eine unklare Angst hielt ihr die Zunge am Gaumen. Ein trockenes „Nein" war ihre Antwort.

Johannes schwieg eine Weile.

Plötzlich fuhren beide zusammen. Kaum drei Meter von ihnen entfernt, stieg mit krächzendem Schrei eine Bekassine empor, flog unruhig und wie gescheucht über dem Boden, stieg steil in die Luft und fiel wieder ins Schilf zurück.

„Unheimlich", flüsterte Ursula.

„Die Dämmerung ist die tiefste Stunde. Das Licht lügt uns die Wahrheit der Dinge vor. Hörst du den Wachtelkönig schnarren? Dort drüben muß er am Wiesengebüsch hocken. Und wenn du heimgehst, vernimmst du auf einmal Peitschenknallen aus der Höhe und eine dumpfe bellende Stimme, die dir etwas Unverständliches zuruft. Du zitterst, du läufst schneller. Du weißt, daß es die Waldohr-

eule ist, aber du fröstelst trotzdem. Warum? Warum hast du Furcht? Du glaubst an die Macht der Dinge, aber deine Seele ist weiser. Sie trägt die Ahnung um unsichtbare Kräfte tief in sich. Glaube nicht, Ursel, daß dies alles in schlaflosen Nächten ergrübelt ist. Man ergrübelt keine Wahrheit. Man erlebt sie. Ich dachte, dies sei eine Wahrheit, daß wir beide für einander bestimmt seien, aber ich irrte mich. Wir sind nicht nah genug verwandt, um auserwählt zu sein. Um Gott ganz nahe zu sein", setzte er fast unhörbar hinzu.

Er blickte starr vor sich hin. Plötzlich fühlte er: sie hat mich begriffen, und erschrak über das, was er gesagt.

Ursula lag bewegungslos. Ihr Gesicht war blaß. Ihre Augen grüne Edelsteine, hart und blinkend.

„Vergib mir, Ursel", sagte er leise.

Sie schwieg.

Eine Zeit verstrich. „Sieh, die Sterne kommen schon", sagte er, und dann vor sich hinblickend noch einmal „Vergib mir. Du weißt, ich bin ein Brunnen, der verdampft, weil ihn niemand trinken will. Ich nehme Abschied von dir. Wir werden uns lange nicht wiedersehen. Mein Leben ist in Ablauf und Ende bestimmt, deines wächst vielleicht in eine schreckliche Höhe. Erinnerst du dich der Verse, die ich dir einmal schickte? Entschuldige, bitte, daß ich von meinen Versen spreche, ich will hier keine Gedichte aufsagen, das weißt du, ich will dir nur sagen, wie sie entstanden. Ich schrieb sie, während er hinter mir stand. Er, dessen Gesicht ich nun kenne."

Ursula fühlt eisigen Frost, obgleich es warm ist und auch vom See her nur gelinde Kühle kommt. Ich möchte fort, ich muß fort, schreit eine Stimme in ihr. Aber sie vermag ihre Glieder nicht zu bewegen.

Johannes spricht wie zu sich selbst: „Dein Weg ist weit. In namenlose Gluten irrt deines Fußes Bahn..." Er bricht ab. Verbirgt seinen Kopf in den Händen. Wendet ihn langsam zu ihr und sagt ruhig und mit wunderlichem Glanz in der Stimme: „Ja, du bist auserwählt von Gott. Aber kein Mensch kann das Absolute ertragen. Du bist selig und verdammt zugleich. Wehre dich nicht. Es geht kein Weg zurück."

„Johannes", flüstert sie, „ich bitte dich, hör auf."

„Es ist dunkel um uns, liebste Ursel. Was kann ich dir noch sagen, das du nicht wüßtest, es sei denn, daß es vielleicht gut ist, in größter Not und Verlassenheit einmal einen Menschen zu rufen, der um alles weiß."

„Wie kann ich dich rufen, wenn du fern bist?"

„Wenn du mich brauchst, werde ich nahe sein. Und wenn ich tot sein sollte und du rufst mich, so bin ich dir am nächsten. Denn dies sage ich dir, Ursel, und das glaube mir, da du es noch nicht erlebt hast, es gibt in schrecklichster Not keine größere Hilfe als Tote, die um einen gelebt haben, weil sie um einen leiden und lieben konnten. Ich weiß es, daß du mich rufen wirst. Es kann nach Jahren sein, es kann in einer verzweifelten, einsamen Nacht sein, fern von allen, die dir nahe gewesen sind, wo du von Reue und Qual und Schmerzen geschüttelt bist und nicht mehr aus und ein weißt. Fürchte dich nicht in dieser Stunde, sondern falte deine Hände, deine schmalen Hände, aus denen soviel Töne, soviel Glanz und soviel Liebe hervorgeht, und bitte Gott, er möge den Toten dir nahe sein lassen, bitte den Toten, er möge Gott wieder mit dir verbinden. Flehe um ein Zeichen, glaube an die Rettung, und sie wird dir werden! Alles ist möglich, an das wir unerschütterlich glauben."

Jetzt war es dunkel um sie. Nur der Himmel über dem westlichen Ufer stand noch in Gelbgrün, durch das ein blutigroter Streifen gewirkt war. Die Sterne flimmerten auf. Die Frösche quakten.

„Ich bin nicht zu ihm gegangen", sagte Johannes leiser, „es mag schlecht von mir gewesen sein, denn alle besuchten ihn doch, weil er krank war. Aber ich habe ihm geschrieben und sieh, ich bin ja täglich mit ihm zusammen. Er schweigt, aber er antwortet mir schweigend, und ich verstehe seine stumme Sprache –"

Er packt mit heftigem Griff Ursulas Hand. Sie erschrickt so, daß ihr Herz einen Augenblick den Schlag aussetzt. Denn Johannes dreht sich um, weist mit der Hand nach rechts und stößt flüsternd heraus: „Da ist er!"

Ursula fühlt ihren Rücken eiskalt werden. Eine mystische Angst schüttelt sie. Sie will aufspringen und fortlaufen, doch wie unter magischem Zwang schaut sie in die Richtung, in der Johannes' Blick geht.

Sie sieht von einem Eibengebüsch sich einen Schatten lösen und mit schwerfälligen, ruckartigen Bewegungen zur Seite gehen, stehen bleiben. Es ist ein Mann im langen, bis zur Erde schleppenden Mantel. Ein gar nicht großer Mann. Da schreit sie auf. Die Gestalt entfaltet zwei Flügel und erhebt sich mit höhnischem „Ätsch" in die Luft. Eine Bekassine...

Fast wütend fährt sie Johannes an. „Das ist doch eine Bekassine–"

Doch nun erschrickt sie zum zweitenmal. Denn Johannes' Blick geht ja in ganz andre Richtung. Er starrt mit glänzendem, bewegungslosem Auge geradeaus, lächelt und fragt: „Siehst du ihn nun?"

„Wen?" schreit Ursula leise auf. „Ich sehe nichts."

„Was fragst du, Ursel, du weißt ja, wen ich meine. Dort steht er. Siehst du, seitdem er sich mir zu erkennen gab, ist er viel zutraulicher geworden. Ich weiß wohl, daß er es nicht selber ist, sondern nur sein Kristall, doch darum nicht weniger er selber. Erkennst du ihn nun?"

„Ich sehe nichts", stammelt Ursula. „Ich flehe dich an, Johannes, erwache, du träumst ja. Soll ich dir Wasser bringen, Johannes, ja? Erwach doch!"

Johannes wendet den Blick langsam zu ihr: „Ich träume nicht. Ich schlafe nicht. Du sollst keine Furcht haben. Die Dinge machen Angst; was hinter ihnen liegt, beglückt schon wieder. Fürchte dich nicht, es ist alles natürlich. Du kannst ihm ruhig die Hand geben."

Ursula springt hoch. „Nein!" schreit sie, „Laß mich! Ich will davon nichts wissen!"

Johannes sieht sie traurig an. Doch gleich darauf zieht sich sein Auge fast finster zusammen, er starrt vor sich hin, beißt sich auf die Unterlippe und schweigt. Es scheint, als sähe er etwas, das ihm Qual bereitet.

„Leb wohl", sagt Ursula, „ich muß gehen."

Johannes blickt um sich. „Fort", sagt er leise. Dann tonlos: „Ja, wir müssen Abschied nehmen. Grüß Axel von mir."

Sie nickt, faßt seine Hand und steht vor ihm mit gesenktem Kopf.

„Rufe mich, wenn du mich brauchst."

„Ja", haucht sie.

Er spürt ihre Hände eiskalt in den seinen, spürt, wie sie zittert. Ein großes Mitleid und ein unendliches Lieben erquickt ihn.

Da fühlt er ihre Lippen stark und fest auf den seinen. Dann reißt sie sich los und eilt den Weg zurück, den sie gekommen.

Johannes preßt beide Hände an die Schläfen und geht langsam, wie im Traum, über die Wiese zur Rotbuche, wo Hassan angepflockt ist, der schon ungeduldig seinem Herrn entgegenscharrt.

2

Axel hatte die Zeit seiner Genesung nicht nutzlos vorbeigehen lassen. Er sah zu, wie die Mädchen im Gemüsegarten die geräumten Beete nach der Düngung mit Rosenkohl und Endivien besetzten und Mohrrüben, Frühsalat, Rettiche und Radieschen hineinsäten. Von einem andern Beet wurden Kerbelrüben geerntet. Es roch nach Sommer, nach Dung und Rosen. Er sah, wie die Anja sorgfältig das ausgejätete Unkraut von Beeten und Wegen entfernte. Er wußte, daß dies wichtig sei, damit nicht die Insekten darin ihre Schlupfwinkel suchten und den reifgewordenen Unkrautsamen wieder auf die Beete trügen. Im Obstgarten lernte er auf das schlafende Auge okulieren. Der Storosch Kukeldei verstand es vorzüglich und hatte es ihm angezeigt. Ganz vorsichtig schob er das Auge in den Rindenschnitt, drückte es leicht an den Stamm und verband die Wunde mit Bast. Der Geruch des Saftes brachte ihm Erinnerungen an früheste Kindheit. Die Arbeit an der scheinbar schlafenden Lebendigkeit des Baumes stimmte ihn andächtig. Vor allem aber war ihm, als löse sich, je mehr er aus einem untätigen Schüler zu einem nutzbringenden Arbeiter wurde, das Künstliche seiner Vergangenheit von ihm los, als fiele es ab wie ein Ast, dem aller Saft entzogen sei. Er begriff mitunter nicht, wie ihm jahrelang die Untersuchung seismischer Erscheinungen hatte genügen können. Freilich war er nie besonders glücklich dabei gewesen, hatte aber nie einen andern Zustand herbeigesehnt und höchstens im Studium prähistorischer Perioden, etwa des noch wenig bekannten Präkambrium, eine gewisse innere Befriedigung gefunden. Dies war nun alles ausgelöscht und vorüber.

Seine Schwester kam vom Hause her durch die strengen Pfirsich-

rabatten, bog in den freien Obstgarten ein und ging auf ihn zu. Schon von weitem sah er ihr himbeerfarbenes Kleid, das hochgegürtet war und leicht ihre Schlankheit umspielte. Er bemerkte, daß sich ihr Schritt immer mehr verlangsamte, tat aber als sähe er nichts. Jetzt stand sie neben ihm und fragte, wie er sich fühle.

„Herrlich, Ursel. Ich bin gesund. Du siehst, ich okuliere. Morgen reite ich nach Dobleen wegen der Stiere."

Es schien ihm, als habe sie etwas auf dem Herzen, das sie nicht über die Lippen bringen konnte. Sie wird schon reden, dachte er und rieb sich das Harz von den Händen, ich hab' Geduld. „Sieh, diese vier Bäume habe ich auf das schlafende Auge okuliert. Nun wollen wir einmal sehen, was daraus wird. Ich komme mir wie ein Chirurg vor, der schneiden muß, damit der Patient gesund wird. Der Vergleich stimmt nicht ganz, aber es ist eine schöne Sache um jede Arbeit, bei der die Natur ihr Amen sagen muß. Damit bekommt man doch gewissermaßen ein Zeugnis vom lieben Gott, daß es gelungen ist. Du bist so still, Ursel, fehlt dir etwas?"

Ursula fühlte ihr Herz heftig klopfen. Er mußte es doch erfahren. Es muß sein.

„Läßt du einmal den Baum, Axel? Es wird mir nämlich ein bißchen schwer, was ich dir jetzt sagen will."

Axel drehte den Kopf zu ihr und sah sie aufmerksam an. Jetzt bemerkte er, daß Gram in ihren Zügen saß. Er erschrak.

Sie hob die Augen zu ihm und blickte ihn tief und ruhig an.

„Nicht wahr, Axel, du machst es mir nicht schwer? Du ersparst mir auch lange Erklärungen, denn darüber sprechen kann kein Mensch. Ich gehe nach Petersburg. Nicht für ein paar Wochen, verstehe mich recht, für immer. Dann kannst du hierbleiben. Denn einer von uns muß Mullings wegen hierbleiben, und du bist ein Mann und kannst ihr besser nützen. Du ... nicht so ein Gesicht. Nein, auch nicht lächeln. Es muß sein."

Ihm war zumute, als bezöge sich der Himmel, als verschwände alles Licht, als söge ein Dämon alle Luft auf und ließe nur bleierne Schwere zurück. Er stand und rührte sich nicht, durchdachte alles, durchflog mit seinen Gedanken die letzten Winkel, sah kein Mauseloch. Wie eine Vision zwischen finsteren Felswänden und tauchte die

Nacht vor seiner Erkrankung auf. Er hörte den entsetzlichen Wutschrei seiner Frau und fühlte in seinem Arm die Lust zum Schlage zucken. Wie hatte er nur so lange die Augen schließen und hoffen können?

„Hast du mit Wera eine Auseinandersetzung gehabt?"

Sie schüttelte den Kopf. „Wäre das nötig? Sind wir alle taubstumm?"

„Und Mulling?"

Sie sah ihn an und schwieg. Nur mit den Augenlidern nickte sie langsam.

„Habt ihr gesprochen?"

„Nein. Ich sagte ihr, daß ich reisen müsse."

„Und wie lange?"

„Axel!"

Er nahm ihre Hand, die ganz schmal in seiner lag, streichelte sie und schwieg.

„Du bist tapfer, Ursel."

„Bist du es weniger?"

Wieder verging eine lange Zeit. Die Meisen zwitscherten und die Mücken tanzten in der dunstigen Luft.

„Es ist doch ein großes Glück", unterbrach Axel die Stille. Sein Blick ging über sie hinaus in die dichten Obstpflanzungen, als suche er dort etwas.

„Ja", sagte Ursula leise.

Er küßte ihre Hand, ließ sie los und zog sich die Jacke an. Dann gingen sie langsam dem Hause zu, dessen grüne Jalousien dicht geschlossen waren. Die Spätnachmittagsonne lag mit großer Glut auf dem weißen Gemäuer.

Ein Teil des Parks war auf Anregung von Wera in einen Tennisplatz verwandelt worden. Nun kamen Graf Straal und Paul von Schablonski allabendlich herübergeritten und spielten Tennis. Graf Straal war ein vortrefflicher Spieler, gab die Bälle scharf und präzise ohne unnötige Bewegungen und effektvolle Gesten. Wera war noch zu unruhig. Wenn sie auf seiner Seite stand, verdarb sie ihm meist die Partie, doch er lächelte darüber und war es zu-

frieden. Hier und da wurde Ursula hergeholt. Doch man merkte ihr die Unlust an. Sobald Christa von Wulff da war, überließ sie der beweglichen Freundin gern den Platz.

Auch diesmal gab es nach dem Abendessen ein Matsch. Straal und Wera fochten gegen Paul und Christa. Eberhard von Wulff, der mit Sandor und seiner Schwester herübergekommen war, um Geschäftliches zu besprechen, schaute mit Axel und Frau von Harras zu. Auch Stahl kam herbei, neben ihm seine Gattin mit dem schwarzen Hörrohr, das sie auf Axel richtete, obwohl er gar nichts gesagt hatte. Vom Schlosse her hörten sie verwehte Musik. Sandor spielte Ursula ein Lied vor, dessen Text er mit krächzender, völlig klangloser Stimme sang.

„Gewonnen!" schrie Wera.

Frau Stahl sagte „Bravo", als sie bemerkte, daß Eberhard und ihr Mann in die Hände klatschten.

Man machte eine Pause. Wera sprach viel und prahlte mit ein paar glücklichen Schlägen. Paul von Schablonski hatte wie unbewußt seinen Arm auf Christas Hand gelegt, die sich auf ihr Rakett stützte. Christa tat, als merke sie es nicht.

„Sie spielen so leicht", wandte sich Frau von Harras an Graf Straal, daß man denkt, Tennis ist nicht schwerer, als sich eine Zigarette anstecken. Die Bälle fliegen bei Ihnen wie von selber."

„Ich kannte einmal einen Tennisspieler, der tat, als ob er miserabel spiele und jeder gelungene Ball nur Zufall sei. Er besiegte alle, mich natürlich auch, und ich muß sagen, den habe ich bewundert."

Axel fügte hinzu: „Noch mehr bewundere ich freilich meine Frau. Sie tut, als ob sie meisterhaft spiele, doch allein das Mitleid der Götter läßt sie gewinnen."

Alle protestierten. Auch Frau Stahl, die ihn verstanden hatte und herzlich lachte. Sogar General Buller, der die Gruppe umsprang und sich nicht genügend beachtet fühlte, begann ein paarmal „wauwau" zu bellen. Er sagt wirklich „wau-wau", wie die Hunde in den Kinderbüchern, dachte Axel wieder. Aber er dachte es nur nebenbei, ganz schemenhaft, so wie ihm alles, was er sah, schemenhaft vorkam, die Gäste, ihr Gelächter, die Bewegungen und Gebärden. Wirklich ist nur eins, das ist jenes unabwendbare Schicksal. Es

wächst riesengroß und unsichtbar wie ein Gewitter, das der Wald verbirgt. Man spürt es nur am Stechen der Sonne und an der Schwüle der Luft.

Als ein neues Spiel begann, löste er sich von den Zuschauern los und ging zur Terrasse zurück, wo er sich unbemerkt in einen Korbstuhl setzte. Er hörte Ursulas Stimme und dazwischen die kurzen, kalten Bemerkungen Sandor von Wulffs. Sie waren ganz in ihre Komposition versunken. Nun setzte wieder die Musik ein. Diesmal war es Ursulas Anschlag. Oh, er kannte ihn.

Als die Gäste Schloß Windsloh verlassen hatten, saßen Frau von Harras, Ursula, Wera und Axel noch auf der Terrasse beisammen. Ein ganz silberner Vollmond stand über den Bäumen. Die Julinacht war gefüllt mit schwerem Duft. Fledermäuse schwirrten.

Es lag ein gedrücktes Schweigen über ihnen. Wera fixierte ihre Fußspitzen und schien plötzlich schlechter Laune geworden zu sein, denn als Buller zu ihr gelaufen kam und sie umschmeichelte, brummte sie ein kurzes „Scher dich!"

„Wo wirst du in Petersburg wohnen?" fragte Axel. Es klang ganz gleichmütig.

Ursula hob den Blick zu ihm und sagte: „Bei Baron Mayendorff. Ich habe auch vor zwei Jahren dort gewohnt. Wir sind verwandt."

„Großmama war eine geborene Mayendorff", versetzte Frau von Harras.

Wieder eine lange Pause.

„Dann besuchen wir sie einmal, nicht wahr?" wandte sich Axel an seine Mutter.

Sie nickte und lächelte.

„Petersburg interessiert mich gar nicht," sagte Wera. „Hast du eine Zigarette, Axel? Ich halte die blödsinnigen Mücken nicht aus. – Danke."

„Graf Straal geht im Winter auch nach Petersburg", bemerkte Axel leichthin.

„Es muß ein Kunststück besonderer Art sein, einen Winter auf dem Lande auszuhalten und die Schneeflocken zu zählen", antwortete Wera.

„Meinst du?" erwiderte Axel.

„Dir macht es natürlich Spaß.“

„Mir macht es Spaß, daß du vorhin von Petersburg nichts wissen wolltest und jetzt nichts von Windsloh wissen willst.“

„Was heißt das?“

„Daß du sehr geschickt dein Fähnlein nach dem Winde richtest, der dir der liebste ist.“

Wera erhob sich und verließ schweigend die Terrasse.

Frau von Harras sagte mit leisem Vorwurf: „Du hättest sie nicht kränken sollen.“

Axel lachte kurz auf. Es klang wie ein spöttisches „Pch“, abschätzig, böse, zerquält.

Ursula stand auf. „Gute Nacht, Mui. Ich geh' jetzt schlafen.“

Sie küßten sich. Sie reichte Axel die Hand und ging nach oben.

Mutter und Sohn blieben allein. Der Druck nach Mitteilung und Aussprache war zu groß in ihnen, um Worte zu finden. Darum schwiegen sie. Über der Gegend von Rastenburg hin, unfern Dobleen, flackerte ein Wetterleuchten, als wolle jemand eine Kerze entzünden, die immer wieder verlischt. Vom Rücken des Schlosses, wo die Hofgebäude lagen, kam vielstimmiger Gesang und Balalaikaspiel. Der Tag war Mägden und Knechten nicht leicht gewesen, doch diese hellen Nächte brachten keinen Schlaf, sondern rührten das Blut auf. Auch Gelächter hörten sie und Händeklatschen wie zum Tanze, Schreie und Gesang. Es war dasselbe Leben, das Axel im Park und im Walde vernahm, ein geheimnisvolles und doch glühendes Branden der Sinne im Aufrauschen der Bäume, durch die der Wind fuhr, in den Klagen des Käuzchens, in dumpfen Brunstlauten, die aus dem Grunde der Wälder tauchten.

„Wenn es jetzt nicht bald regnet, verdirbt uns die Ernte. Das Getreide verbrennt.“

Frau von Harras blickte auf und machte eine abwehrende Bewegung: „Manchmal bist du wie dein Vater, Axel; er beklagte das Unglück stets, ehe es da war. Wenn es dann nicht kam, war er eigentlich enttäuscht.“

„Bin ich so, Mulling?“

Sie lächelte müde und legte ihre trockene magere Hand auf seine heiße. „Manchmal. Du bist ja auch sein Sohn. Und Ursel macht es

dir mit Eifer nach. Ihr seid liebe törichte Kinder. Zieht ihr nicht ein Unglück herbei, indem ihr ihm viel zu früh aus dem Wege rennt?"

Axel schüttelte schweigend den Kopf. Er fühlte sein Herz heftig schlagen. Angst und Unruhe saßen in der Kehle und drückten sie zu. Die Hand seiner Mutter streichelte ihn. Er hörte wieder ihre ruhige Stimme: „Ich habe gesehen, wie ihr alle drei in den letzten Wochen stumm gelitten habt und nun einen Ausweg sucht, weil ihr glaubt, vor etwas ganz Furchtbarem zu stehen. Ich habe geschwiegen. Was sollt' ich auch reden! Ein Picknick unternimmt man zusammen, aber seinen Schicksalsweg geht jeder allein. Und nun ist eines Abends die Ursel zu mir gekommen und hat sich auf meinen Bettrand gesetzt und gesagt: ‚Mulling, ich muß nach Petersburg.' Und als ich fragte: ‚Mußt du?' hat sie sich über mein Kissen geworfen und wie ein kleines verirrtes Kind geweint. Weiter hat sie nichts mehr gesagt, als: ‚Damit Wera Ruhe hat.' Versteh mich jetzt, Axel, wenn ich dir sage, daß dies wie ein Aufmalen des Teufels an die Wand ist, anstatt daß jeder nicht viel über sich nachdenkt und seine Pflicht tut. Es wäre gut, wenn sich Wera eine Pflicht schüfe. Sie braucht nicht Klavier zu spielen, man kann ja auch Kinder kriegen und glücklich sein."

Axel sah das Wetterleuchten aufzucken und verlöschen. Er fühlte seiner Mutter sich sehr nahe; das tat wohl. Er hätte die Augen schließen und nur immer ihre gütige Stimme hören mögen. Nun endeten ihre Worte mit einer verborgenen Frage. Er beunruhigte sich: Sieht sie den ganzen Abgrund oder sieht sie ihn noch nicht?

„Mulling", sagte er, „du hast recht, Wera täte ein fester Pflichtkreis gut. Sie hat viel überschüssige Kräfte, sie ist gesund, es ist wohl nötig, daß sie Kinder bekommt, um ruhiger und reifer zu werden. Aber ist dies nicht schon zu spät? Du fragst und ich kann dich nicht belügen, lieber dir Schmerzen bereiten, als dich belügen, du sähest ja doch alles. Darum muß ich dir sagen: es ist schon zu spät. Ich mag kein Kind mehr von ihr. Lieber von der Senta, als von ihr!"

Er war plötzlich sehr erregt. Sein Herz klopfte unsinnig schnell. Was wird sie sagen? dachte er. Doch seine Mutter schwieg, nur ihr magerer zarter Körper schien ein wenig nach vorne zusammenzusinken, und die großen dunklen Augen blickten starr in das Geäst

der Bäume. Das rauschte auf. Ein Wind fuhr mit starken Fängen in die Kronen. Das glich geheimem Zeichenwinken zu den Sternen hinauf. Axel befiel große Sorge, er möchte seiner Mutter einen Schmerz bereitet haben, der stärker als ihr schwacher Körper war. Er wußte nicht, daß ihre Seele stählern war wie eine Klinge, die man biegen, doch nicht zerbrechen kann. Er umklammerte ihre Hand fester.

„Laß mich ein wenig nachdenken, mein Jungchen", sagte sie leise, „dies ist viel für ein Menschenhirn und fast zu viel für ein Herz. Ich möchte dir helfen, doch ich bin über all dem langen Warten und den vielen Schmerzen eine alte Frau geworden, die nichts mehr vermag, als die Hände zu falten und Gott um Rat zu bitten."

„Wenn du nicht gegen uns stehst, hilfst du uns über alle Maßen", versetzte er leise, „vielleicht später noch mehr als heute."

„Mein Liebling, wie soll ich dich verlassen, wenn du in Not bist? Oder Ursel? Oder Wera? Sie ist wohl noch ein ungereiftes Kind, doch ihre Tränen sind salzig wie meine eigenen. Ich werde für euch beten, daß ihr die Kraft findet, zu überwinden. Daß ihr rein bleibt und am Ende sich noch alles zum Guten wendet."

Axel beugte seinen Kopf auf ihre welke müde Hand und fühlte eine große Ruhe in seine Brust einziehen.

„So habe ich vor sechsundzwanzig Jahren bei dir gesessen und du hast mir die wunderbare Geschichte von dem großen Helden erzählt, der in zehn Jahren sich die ganze Welt unterworfen hatte und nun vor Gottes Thron trat und sagte: ‚Die Welt ist zu klein für mich, alles habe ich besiegt, nichts ist mehr übrig, gib eine neue Erde für meinen Tatendrang.' Gott aber antwortete: ‚Schau nach innen!' Und er schaute nach innen, da fand er eine Wüste, in der kein Halm sproß und kein Bach rieselte. Und er fragte, was dies für ein Land sei. ‚Das Land deiner Seele', antwortete Gott, ‚es ist dir unbekannt und unbesiegt. Geh und erobere es.' Da zog er aus und versuchte das Land seiner Seele zu erobern, die Wüste urbar zu machen, die Raubtiere zu vernichten und alles seinem Willen zu unterwerfen. Das war ein harter Feldzug, und als er die erste Oase erreicht hatte und glücklich war über den ersten silbernen Bach, in dem er sich spiegeln konnte, da erkannte er, daß er ein Greis geworden war, und

daß er ein neues Leben nötig hatte, um über sich selber Sieger zu werden. Diese Geschichte fiel mir eben ein. In diesem Augenblick, gerade wie ich meinen Kopf auf deine Hand legte, fiel sie mir ein und ich hörte dich wieder sie erzählen. So lange habe ich sie vergessen..."

Seine Mutter streichelte ihn. Er sah ihren Blick voll Güte und Schmerz auf sich gerichtet. Und plötzlich begriff er den blutigen Weg, der Leben heißt, und daß es kein Erobern der Welt gibt, ohne daß man vordem sich selbst erobert hat. Oh, dieses Land, diese heilige Heimat, dachte er. Sie gibt mir alles wieder, was ich verlor. In jeder Stunde finde ich Ungeahntes. Unter jedem Gebüsch eine Erinnerung, die mir nun zur Weisheit wird. Muß ich dieses gewaltige Geschenk nicht mit gleichen Opfern bezahlen?

Er richtete sich auf. Über Rastenburg huschte noch immer das Wetterleuchten. Stumme Lichtsignale ferner Geister.

„Ich bin gekommen und glaubte dir einen Sohn zu schenken. Nun nehme ich dir deine Tochter."

„Was redest du, Axel. Lerne, daß man nichts nehmen kann, was man innerlich besitzt. Laß Ursula in Petersburg sein. Sie ist doch hier."

„Ja, sie ist für uns beide hier. Ich werde den See nicht anschauen können, ohne sie zu sehen. Und bei Tisch wird eine große Öde sein."

„Das wird es nicht. Wie heißt es in der Bibel? Wo zwei in meinem Geiste versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Was wir wahrhaft lieben, reißt keine Trennung von unserm Herzen. Und hat sie es nicht viel schwerer?"

„Vielleicht." Er schien etwas sagen zu wollen und winkte sich selbst ab, ein verächtliches „Pch" ausstoßend.

Seine Mutter schüttelte den Kopf: „Nicht so, Axel. Du sollst deine doppelte Pflicht sehen. Wem Gott ein Leid gibt, der soll ein Glück daraus machen. Keinem gibt er Unerträgliches. Man muß tapfer sein und sich selbst überwinden."

„So glaubst du an mich?"

„Ja, mein Liebling, ich glaube an dich."

Er stand auf und hob sie vorsichtig zu sich heran: „Geh schlafen, Mulling. Und lebe für uns. Seit diesem Abend weiß ich, wie ich dich brauche."

Sie winkte müde ab, lächelte aber unter Tränen und ließ sich von ihm küssen. Er brachte sie nach oben. Als er ihre Zimmertür hinter sich geschlossen hatte und auf dem dunklen Korridor stand, überlief ihn ein Frösteln. Bete für mich, du Heilige. Ich gehe in den größten Kampf meines Lebens, und Gott weiß, wie ich ihn bestehen werde.

Senta öffnete die Fenstervorhänge ihres Zimmers, das zu der ziemlich verwahrlosten Datsche des Wendener Kaufmanns Motschalin gehörte. Sie ließ die Morgensonne auf ihr volles langes Haar strömen, das gerade gewaschen war und nun trocknen sollte. In der Nacht hatte es gewittert. Ein kurzer heftiger Regen war niedergegangen, doch die Erde dürstete schon wieder nach Feuchtigkeit. Die glühenden Sonnenstrahlen hatten den Tau ausgetrunken. Der Himmel war wolkenlos. Hoch im Blau zitterten die Lerchen. Die Rauchschwalben schossen durch die Luft und suchten Futter für ihre Brut.

Senta fühlte die Sonne auf ihrem nassen Haar brennen. Es war wie eine elektrische Berührung unsichtbarer Hände. Der Duft der Kamille mischte sich mit dem süßen der Nelken, die unter ihrem Fenster in dichtgedrängten Stauden blühten. Auf ihrem Schoß lag ein russisches Buch, an dessen Rande sie mit dem Bleistift Notizen gemacht hatte. Jetzt war die Arbeit vergessen, sie schaute darüber weg in die Wand, durch die Wand hindurch irgendwohin in eine Ferne. Ihre stahlblauen Augen waren weit geöffnet, die Lider zuckten nicht, sie schien mit offenem Blick zu schlafen.

Darum erschrak sie auch so heftig, als nach zweimaligem Anklopfen, das sie überhört hatte, ein fremder Mann ins Zimmer trat, der modisch gekleidet war. Wohl, er war gut gekleidet, sah aber trotzdem lächerlich aus, denn der Anzug saß schlecht und zu seinem müden, glattrasierten Gesicht mit den melancholischen Augen paßte nicht der steife Stehumlegekragen und die seidene Krawatte.

Senta sah ihn böse an: „Was wollen Sie hier!"

Er machte eine schiefe Verbeugung, lächelte, wobei sich die rechte Seite seines Mundes nach oben verzog und ein paar schlechtgepflegte Zähne sehen ließ, lächelte und sah sie an. Dann sagte er: „Erkennst du mich nicht?"

Wahrhaftig, an der Stimme erkannte sie ihn. Es war Chaim Geländer. Unglaublich, wie er sich verändert, noch unglaublicher, daß er es trotz der Gefahr gewagt hatte, hier her zu kommen. Indessen schien ihr sein Besuch gar nicht angenehm zu sein. Sie runzelte die Stirn, bot ihm auch keinen Platz an, sondern sagte: „Ach so. Du hast dich verändert. Ohne Bart siehst du wie ein jüdischer Schauspieler aus. Weißt du, daß es sehr gefährlich ist, hier herumzulaufen?"

Chaim Geländer fuhr sich mit der Hand über die schweißbeperlte Stirn und die krausen schwarzen Haare. Puh, das war ein heißer Tag. Er setzte sich geniert, lächelte immer noch, lächelte verlegen, da er sich wohl auf einen andern Empfang vorbereitet hatte. Nun, mit der Gefahr sei es nicht so schlimm. Er sei schon durch ganz andre Netze hindurchgeschlüpft. Außerdem habe er die Tasche voll hübscher Papierchen. (Er klopfte auf die linke Brusttasche und schmunzelte.) Ja, er könne sagen, daß es zurzeit nicht so schlimm stehe. Die Idioten hätten ja so gut wie nichts herausgebracht. Immer die Falschen verhaftet, immer die Unschuldigen. Sogar den Firs, den langen Dojan von Windsloh. Freilich auch den fetten Jerusalem, der noch in Untersuchungshaft sitze. Ob sie das alles gar nicht interessiere?

Senta hatte, während Geländer sprach, mit verbissenem Gesicht zu Boden geschaut, jetzt hob sie den Kopf mit einem Ruck und antwortete kurz: „Nein. Nein, es interessiert mich nicht und, offen gesagt, ich wäre nicht unfroh, wenn du wieder dieses Haus verließest –"

„Angst?" unterbrach sie Geländer. Er lachte nun wirklich, etwa so wie man über ein Schulkind lacht, das eine ganz dumme Sache glaubt. „Die Senta hat Angst gekriegt."

„Ob ich Angst habe oder nicht, ist meine Sache. Was ich nicht wünsche ist, in irgendeiner Weise noch als mit euch verbunden zu erscheinen. Ich möchte nicht in Versuchung kommen, die Mörder meines Pflegevaters anzuzeigen. Denn wenn ich auch nicht weiß, wo du herumläufst, so weiß ich doch ziemlich genau, wo der Wanski zu erwischen ist. Ich gestehe dir, daß es mir nicht leicht gefallen ist, still zu schweigen, und daß ich es nur tat, weil ich die Regierung ebenso hasse wie euch. So, nun weißt du es." Sie war sehr ruhig,

zitterte gleichwohl ein wenig mit den Händen, die noch immer mechanisch das russische Buch hielten.

Geländer war aufgesprungen. Er stand mit dem Rücken zum Tisch, starrte sie an und versetzte mit etwas heiserer Stimme: „Du bist ja nur pikiert. Bist beleidigt, weil es ein bißchen schnell ging. Dachtest wohl auch, wir haben dich vergessen. Nu, hab' ich recht? Ach ja, mein Sentachen, ich kenn' doch die Weiber. Die Lehrersche macht's genau so, du bist klüger, aber du bist heißblütiger, jünger, hast Jugend. Also jetzt hör hin. Ich bin gekommen, um –"

Er unterbrach sich. „Warte einmal", sagte er, wühlte in einer fettigen Brieftasche und entnahm ihr einen Paß, den er Senta vorwies. „Sieh hin! Was ist das, nu?" Senta warf kaum einen Blick hin. „Ein hübsches Paßchen, meine Liebe. Für Deutschland und die Schweiz. Ich heiße jetzt nicht mehr Chaim Geländer, sondern Adam Libussoff und bin Sekretär im Bureau von Tscheidse, jawohl, siehst du. Es ist mir gar nicht schwer, auch so ein Paßchen für dich zu kriegen. Geld haben wir genug, um hinüber zu kommen, und in Zürich sitzen alle unsre guten Freunde. Ein klein wenig Geduld, dann reisen wir wieder zurück, aber nicht mit falschen Pässen und abgeschnittenen Bärten, sondern mit einem Kriegsplan in der Faust, vor dem die Welt zusammenknickt. Nun, wie ist es? Mach dich fertig."

Sie sah ihn kalt an und versetzte: „Das beste wird sein, wenn du gehst und keine Zeit mehr an mich verschwendest. Wir haben in diesem Leben nichts mehr miteinander zu tun."

Geländers große feuchte Tieraugen starrten sie fassungslos an. „Du sagst dich los? Ach so –" rief er aus und sah ihr gehässig ins Gesicht, „der Baron hat dir den Kopf verdreht, der Amerikaner. Bist wohl gar zu ihm ins Bett gekrochen und hast abgeschworen, äh pfui!" Er spie aus. „Wie schwach sind die Beine, auf denen ihr steht, ihr Weiber. Meinethalben, kriech den Bourgeois nach, leck ihnen den Dreck von den Stiefeln, du –"

„Geh!" sagte Senta ruhig.

Chaim Geländer lief zur Tür. Seine müden, einwärts gerichteten Füße steckten in großen staubigen Stiefeln, die wütend über die Diele schlorrten. An der Tür blieb er noch einmal stehen. Seine

Augen erhielten den alten Glanz: „Komm mit!“ bat er. „Nu, ich war grob eben. Ich will sagen: ich bin grob gewesen, entschuldige. Aber komm mit. Du bist hübsch, bist jung, hast Mut, Wissen, Energie, aus dir kann noch viel werden. Komm nach Zürich! Schüttele nicht den Kopf. Ich will dir was sagen: überleg dir's. Ich schick' dir den Paß, ja? Nach acht Tagen hast du ihn. Nun? Hm?“

„Nein, Chaim, ich komme nicht. Ich will nicht nach Zürich, sondern hier bleiben und arbeiten. Ich gehöre hierher und nicht in die Cafés der Revolutionäre. Ihr seid alle auf dem falschen Weg. Vielleicht habt ihr das Recht auf eurer Seite, aber solange ihr die Liebe nicht habt, sondern Menschen tötet, um andre zu befreien, so lange seid ihr nicht besser als jene oben. Geh! Und jetzt will ich dir noch etwas sagen für den Fall, daß du heute nacht Schloß Windsloh einen Besuch abzustatten gedenkst (es ist dies mein letzter Freundschaftsdienst an dich), der Hund liegt jetzt vorn und paßt auf. Du würdest ihm unnütz Gift ins Fressen tun, denn die Dokumente sind nicht mehr unter der Terrasse.“

Geländer verfärbte sich. Er glotzte Senta an: „Die Dokumente? Hat er sie gefunden?“

„Nein, ich habe sie gefunden und verbrannt. Da ist die leere Mappe, du kannst sie zur Gründung eines neuen Archivs gebrauchen.“

Geländer stand bewegungslos an der Schwelle. In seinen Augen glühte ein böses Feuer. Er nahm die leere Wachstuchmappe mechanisch, sah Senta mit einem tiefen Blick aus Haß und Schmerz an und bewegte die Tür zur Treppe. Plötzlich begriff Senta. Sie hatte drei Sekunden lang in seinen Augen gelesen und alles verstanden. Ihr war, als müsse sie spöttisch lächeln und dann war doch wiederum nichts von Spott in ihrer Stimme, als sie ihm sagte: „Es wäre vergeblich gewesen, lieber Chaim, denn Ursula ist in Petersburg, und ihr Bruder weiß alles. Mach einen Bogen ums Schloß und suche dir deine Heimat anderswo. Hier gehörst du nicht mehr hin.“ Sie drehte sich um und schloß eine Schieblade der Kommode auf, in der sie etwas ordnete. Chaim Geländer schien noch einen Augenblick zu zögern. Sein Gesicht war verstört, er wollte etwas sagen, vielleicht sogar sie um etwas bitten, doch langsam ver-

änderten sich seine Züge, wurden zynisch und grausam. Er stülpte sich rasch den Hut auf und schlug die Tür hinter sich zu.

Senta stand und blickte vor sich hin. Dann fuhr sie sich über die Haare und merkte, daß sie noch feucht waren. Darum setzte sie sich auf ihren alten Platz in der Sonne, nahm das russische Buch vor, las und machte von Zeit zu Zeit Notizen am Rande.

Geländer ging zur Hütte seiner Mutter. Vorsichtig vom Hühnerhof her, ängstlich den Blicken der wenigen ausweichend, die im Dorfe waren. Er schaute durch das Küchenfenster und sah sie mit Kochtöpfen hantieren, eine gebeugte Greisin, deren Lippen sich immerzu wie im stummen Gebete bewegten.

„Guten Tag, Mutter", sagte Geländer.

Sie starrte auf den fremden Herrn. Plötzlich wurde sie aschgrau und begann zu zittern. Ihr Sohn ... ihr verfolgter, schrecklicher, geliebter Sohn! Sie rang nach Luft, das war wie ein Schluchzen. Und plötzlich lief sie wie eine Tolle in die Küche, setzte eine Suppe auf, schlug Eierkuchenteich und schickte sich an, goldgelbe Komm-morgen-wieder zu bereiten. Chaim stand derweil dabei und sagte dies und das. Ließ wohl auch ein Wort wie „Zürich" oder „Genossen" fallen und zeigte die gefüllte Brieftasche. Nur den Paß zeigte er nicht. Deshalb vergaß die Mutter fast das Kochen, stellte sich vor ihn hin, glotzte ihn an, weinte und küßte seine breiten, aderigen Hände, die spitze, nach oben gebogene Finger hatten. Finger wie Skorpione, hatte Senta einmal gesagt.

Davon, daß er fortginge, verriet Chaim Geländer nichts. Die Mutter mochte denken, daß er bis zum Abend so im Hause bleiben und sich im Schutze der Nacht zu den geheimen Genossen aufmachen werde. Zürich lag weit. Dahin sollte er fahren, wenn sie tot war. Er lächelte schmerzlich.

Die Suppe war fertig. Er aß sie rasch und begab sich ins kleine Zimmer. Darin stand ein Klavier. Das war sein Klavier, an dem er als Knabe und Jüngling komponiert hatte. Geländer legte den Löffel auf das Wachstuch, erhob sich und ging schief und mit seltsamen Lächeln auf das Instrument zu. Oben standen alte Photographien. Ein bärtiger Mann mit rabenschwarzen Augen und ge-

kräuseltem Bart. Sein Vater. Daneben in goldenem Rahmen ein hübscher junger Mann mit Gehrock, weißen Handschuhen und hochgedrehtem Kaiserbart, das war sein Schwager Eichelgrün, der eine Rebekka Geländer geheiratet hatte und als Inhaber eines Konfektionsgeschäftes in Samara lebte. Geländer betrachtete ihn flüchtig, verzog abschätzig die Lippen. Danach nahm er ein drittes Photographiechen in die Hand, das ebenfalls in dickem, goldeingerandetem Rahmen neben dem Bilde der alten Frau von Harras stand, ein kleiner Backfisch mit Zopf und lustigen Augen. Auf einem Pferde saß dieser Backfisch. Man sah die schlanken langen Beine, die noch ein bißchen ungelenk waren. Man sah auch, weil sie im Rock auf dem Pferde saß und der Rock sich verrutscht hatte, etwas vom Fleisch der Schenkel. Ja, weiß Gott, wer sehr scharf hinblickte oder gar das Bild mit der Lupe studierte, der konnte das schon sehen. Der Backfisch war hübsch, oh, sehr hübsch. Lachte ein bißchen. Die Oberlippe schien etwas zu kurz zu sein. Chaim Geländer stellte das Photographiechen nicht auf seinen alten Platz zurück. Er nahm es aus dem Rahmen und legte es in seine Brieftasche. In dieselbe Brieftasche, die ganz mit Rubelnoten gefüllt war. Dann setzte er sich ans Klavier und spielte ein müdes Stück, das aus Steppenwind und Balalaikagesang geformt schien. Dieses verstimmte Klavier! Dieses alte dumme Stück. Er erhob sich, ging im Zimmer hin und her. Nebenan wurde der erste Komm-morgen-wieder in die Pfanne getan. Es prutzelte und duftete nach gebratenem Fett. Chaim Geländer aber nahm das Photographiechen wieder aus der Brieftasche mit den Rubelnoten und legte es in seinen Rahmen zurück. Da stand es nun, ganz wie vordem, lächelte, ewig jung, mit einer etwas zu kurzen Oberlippe.

„Mutter", rief Geländer zur Küche hin, „Mutter?"

Die alte Sarah steckte den roten Kopf in die Stube. „Was?"

Er sah sie an, ging auf sie zu, ganz als wolle er sie küssen, verzog dann den Mund hilflos und sagte: „Mach nicht zu viel. Ich habe keinen Appetit. Ich mag nicht viel. Doch wenn du aus dem Keller vielleicht eine Weinflasche –?"

Sie drohte mit dem Kochlöffel: „Ewiger Sufferian. Hast doch früher nicht getrunken. Geh, hol selbst eine."

Er schüttelte den Kopf.

„Laß schon", sagte er. Sie zog sich in die Küche zurück. Er blieb in der Nähe der Tür stehen. Dann hörte er, wie sie nach wenigen Minuten die Küche verließ und mit einem Schlüsselbund in den Keller ging. Blitzschnell zog er ein Notizbuch aus der Tasche, löste eine Seite daraus ab, schrieb ein paar Zeilen hin, schlug sich an den Kopf: „Sie kann ja nicht lesen!" Er wollte das Blatt zerreißen, legte es wieder auf den Tisch. „Wird der Pastor –" murmelte er. Nahm Stock, Hut und Tasche. Machte sich fertig und stand so in der Mitte der niedrigen Stube. Ziemlich schief, etwas gebückt. Seine schwarzen melancholischen Augen schauten rund herum, schauten alles an, blieben an dem Photographiechen hängen. Da packte er es, sein Gesicht bekam einen verquälten Zug von Fanatismus und Grausamkeit. Er riß es aus dem Rähmchen, ging in die Küche und warf es ins offene Feuer. Er brauchte nicht einmal die Bratpfanne abzuheben; sie stand neben dem Herdloch, damit die Komm-morgen-wieder nicht anbrennen sollten, derweil die Mutter in dem Keller nach einer Flasche Wein suchte.

Das alles tat Chaim Geländer in wenigen Augenblicken. Dann ging er zur Ladentür, schloß auf und trat auf die grelle, sandige Straße, die er so eilig in der Richtung nach Wenden entlanglief, daß man denken konnte, er fliehe vor etwas. Der Julitag war heiß, doch er mäßigte nicht seinen Schritt. Er überquerte eine Brücke. Birken standen weiß und grün und gläsern. Lerchen jubelten und zitterten in der Luft. Er sah nicht hin, sah nicht zurück, lief, lief, lief gehetzt, mit bösem, entschlossenem Gesicht. Nur in seinen Augen lag ein Feuer, das niemand zu deuten wußte, weil es niemand kannte.

Jetzt öffnete sich die Chaussee vor ihm, staubig, sonnenbeglüht, endlos in den Horizont hineinstürmend. Ein Weg rund um die Erde, der einmal wieder zurückführte, so wie alle Wege einmal wieder zurückführen. Auf dieser Chaussee ging er langsamer. Schritt vor Schritt, ein wenig einwärts mit großen Füßen und eingeknickten Knien. Nun kam er auf die Höhe, von der aus man einen weißen Mauerfleck von Schloß Windsloh zwischen den vollen Bäumen des Parks sehen konnte. Er zögerte. Er blickte nicht zurück. Auch nicht eine Sekunde. Da nahm ihn der Wald auf.

3

Gegen vier Uhr nachmittags kam Johannes von Wulff in dem schwedischen Badeort Schärenholm an. Schon auf dem Bahnhof wehte ihm die salzige Frische der See entgegen; er hörte den hohen klagenden Schrei der Möwen. Das Hotelzimmer lag nach dem Meere zu. Die Luft darin war beklommen. Er öffnet weit beide Fensterflügel, untersuchte Bett, Schrank und Waschtoilette, fand alles sauber, unterließ es gleichwohl nicht, eine halbe Flasche Kölnischwasser über die Wäsche zu gießen. Als er vor den Spiegel trat, erschrak er ein wenig. Nicht als ob in seinem Antlitz etwas besonders Schreckliches gewesen wäre, nein, nur bereitete es ihm Unruhe, sich selbst von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ihm erschien wieder die Materie mystischer und unheimlicher zu sein als der Geist, der Körper geheimnisvoller als die Seele. Dieses einmalig Gefügte und Gefaltete: Antlitz, Schultern, Hände, schien im Widerspruch zu dem Grundgesetz der Welt zu stehen, das unendliche Veränderung hieß. Mußte die Erscheinung nicht verschwinden, wenn die Teile ihren Wert verloren? Warum starb der Körper nicht, dessen Geist den Tod wünschte?

Vor dem Hotel war ein hübscher Garten angelegt. Eine große Rüster winkte ihm mit dicken grünen Ästen ins Zimmer. Wenn er sich aus dem Fenster lehnte, sah er zur Linken einen schmalen Sandweg, der von dichtem Gebüsch begrenzt war. Auf diesem Wege ging ein Mann im Strohhut.

Das ist ein Mann im Strohhut, dachte Johannes. Auch ein Mensch, der durchs Leben wandert, heftig das Glück begehrend, alles darauf einrichtend, daß es ihm „gut gehe". Sieht er ein Glück, so greift er rasch danach, blitzschnell, damit es ihm ja nicht entschlüpfe. Und wenn er es in der Hand hat, ist es eine welke Schlangenhaut. Das Glück hat sich gehäutet und dir den toten Balg zurückgelassen. Es sieht noch ganz genau so aus, als sei es das Glück, doch du merkst sehr bald, daß es nur die Larve ist. Welches sind die Menschen, die Gott liebt? Die, denen er Leid gibt, oder die, denen er Glück gibt? Entscheide nicht gleich „die, denen er Leid gibt", denn niemand kann nur Leid ertragen. Nicht Leid noch Glück führt zu

Gott, sondern die Kraft zur Überwindung der Ereignisse. Die Ereignisse sind nur Schreckschüsse Gottes. Doch fast alle Menschen fallen dabei aus dem Sattel. Weise ist, wer durch die Materie der Dinge hindurch in Gottes Auge sieht. Ich möchte es gern, ich kann es noch nicht. Doch ist die Sehnsucht groß in mir, sein Auge zu erblicken.

Die Rüster rauschte. Gelächter schallte vom Garten her. Die Schwalben stoben durch die Luft. Ein ganz weißer Mond stand am Himmel, fahl wie chinesisches Porzellan. Plötzlich kam ein wundervoller Salzhauch ins Zimmer.

Johannes ging zum Strand. Ihn packte ein Frösteln wie jedesmal, wenn er das Meer nach langer Trennung wieder erblickte. Doch gleich darauf überfiel es ihn dumpf: was suche ich hier? Wie lange soll ich mir noch diese Komödie vorspielen? Wo läuft der Weg hin? Hat er Sinn und Ziel? Ist es nicht am Ende ein Kreis, aus dem ich springen muß, sobald ich erkannt habe, daß alle Stationen durchlaufen sind?

Da schlug der schläfrige Rhythmus der Strandwellen an sein Ohr. Er sah die Ferne sich silbergrau dehnen, sah Segel, gelb und weiß, Möwen und Menschen. Sah Grün der Gärten, hellen Strand, farbige Kleider, blondes Haar und blaue Bänder. Teilnahmlos, entsetzlich fremd, ein Außen, das Welt hieß. Ihm gleichgültig, unsäglich fern, unbegreiflich fern, immer ferner entrückend. Sein Schicksal stand wie in luftleerem Raum. Kein Schall drang von andern Schicksalen zu ihm. Nichts von ihm zu jenen. Siebente Einsamkeit.

Als sich die Sterne überm Meer entzündet hatten, seltsam flakkernde Punkte in einer milchblauen nordischen Nacht, saß er am Strande und ließ die Stunden wie Schattenbilder an sich vorüberziehen. Er wartete auf die Müdigkeit, wartete auf eine Wendung seines Daseins, auf irgend etwas, das kommen mußte, um ihn aus dieser qualvoll grauen Bahn, die ohne Biegung immer geradeaus lief, mit jähem Griff zu reißen. Doch nichts kam, und er sprach zu sich selber: Wir schauen immer nach der falschen Richtung, wenn wir etwas erwarten. Nun sitze ich hier und harre wie ein Knabe auf

das Erlebnis, das mich nicht an mir selbst verzweifeln läßt. Ich schaue den Segeln zu, die sich dem Strande nähern, und denke, daß es im Boote sitzt und auf mich zufährt. Ich sehe den Frauen nach, die vorübergehen, und hoffe, daß es einer bestimmt ist, meinem Leben die neue Kurve anzusetzen. Wie ich aber warte und warte, weiß ich auch schon, daß es ein lächerliches Spiel der Phantasie ist, die mich narrt, daß nichts von außen kommt, was sich nicht innerlich vorbereitet hat. Denn jedes aus dem Horizont auftauchende neue Schicksal ist lange, bevor du es siehst, in deiner Seele getragen worden, wie die Mutter ihr Kind trägt, ehe sie es gebären und schauen darf. Wer hat gelernt, so scharf nach innen zu lauschen, daß er die Geburten kommender Ereignisse vorausahnen, vorausbestimmen kann? Die feinsten Instrumente, die der Mensch besitzt, das Gewissen und die Ahnung, läßt er vermodern und verkommen. Ich suche sie mir aus staubiger Rumpelkammer heraus. Sie sind verstimmt, verbogen und verrostet.

Johannes schwamm täglich hinaus bis zu einer winzigen Sandbank, die sich kaum zehn Fuß breit aus dem Meere erhob. Dort legte er sich in die Sonne und schaute dem Flug der Möwen zu. Von hier aus konnte er auch die weißen und braunen Körper der Mädchen und Frauen sehen, die ins Meer gingen. Drüben badeten die Männer. Nie empfand Johannes so ungetrübt von Stimmungen und Zufällen die reine Gewalt des Lebens, als wenn auf seinem nassen Körper die Sonne aufblitzte oder er sich ins grüne gischtige Wasser warf, ganz eintauchend in das Allwesen Natur.

Nun geschah es eines Tages, daß er, auf seiner Sandbank liegend, einen Menschen wohl zwanzig Meter weit davon entfernt noch tiefer in die See hineinschwimmen sah. Er hatte den Eindruck, als habe der Schwimmer eigentlich seine Sandbank besuchen, doch wie er ihn erblickte, nicht mehr umkehren, sondern weiter schwimmen wollen. Gewissermaßen aus Ärger darüber, daß sie besetzt war. Wenn Johannes damit recht hatte, konnte es nur eine Frau sein, die aus solchen Erwägungen handelte. Er hatte recht. Es war eine Frau.

Anfänglich schaute er ihr nach, wie sie ruhig fortschwamm, sich auf den Rücken legte und vom Wasser tragen ließ, doch dann über-

fiel ihn Bängnis, sie möchte in ihrem Mut zu weit gehen und nicht mehr zurück können. Nach zehn Minuten schien es ihm, als ob sie umkehre. Er beruhigte sich und schaute ihr weiter zu. Immerhin war es merkwürdig, wie langsam sie vorwärts kam, nachdem sie vordem bemerkenswert schnell geschwommen war. Auch konnte er deutlich erkennen, daß sie nicht ihren alten Weg zurück einschlug, sondern zur Sandbank hinstrebte. Er rief ihr zu und fragte, ob sie müde sei, doch keine Antwort erfolgte. So wartete er noch einige Minuten, dann warf er sich ins Wasser, um ihr entgegenzuschwimmen.

„Sind sie müde? Stützen sie sich auf meine Schulter."

Die Angeredete schüttelte den Kopf und schwieg. Gleichwohl sah Johannes, daß ihre Bewegungen etwas Gewaltsames, nahezu Krampfhaftes hatten und ihr Gesicht große Erschöpfung ausdrückte. Er blieb also etwas zurück und paßte scharf auf. Doch das Gefühl, nicht allein zu sein, schien sie wieder zu stärken. Sie hielt tapfer durch und erreichte die Insel, wo sie sich mit hochgezogenen Knien, ein bißchen verlegen und ein bißchen wütend niederhockte. Johannes sah, wie heftig ihr Atem ging, wie sie mit zusammengebissenen Zähnen sich aufrecht hielt, um nicht schwach zu erscheinen. Da nahm er auf dem äußersten Winkel der Insel Platz, drehte ihr den Rücken zu und sagte auf Schwedisch: „Legen Sie sich doch hin! So ruhen Sie nicht aus. Wenn es Ihnen recht ist, betrachte ich derweil den Mond."

„Ich habe einen Krampf am linken Fuß bekommen, daher bin ich etwas kaputt", antwortete sie ihm. Er hörte den deutschen Akzent heraus und drehte sich um. Auch sie hatte sich ihm zugewandt, erschrak aber gleich, als sie seinen Blick auf ihrem bloßen Körper fühlte, und wandte ihm wieder den Rücken zu. Doch Johannes hatte Zeit genug, um unter der blauen Badekappe ein kluges Gesicht mit schöngeschwungenen, etwas trotzigen Lippen und merkwürdig tiefen graublauen Augen zu sehen. Sie ist eine Deutsche, fuhr es ihm durch den Sinn, wäre sie eine Schwedin, würde sie sich nicht so fürchterlich vor mir schämen. Was tut man bloß mit ihr?

„Können Sie allein an den Strand, dann schwimme ich fort? Wir sind zwar wie die Götter gekleidet, aber diese Insel ist schmaler

als der Olymp." Er erhob sich und wollte ins Wasser. Doch weil er diesen Satz deutsch und nicht schwedisch gesprochen hatte, vergaß sie auf einmal alle Scheu, drehte sich zu ihm und fragte: „Sie sind Deutscher?"

„Ja und nein. Deutschrusse. Ist Ihnen das ein Begriff?"

„Ja. Ist Ihnen Ulm ein Begriff? Ich komme aus Ulm."

„Ich habe eine Photographie vom Münster in meinem Arbeitszimmer. Außerdem weiß ich, daß ein Teil der Stadt bayrisch und ein Teil württembergisch ist."

„Richtig. Ich wohne im Württembergischen."

Johannes sah, wie ihre Hände zitterten und ihre Brust noch flog. Er sagte: „Gestatten Sie mir als entferntestem Landsmann den Rat, sich trotz allerlei Bedenken auf dieses weiße Lager zu legen? Sie sind noch nicht frisch genug zur Heimreise."

„Ja, gleich", sagte sie, und dann: „Schwimmen Sie jetzt an den Strand?"

„Weil Sie es wollen", versetzte Johannes und ging ins Wasser. „Auf Wiedersehen." Nach zehn Stößen warf er sich auf den Rücken und schaute zurück. Sie hatte sich hingelegt. Auf ihrem braunen gedrungenen Körper glänzte die Mittagsonne. Sie lag ganz ruhig, als schliefe sie. Jetzt hob sie den Kopf und sah ihm nach.

Am folgenden Tage hatte sich Johannes wieder auf der kleinen Insel ausgestreckt, hinaufschauend in die balligen weißen Wolken, die im tiefen Mittagsblau schwammen. Er dachte: ob ich wohl allein bleiben werde? Schaute sich auch ein paarmal um. Doch er blieb allein. Vom Strande her tönte das helle Geschrei der Badenden herüber, gleichmäßig patschten die Wellen am Gestein empor. Das schläferte ein wie schlecht dirigierte Musik. Dazwischen fielen die Möwenschreie zu ihm herunter und einmal ein fremder, böser Ruf. Er blickte empor und erkannte einen Fischadler, der über der Bucht kreiste.

Johannes fürchtete nichts so sehr als Menschen. Um die Mittagszeit steckte er sein verschlossenstes Gesicht auf, aus Furcht, von unternehmungslustigen Badegästen angesprochen zu werden. Seine schmalen, wie in Wachs geschnittenen Lippen wurden dann noch

strenger, der glatte hellblonde Scheitel sah noch kühler, die hohe eckige Stirn noch aristokratischer aus. Seine Adlernase bekam einen Zug von Hochmut, und die hellblauen Augen blickten kalt, fast böse. So ging er ein wenig vornübergeneigt mit langen steifen Schritten durch den Speisesaal, setzte sich an seinen Platz und fixierte die Fliederbüsche, deren dichtes Laub durch das Glasfenster der Veranda nickte. Das kleine Erlebnis auf der Felsenbank im Meer hatte er eigentlich vergessen. Um so gespannter horchte er auf, als er einen alten Herrn mit viel zu weitem Kragen seiner Nachbarin, einer üppigen Blondine, von einer Frau Doktor Legis sprechen hörte, die zu weit geschwommen und beinahe ertrunken wäre, wenn nicht ein Mann mit einem Boote sie aufgenommen hätte. Ein Mann mit einem Boote... Anfänglich dachte Johannes nicht daran, daß dies eine Version seines Abenteuerchens sei, doch dann hörte er, jene Frau Doktor sei eine Süddeutsche, und es sei noch lange nicht ausgemacht, ob dem Hinausschwimmen nicht eine bestimmte schlimme Absicht zugrunde gelegen hätte. Einsichtigen könne es nicht entgehen, daß ihr Mann allen anrüchigen Personen des Badeortes nachstreiche, seine junge Frau aber sich selbst überlasse. „Nun und?" fragte eine alte Dame in tiefer Trauer, die sogar verschleiert bei Tisch saß.

Die Üppige zuckte die Achseln: „Ich sah sie heute wieder Tennis spielen. Man sagt, sie spiele meisterhaft Tennis."

„Mit ihrem Retter?"

„Gewiß, mit wem sonst?"

Um die Spätnachmittagsstunde, es war gegen sieben, schlenderte Johannes am Tennisplatz vorüber. Er erkannte seine Freundin vom Felseninselchen gleich wieder. Sie trug ein weißes fußfreies Kleid und ein blauseidenes Häubchen mit Zipfel, das ihr hübsch zu dem rembrandtbraunen Haar stand. Übrigens spielte sie vorzüglich. Sehr ruhig, mit viel natürlicher Grazie, einer nicht leichten, sondern irgendwie schwerfälligen Grazie, die zu ihrem gesunden gedrungenen Körper paßte. Ihr Gegner war ein baumlanger glattrasierter Herr, dessen rechter Arm und offene Brust nahezu bronzefarben aussahen. Zwei andere Herren in Weiß schauten zu. Eine junge

blonde Dame thronte auf dem Jurystuhl. Der Lange erinnerte Johannes ein wenig an den Grafen Straal und bei dem Blond der Richterin mußte er vergleichsweise an das messingfarbene Haar Ursulas denken. Ihm war auf einmal, als stünde Ursula neben ihm. So heftig empfand er ihre Nähe, daß er sich umdrehte und Herzklopfen bekam. Doch gleichgültige Gesichter sahen an ihm vorbei. Dahinter waren weiße Bänke und Büsche und die Silberstreifen des Meeres. Er schüttelte den Kopf und ging heim.

Einmal, es war wohl ein Festtag, wehten Fahnen an allen Stangen. Das Motorboot war lustig bewimpelt, und eine Kapelle spielte im Pavillon des Parks.

Johannes hatte sich in die Menge gemischt, die mit offensichtlichem Behagen den bunten Lärm dieses Arrangements einschluckte. Kaum sah er aber neben sich, vor sich, hinter sich fremde Menschen, spürte ihre Wärme, atmete den Zigarettenrauch ein, den sie im Munde gehabt hatten, als ihn der Ekel packte und er für den Rest des Tages im Segelboot in die Schären zu fahren beschloß. Das wird mich müde machen und ich werde schlafen können, dachte er.

Wie er sich entfernte, bemerkte er wohl fünfzig Schritte vor sich an einem Kiosk seine Felsenfreundin stehen, jene Frau Doktor Sounddso, die er angeblich im Kahn vom Selbstmord gerettet hatte. Einen Augenblick wurde er vergnügt. Doch ehe sie ihn noch erblickt hatte, drehte er zur Seite und stampfte zwischen den Strandkörben umher. Plötzlich schlechter Laune.

Nachts vor dem Schlafengehen, nachdem er sich seine Lecigenoltabletten ins Wasserglas getan, vernahm er ein Klopfen im Schrank. Er schrak leicht zusammen und horchte auf. Tat aber nichts weiter. Da klopfte es noch einmal. Deutlich: knock, knock. Nun ging er zum Schrank und legte die Hand an den Schlüssel. Übrigens konnte er sich eines törichten Bangens nicht erwehren. Es war anzunehmen, daß sein Phantom darin stand und zu ihm heraus wolle. Sollte er es freilassen? Öffnen? Er drehte den Schlüssel um... Niemand. Seine Anzüge hingen sauber in Reih und Glied. Er mußte an Erhängte denken, an Galgen und Wind, der sie bewegt. So bewegten sich auch seine Anzüge. Sonst nichts. Er lachte verächtlich auf. Wieder zum Narren gehabt. Trank das Glas Wasser

aus, verzog das Gesicht, trank noch ein Glas hinterdrein und ging zu Bett.

Auf dem Nachttische lagen Platens Gedichte. Er schlug das Buch auf und las:

„Wer wußte je das Leben recht zu fassen?
Wer hat die Hälfte nicht davon verloren
Im Traum, im Fieber, im Gespräch mit Toren,
In Liebesqual, in leerem Zeitverprassen?

Ja, der sogar, der ruhig und gelassen
Mit dem Bewußtsein, was er soll, geboren,
Frühzeitig einen Lebensweg erkoren,
Muß vor des Lebens Widerspruch erblassen.

Denn jeder hofft doch, daß das Glück ihm lache.
Allein das Glück, wenn's wirklich kommt, ertragen,
Ist keines Menschen, wäre Gottes Sache.

Auch kommt es nie. Wir wünschen nur und wagen.
Dem Schläfer fällt es nimmermehr vom Dache,
Und auch der Läufer kann es nicht erjagen."

Er blickte an die Decke, wo ein Falter unstet herumflatterte. Ich habe mein Leben danach eingerichtet, das Glück zu suchen, anstatt die Pflicht zu tun. Was ist aber Pflicht? Der Weg zur Erfüllung deines Wesens. Ich sah mein Wesen sich durch die Liebe zu Ursula erfüllen. War das falsch? In jener Nacht, wo sie an meinem Bette saß, schlief ich. Als sie mich geküßt hatte, fühlte ich Kraft zu sieben Weltwundern, obwohl ich wußte, daß ihr Kuß Mitleid und nicht Liebe gewesen. Ich stehe im Mittag meines Lebens. Ich will dieses Leben nicht von mir werfen, solange es noch ein Mauseloch gibt, durch das ich zu seinem Sinne schlüpfen kann. Hätte ich ihre Liebe gehabt, wäre ich ein voller Mensch geworden. Nun bin ich ein Danaidenfaß. Schütte Wasser hinein, so viel du willst, nichts bleibt in ihm. Meere fließen durch mich hindurch, doch ich halte keinen Tropfen.

Von der Straße her vernahm er Stimmen und Gelächter. Die Rüster rauschte. Der Wind bauschte die Gardine auf. Er löschte das Licht, schloß die Augen, schlief ein. Kaum zwei Stunden später fuhr

er mit fliegendem Herzklopfen hoch. Ein Schuß war dicht neben ihm abgefeuert worden. Er verließ sein Bett und hörte sein Blut wie toll in den Pulsen schlagen. Als er den Vorhang des Fensters beiseiteschob und hinausblickte, war ein flimmernder Sternenhimmel entzündet. Große Ruhe, durch die der Rhythmus der Meereswellen pochte. Eine feuchte frische Luft kühlte seine Stirn. Er beruhigte sich, legte sich zu Bett. So mochte eine Stunde vergangen sein. Dann schaltete er die Nachttischlampe an. Halb drei. Er ließ sie brennen und las wieder in Platens Gedichten. Doch sie begannen ihn plötzlich wie Wein zu erregen, er fühlte Hitze im Blut und Lust nach Frauen. Er gedachte jener braunen nackten Schwimmerin auf dem Felseninselchen. Sah wieder, wie sie müde in der Sonne lag und nun den klugen Kopf hob, um ihm nachzuschauen. Auch des Gesprächs bei Tisch erinnerte er sich. Er dachte, daß sie begehrenswert sei und eine Nacht wie diese von grausamer Qual und Einsamkeit. Flüchtig kam ihm Professor Tiburtius Buchholz in den Sinn...

Ursula – –

Alles fiel zusammen.

Sie gehört einem andern. Noch nicht. Doch einmal wird es sein. Er sah den andern. Er preßte die Hände zu Fäusten und biß die Zähne aufeinander.

Viele Foltern kennen die Götter, um die Menschen ihre Macht fühlen zu lassen. Die eine ist Krankheit. Die zweite ist die Eifersucht. Eine andere ist die Schwermut. Und wieder eine andere die Schlaflosigkeit. Tantalus dürstete. Er stand im Wasser. Doch wenn er sich niederbeugte, wich das Wasser in die Erde. Ihn hungerte. Vor ihm hingen Früchte. Doch wenn er nach ihnen griff, entführte sie der Wind. Der Schlaflose hat wie Tantalus alles, doch es entflieht ihm, ehe er es fassen kann, weil sein Geist nicht mehr die Kraft hat, es schneller zu packen als es schwinden kann. Der Geist ist gesund, stark, frisch, von vielen Werken trächtig. Nur eines kurzen Schlafes bedarf es, um sie zu leisten. Da dehnt sich die Nacht in fürchterlicher Endlosigkeit. Der Schlaf naht, er ist ganz nahe. In dem Augenblick springt ein grinsender Teufel auf, der Zweifel heißt: Es ist ja doch vergeblich! Wach. Die Ruhe ist fort. Die Pulse rasen.

Es wird grau. Der Morgen bricht an. Welk und matt erhebst du dich vom Lager.

Johannes hatte seine letzte Hoffnung auf diese Tage am Meer gesetzt. Sie sollten ihm den Schlaf und seinem Geiste die Frische geben, die er heftiger begehrte als Brot und Licht. Da wurden nachts alle Dämonen wach. Baronin Nolk stand an seinem Bett und sagte: „Eben verlor ich einen Sohn. Warum haben Sie mir nicht den zweiten gelassen? Ich bin nun eine einsame alte Frau. Mein Mann ist Tabetiker. Alles verfällt. Der Stamm stirbt aus. Wer sind Sie, daß Sie Generationen morden dürfen?“ Er flog auf und starrte in die Nacht.

Ursula legte sich zu ihm. Sie öffnete ihr Kleid und zeigte ihm die festen runden Brüste mit den kleinen Rosenknospen. Er sah ihre schönen Schultern und schlanken Arme. Er sah ihren schmalen weißen Leib mit der süßen Böschung des Schoßes und die vom Reiten starken Schenkel und schmalen Waden. Er sagte: Ich begehre dies alles nicht aus Gier und nicht aus Lust, nicht aus ungebändigtem Triebe, nicht aus Tierhaftigkeit und Fleischlichkeit, sondern aus Religion. Ich bete deinen Leib an, weil er makellos und schön ist wie die Sterne und die jungen Birken, die Meteore und die Strahlenkränze des Nordlichts. Ich möchte mich in dich versenken aus der Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott. Denn es gibt nur zwei Wege zu Gott. Der eine führt durch das begnadete Weib, der andre durch den freiwilligen Tod. Der freigewählte Tod als Lust und Herrschaft über das Leben. Ich fand die Frau, die von dir bezeichnet ward als Pforte zu deiner Unendlichkeit. Du verschlossest sie mir aus dunklem Grunde. Nun laß mir den zweiten Weg frei. Lästig ist mir mein Leib. Meine Seele klopft und zittert und will befreit sein.

Dann kam der Morgen, und Johannes begann das Licht zu hassen. Auch das Schicksal haßte er, das ihn wie einen Sklaven in den Lichtkreis einer Frau bannte. Er wollte das Bestehende in sich morden, neue Gründe des Lebens und der Freude sich erschließen. Er dachte sich Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachsen, mit denen ihn eine tiefe bis in die Mysterien des Geschlechts hinabreichende Freundschaft verband. Er sah das Ultramarin des Ligurischen Meeres, verschwiegene Klippen, hinter deren moosigem Teppich sich ein

Zypressenwald erhob und einwuchs in die Abgrundtiefe südlichen Himmels. Er sah in der Ferne schlohweiße Häuser mit flachen Dächern aus Orangenhainen tauchen, fühlte eine warme sinnliche Luft seinen Körper streifen und sah nackte jugendliche Menschen in den Gischt der schmalen Brandung steigen. Jetzt blickte sich der eine um und lächelte ihm zu. Sein Antlitz, schmal und schön, mit hohen, feingezogenen Augenbrauen. Sein Körper ist schlank und braun, seine Gebärde traumhaft verlockend. Sie heißt: tauch ein in das Meer, die Mutter aller Erlösung, aller großen Kühle. Dein Blut ist nah am Verdampfen. Du bist eine Opferschale, vor der Apoll zur Leier spielt, während Dionysos über die Felsen springt. Alle Sehnsucht aber ist Sehnsucht nach Erfüllung. Alle Erfüllung ist Erkenntnis. Alle Erkenntnis ist Ansicht Gottes. Darum ist keine Sehnsucht Sünde. Nur wo das Fleisch sich am Fleische entzündet, um Gier zu stillen und im Fraß zu schwelgen – da stürzt der Mensch dem Teufel in die Arme.

Darüber ward es Tag. Die Sonne stieg feurig über der See empor. Schnell wuchsen die Stunden.

Eines Vormittags, als Johannes heimsegelte, begegnete er seiner Freundin von der Sandbank in einem Ruderboot westlich des Leuchtturms. Sie erkannten sich und winkten sich zu. Er ließ das Segel flattern und ging Bord an Bord mit ihr in den Wind.

„Grüß Gott!" sagte sie.

Er streckte ihr die Hand hin. „Wollen Sie herein?"

„Aber mein Boot?"

„Koppeln wir an. Rasch!"

Das Boot wurde angebunden. Sie turnte gewandt zu ihm hinein. Diesmal war sie sehr mutig. Ihr hellblaues Kleid wehte.

„Wohin?" fragte Johannes.

„Auf die Sandbank zu", erwiderte sie vergnügt. „Dort hinten, der helle Punkt."

„Ich seh' sie."

„Darf ich steuern?"

„Können Sie segeln?"

„Ja."

Das Segel blähte sich. Am Bug rauschte das Wasser auf. Sie

hielt die Ruderpinne und sah mit ihren graublauen Tieraugen scharf aufs Ziel. Johannes setzte sich auf die Reling, die Großschot in der Hand. Sie lagen hart am Winde.

Er fragte: „Sie sind Frau Doktor Legis?"

„Ich heiße Maria Legis. Wie heißen Sie?"

„Johannes von Wulff."

Schweigen. Die Bugwelle rauschte. Das angebundene Boot tanzte hinterher.

„An Ihrer weißen Hose haben Sie einen großen Fleck."

„Wo?"

„Da."

„Wahrhaftig", sagte Johannes. „Was mag das sein? Ob man das wieder abkriegt?"

„Sicher."

Plötzlich lachten beide.

„Ich habe Sie für ein Mädchen gehalten", begann Johannes die Unterhaltung von neuem.

Sie blickte auf und erwiderte nichts.

„War das Ihr Gatte, mit dem Sie Tennis spielten?"

„Mein Mann ist in Rom."

„So", sagte Johannes.

„Ja. Beinahe wäre ich mitgefahren. Aber im letzten Augenblick fuhr ich hierher. Sehen Sie den Fischadler dort oben?"

„Der steht jeden Tag über der Bucht."

„Schöner Tag heute."

„Wundervoll. Die Luft ist wie Wein. Man könnte glauben, sie ließe sich auf Flaschen füllen."

Ein paar Möwen jagten über das Boot hin.

„Möwen!" Sie schaute hoch, doch gleich wieder angespannt auf ihr Ziel, dem sie sich rasch näherten. Als sie an der Sandbank vorüber fuhren, sah er seine Begleiterin an.

„Ja?" fragte sie und erwiderte den Blick.

Johannes lachte und sah fort.

Nachmittags lagen sie im warmen Sande und schauten den heimkehrenden Fischerbooten zu. Spaziergänger grüßten. Johannes er-

kannte die blonde Dame vom Jurystuhl. Auch der Baumlange, der an Graf Straal erinnerte, war dabei.

„Haben Sie ihn geschlagen?"

Maria Legis machte ein etwas erschrecktes Gesicht: „Wen soll ich geschlagen haben?"

Johannes schüttelte den Kopf über sich selber: „So meinte ich's nicht. Ich dachte an Ihr Tennisspiel. Sie spielten doch neulich mit dem langen Herrn Tennis?"

„Zweimal habe ich ihn geschlagen, zweimal er mich. Die Entscheidung steht noch aus."

„Ist er ein Schwede?"

„Ja, Attaché an der Berliner Gesandtschaft."

Johannes reckte sich im weißen Sande, den er durch die Finger rinnen ließ. „Tennis sollten alle Diplomaten lernen. Ein gutes Training für politische Aussprachen. Der gewinnt, der die größte Ruhe und die schärfsten Bälle hat."

„Ist das nicht überall so?"

„Sie meinen im Leben?"

„Ja. Immer gewinnt der, der die größte Ruhe und die schärfsten Bälle hat."

„Möglich", versetzte er, „doch ich liebe nicht die Nutzanwendungen auf das Leben. Das schlechteste Leben ist immer noch tiefer als der beste Aphorismus darüber. Mit Aphorismen beruhigt man sich zu leicht."

„Darf man das nicht?"

„Wenn man praktisch sein will, ja. Wenn man klug sein will, nein."

„Am Ende ist man weder praktisch noch klug." Sie hatte den Arm in die Luft gehoben und hielt einen jungen Tannenzweig gegen das Lichtblau des Himmels. Johannes sah, wie schön ihr Arm gebaut war. Der weite Ärmel fiel bis zur Schulter zurück. Die Muskeln lagen ganz unverfettet und doch zart um den feinen Knochenbau. Ein Marienkäferchen kroch darüber hin. Johannes hob die Hand, um es fortzunehmen. Doch auf halbem Wege ließ er die Hand wieder in den Sand fallen. „Man ist weder praktisch noch klug. Sie haben recht."

Bei einem Familienboot, das eben landete, stand der alte Herr aus dem Speisesaal. Neben ihm die üppige Blondine.

„Dieser alte Mann da mit dem zu weiten Kragen", bemerkte er, „war jüngst der Ansicht, daß Sie freiwillig in den Tod hatten gehen wollen, und nur durch das Dazwischenkommen eines Fremden im Kahn gerettet worden seien."

Sie richtete den Kopf einen Moment hoch und sah hinüber. Dann legte sie sich wieder zurück.

„Er hat wohl ein paar Tage lang keine Zeitung bekommen, da macht er sich selber eine zurecht."

„Wenn die Menschen nichts zu tun haben, sind sie wie schlechte Reporter. Sie finden nichts, also erfinden sie."

Sie zog einen etwas spöttischen Mund und versetzte, zur Seite blickend: „Das tun gute auch. Aber dann sieht es wenigstens wie wahr aus. Ich weiß das. Mein Mann ist Journalist."

Johannes wollte antworten, doch alles, was er hätte sagen können, schien ihm plump zu sein. Da schwieg er und wartete. Indessen sie schwieg nicht minder. So ließen sie die Stunde wie eine Sanduhr rinnen und sahen ihre Schatten länger werden. Der Nachmittag wuchs in den Abend hinein. Ein großes ockerfarbenes Segel stand inmitten des Meeres und strahlte das Gelb der Sonne wieder.

„Es wird kühl", sagte Johannes, „der Wind nimmt zu. Frieren Sie?"

Sie schüttelte den Kopf. „Mir ist wohl. So liegen, nichts denken, das ist ein leidloser Zustand, ein unwahrscheinlicher Zustand."

„Was ist gut gegen Leid?" fragte er.

„Arbeit", sagte sie.

„Man muß das Leid erst geistig bezwungen haben, ehe man es zerarbeiten kann. Arbeit ist nur ein Betäubungsmittel, genau wie Wein, wenn auch das edlere."

„Ich wußte es nicht besser", antwortete sie.

Er sah ihr Gesicht nicht, sie lag schräg von ihm abgewandt und spielte mit einem Steinchen.

„Für eine Frau gibt es wohl nichts Besseres. Der Mann muß denken."

Sie blieb stumm.

Johannes wußte nicht, daß er in Gedanken auf ihre Finger schaute. Sie hatte es schon lange bemerkt. Lächelte verlegen und sagte: „Sie sind vom Maschinenschreiben häßlich geworden. Ein Jahr habe ich im Büro gesessen. Jetzt schwimme ich mich ordentlich aus."

„Ein Jahr lang?" fragte Johannes.

„Ja. Es ist schon länger als ein Jahr her, da fuhr er über Nacht los."

„Und dann mußten Sie Geld verdienen?"

Sie nickte. „Ja. Ich wußte vorher nicht, was das ist, Geldverdienen. Es ist schön. Ich habe eine Tätigkeit, bei der ich vielen Armen helfen kann."

Johannes streichelte ihre Hand bis zum Gelenk. Dann ein wenig den Unterarm hinauf. Sie rührte sich nicht.

So lagen sie noch eine Zeit, bis die Stunde des Nachtmahls kam und er sie zur Pforte ihrer Pension begleitete.

Sie verabredeten sich nie. Wenn sie sich zufällig trafen, lachten sie sich an und blieben beisammen. Noch hatte keiner dem andern gebeichtet, doch zwischen Schweigen und Antwort sickerte immer etwas von dem durch, was in der Tiefe saß. Einmal fuhr er im Segelboot, da traf er sie nackt im Wasser. Sie schwamm eifrig, und obwohl er mit ihr sprach, drehte sie sich nicht um. An ihren exakten Bewegungen hatte er seine Freude, doch auch ein wenig seine Lust. Da stach ihn der Teufel, daß er fragte: „Können Sie nicht auf dem Rücken schwimmen?"

„Nein", sagte sie und verließ ihn.

Er wollte ihr nachrufen, irgend etwas Lustiges sagen, doch er tat's nicht, luvte an und wendete ins Meer hinaus.

Nachmittags suchte er sie am Strande. Sie stand mit Bekannten zusammen und grüßte freundlich wieder, als er vorüberging. Er lief unweit hin und her und tat, als ob er sich für dies und jenes sehr angelegentlich interessiere. Schließlich verließ er den Strand, begab sich zum Bahnhof und studierte die Fahrpläne.

Allmählich zogen sich Gewitter zusammen. Die Nacht war schwül. Johannes sah einem schier endlosen Wachsein entgegen, verließ sein Hotel und spazierte zum Meere, dessen Gischtstreifen in der Finsternis wie bös bleckende Gebisse ausschauten. Kein Stern stand am

Himmel. Der Wind schnob unruhig und wirbelte Staub auf. Es war ungemütlich. Er setzte sich in einen Strandkorb und dachte an Maria Legis. Wenn ich sie lieben könnte, wäre ich gerettet. Kann ich etwas Besseres als sie brauchen? Wenn ich sie lieben könnte. Ich freue mich an ihr und bin ruhiger, seit ich sie kenne, doch sie nimmt auch nicht den Fluch von mir. Jetzt warf ihm der Wind einen Sack voll Sand ins Gesicht. Er stand auf und ging in der Richtung ihrer Pension weiter. Dumm ist, daß ich so lange mit keiner Frau verkehrt habe.

Er stand vor dem Hause, in dem sie wohnte. Dort oben war ihr Zimmer. Er pfiff hinauf. Ein Motiv, das sie selber neulich gepfiffen hatte. Brach ab und ging heim. Es war eine stürmische Nacht, schwelend, schwer, mit kleinen Regenschauern und fernen Gewittern.

Der Morgen war fahl. Tief lagen die Wolken. Das Meer stürmte in Wellenbergen gegen das Ufer. Am Strande wurde man fast umgeblasen. Ich werde weiterfahren, dachte Johannes. Vielleicht nach Deutschland hinein. Süddeutschland, Ulm. Irgendwo an einem Weinberg überm Neckar mir eine Hütte mieten und Hölderlin lesen, derweil der Abend über die Wiese geht. Dieser Tag war übel und die Nacht eine Wanderung durch zergrübelte Wüste.

Dann kam ein langer heftiger Regen, der die Bäume und Büsche bog und das Meer unter Duschen legte; als ob es nicht schon naß genug sei. Johannes zog sich den Wettermantel an und besuchte Maria Legis in der Pension. Das war eine Überraschung für sie. Ihre Augen strahlten. Sie bot ihm Konfekt und Datteln und Zigaretten an. Alle Augenblicke stand sie auf und brachte etwas. Dann saßen sie und besahen sich Bücher. Sprachen von Hamsum, Dostojewski, Balzac. Das Konfekt und die Datteln standen dabei, vergessen und verachtet. Plötzlich war es halb eins. Einmal strich er ihr über das braune dichte Haar. Sie zitterte ein wenig.

Kälteres Wetter kam. Halbbewölkt. Sie machten einen Spaziergang tief ins Land hinein. Die Schwalben jagten und schrien. Die Heide blühte meilenweit. Wolken fuhren so rasch über den Himmel, daß jeder wußte, wie eilig sie es hatten. Zur Nacht aßen beide in einem Dörfchen. Hier gab es beinahe schwarzen Schinken. Steinhart und salzig. Da mußten sie sehr lachen. Der Wein war sauer

und kräftig. Die Landbewohner brachten großes grobes Brot. Maria verschluckte sich, und er klopfte sie so lange auf den Rücken, bis sie um Gnade schrie.

Sie gingen nach Hause. Licht war die Nacht, hell und kühl und weit zugleich. Sie setzten sich auf einen Mooshang und sahen im Tal ihren Badeort liegen. Dahinter glitzerte das Meer im Mondschein. Johannes hatte ihre Hand gefaßt und spürte die Unruhe ihres Körpers. Er fühlte leidenschaftliche Begier nach ihrem Munde. Ihre Nähe trug den Duft von Seewasser und Frauenhaar in seine Sinne. Wie das Meer brauste und der Wald Antwort gab! Jetzt zogen Wolken über den Mond. Alles stürzte in Schatten. Sie standen auf, gingen den Weg hinunter. An einem schmalen Pfade, zwischen Wacholderbüschen, blieben sie stehen. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Eine unerträgliche Spannung riß an ihren Nerven. Da nahm Johannes Marias dunklen Kopf zwischen beide Hände und küßte die feuchten, in der Nacht wie Lichter eines Wildes schimmernden Augen. Sie legte ihre Arme fest um seinen Nacken.

„Morgen?" flüsterte er.

Sie nickte. Ihr Ja war kaum hörbar. Dann gingen sie weiter. Ein Regenpfeifer fuhr ängstlich auf. Der Mond trat aus den Wolken.

Daheim fand Johannes einen Brief von Ursula. Sie war in Petersburg, arbeitete mit Professor Kowalewski, dachte an ihn, ob er sich erhole. Wenn er, wie geplant, über Finnland und Petersburg heimfahre, solle er sie besuchen. Ach, das war wohl nur so geschrieben und vielleicht kümmerte sie dieser Besuch wenig. Doch er las und las den Brief. Und las ihn wieder und küßte ihren Namen und lief im Zimmer umher, verwirrt, erregt, aufgescheucht.

Lange nach Mitternacht stand er auf, nahm Feder, Papier, Tinte und schrieb an Maria Legis. – Zerriß den Bogen. Schrieb von neuem. Zerriß wieder. Zerriß. Zerriß. Warf sich aufs Bett und starrte an die Decke. Schrieb von neuem, verknüllte das Papier. Ging ans Fenster, blickte in die bewegte Nacht. Atmete lange, tief und ruhig. Ordnete alles, fühlte es still werden in sich, unendlich still, weit und groß. Er griff abermals nach einem Bogen, überlegte nicht lange, tauchte die Feder ein und schrieb:

„Maria Legis! Morgen bin ich nicht mehr in Schärenholm, und

ich darf Sie nicht mehr wiedersehen. Ich denke an Sie mit großem Schmerz und tiefem Dank. Johannes von Wulff."

Dann packte er rasch seine Koffer.

Petersburg. Es ist ein trockener, heißer, staubiger Augustabend. Der Platz, auf dem er steht, ist rot vom Dunst der untergehenden Sonne. Er sagt dem Träger den Namen eines Hotels. Menschen gleiten vorüber, Gespräche, Gesichter. Autolärm, Droschken und heftige Geräusche. Ein Liftjunge führt ihn in den dritten Stock hinauf.

„Was will ich hier?"

„Wie, bitte?" fragt der Diener.

„Nichts. Wasser."

„Dort ist warmes und kaltes Wasser." Er bleibt zögernd stehen.

„Gut." Johannes winkt ihm ab. Allein. Ein Zimmer. Wieder ein Zimmer, fremd, kalt, unpersönlich. Ein Raum zum Schlafen. Schlafen? Er lacht bitter auf. Wie er das Fenster öffnet, schallt ihm vom Platz her der rasselnde Straßenlärm einer Weltstadt entgegen. Nichts mehr von Jasmin, Seegras, Brandung, Wellenrauschen. Es riecht nach Benzin. Der Abend blakt. Hinter der Silhouette einer Kathedrale liegt schräg eingefegt eine böse Wolke wie ein Raubvogel. Gelb ist der Himmel. Stadt. Stadt. Stadt. Schön sind die Turmsegler dort oben.

Zur Nacht speist er in einem großen Restaurant. Die Kellner fliegen. Johannes bestellt irgend etwas, ohne Appetit. Er ißt, trinkt. Übelkeit befällt ihn. Er läßt sich ein Adreßbuch kommen. Dann sagt er sich: ich kenne ja die Adresse. Telephonbuch! Richtig, Telephonbuch. Da ist die Nummer. Er geht zur Zelle und will telephonieren. Doch wie er eben den Hörer nimmt, überfällt ihn ein tolles Herzklopfen, daß er ihn anhängt und davonläuft. Er ist darüber sehr niedergeschlagen, beinahe verzweifelt.

Dann kommt die Nacht. Es ist zu laut draußen. Also schließt er die Fenster und stopft sich Paraffin in die Ohren. Doch nun drückt die Schwüle wie wollene Decken auf ihn. Der Schweiß bricht aus. Er steht auf, trinkt Wasser und geht hin und her. Von draußen kommt Lokomotivenfauchen, Pfeifen und Geschimpfe Betrunkener.

Wohin noch? Der Kreis wird immer enger. Am Meer hoffte ich.

Ich sah ein Mauseloch. Zu eng für mich. Und ich bin wahrhaftig nicht dick. Er lacht auf und stellt sich vor den Spiegel. Dieser Mann im Hemd ist Johannes von Wulff. Eingebrannt. Gesundes Aussehen. Er spaziert wieder hin und her.

Jemand läuft über den Gang. Eine Tür wird aufgeschlossen. Eine Frauenstimme sagt etwas und lacht. Dann fliegt die Türe zu und alles ist still wie vordem. Nur die Nacht braust in seinen Ohren.

Es ist schon lächerlich, welche Furcht er vor dem Telephon hat. Zweimal, dreimal ist er nahe daran, zu telephonieren, doch jedesmal hängt er den Hörer an, ehe sich das Amt gemeldet hat. Schließlich, denkt er, gibt es ja eine Post in der Welt, die Briefe befördert. Ich werde ihr schreiben, daß ich über Schweden und Finnland durch Petersburg gekommen sei, ganz en passant, eigentlich gar nicht beabsichtigt. Daß ich durch Petersburg gekommen sei, mich hier für einen Tag aufzuhalten gedenke, Geschäfte, Einkäufe, und so weiter, und so weiter. Ich werde ihr schreiben und sie fragen, ob es ihr recht ist, wenn ich einmal bei ihr vorbeischaue.

Nein, er schreibt nicht. Die Post ist unzuverlässig. Der Brief kann verloren gehen oder in fremde Hände fallen und dann irgendwo liegen bleiben. Es ist am besten, wenn er sich aufmacht und hingeht. Sie wohnt bei Baron Mayendorff. Johannes kennt die Mayendorffs gut. Es sind Verwandte der Petersburger Mayendorffs. Vielleicht ist er sogar selbst mit ihnen verwandt, das wäre dann recht lustig, wenn es an den Tag käme.

Er geht hin und sieht sich das Haus an. Also hier wohnt sie. Unten geht er eine Weile auf und ab. Es hat ja Zeit mit dem Eintreten, niemand jagt ihn, keine Hast sitzt ihm auf den Fersen. Er geht also auf und ab und schaut nach oben, horcht wohl auch mal nach oben, ob er nicht Klavierspiel hört. Da öffnet sich die Tür und eine große magere Greisin kommt am Arm eines würdigen Herrn heraus. Johannes läuft eilig weiter.

Es eilt gar nicht. Er besucht das Haus noch einmal. Auch Abends. Es wird ihm lieb und gewohnt, unten zu stehen und wenn die Haustür geht, zusammenzufahren. Was nun den Umstand betrifft, daß es auffallen könnte, so hat er sich dagegen vorgesehen. Er liest Zeitungen. Das heißt, er tut nur so, als läse er sie. Betrachtet wohl

auch, da es keine Schaufenster gibt, einen sonderbaren Erker, notiert sich etwas umständlich in seinem Taschenbuch. Mögen die Leute denken, ich sei ein Detektiv. Schließlich ist es mir egal, was sie denken. Ja, es ist mir egal.

So vergehen mehrere Tage. Johannes behauptet, daß diese Tage reich und schön seien. Doch sein Appetit hat sehr abgenommen und die Lecigenolpillen helfen auch nicht mehr recht. Da, eines Abends, als er wohl zwei Stunden in der bewußten Straße hin und her spaziert ist, trifft er Ursula. Die Begegnung wirkt wie ein Schlag. Er weiß gar nicht, was er sagen soll. Sieht sie nur immer an und ist entzückt. Sie trägt einen breiten Florentiner Strohhut und ein leichtes Sommerkleid. Das Kleid ist nicht sehr lang, aber auch nicht sehr kurz. Gerade richtig ist es, um einen schlanken und feinen Knöchel zu zeigen. Wie hübsch sie geht! Das Haar hat sie anders frisiert. Ursula scheint sich über die Begegnung zu freuen. Sie fragt gleich, wie er sich erholt habe (oh, vorzüglich), ob er schlafe (ja, das könne man wohl sagen), ob er heimfahre (ja, er fahre morgen schon heim), ob es in Schärenholm schön gewesen sei, nette Gesellschaft, gutes Wetter? Johannes ist so selig über das Wiederschauen, daß er alle Fragen mit Ja beantwortet. Es ist schon egal, sie ist ja da, sie steht vor ihm, jung und blond und ganz lebendig. Ursula fragt ihn auch, ob er oben gewesen sei, er solle mitkommen, sie wolle ihn Mayendorffs vorstellen. Johannes weiß gar nicht, was er sagen soll, ihm ist alles recht. Dann befindet er sich in ihrem Zimmer, einem recht freundlichen großen Raum mit Flügel. Die Jalousien sind herabgelassen, es herrscht eine grüne Dämmerung.

Während sie von allem möglichen plaudern, denkt Johannes: gleich wird sie nach Axel fragen. Er bringt klüglich das Gespräch auf Windsloh, läßt durchblicken, daß er von Sandor und Christa viel Briefe erhalte, daß Sandor und Christa häufige Gäste auf Windsloh seien. Doch Ursula fragt nicht nach Axel, nein. Sie scheint es besser zu wissen, sie umgeht ihn, ist heiter und ruhig, aber von Axel spricht sie nicht. Als Johannes' Auge sich an das Licht des Zimmers gewöhnt hat, sieht er auf dem Flügel eine große Photographie Axels im Mahagonirahmen. Er kommt sich nichtig und wertlos vor. Das Leben geht an ihm vorüber, auch dieser Besuch, auf den er sich

so gefreut hat. Eine unsinnige Trostlosigkeit überfällt ihn. Er erhebt sich.

„Willst du nicht meinen Großonkel kennenlernen?" Johannes blickt nach der Uhr. Tut erschreckt. Es sei schon viel zu spät. Er habe sich verschwatzt, müsse fort, hätte schon längst fortmüssen.

Was er denn so eilig vorhabe?

Nach der Krim. Odessa. Der Zug nach Odessa gehe in drei Stunden, die Koffer seien noch nicht gepackt.

Ursula schüttelt den Kopf und sieht ihn etwas verwundert an. In ihrem Blick ist Trauer. Sie steht auf. Er lehnt am Flügel. Es ist sehr still im Raum. Beide hören ein bedrückendes Schweigen. Draußen poltert ein Lastwagen vorbei. Eine Tür wird im Hause geschlossen. Eine fremde Stimme sagt: ‚da budjom'. Es ist eine recht simple Stimme. Wohl ein Händler, denkt Johannes. Draußen ist ein Lastwagen, dahinter Häuser, Straßen, wieder Häuser, wieder Straßen, Gärten, Land, Steppe, Land, weites, weites Land. Darüber ein Himmelsabgrund. Stürz dich hinein. Es ist alles aus.

„Johannes?"

Sein Blick begegnet dem ihren. Sie schaut ihn klar und ruhig an, so wie sie stets zu blicken pflegt, sie, die Beherrschte, Kristallene. Seine Augen füllen sich mit Wasser. Er blickt zur Seite, schließt seine schmalen Lippen fest zusammen und knöpft den Rock zu.

„Wir werden uns lange nicht wiedersehen, Johannes; ich habe Furcht um dich, darf ich das sagen?"

Er zwingt sich zu trockenem Auflachen. Nein, das sei zu lustig. Um ihn fürchten! Er habe sich vorzüglich erholt und gehe nun aufs Gut zurück, um in der Landwirtschaft zu arbeiten. Da würden sie sich doch wohl im Herbst wiedersehen?

„Nein. Ich kehre nicht nach Windsloh zurück. Vorläufig – nicht."

Johannes sieht sie an. Eine kleine Falte erscheint über ihrer Nasenwurzel. Sie erwidert seinen Blick und will ruhig erscheinen. Plötzlich wird sie glühend rot. Sie verläßt ihn, setzt sich vor den Flügel und starrt einen Augenblick auf die Tasten.

„Im Herbst oder im Winter gehe ich mit Professor Kowalewski ins Ausland. Wir wollen Konzerte geben."

„So."

„Ja. Er nennt mich seine Meisterschülerin. Es ist dumm. Entschuldige."

Er steht steif da. In ihm zittert alles. Alles vibriert in ihm. Wenn er spricht, verrät er sich.

„Also du gehst nach Urtneck zurück?"

„Ja."

„Doch zuerst nach der Krim?"

„Ja, dahin zuerst ... Ursula?"

Sie blickt nicht hoch, blickt ihn nicht an, streicht nur leise mit den Fingern über die Tasten und fragt halblaut: „Ja?"

Er schweigt. Er kann nicht reden. Es ist ganz unmöglich, ein Wort zu sagen. Auf einmal kommt es wie von selber über seine Lippen, er erschrickt, so überraschend kommt es über seine Lippen: „Du liebst ihn ...?"

Ursula sitzt noch wie vorher da, antwortet nichts, schaut immer auf die Tasten. Dann nach einer endlos langen, ewig langen Zeit drückt sie die Hand nieder, und ein Mollakkord von großer Schönheit schwebt wie Farbenspiel im Raum und verlischt.

„Leb wohl", sagt Johannes und geht. Sie rührt sich nicht. Wie er schon an der Tür ist, die Tür geöffnet hat, den Korridor betritt, steht Ursula auf, geht ihm nach und drückt ihm die Rechte. Sie will etwas von Dank sagen, doch ihr Mund ist zu.

Nein, Johannes reiste nicht nach Schloß Urtneck zurück. Er steht auf der Straße und geht immer geradeaus. Schließlich führt ihn der Weg wieder zu seinem Hotel. Wie ist das so eigentümlich? Bisher hatte er dieses Hotel, in dem er nun schon mehrere Tage logierte, geliebt, ja, geliebt, oder, sagen wir, er hatte es gern gehabt, im stillen gedacht: es ist in derselben Stadt wie Ursula, sie wird mich einmal hier besuchen. Vielleicht werde ich erkranken und sterben, und dann wird sie an mein Bett treten, mir in die Augen sehen, alles wissen. Aber jetzt, wo er durch die Halle geht, widert ihn der Raum an. Der Portier, die Stühle, die Ledersessel, die Restaurationsluft, alles widert ihn an. Es hat ja keinen Sinn mehr, zu hoffen. Vorbei. Endgültig.

Wohin? Zum Sirius. Oder Algol. Doch dort ist auch Körperlichkeit. Also in die raumlose Dimension. In die große Ruhe.

Er steht in seinem Zimmer und denkt nicht eigentlich. Es flutet nur so wie elektrische Ströme durch sein Hirn. Eine Hand berührt seine Schulter. Ach, du bist es. Willst du etwas? Sie gehört dir, was quälst du mich ... Plötzlich knallt heftig eine Tür. Johannes schrickt hoch. Er fühlt einen stechenden Kopfschmerz. Wie? Habe ich ihr nicht gesagt, ich wolle nach der Krim fahren? Und sie hat mir nicht geglaubt. Keine Spur von Glauben. Er lügt so etwas zusammen, er bleibt hier und steht jeden Tag vor meinem Fenster, das sagte ihr Blick.

Johannes lächelt, klingelt dem Diener und befiehlt die Rechnung.

Abends zehn Uhr fünfundvierzig fährt er südwärts in der Richtung nach Odessa.

Die Krim ist schön. Schon um Odessa beginnt die Welt zauberisch zu werden. Italienisches Blau mischt sich mit asiatischer Wildheit. Zypressen und Orangenparks und schneeweiße Villen in schattigen Gärten. Marmorbilder, verwilderte Wege mitten hineinstürzend in den Gischt des brandenden Meeres.

In Jalta trifft Johannes die Baronin Pontus de la Gardie. Er will ihr entfliehen, doch sie hat ihn erblickt, läßt ihn nicht mehr frei. Er ist verloren. Er erfährt mit großer Gleichgültigkeit, daß nach jenem Gesellschaftsabend auf Windsloh sie und Sandor ein Liebesbündnis verknüpft habe. Sandor schreibe nie mehr. Ob er tot sei? Johannes hört dies alles wie aus weiter Ferne an. Er begreift gar nicht recht, was sie will. Nein, er sei nicht tot. Vermutlich nicht. Wie entsetzlich gleichgültig! Die Palmen sind schön, aber die Menschen aufdringlich. Nein, Sandor lebe und komponiere. Frau von Pontus de la Gardie beobachtet ihn, betrachtet ihn mit mütterlicher Liebe, fordert ihn auf, sie zu besuchen. Er sagt zu. Verabschiedet sich. An demselben Tage verläßt er Jalta. Vor seinem Hotel sieht er den jungen Fürsten Sucholski mit einer hellblonden Frau am Arm. (Das Blond fiel ihm auf, daher –). Er denkt vergeblich nach, was denn mit dem jungen Sucholski los war und warum ihn das verwundert. Er umgeht sie mit einem Bogen. Vergessen.

Die Glut dieses Sommers ist groß. Johannes hat sich in einem kleinen Badeort östlich Odessa einquartiert und liegt viel im Schatten seines Gartens. Er will lesen, doch dazu ist er zu müde. So liegt

er und läßt Verse wie Seifenblasen in die Luft tanzen, sieht ihnen nach, sieht sie zerplatzen und verschwinden. Wenn nichts in der Welt verloren geht, kann auch kein Gedanke, der einmal geboren wurde, verloren gehen. Es sprüht aus mir heraus wie eine Feuergarbe aus dem Vulkan, leuchtet auf und fällt zurück in den großen Kessel. Wenn ich nun sterbe, vergeht dies alles wie Moder und Staub? Allein die Materie zerfällt und setzt sich in andre Materie um. Der Geist sucht neue Form. Er kennt nicht den Tod, nur die ewige Verwandlung. Es ist offenbar: begrenzt und eng ist nur dies Leben; befreit von der Schwere des Körpers muß ich schneller als das Licht durch die Ungeheuerlichkeit des Alls schwingen. Gleichzeitig hier und dort sein. So wie mein Gedanke keinen Raum und keine Zeit kennt, gleichzeitig beim König Ramses und in einem grünlich dämmernden Zimmer in Petersburg sein kann. Vergangenheit und Gegenwart sind nicht mehr. Himmlische Verklärtheit, erlöst von aller Last, Gottnähe, Gottbegreifen ist die Existenz nach dem Tode.

Hier hat Johannes große Stunden der Ruhe. Es bemächtigt sich seiner bisweilen eine unsinnige Sehnsucht nach der Erlösung vom Leben. Das Höchste dünkt ihn Schlaf zu sein, der die Pforte ins Jenseis öffnet. Sein „Begleiter" erscheint ihm nie mehr. Doch er träumt viel von Ursula. Sie trägt dann oft ein gläsernes Gewand, gegen das Steine geschleudert werden, und er hat große Angst um sie, daß dieses Gewand zerspringe. Einmal, zweimal schreibt er ihr. Ihre Antwort ist sachlich und freundschaftlich. Ein Ton von schwesterlicher Milde verletzt ihn. Er ist sogar wütend, wirft den Brief auf den Tisch: sie begreift nichts, murmelt er, ein Weib, das im Leben steht. Nichts begreift sie vom Geheimnis. Sie spielt ihre Sonaten und glaubt, daß dies Erkenntnis der Pflicht heißt. Es gibt nur eine Pflicht: durch die verwirrenden Erscheinungen zum Wesen! Durch dich hindurch zu dir selber. Es ist der schwerste Weg. Jeder muß ihn gehen, der das Geheimnis lösen will.

Um diese Zeit bemerkt er, daß ein junges Mädchen seine Bekanntschaft sucht. Eine Russin, die sehr hübsch ist und vorübergehend seine Sinne fesselt. Doch wenn sie aus dem Gesichtskreis entschwunden ist, vergißt er sie und verliert sich im tiefen Spätaugustblau, fährt in die Bucht hinaus, legt sich auf den Boden des

Kahns und genießt das mystische Gefühl des Schwebens zwischen Himmel und Erde.

Im Bade trifft er das Mädchen öfters. Sie wechseln hin und her ein paar Reden. Sie ist voller Ausgelassenheit, macht ihm Schwimmkunststücke vor. Taucht ins Wasser und strampelt mit den Beinen lang in der Luft. Es interessiert ihn wenig, aber er heuchelt Vergnügen. Einmal nimmt er sie auf ihre Bitten ins Segelboot mit. Sie fahren weit hinaus bis zu der Spitze einer Halbinsel, die, von der See aus gesehen, Böcklins Toteninsel gleicht. Hohe Zypressen und dahinter die weißen Mauern eines tempelartigen Gebäudes. Bei diesem Ausflug werden sie von Böen gepackt. Das Segeln wird gefahrvoll, schwere bleigraue Wolken steigen hinter Böcklins Bild empor. Johannes refft die Leinwand. Da bricht auch schon der Regen los. Sie wollen an Land, doch der Sturmwind treibt sie immer wieder zurück. Sie werden bis auf die Haut naß. Endlich dreht sich der Wind, das Wetter zieht fort. Sie landen auf der Insel. Die Situation ist ungemütlich. Johannes will weiter, will nach Hause, doch das Mädchen erklärt, erst die Kleider trocknen zu müssen. Es ist ein heißer Abend, ganz erfüllt mit Duft von späten Wiesenblumen, Rosen und Gladiolen. Südöstlich gegen die Berge hin läuft ein Wetterleuchten. Das Mädchen löst ihr Haar auf. Es ist naß und duftet nach Kräutern. Sie läßt Rock und Bluse fallen. Johannes wendet ihr den Rücken. Er hört das Rascheln der Wäsche, die sie in der Spätsonne ausbreitet. Es summt ihm in den Schläfen, er sieht, wie die kleinen weißen Wellen an die Jolle schlagen. Auf einmal dreht er sich um: sie steht im Hemd da, hebt den Arm, um es an der Schulter zu lösen. Dabei starrt sie ihn an. Eine Wut steigt hoch, weil er Begierde fühlt. Er bleibt ganz ruhig, läßt aber kein Auge von ihr. Sie ist schön wie die jungen Russinnen, mit runden Schultern, festen, etwas seitwärts sitzenden Brüsten, langen geraden Beinen, kräftig und stark. Sie zittert. Ihre Angst ist groß. Johannes erhebt sich und geht zur Jolle, die er fertigmacht. Seine Lust brennt so stark, daß es Wollust wird, sie zu ertragen.

„Komm", sagt er. „Wir wollen heimfahren." Sie liegt im Grase und weint.

„Komm!" schreit er. Sein Hirn zuckt. Er fühlt, wie ihm der

Schweiß auf die Stirn tritt. Schwäche packt ihn. Er blickt hinüber und sieht sie im Grase. Es ist unerträglich. Plötzlich erkennt er wie in Vision zwei Wege: dieser da durch die Lust am Weibe hindurch ins Leben. Der andre: durch die Abtötung der Materie zur Erkenntnis. Es gibt nur eines oder das andre: Fleisch oder Gott. Ich will zu Gott! schreit er sich zu und zertrampelt die Glut. Zieht das Segel auf. Ins Meer hinaus. Er sieht sie nicht, aber er weiß, daß sie sich jetzt aufrichtet und ihm unter trockenem Schluchzen nachstarrt, daß Scham, Wut, Liebe eine Schlacht in ihr schlagen, die sie nie im Leben vergessen wird. Die Jolle legt sich seitlich, stärker faßt der Wind hinein. Johannes hält auf die Küste zu. Angekommen, takelt er ruhig sein Boot ab. Dann schickt er einen Fischer hinauf zur „Toteninsel." Sein Kopf schmerzt, aber mit kristallener Klarheit arbeiten die Gedanken.

Es ist September geworden. Johannes hat lange keine Nachricht von Ursula bekommen. Nun, es ist gleich, er „korrespondiert" ja nicht mit ihr. Jeder mag schreiben, wenn er Lust hat. Es ist September geworden. Johannes ist südlicher hinauf in den Kaukasus gereist. Er will sich ganz fangen, erdrücken, erlösen lassen von dem gewaltigsten Gebirge Europas. Doch nichts ändert sich in ihm. Die Berge ragen blau und weiß in einen riesenhaften Raum, das Meer bespült ihre Füße, grünlich, opalen schimmernd, ein unaufhörliches Farbenorchester. Die Menschen – ach, die Menschen.

Weit, viele tausend Kilometer nördlich aber lebt ein junges Mädchen, das ins erste Gewölbe des Schicksals eingetreten ist. Ich darf sie nicht lieben. Eher den Kasbeck, wo Prometheus angeschmiedet war. In den letzten Wochen ist Johannes um einige Grade heiterer geworden. Er weiß, daß ein Harras auf Windsloh lebt und daß Ursula im Spätherbst ins Ausland fahren wird. Ist das ein Mauseloch für ihn?

Es beginnt zu regnen. Das Thermometer sinkt. Aus den Bergen bricht ein wütender Boreas. Die Bäume schütteln sich nur so vor Angst. Johannes läßt den Wagen anspannen. Er fährt zur Station. Wenige Tage darauf ist er in Petersburg. Natürlich geht er in dasselbe Hotel. Sein Herz zittert und bebt. Wie er sein Zimmer betritt, berührt ihn eine merkwürdige Angst. Er läßt sich zwei andere Zim-

mer zeigen und wählt schließlich eins im dritten Stock mit dem Blick auf den Platz, weit hinein in den Newski Prospekt. Auch hier verläßt ihn die Angst nicht. Er ist allein im Raum, blickt sich um, geht zum Schrank und öffnet. Der Schlüssel schließt nicht gut. Mit gewaltsamem Druck öffnet er die Tür und starrt hinein. Da liegt ein großer, dunkelgrauer Schlapphut. Wie Johannes den Hut sieht, fährt er zusammen. Was ist das für ein Hut? Wer bewohnt außer ihm diesen Raum? Unsinn, unglaublich blödsinnige Einbildung, mein Lieber. Er klingelt nach dem Zimmermädchen. Es tritt ein blasses Wesen ein, das ihn erschreckt mustert. „Nehmen Sie den Hut fort. Er gehört mir nicht."

Sie gehorcht schweigend.

Ich werde Ursula überraschen, sagt Johannes. Sie denkt, ich sei im Kaukasus. Gut so, um so lustiger das Zusammentreffen. Er legt sich nach Tisch hin, ruht sich ein wenig aus. Dann kleidet er sich sorgfältig um und fährt zu ihr. Unter großem Herzklopfen klingelt er. Ihm wird mitgeteilt, daß Ursula nicht anwesend sei. Ausgegangen? Nein, verreist. Sie habe ein Telegramm von ihrem Bruder bekommen und sei nach Schloß Windsloh abgereist.

Johannes geht heim. Was wollte ich auch? sagt er lächelnd. Die niedere Sinnlichkeit überwältigte ich, aber die höhere hat mich in ihren Klauen. Hindurch und hinüber. Ich muß das Weib vollends überwinden. Das Wissen um Gott ist wertvoller als der Kuß einer geliebten Frau. Wie er das mehrere Male vor sich hersagt, zuckt ihm sein Kinn.

Daheim geht er zum Schrank und öffnet die Tür.

Der Hut ist fort. Aber ein Zettel liegt da „refugium in aeternitate". Es ist seine Schrift, doch er weiß, daß er ihn nie geschrieben hat. Das Unerfaßliche beginnt zu wirken, sagt er, der Unbekannte meldet sich.

Er ist sehr ruhig.

Gegen zehn Uhr legt sich Johannes zu Bett. Schließt die Augen und überläßt sich ganz der Empfindung weichender Körperlichkeit. Bisweilen ist es ihm, als fühle er nicht mehr seine Glieder. Er weiß nicht, wo der Arm liegt, ist überrascht, daß beide Arme überkreuz auf der Brust ruhen. Ihm fällt eine Szene aus seiner Schulzeit ein,

er erinnert sich an einen Spaziergang mit seiner Cousine Verena in Libau. Alles strömt durch ihn hindurch, bedeutend ist nichts. Kaum Sekunden bleibt es haften. Auf dem Korridor gehen Schritte, sie kommen näher, bleiben vor seiner Tür stehen. Johannes richtet sich im Bett auf und sieht nach der Uhr. Es ist sieben Minuten vor elf. Jetzt hört er ein Klopfen an der Tür. Er lauscht und antwortet nicht. Das Klopfen wiederholt sich, wenn auch zaghaft. Er lauscht immer noch mäuschenstill und wagt kaum zu atmen. Ein Jemand drückt die Klinke nieder. Die Tür ist verschlossen, er kann nicht herein. Johannes will rufen, fragen, doch irgend etwas schließt ihm den Mund zu. Da entfernen sich die Schritte, bleiben stehen, gehen unschlüssig hin und her und entfernen sich endgültig. Johannes fühlt sein Herz sehr stark klopfen.

Er erhebt sich. Geht zum Kleiderschrank und öffnet. Ja, der Schlapphut ist wirklich nicht mehr da, auch der Zettel ist verschwunden. Er hat ihn wohl selbst verbrannt oder auf den Tisch gelegt. Trotzdem läßt ihn das Gefühl nicht los, daß jemand sich im Kleiderschrank aufhalte. Natürlich Unsinn. Gleichwohl, – was macht man gegen solcherlei Anwandlungen! Nichts. Geht zu Bett.

So liegt er wieder und wartet auf die Stunde der Bereitschaft. Er denkt, daß dieses Wesen, das eben an die Tür pochte und zu ihm Einlaß begehrte, vielleicht die große Wendung gebracht hätte, daß nun alles vorbei und verloren sei. Dann muß er über einen so dummen Gedanken den Kopf schütteln. Er liegt im Bett, auf dem Rücken, lang ausgestreckt wie ein Toter und schüttelt den Kopf über sich. Er sieht sich im Geiste selbst liegen, ruhig, blaß, mit festgeschlossenen schmalen, wie in Wachs geschnittenen Lippen und hoher eckiger Stirn. Steht vor seinem Lager, vor dem eigenen Bildnis und betrachtet es mit Verwunderung. Das bin ich? Nein, das ist ein Mensch, der Johannes von Wulff heißt, nur die Larve meines Ich. Wisse das, es ist das Wichtigste, was du heute noch wissen kannst. Dieser Johannes von Wulff ist ein materialisiertes Teil-Ich. Ich schlüpfte in ihn hinein und fliege nun aus ihm hinaus. Wann? Bald. Die Stunde wird da sein, wenn ich reif zur Verwandlung bin.

Wieder schrickt er hoch. Er hat seine Ohren mit Paraffin verstopft,

nimmt das Paraffin heraus und lauscht – war das nicht eben ein Lachen dicht neben ihm? Oh – er schaudert. Hinter dem Vorhang ist eine Tür. Hinter der Tür ein Zimmer mit zwei Betten. Dieses Zimmer ist bewohnt. Die beiden Menschen gehen zu Bett. Ein Lichtschimmer dringt aus einem Spalt. Deutlich vernimmt er eine gedämpfte Mannesstimme und ein meckerndes Frauenlachen. Dann wird es still. Er lauscht. Auf einmal packt ihn eine rasende Wut. Er springt auf und will im Zimmer hin und her rennen, um nichts zu hören, da sieht er in der Ecke neben dem Schrank, zwischen Schrank und Wand, gerade in dem dunklen Winkel, eine Gestalt hocken.

In weniger als einer Sekunde hat er das Licht angeschaltet.

Die Ecke ist leer.

Johannes steht im Zimmer und rührt sich nicht. Einmal wieder weinen können wie ein verirrtes Kind, denkt er. Hilflos hinausweinen. Doch es darf nicht sein. Bejahen und überwinden ist mein Los.

Nebenan ...

Er legt das Ohr an die Wand. Fast in Gedanken, zerstreut tut er es. Wie er es bemerkt, fährt er zusammen und wird glühend rot. Er weiß, daß er rot wird, fühlt, daß er sich über sich selber schämt und ist dankbar darüber. Ich bin mit Gott allein, denkt er, ich weiß ihn ganz nahe. Die Kette der Prüfungen ist bald beendet.

Er fängt etwas an zu frieren, legt sich ins Bett und schläft ein.

Nach anderthalb bis zwei Stunden erwacht Johannes und ist ganz frisch. Alle Sinne arbeiten fieberhaft und mit großer Präzision. Ihm entgeht nichts. Darum wundert ihn auch gleich ein rötlicher Schimmer an der Gardine. Gleichsam als ob von draußen der Widerschein eines Brandes auf ihr läge. Er steht auf, geht zum Fenster, zieht den Vorhang zurück und sieht ... und sieht etwas Ungeheures, ihm völlig Rätselhaftes.

Den Newski Prospekt entlang, der tief unter ihm wie das Bett eines breiten Kanals schnurgerade bis zu den Palästen läuft, sieht er einen riesigen Zug kommen. Es sind schlecht gekleidete Männer mit Flinten, Beilen, Plakaten und roten Fahnen, von denen das

Licht ausgeht, dessen blutigen Widerschein er am Fenster erkannte. Der Zug ist breit, er quillt langsam vor wie eine träge, unausweichliche, unheimliche Masse. Weiber gehen zur Seite. Sie sind bewaffnet, ihre Gesichter verzerrt vor Wut und Empörung. Fackelträger rechts und links. Dazwischen Wagen, auf denen Gestalten sitzen, die Maschinengewehre bedienen. Die roten Fahnen werden immer länger, je näher der Zug kommt, sie dehnen sich gewaltig wie abendrotbeleuchtete Wolken über der Menschenmenge. Sie flackern wie seitlich liegende Flammen, die ein Wind biegt, strömen in langhinwallender feuriger Lohe über den Tausenden, die unter ihnen hinwegziehen. Deutlich erkennt Johannes die Gesichter. Versteinerte, böse, harte, haßbrodelnde Fratzen. Davor einer mit aufgerecktem, von ungeheuerlicher Sehnsucht erfülltem Antlitz, zurückgebeugt mit Augen, die in Ekstase leuchten. Und kein Laut dringt herauf zu ihm. Unbegreiflich ist die Stille, diese lautlose Stummheit, die den Zug umgibt. Er wünscht, sie möchten schreien, brüllen, schießen – er hört nichts, vernimmt nichts außer seinem eigenen Herzen, kein Laut kommt aus der Tiefe dieser Vision.

Da zerbricht in ihm ein Schrei. Bewußtsein, Ahnung und Begreifen schießen in sein Hirn wie Raketen. Er taumelt zurück, wirft sich aufs Bett und bohrt seinen Kopf in das Kissen. Als er wieder aufschaut, ist es Nacht um ihn. Kein Schimmer, kein Licht im Raume. Von draußen nur der gedehnte, wie das Gähnen der Ewigkeit klingende Pfiff einer Lokomotive. Er lauscht, ob nicht noch etwas zu hören ist, das ihm wie ein Flüstern des Schicksals klänge, ein Wort nur, ein Zeichen, das ihn tröste, doch tiefe, eherne Stille ist um ihn.

So liegt er. Liegt, starrt in die Nacht, die grausam und kalt weitersickert. Eine Nacht, in deren Schoß eine Welt von Schicksalen abläuft. Um dieselbe Zeit Lust, Seligkeit, Öde, Verzweiflung, Haß Geburt und Sterben. Aufschimmernde Sterne und zerspringende Meteore. Menschen jubeln im Glück, Weiber gebären in Schmerzen, Mörder heben den Dolch, Meere rauschen auf, Krater donnern, Sonnen erlöschen. Über allem aber, durch alles hindurch, in allem, im Geringsten, Elendesten, Gewaltigsten, Fürchterlichsten, Heiligsten der große Wille des unbekannten Gottes. Er allein kennt alles,

alle Gesetze, alle Geheimnisse. In herrlicher Ordnung ist am Ende in ihm alles beschlossen. Begreife das! Wie ruhig wirst du, wenn du dies begriffen hast.

Da tritt Nolk, der Erschossene, an Johannes' Lager. Er ist schön und verklärt. Seine Züge blicken ernst, doch ohne Haß. Er nimmt Johannes an der Hand und beide fliegen durch den Raum, über Petersburg hinweg, über eine gewaltige, grüne Wüste mit breiten Strömen und Wäldern, das ist Sibirien, immer auf einen Lichtpunkt zu, den Johannes erst spät erkennt. Es ist der Iridion, ein Stern zweiter Größe in der Kassiopeia. Habe ich recht? Nolk lächelt und sieht ihm in die Augen. Da löst sich aller Schmerz in unfaßbar reinem Fühlen. Johannes begreift das Wort „Verklärung". Er sieht sein Gewand leuchten und ahnt die Befreiung vom Leben als die Pforte zur Erlösung. Er weiß, daß er tot ist und nun einen erhabenen Weg ins Totale finden muß. Daß dieser Weg ihm schon bereitet ist und an seinem Ende, wo der Stern immer größer funkelt, die dreimal glühende Wahrheit Gottes steht.

„Vergib mir, lieber Bruder", sagt er und spürt tiefe Tränen der Reue auf seinen Wangen.

„Dir ist vergeben", sagt Nolk.

„Hat deine Mutter mir auch vergeben?"

„Auch meine Mutter hat dir vergeben", sagt der andre.

„Ist dies der Weg zur Befreiung? Sprich, mein Bruder, ich bin beengt von der Erde."

„Er ist es."

„Was ist dort für eine Pforte, die sich in strömendem Glanz öffnet? Ist dies noch ein Stern, ist dies nicht das Auge Gottes, Quell und Ziel meiner Sehnsucht, letzte Seligkeit – –"

Er fragt nicht. Nolk sieht ihn an. Voll tiefer Güte. Ein unsagbares Glück erfüllt ihn. Es ist alles vollkommen. Schon glänzt auf seinem Antlitz der Widerschein des großen Lichts.

Johannes erwacht. Eine fahle Dämmerung ist im Zimmer. Er begreift, wo er sich befindet, doch nichts erschreckt ihn mehr, nichts nimmt diese Seligkeit aus seinem Antlitz. Die Stunde ist da, sagt er. Ich danke dir dafür, mein Gott. Mein ganzes Leben gebe ich um diesen Traum. Mein ganzes Leben könnte ich noch einmal leben um

dieses Traumes willen. Mir ist verziehen, ich bin gereinigt, mir ist leicht und wohl.

Er nimmt aus einem Glasröhrchen, in dem er schwere Schlafmittel aufbewahrt, mehrere Tabletten löst sie auf und trinkt das Wasser. Er tut es ohne zu zittern, einfach, lächelnd. Leicht, wie man wohl eine Karte löst zu einer großen Reise. Dann noch einmal sich umschaut und denkt: diese Türme und Brücken, diese flirrenden Schwalben, diese Straßen, diese Frauen wirst du nun lange nicht wiedersehen. Ich danke euch, daß ich euch lieben durfte. Lebt wohl.

Johannes lehnt sich zurück. Eine herrliche, wunderbare Müdigkeit mündet in ihn, wie ein Strom ins große Meer mündet. Alles ist Gewoge und Breite, Glanz, Duft, Ferne ist alles. Horizont weicht zurück, silberne Wolken steigen auf, das Meer schwankt, schäumt und leuchtet auf im Farbenspiel des Morgens. In die Sterne mündet sein Strom, ins Unermeßliche flutet sein Leben. Der Blick, trunken vor Seligkeit, atmet das All. Da glüht dreimal das heilige Licht auf. Eine Stimme ruft.

„Hier bin ich!" antwortet er stark und froh.

4

Öde ist es auf Schloß Windsloh. Ursula fort, ihr Spiel verklungen. Wera ist unmusikalisch, liebt wohl Musik, hat aber etwas kitschige Neigungen. Bisweilen macht es ihr Vergnügen, am Flügel irgendeinen flotten Walzer zu spielen. Das kann sie sehr gut, aber Axel flüchtet in solchen Augenblicken stillschweigend einige Zimmer weit fort. Frau von Harras dagegen ist eine geduldige Zuhörerin. Wenn Wera aufgehört hat, sagt sie höflich: „Das hast du sehr nett gespielt."

Wera antwortet darauf gerne, daß sie früher ganz anders gespielt, daß man ihr sogar geraten habe, öffentlich aufzutreten. Sie hätte aber noch Stunden nehmen müssen. Das könne sie natürlich nicht hier auf dem Lande. Auf dem Lande sei man eben eingesargt. Schluß.

Wera hat Unrecht, denn auch auf dem Lande kann man vieles lernen. Sie weiß das selbst am besten. In Wausk sieht sie lettische

Korbflechterinnen, die wunderhübsche bunte Körbe flechten. Nun geht sie oft nach Wausk und nimmt dort Unterricht im Flechten. Sie will Axel zum Geburtstage einen schönen Korb flechten, in den er dann Gesteinsproben tun kann. Der Korb wird fertig, als es indessen an den Deckel geht, macht es ihr keinen Spaß mehr. Sie schenkt ihn der alten Kulle für Wolleknäuel. Die alte Kulle ist sehr dankbar dafür,obwohl sie schon einen ganz ähnlichen Korb hat.

Graf Straal wohnt immer noch in dem Schlößchen des Grafen Witte bei Wausk. Er will bis tief in den Herbst der Jagd wegen dort bleiben. Dann soll es nach Baden-Baden gehen, nicht nach Petersburg. Wera kennt nicht Baden-Baden und hat nicht übel Lust, mit Axel für den September dorthin zu fahren. Übrigens ist Graf Straal jetzt seltener in Windsloh.

Wera hatte wohl gehofft, daß diese Zeit nach Ursulas Abreise ihr und Axel einen neuen Liebesfrühling bringen werde. Sie hatte gehofft, mit ihm zusammen den Vormittag im See zu baden und in der Sonne liegen zu können. Davon ist leider nicht die Rede. Axel steht um fünf Uhr auf, reitet mit dem Verwalter aufs Gut, besucht auch hie und da Nachbargüter und bleibt den ganzen Tag fort. Zuerst wollte sie ihn auf diesen Visitationen begleiten. Sie dachte es sich schön, an seiner Seite durch den frischen Morgen zu reiten, wenn die Lerchen in den Himmel steigen und alles von Tau trieft. Ja, sie begeisterte sich sogar ein paar Tage für Landwirtschaft, besuchte die Ställe und ließ sich von Stahl Bücher über Viehzucht und Getreidebau geben. Frau von Harras war darüber sehr glücklich. Dieser Zustand dauerte nicht lange. Das Frühaufstehen war lästig, die Gespräche zwischen Axel und Stahl langweilig. Auch strengte sie das Reiten an. Sie hatte nicht sehr kräftige Schenkel und saß ungeschickt zu Pferde. Man merkte es nicht zu Anfang, doch sobald sie etwas ermüdete, betrachtete sie Axel kritisch, sagte ihr dies oder jenes. Das beleidigte sie jedesmal. Ihr fiel wohl ein, wie meisterhaft seine Schwester ritt. Sie erinnerte sich auch, daß Ursula bei einem tollen Rennen, das sie zum Spaß arrangiert hatten, sogar ohne Steigbügel gewann, während Wera ausgerechnet vor Axels Augen sich ins Gras setzte. Indessen verstand es Wera vortrefflich, Krocket zu spielen. Wenn Paul von Schablonski,

Christa von Wulff und Pastor Lurich da waren, spielten sie abends Krocket. Weras Kugel lief stets zuerst durch das Mal. Pastor Lurich klatschte dann in die Hände und nannte sie eine Meisterin. Krocket erfordere eine ruhige Hand und ein zielsicheres Auge. Sie habe bewiesen, daß sie beides besitze.

Auch Professor Fischer-Kuschkin war jetzt ein häufiger Gast. Er blieb zu Tisch, legte sich danach etwas auf die Couchette, schlummerte ein Stündchen und plauderte mit Frau von Harras in der Diele, wo es am kühlsten war.

„Graf Straal", pflegte er dann wohl zu sagen, „Graf Straal erzählt immer noch Anekdoten; ich begreife dieses untätige Leben nicht. Ich kam gestern an seinem Landhaus vorbei, da sitzt er auf der Veranda und spielt Gitarre. Ich will gerecht sein und zugeben, daß er gut Gitarre spielt, schön, aber was beweist das? Ein Diplomat darf nicht den ganzen Sommer auf dem Lande sitzen und Gitarre spielen."

„Wera sagte, er ginge im Herbst nach Baden-Baden."

Professor Fischer-Kuschkin lachte unhörbar auf, rückte an seiner blauen Brille und erwiderte nahezu flüsternd: „Vielleicht in geheimer politischer Mission? Sie wissen, daß in Baden-Baden Spielhöllen und schöne Frauen sind. Ich kenne Baden-Baden und brauchte vor langen Jahren dort eine Kur. Alle flanieren umher und sind verliebt. Die Farbe der Sonnenschirme und der Stöckelschuhe ist wichtiger als alles andre. Ein Mann, der eine Zukunft hat, braucht nicht im Herbst nach Baden-Baden zu gehen."

„Nu, lassen Sie ihn schon", sagte Frau von Harras.

„Natürlich lasse ich ihn", versetzte Professor Fischer-Kuschkin. „Ich rege mich über einen verkrachten Politiker nicht auf; ich darf mich nicht einmal aufregen, weil ich sofort Stiche in der Milz bekomme. Sie ist erweitert, stark erweitert. Eine Röntgenaufnahme von Professor Fietinghoff hat mir ein Grausen vor mir selber eingeflößt."

„Das Essen ist fertig", meldete Ewald Purps.

Wera, Paul, Christa und Straal traten ein. Sie hatten im Garten gespielt, lachten und waren erhitzt. Paul von Schablonski hatte wie zufällig seinen Arm um Christas Hüfte gelegt. Ihre braunen

Augen leuchteten. Axel war noch nicht da. Er kam später und speiste allein. Sein Gesicht trug einen müden Zug. Die Mutter saß bei ihm, streichelte leis seine Hand und schwieg. Auch Axel war schweigsam. Es bedurfte zwischen ihnen keiner Worte mehr.

So geht das Leben auf Windsloh seinen alten Weg weiter, scheinbar ist nichts verändert. Axel nimmt sich vor Wera sehr zusammen. Er zeigt keinerlei Gefühle des Schmerzes oder der Verlassenheit. Sein Ton ist herzlich und kameradschaftlich. Auch sie hat nichts von ihrer alten Frische eingebüßt, steckt voll lustiger Einfälle und ist verliebt. Auf diesem Gebiete sind manchmal peinliche Spannungen unvermeidlich. Axel vermag die stürmischen Liebkosungen seiner Frau nicht im erwünschten Maße zu erwidern. Sie ist gekränkt, wird plötzlich böse, schlägt um, läuft davon, um nach einer Stunde lächelnd zurückzukommen. Das rührt ihn wieder, denn er weiß, was sie dieses Zusammennehmen kostet. Dann steht sie vor seinem Arbeitstisch, wo er Rechnungen nachprüft und Kalkulationen anstellt, schlägt wie ein Kind in die Hände und sagt im Kinderdialekt: „Ditte, ditte, sei der kleinen Weri nicht bees."

„Nein, nein", sagt Axel und zwingt sich zu einem heiteren Gesicht.

„Lieb sein!" bittet sie weinerlich.

Axel wird nervös. Er hat es nicht gern, aus der Arbeit gerissen zu werden. Also steht er auf und gibt ihr einen Kuß, sagt „so" und setzt sich wieder an seine Papiere.

Wera zieht ein Gesicht. „Dach", sagt sie verdrießlich. „Immer hast du zu tun, wenn ich gerade mal was von dir haben will."

„Der Landwirt hat den ganzen Tag zu tun, Kindchen. Es gibt jetzt viel Arbeit."

„Vorher ging's doch auch ohne dich."

Axel blickt an die Decke. „Ja", sagt er beherrscht, „es ging auch ohne mich. Aber – also ich kann dir das nicht erklären."

„Ach, ich wills' auch gar nicht wissen. Aber es ist merkwürdig, daß du für Ursula stets Zeit hattest und für mich nie welche hast." Sie dreht sich zur Tür.

Axel legt den Federhalter hin und preßt die Lippen zusammen. Sagt kein Wort.

„Oh ja, ich hab' das schon gemerkt", fährt sie immer erregter fort.

„Mit Arbeit willst du verdecken, daß ich dir gleichgültig geworden bin. Alles ist Mache. Ein Dreck ist alles!“

Axel beherrscht sich immer noch. Er befiehlt sich Ruhe und sagt leise: „Laß mir meine Arbeit jetzt, Wera. Begreifst du es denn nicht, warum sie mir gut tut?“

Wera steht schon im Türrahmen. Sie wendet den Kopf zu ihm und lacht höhnisch auf. „Gewiß begreif ich's. Sie arbeitet ja auch, um – pfui Teufel!“

Sie geht.

„Wera!“ schreit Axel ihr nach. Seine Fassung verläßt ihn. Er springt auf, will hinter ihr her. Bleibt im Zimmer stehen, läuft auf und ab. Es ist finster geworden. Er zündet die Lampe an und setzt sich wieder zu seinen Papieren. Etwas später kommt Stahl. Sie sprechen über die Geschäfte. Axel ist ruhig. Es ist alles wie vorher.

Am folgenden Tage ist Axel nach Dobleen gefahren. Vor neun Uhr abends kann er nicht zurück sein; vielleicht wird es noch später. Unten sitzen Frau von Harras, Tante Lulle und Pastor Lurich, der das letzte Heft der „Christlichen Welt“ mitgenommen hat und daraus den beiden alten Damen vorliest. Die Leute sind auf den Feldern, das Schloß liegt wie ausgestorben in der Spätjulihitze da. Es ist der 31. Juli. Wera weiß es, es prägt sich ihr scharf ein, denn sie steht vor Axels Schreibtisch. Auf dem Tische ist ein Kalender mit Notizpapier. Dorthin hat Axel notiert: „Dobleen. Wintersaat. Hanf. Abrechnung Juni nicht vergessen!“ Sie liest es mehrere Male, obwohl diese Worte sie gar nicht interessieren. Etwas anderes erregt sie. Eine dumme Ader am Hals klopft immerzu. So nervös ist sie. Schließlich ist das doch wirklich sehr belanglos, was sie vorhat, es ist sogar ihr gutes Recht. Zur Aufregung liegt keine Veranlassung vor.

Der Tisch ist verschlossen. Einen Schlüssel hat sie nicht. Sie weiß jedoch, wo etwas ganz Bestimmtes verwahrt ist und weiß auch, wie sie dorthin gelangt. Die Seitenschieblade läßt sich leicht mit dem Wäscheschrankschlüssel öffnen. Doch das ist eine uninteressante Schieblade. Wenn sie indessen das Fach ganz auszieht, kann sie leicht zu der unteren Lade gelangen. Sie braucht nur das Zwischenbrett, das beide trennt, zu heben. Er ist zwar mit Schrauben be-

festigt, doch wozu hat sie einen Schraubenzieher mitgebracht? In einer halben Stunde ist Wera so weit, daß sie den Inhalt des gesuchten Faches mit der ausgestreckten Hand ergreifen kann. Darin liegen Briefe, eine Dokumentenmappe und ein Tagebuch. Sie nimmt alles heraus und breitet es auf dem Tisch aus. Ihre Hände zittern. Die Ader am Hals klopft nicht mehr übermäßig, doch das Herz ist schon zu spüren.

Wera vergewissert sich noch einmal, ob die Tür verschlossen ist. Ja, sie ist verschlossen. Dabei fällt ihr Blick auf das Ölbild des Großvaters. Ein unangenehmes Bild.

Sie setzt sich und liest zuerst im Tagebuch. Blättert, liest, wirft es fort und sucht unter den Briefen. Da, da ist die verhaßte Handschrift. Ein, zwei, vier, fünf Briefe. Sechs Briefe. Sechs Briefe, nein, da ist ja noch einer, also: sieben Briefe. Sie öffnet einen und fängt an zu lesen. Dann legt sie ihn wieder hin und nimmt aufs neue das Tagebuch vor. Es enthält viele kurze Notizen, zärtliche Gefühlsergüsse. Hier steht die Ankunft in Wenden. „Ursula auf dem Bahnhof" steht da. Dann kommt dies, dann jenes, dann, ach, das ist alles – halt! Hier steht – sie bohrt ihre schwarzen Augen in das Papier, als müsse sie es erdolchen – hier steht: „Ritt am See. Zwei Reiher. Vor Jahrmillionen sind wir Mann und Frau gewesen. Tragische Lächerlichkeit. Es ist der Frühling, laß ab."

Dann: „La bella gioventù giammai non torna", nein, das ist nichts. Weiter ... Das auch nicht. Auch nicht. Hier: „Traum. Sie küßte mich. Ihr Lächeln war unbeschreiblich, ihre Brust rund mit einem Rosenknöspchen." Weras Gesicht zeigt Haß und Qual. Sie liest gierig weiter, verschlingt die Sätze mit flammenden Augen. Es gibt keine Hemmung mehr. Etwas weiter steht: „Ich verwandele mich. Eine starre Hülle, die ich für Axel von Harras gehalten, fällt ab von mir. Ich sehe mit Schrecken und Beglückung das Wunder der Neugeburt durch die Heimat. Ich erschrecke, denn was soll daraus werden, daß sie mir täglich fremder wird? Ihr kindliches, sprunghaftes, eitles Wesen, das mir einst so begehrenswert schien, befremdet mich. Sie hat keine Musik, sonst fühlte sie die ewigen Mißtöne hier. Dagegen U. Es gibt keine Worte. Wenn alles in der Welt sich entwickelt, so entwickelt sich auch dies. Doch wohin? Wohin?"

Dann kommen Vermögensberechnungen, die sie nicht interessieren. Trockenes Registrieren der Ereignisse. Dann im Juni: „Reise nach Riga. Ursulas Weinen. Ihr Kuß. Ich bin ein Gott, den man in dem Augenblick in die Hölle stürzt, wo er sich seiner Göttlichkeit bewußt wird. Diese Stunde die reinste und erhabenste meines bisherigen Lebens." Wera flimmert es vor den Augen. Eine Wut packt sie. Zerreißen möchte sie das Buch. Alles zerreißen, vernichten, zerstören, verbrennen. Oh, wie gut der Haß tut. Haß ist schön wie süßes Gift. Sie nimmt einen roten Bleistift und fährt mit einem großen, dicken Strich über das Geschriebene. Gleich darauf erschrickt sie. Das war dumm, das verrät sie ja. Also beginnt sie, den Strich wieder auszuradieren. Es geht schlecht und das Papier knüllt sich zusammen. Hol's der Teufel. Dazu hat sie keine Zeit. Weiter. Hier – nein, das bezieht sich nicht auf Ursula. Aber das: „Schlaflosigkeit. Im Park. Es begann zu regnen. Ich sah sie an, sie blieb plötzlich stehen, lehnte sich an einen Eichenstamm und lächelte wie verklärt. Es regnet, sage ich. Sie schüttelt den Kopf. Der Himmel steigt zur Erde, sagt sie leise. Dieser Sommer..." Dann: „Die Hölle beginnt." nichts weiter. Danach: „Wera und Straal". Darauf „Ist es schon so weit mit mir, daß ich es sehen kann, ohne mit der Wimper zu zucken? Ach, sie spielt ja nur. Jede Spielerei in der Liebe ist Feigheit." Ich werde dir zeigen, ob ich feige bin, denkt Wera. Sie zittert nicht mehr, ist ganz ruhig, bleich, mit zusammengepreßten blutleeren Lippen sitzt sie da und liest. Endlich findet sie: „Erstes Bad. Nun wissen wir es beide." Nichts weiter? Sie ist enttäuscht. Hier: „Gewitternacht. Ihr Händedruck. Ich will nichts mehr. Nur die Nähe. Ich darf es nicht wollen." Zum Schluß: „Heute ist Ursula nach Petersburg abgefahren. Gib uns Kraft, ewiger Gott." Sie lächelt höhnisch und greift zu den Briefen. Es steht wohl nichts Wesentliches darin, wie? Ursula scheint eine raffinierte Kokette zu sein. „Lieber Bruder." Lachhaft. „Mein Bruder." Ich danke. „Mein Bruder, Du." Dann „Liebster!" Da habe ich sie. Weiter, was soll der Liebste? „Ich danke dem Himmel, daß ich arbeiten kann. Professor Kowalewski ..." ach, das ist Kohl; hier: „ich denke jede Stunde an Windsloh. Ich habe mich selbst verbannt, doch es ist darum nicht leichter, glaube mir. Dein liebes Bild steht auf meinem Flügel. Wenn ich spiele,

kann ich dir in die Augen sehen. Du wirst lachen, wenn ich Dir sage, daß ich viel, viel besser spiele, seit Dein Bild oben steht. Mir gelingt heute, was mir früher nie gelungen wäre, mein Anschlag bekommt eine Wärme und einen Glanz, den ich nie zu erreichen hoffte. Das alles danke ich Dir, der Du mir nahe bist, auch wenn viele hundert Kilometer zwischen uns liegen. Ich weiß nicht, es ist vielleicht schlimm, daß ich so schreibe und mein innerstes Herz enthülle. Ich habe keinen, zu dem ich dies sprechen kann. Es ist gewiß keine Sünde, sich durch einen Menschen glücklich zu fühlen, der einem doch ewig fern bleiben muß, das wissen wir ja. Es kann keine Sünde sein. Frage Mulling, sie wird es wissen. Leb wohl, Lieber, ich sehe Dich über die Felder reiten gegen die Hügel von Schlangenberg, und der Wind faßt Deine Haare. Dies ist unser Land. Wenn Du es siehst und darüber froh bist, grüße es von mir. Ich sterbe vor Sehnsucht nach Windsloh. Deine Ursula. Nachschrift: Nein, ich sterbe nicht. Das war nur so ein Ausruf, fürchte Dich nicht. Ich bin tapferer als Du denkst."

Wera nimmt den Brief an sich. Es ist der letzte, den Ursula geschrieben. Sie faltet ihn zusammen und steckt ihn zu sich. Dann legt sie alles wieder in die Schublade zurück. Wie sie das Brett hervorholt und die Schrauben einlegen will, hört sie draußen Pferdegetrappel. Ein Wagen kommt. Sie schrickt zusammen und fängt fieberhaft zu arbeiten an. Der Wagen fährt vor. Ihre Hände fliegen. Die Schrauben wollen nicht fassen. Es ist abscheulich. Sie rennt auf eine Sekunde zum Fenster, beugt sich hinaus. Ah – der Wagen von Wulffs. Wahrscheinlich Christa oder der Verwalter. Ihr Herz geht so toll wie noch nie. Sie ist ganz in Schweiß gebadet.

Nach Tisch läßt sich Wera den Zimmermann satteln und reitet nach Wausk. Dann rechts ab durch den Wald, sie kennt den Weg gut. In zehn Minuten ist sie vor dem Jagdschlößchen des Grafen Straal angelangt. Sein Diener Timotheus steht im Hofe und striegelt das Reitpferd. Er grüßt tief.

„Wo ist der Herr?"

„Im Walde. Dort." Er deutet in eine Richtung.

Wera besinnt sich. Sie schlägt mit der Gerte in die Luft und versetzt: Schön. „Sage ihm, ich sei vorübergeritten, ich ... ich wollte

ihn fragen, ob er nächstens nicht nach Windsloh..." sie stockt, das war dumm. Timotheus starrt sie aufmerksam an. „Nein, ich werde es ihm selbst sagen, ich komme gelegentlich wieder vorbei. Vielleicht auch mein Mann", setzt sie rasch hinzu und dreht um.

Timotheus verspricht, alles bestellen zu wollen. Wera ist übellaunig. Langsam reitet sie den Weg zurück. Dann mit einem Bogen hinauf in die Gegend, die der Diener bezeichnet hatte. Vergeblich. Die Uhr geht auf vier. Nach Windsloh? Da sitzt der entsetzlich langweilige Pastor und quabbelt dummes Zeug, und die Truthenne Tante Lulle streichelte sie und bewundert sie und fragt, wie es Axel geht. Nein, nur nicht nach Windsloh. Schließlich reitet sie doch nach Windsloh.

Der Himmel hat sich bezogen. Es ist kälter geworden. Vielleicht wird es bald regnen. Hinter Eluisenstein trifft sie Senta. Sie grüßen sich kühl. Das heißt, Wera grüßt sehr kühl. Aber Senta hat eine Art, sie anzusehen, als wolle sie sagen: lerne erst einmal reiten, ehe du hochmütig vom Pferd herab grüßt. Es ist ekelhaft. Wera fühlt deutlich, daß jene ihr nachschaut. Sie nimmt sich zusammen und hält einen ruhigen Trab. Nach einer Minute dreht Wera sich um. Doch Senta ist längst verschwunden. Vielleicht hat sie ihr nicht einmal nachgeschaut. Oh, dieser Axel, wie sie ihn haßt! Sie wird sich an ihm rächen für das, was er ihr getan hat. Sie wird sich fürchterlich rächen.

In Windsloh erzählt man ihr, daß Graf Straal vorbeigekommen sei und auf ein Stündchen auf der Terrasse gesessen habe.

Schon wieder fort?

Ja. Er sei schon wieder fort.

Das macht Wera noch wütender. Frau von Harras erzählt, daß Ursula geschrieben habe. Auch für Wera habe sie ein Briefchen eingelegt. Wera geht damit in ihr Zimmer, zerreißt es und wirft es in die Ecke. Zehn Minuten später hebt sie den Brief auf, setzt ihn zusammen und liest ihn durch. Natürlich steht nichts drin. Alles Phrasen. Ursula ist dumm. Das ist das ganze Geheimnis. Zu ein bißchen Musik gehört noch keine Intelligenz.

Axel kommt um halb zehn Uhr und ist guter Laune. Ihm fällt Weras Verstimmtheit auf. Als er erfährt, daß Ursula geschrieben hat,

wundert er sich nicht darüber. Er bringt das Gespräch auf ein andres Thema. Oben will er sie freundlich danach fragen, wie sie den Tag verbracht habe. Sie sagt „danke, gut“. Er zuckt die Achseln und begibt sich in sein Arbeitskabinett. Die Tür zum Schlafzimmer steht offen.

Nach kurzer Zeit tritt Wera in die Tür und blickt etwas mißtrauisch auf ihn hin. Er hat sich in den großen Lehnstuhl unter das Bild des Großvaters gesetzt und raucht.

„Ich finde, daß Ursula reichlich viel Zeit zum Schreiben hat“, meint Wera leichthin.

„Was willst du damit sagen?“

„Eine liebevolle Schwester.“

Axel ballt die Faust. „Fängst du schon wieder an?“

„Reg dich nur nicht auf, mein Lieber. Ich lasse mir nichts vormachen. Nach unseren Abmachungen finde ich es unglaublich, daß ihr euch schreibt.“

„Wera!“

„Schrei nicht so. Diese Korrespondenz verstößt gegen unsre Ehe. Jawohl, lache nicht so auf. Du weißt ja am besten, was sie dir schreibt und hast keinen Grund zum Lachen.“

„Willst du ihren Brief lesen?“ Axel erhebt sich und geht zum Schreibtisch, wo der eben angekommene Brief Ursulas liegt.

„Nein, ich danke. Interessiert mich absolut keine Spur. Es genügt mir, zu wissen, daß ihr euch schreibt.“ Sie geht hinaus. Axel setzt sich an den Tisch und vergräbt den Kopf in beide Hände. Nach einer Stunde, mehr als einer Stunde, tritt Wera wieder ein. Sie hat nur ein Hemd an. Ihr Haar ist offen. Ihre Augen sind voller Tränen.

„Vergib mir“, sagt sie und reicht ihm treuherzig ihre Hand.

Axel schaut ihr dankbar ins Antlitz. Sie wendet sich ab. Er zieht sie auf seinen Schoß und sagt fast bittend: „Friede, ja? Es muß doch gehen. Es muß doch!“

Sie nickt heftig. Legt den Kopf auf seine Schulter und weint.

Es gibt keinen Frieden. Es ist wie eine Diele, unter der es brennt. Kein Brett schützt vor Feuer. Plötzlich wird die Flamme hell herausschlagen.

Axel steht im Pferdestall und berät sich mit Stahl über eine belgische Mutterstute, deren Milchabgabe für ihr Fohlen sich seit einigen Tagen stark vermindert und schließlich ganz aufgehört hat. Zwei Monate ist die Ergiebigkeit ausreichend gewesen. Nun ist nichts mehr da. Stahl hat mit einer gesteigerten Proteingabe, mit Kleie und Leinsamen versucht, die alte Produktion wieder herzustellen. Es nützt nichts. Das Fohlen ist noch zu schwach, um schon entwöhnt zu werden. Axel rät zu sechs, sieben Litern Kuhmilch täglich für die Stute. Stahl verspricht sich davon wenig und will versuchen, mit verdünnter Kuhmilch dem Fohlen Ersatz zu schaffen. Wie sie noch darüber reden, kommt die Anja und bittet den Herrn, er möchte zur gnädigen Frau. Sie wolle ihn sprechen. „Ja, gleich", sagt Axel, bleibt aber noch im Stall. Später begleitet er den Verwalter durch den Obstgarten hinauf in den Schloßteil, darin jener wohnt. Die Birnen haben vorzüglich angesetzt, fallen indes unreif ab. Eine Pest, die schon vor drei Jahren aufgetreten sei, erzählt Stahl, ein winziger Wurm, gegen den zu kämpfen so schwer sei wie gegen einen unsichtbaren Feind. Axel ist recht verdrießlich. Dieser Tag brachte lauter unangenehme Nachrichten. Er vergißt seine Frau, geht an den Teich, setzt sich und raucht.

Beim Abendessen ist Wera eisig. Sogar gegen die alte Frau von Harras erlaubt sie sich ein paar spitze Bemerkungen. Axel wird nervös und herrscht sie an, sie springt auf, wirft die Serviette zu Boden, stampft mit dem Fuße auf, schreit: „ich lasse mich scheiden!" und rennt fort. Axel will ihr nach, seine Mutter hält ihn fest. Nur nicht den Flecken noch breitreiben. Erst warten, bis er angetrocknet sei. Sie werde sich schon allein am besten zurechtfinden.

Auch die Mädchen haben es gehört. Die Anja bediente. Das ist dumm. Nichts haßte Axel so sehr als laute Szenen.

Nach Tisch sitzt er noch mit seiner Mutter auf der Terrasse. Sie sprechen nicht viel. Es ist wohltuend, nach des Tages Mühe so zu sitzen und auf das Rauschen der Blätter zu horchen. Der Himmel ist immer noch halb bedeckt. Eine schmerzhafte Schwüle. Trocken und voller Spannungen.

Frau von Harras sieht matt und angegriffen aus. Ihr geht es schon lange nicht gut, doch sie spricht nicht darüber. Es erscheint ihr

sehr unwichtig, über sich zu sprechen. Jetzt stickt sie an einem Deckchen, ihre mageren Hände zittern leise. Axel schaut immer auf diese lieben Hände und möchte sie küssen. Doch dann kann sie ja nicht sticken. Es ist also schon besser, er sieht ihr zu, der geliebten Mutter. Der Storosch besprengt die Beete. Es riecht nach Nelken und Heu. Irgendwo ist geheut worden.

Axel horcht auf. Ein Hufschlag. Den Weg in die Felder hinaus kann er nicht sehen. Jemand reitet fort. Eine Viertelstunde später kommt der alte Ewald im Wagen aus Wenden zurück, wo er Besorgungen hatte machen müssen. Axel tritt an den Wagen. Beiläufig fragt er, ob er jemandem begegnet sei. „Nur der gnädigen Frau."

„Ach so", sagt Axel.

Frau von Harras bittet ihren Sohn eine Stunde später, er möge doch einmal nach Wera sehen. Um sie nicht aufzuregen, lügt Axel, Wera werde wohl zu Bett gegangen sein. Um zehn sagen sie sich Gute Nacht. Er geht nach oben, setzt sich an seinen Schreibtisch und arbeitet.

Um elf ist Wera noch nicht zurück. Es ist finster draußen. Kein Mond, kein Stern. Eine schwüle dunkle Nacht. Alle sind zu Bett, das Schloß ist still. Nur die Frösche quarren vom Teich her unaufhörlich. Axel geht hinunter, zündet sich eine Zigarette an und spaziert im Garten umher. Sein Auge gewöhnt sich an die Finsternis. Am Teich steht er und raucht schweigend.

Die Zeit vergeht. Er schlägt einen Seitenweg ein, der zur Allee führt, zur Auffahrt. Am Gitter schaut er ein wenig die Straße hinauf und horcht. Alles still. Da kehrt er wieder um. Kurz vor der Terrasse ist es ihm, als sage ihm jemand, er solle abermals zurück. Er begibt sich aus dem Park hinaus in den Wald, langsam schreitet er den wohlbekannten Weg hinauf zum See. An der Badehütte sieht er eine Gestalt. „Wera?!" ruft Axel.

„Ich bin es", antwortete Sentas Stimme.

Sie begrüßen sich, es ist so finster, daß sie einander nicht erkennen können.

„Ich dachte, meine Frau sei es. Sie sprach davon, daß sie heute abend baden wolle."

Senta schweigt. Axel merkt sofort, daß sie ihn durchschaut.

„Beunruhigen Sie sich um sie?"

„Nein. Ich dachte nur so. Nein, ich beunruhige mich gar nicht. Sie reitet oft in der Nacht aus." Diese Bemerkung war noch ungeschickter. Er möchte sich auf die Lippen beißen.

„Ich habe gebadet. Das Wasser ist warm."

"Es ist zu schwül."

„Ja", sagt Senta.

Sie geht heim und er begleitet sie. Viel sprechen sie nicht miteinander. Als einmal Hufschlag hörbar wird, horcht Axel auf. Auch Senta bleibt stehen. Ihr Gesicht kann er nicht erkennen. Gewiß lächelt sie spöttisch.

Vor ihrem Hause fragt er sie: „Wie ist das eigentlich mit der Eifersucht. Gehört sie zur Liebe?"

„Nein", antwortet Senta.

„Ich bin nicht eifersüchtig. Darum denkt meine Frau, daß ich sie nicht liebe ..."

Senta sagt nichts.

So vergeht eine kleine Zeit. Dann spricht Axel leise: „Ich soll dich von Ursula grüßen. Es scheint, daß sie viel an dich denkt."

„Ich danke. Sie hat mir vor einer Woche geschrieben."

„Ihr schreibt euch?"

„Ja."

Wieder vergeht eine Weile. Ein Hund bellt auf.

„Es wird morgen regnen", meint Axel.

Sie drücken sich die Hand, und er geht heim.

Als er sein Zimmer betritt, zeigt die Uhr halb eins. Wera ist noch nicht zu Hause. Er legt sich hin. Wie er gerade im Einschlafen ist, hört er sie leise die Treppe heraufkommen. Es mag kurz nach eins sein. Sie klopft an seine Zimmertür. Er antwortet nicht. Sie öffnet. „Axel?" ruft sie. Er stellt sich schlafend.

Morgens ist er schon um fünf aus den Federn und reitet nach Wausk hinunter. Dort ist ein Seuchenfall unter den Tieren des Bauern Libbis aufgetreten.

Gegen zwölf Uhr mittags befindet sich Axel wieder im Schloß. Er zieht sich um und geht zu den Fichten hinunter, wo Wera in einer Hängematte liegt und liest. Sie hört ihn kommen, weiß, daß er es ist, tut aber, als sei sie sehr in ihre Lektüre vertieft.

„Guten Tag", sagt Axel.

„Guten Tag." Sie liest weiter.

„Ist das ein interessantes Buch, was du da hast?"

„Der Dekamerone."

„Ich bitte dich, deine wichtige Lektüre einen Augenblick zu unterbrechen und mir zuzuhören."

Sie blickt unwirsch hoch: „Was ist denn los?"

„Du bist gestern nacht mit dem Grafen Straal zusammen gewesen."

„Gott ja, was ist denn dabei? Übrigens war es nicht gestern nacht, sondern abends."

„So? Bei dir beginnt wohl die Nacht um die zweite Morgenstunde." Axel merkt, wie er gereizt wird. Sie zuckt nur mit den Schultern und schaut wieder in ihr Buch.

„Laß das Buch jetzt!" sagte er fest und scharf.

„Ich will aber lesen..." antwortet sie eigensinnig.

Da reißt er ihr das Buch aus der Hand und schleudert es in die Büsche.

„Ich verbitte mir –"

„Still! Jetzt rede ich!" Ganz ruhig fragt er wieder: „Wo bist du gestern gewesen?"

Sie schweigt.

„Wo du gestern gewesen bist, hörst du?"

Sie schweigt. Er sieht sie mit einem haßerfüllten Blick an.

„Möchtest du mich nicht schlagen?" fragt Wera.

Axel erwidert ganz ruhig: „Meine Hunde prügele ich, wenn sie zu andern laufen, aber meine Frau werfe ich aus dem Hause. Er zittert am ganzen Körper. Wendet ihr den Rücken. Verläßt sie.

Sie springt aus der Hängematte. „Du hast mich beleidigt!" schreit sie ihm hinterher. Axel geht weiter. „Das sollst du büßen!" heult sie auf und stürzt ihm nach, an ihm vorbei, wie gejagt, fort ins Haus.

Zu Tisch erscheint Wera nicht. Axel sagt etwas von Unwohlsein. Seine Mutter schweigt. Nach dem Essen: „Versöhne sie. Du bist der Reifere, du bist klüger. Sie ist ein Kind."

Axel begibt sich nach oben. Seine Frau packt die Koffer. Alles

liegt wirr umher, eine furchtbare Unordnung ist in den Zimmern. Sie befindet sich in großer Erregung und rafft alles zusammen, was ihr gehört. Trotzdem bemerkt Axel, als er an seinen Schreibtisch tritt, daß eine kleine goldene Standuhr fehlt, die sie ihm einmal geschenkt hat. Tochter einer Magd, denkt er. Wie auf einmal das geringe Blut spricht! Es widert ihn an. Er schließt die Tür und geht in seinem Zimmer auf und ab.

Nach einer Stunde tritt Wera ein. Ihre Nase ist rot vom Weinen. Die Augen verquollen. Wie häßlich sie aussieht, denkt Axel. Sonst hat sie ein frisches und gescheites Gesicht, jetzt sieht sie welk und dumm aus. Er fühlt plötzlich eine große Gleichgültigkeit und Kühle. Wera redet ihn an: „Dir wird es sehr angenehm sein, wenn ich fort bin. Ich kann ja nicht mehr bleiben, denn du hast mich, wie du selbst sagtest, wie einen Hund vor die Tür geschmissen. Dir kann es recht sein, denn nun wird natürlich Ursula zurückkommen. Aber ich will dir nur eins sagen, ehe ich gehe: ich bin unschuldig.“ Sie beginnt zu weinen.

Axel peinigt diese Unterhaltung. Er wünscht sie rasch beendet. Alles ist mißverstanden, alles umgedreht. Ekelhaft.

„Ich habe dich nicht vor die Tür geworfen. Vielmehr du dich selbst. Du schwiegst beharrlich, als ich dich nach gestern nacht fragte. Ich habe ein Recht dazu, meine Frau zu fragen, was sie getan hat, wenn sie bis in den Morgen hinein sich bei einem fremden Manne aufhält.“

„Ich bin um zwölf zu Hause gewesen.“

„Das ist nicht wahr.“

„Doch ist es wahr!“ erwidert sie zornig.

Axel sieht seine Frau an und schweigt. Sie erträgt den Blick nicht und versetzt beherrschter: „Vielleicht ist es halb eins geworden, vielleicht dreiviertel eins, ich habe nicht nach der Uhr gesehen. Aber wenn du sagst, daß ich bis zum Morgen bei einem fremden Manne gelegen habe, so ist das eine gemeine Beleidigung. Ich bin mit dem Grafen nach Rastenburg geritten. Das ist alles. Darf ich das vielleicht nicht, wenn mein Herr Gemahl sich das Recht nimmt, mit seiner eigenen Schwester Liebesbriefe zu wechseln?“

Axel geht auf sie zu. „Ich rate dir, sei still –“ sagt er leise und drohend.

„Ich denke nicht daran, still zu sein. Ich habe es dem Grafen erzählt und er findet es einfach unglaublich. Das Gericht kann dir noch böse mitspielen, mein Lieber."

Axel stiert sie fassungslos an.

„Was hast du dem Grafen erzählt?" flüstert er.

„Den Grund, warum Ursula nach Petersburg gereist ist."

Er ist wachsbleich geworden. Wera erschrickt. Sie merkt, daß sie zu weit gegangen ist, ja, geradezu sich vergaloppiert hat. Sie möchte das Gesagte wieder zurückziehen, vielleicht hat sie es gar nicht so gemeint, hat nur übertrieben, um Axel zu quälen. Aber er hört nicht auf ihre Worte, dreht sich zum Fenster und starrt hinaus. Das ist über alle Maßen schrecklich, denkt er. Nun ist alles aus. Sie verdient die Reitpeitsche. Nein, nicht einmal das. Möge sie davongehen. Ich halte sie nicht. Es ist schrecklich. O mein Gott...

Wera ist dieses Schweigen unheimlich. Sie verspricht sich nichts Gutes davon. Sie redet erst gekränkt, dann unglücklich, schließlich weint sie heftig und ganz verzweifelt. Sie wisse keinen Ausweg mehr. Sie sei eine Fremde in diesem Lande. Er möge doch Mitleid mit ihr haben. Ihr Schmerz ist ehrlich, stürmisch, werbend. Eine Qual, ihn anzuhören. Sie schüttelt sich in Schluchzen, biegt sich wie ein Baum im Sturm. Er dreht sich langsam zu ihr; möchte sie wohl trösten, ihr etwas Freundliches sagen, denn dieses Weh durchschneidet sein Herz. Stumm ist sein Mund. Hart ist seine Zunge. Schwer und bewegungslos wie ein Stein. Es ist alles schon zu weit gediehen. Der Zersetzungsprozeß hat begonnen. Er kann nicht. Kehrt ihr wieder den Rücken zu.

Draußen flirren die Schwalben mit geschäftigem fri—fri vorüber. Unbegreiflich. Unten sitzt die kleine Ginka auf dem Wege, den der Storosch geharkt hat. Mitten auf dem Wege sitzt sie und lacht ins Leben hinein. Wie ist dies nur möglich? Das Kind und der Sommer und die sauber geharkten Wege ... und doch beginnt das Haus zu schwanken, in dem sie wohnen.

Wieviel Zeit mag verronnen sein? Axel dünkt es eine Ewigkeit, eine graue Ewigkeit, durch die der Strom ihrer Tränen fließt. Er denkt nichts. Es hat ihn jemand auf den Kopf geschlagen. Er hört nur hinter sich ein Weinen, das wie ein Rad mit spitzen Nägeln über

seine Seele läuft. Immer wunder wird es in ihm, immer weher tut jeder Schluchzer der verzweifelten Frau, immer schmerzhafter zuckt es in seinen Nerven. Ist denn kein Ende dieses Lebens da? Nur grauer Horizont und eisiger Regen der Qual, der durch ihn durchschlägt, in sein Blut dringt, ihn wie höllische Marter peinigt, daß er ihr zuschreien möchte: hör auf! Ich ertrage es nicht mehr!

Wera weint. Ihr Körper zuckt auf und ab, ein zerdrücktes Geheul wie von einem gemarterten Tier ist in ihrer Kehle. Sie findet keine Grenze mehr, ihre Gedanken keinen Halt und keinen Weg, der sie zu Neuem lenken könnte. Es ist alles aus, zittert es in ihren Nerven. Er hat mich verstoßen, er liebt mich nicht mehr, ich muß ihn verlassen. Doch durch ihr Schluchzen schlingt sich ein feuriges gelbes Band, das wie Glut auf der nackten Haut brennt, das ist der Haß. Sie, die schöne Wera, muß einer andern weichen! Eine andre, die nichts tut als herumgehen und Klavier spielen, soll seine Seele besitzen. Jene liebt er, nicht sie. Oh, wie sie dieses blonde Weib in ihrer großen Ruhe und Gefaßtheit haßt, wie sie ihr weh tun könnte, ihr die Haare ausreißen, die Brüste zerschlagen, die so viel schöner sind als ihre eigenen. Ihr gekränktes Selbstgefühl zittert wie ein Baum im Orkan, ihre Liebe wird umwuchert vom Unkraut der Bosheit. Sie möchte ihn umarmen und ihm zuschluchzen: dich liebe ich, dich allein, niemand, niemand sonst! Und möchte gleichzeitig ihn bis aufs Blut verletzen, hingehen, jenes Weib töten und dann sich dem Grafen Straal hinwerfen, nur um Axel zu zeigen: das kann eine Frau aus gekränkter Liebe! Das hast du nun von deiner albernen Heimat, die mich vergiftet und erstickt hat. Ach, wären wir in New York geblieben!

Das Letzte hat sie laut gerufen. Axel dreht sich um: „Ja, wären wir, wären wir. Das nützt doch jetzt nichts. Wir müssen durch, jetzt ist es zu spät zur Umkehr."

Wera aber beginnt ihn anzuflehen, er möchte mit ihr wieder zurückziehen nach Amerika, er möchte wieder nach drüben gehen, noch in diesem Herbst, noch im Sommer, gleich, gleich! Sie hebt die Hände zu ihm wie im Gebet. Sie bettelt wie eine Ertrinkende. Er sieht es mit bodenlosem Schmerz. Ihre Hände faßt er, umklammert sie und beschwört sie, still zu sein, um Gottes willen nur still.

Es sei nicht mehr zu ertragen, er wisse nicht mehr, was geschehe, wenn sie so weiter mache. Es gäbe kein Zurück. Zu spät. Er könne nicht mehr zurück. Keine Pflanze könne es, kein Mensch, kein Baum. Zum dritten Male sich umpflanzen, die Wurzeln durchschlagen, in altes Erdreich zurück, heiße Untergang. „Wenn ich nach New York zurückgehe, ist es mein Tod. Ich bin dort ein Fremder, ich ersticke drüben..."

„Und ich ersticke hier. Bitte, bitte, verlaß mich nicht!"

„So bleibe doch. Wir wollen es von neuem versuchen. Oh, es ist eine Hölle."

„Ja, es ist eine Hölle. Du hast mich hineingestoßen. Ich habe nichts andres gedacht, als wie ich dich glücklich machen könnte, für dich habe ich gelebt, nur dich, nur dich geliebt und nun stehe ich wie ein verstoßener Hund da. Nicht einmal Geld habe ich."

„Sei still, quäle mich nicht, übertreibe nicht so maßlos. Ich habe dich nicht verstoßen und mein Geld ist dein Geld. Das weißt du, daß ich dir nichts nehme, nichts, oh!"

Axel geht auf und ab. Ein Tier im Käfig. Wera sitzt mit halb aufgelösten Haaren auf dem Diwan. Krumm, zusammengesunken. Ihr Gesicht, ihre Nase, ihre Augen sind gerötet. Er erschrickt über ihre Häßlichkeit und möchte sie um ihres Leides willen gleichzeitig an seine Brust ziehen und küssen. Er möchte ihr alles Gute tun, alles, was er hat, ihr geben, nur endlich Frieden wieder, endlich ein Ende dieser Pein!

„Ich kann nicht", sagt Wera leise.

„Was kannst du nicht?"

„Ich kann nicht von dir gehen. Es ist mein Tod, ich weiß es. Meinen Lebensnerv durchschneidest du. Es ist ein Mord."

Axel beißt die Zähne zusammen und wandert stumm hin und her. Hin und her. In ihm beginnt es zu kochen. Wera erhebt sich müde, legt ihre Arme um seinen Nacken und sagt, indem sie von neuem zu weinen anfängt: „Verjage mich nicht. Ohne dich kann ich nicht leben. Habe doch Mitleid mit mir. Ein Fetzen bin ich noch. Ich kann nicht von dir —!" Sie brüllt auf. Er streichelt sie. Streichelt sie, streichelt ihr Haar, ihre Schulter, ihr tränenüberströmtes Gesicht. Blickt über sie hinweg auf ein altes Bild an der Wand, die Madonna

von Hermann Rode. Blickt durch sie hindurch in ein leeres, von den Würmern der Alltagsqual zerfressenes Leben.

„Ja, ja", sagt er. „Ja, es ist gut", sagt er. „So höre doch auf zu weinen. Es ist gut. Wir bleiben zusammen. Es ist gut."

Axel trägt durch die Arbeit des Tages eine bleierne Last. Wenn es nur niemand spürt, denkt er. Nur Muing soll es um Gottes willen nicht spüren. Indessen, wie er es auch verbirgt, die großen dunklen Augen seiner Mutter suchen und finden seine Last. Doch sie schweigt und nickt ihm stumm zu mit einer geheimen Angst im Blick.

So steht er einmal auf der Ostseite des Schlosses und sieht die großen Heuwagen zu den Ställen schwanken. Es ist ein himmlischer Duft, ein betäubender, süßer, sommerlicher. Oben sitzen Mägde und Knechte, schreien sich etwas zu und sind lustig. Er möchte auch froh sein. Ihn packt überraschend das Frohgefühl der Landarbeit, die Gottes Segen hat. Er sieht den tiefblauen Nachmittagshimmel hinter den dichten Kastanienbäumen und hört das Brüllen der Kühe. Ach, wie schön ist das, denkt er. Ich möchte Mui rufen, ihr dies Bild zeigen und sagen: du, ich bin glücklich. Nie habe ich dies Glück gekannt. Das ist die Heimat.

Da sieht er hinter dem zweiten Heuwagen und dann an ihm vorbei in leichtem Trabe seine Frau anreiten. Im Herrensitz, in bester Laune, etwas kokett, lachend, weil die Knechte sie grüßen und anschauen. Die Linke mit der Gerte hat sie burschikos in die Seite gestützt. Axel bemerkt diese Bewegung, die er aus vielen Jahren her kennt und verabscheut, eine Bewegung, ungraziös, proletarisch. Er sieht ihr vergnügtes Lachen, ihre Lust an sich selbst, sieht den merkwürdigen Blick der Leute, die ihr nachstarren, und schämt sich dermaßen, daß er ins Haus läuft, nur um nicht von ihr erblickt und angeredet zu werden.

Dieser August ist stark und heiß, voll würziger, hochsommerlicher Kraft. Er hat Sonnenschein und geballte, schneeweiße Wolken, hat krachende Gewitter und panische Mittagstille. Dann rauscht das Schilf nur auf, wenn ein Taucher daraus hervorschießt, oder ein Rohrsänger den schwanken Halm verläßt, um nach Beute zu fliegen.

Die Hitze flimmert über den weißen Steinen. Auf dem See glitzert die Sonne.

Um sechs Uhr ist Axel nach Wenden geritten. Dabei hat er einen kleinen Bogen am Ufer des Sees entlang gemacht, dort, wo er im Frühling zusammen mit Ursula getrabt war und sie von den zwei Reihern sprachen. Nun ist alles fett und grün vom Hochsommer. Alles liegt in schwüler Vollreife.

Wie Axel vom See abbiegen und über eine Waldwiese zur Landstraße reiten will, sieht er am andern Ufer eine nackte Gestalt. Es ist Paul von Schablonski, der sein Morgenbad nimmt.

„Halloh!!" schreit Axel hinüber.

Paul winkt gewaltig zurück. Schreit auch etwas.

Herrliche Frische hat dieser junge Tag. Kein Wölkchen am Himmel. Alles hell, strahlend, von starker Leuchtkraft.

Axel hat große Lust zu baden. Soll er rasch zu Paul hinüber? Nein, er muß vor sieben Uhr in Wenden sein. Also bei der Rückkehr. Wie freut er sich darauf! In Wenden zieht sich das Geschäft länger hin. Es wird fast neun. Dann bekommt er Hunger, frühstückt und trifft auf der Straße Professor Fischer-Kuschkin, der sehr entzückt über diese Begegnung ist. Sie machen einen kleinen Schwatz. Professor Fischer-Kuschkin weiß eine große Neuigkeit, die er gleich Axel mitteilen muß: sein Sohn Alexander, der acht Jahre lang in Brasilien ist, wird diesen Herbst zurückkommen. „Und was glauben Sie wohl", schließt er nahezu lautlos, „nicht allein wird er kommen, sondern mit einer Frau. Ich bekomme mir nichts dir nichts eine Schwiegertochter. Sie heißt Bella." Das freut auch Axel von Herzen. Der Professor ist ungemein aufgelebt. Er scheint gut zu schlafen, auch spricht er nicht von seinen nervösen Erscheinungen. Sein Bart, der quadratisch geschnitten ist, zeigt zwar schon einige graue Fäden, doch das Antlitz ist fast jugendfrisch geworden. Axel ladet ihn ein, er müsse unbedingt mit Sohn und Schwiegertochter nach Windsloh kommen.

„Nu unbedingt", sagt der Professor, „der Alexanderchen ist ein fixer Junge. Jagt, rudert, wandert gern. Da werde ich schwer mithalten können, aber Sie und Ihre Frau haben ja noch junge Glieder, was? Wir machen alle ein Herbstpicknick. Die Damen bereiten das

Mahl und die Herren sagen ein bißchen. Denn ich will Ihnen nur sagen", schließt er flüsternd seinen Satz, „ich krieg's jetzt auch wieder mit der Lustigkeit. Ich putze mir den Rost von der Klinge, ha, ha! Täglich zehn Kniebeugen und alle vier bis sechs Tage eine Kniebeuge mehr. Das kann ich Ihnen auch sehr empfehlen. Ja, Essen und Trinken schmeckt."

Sie schütteln sich die Hand. Axel fühlt eine aufrichtige Sympathie. Er freut sich ehrlich, daß sein Sohn zurückkommt, und ist glücklich, daß er sich darüber freuen kann. Da fällt ihm das stumme Leben in Windsloh ein, die Einsamkeit, die unterdrückte Lüge, das schweigende Leid der Mutter, die gepanzerte Liebe, der knospende Haß. Er spürt seine alte Last. Steigt aufs Pferd und reitet heim.

Wie er den See durch die Bäume blitzen sieht, biegt er von der Landstraße ab. Es ist halb elf Uhr. Er ist müde und staubig. Ein Bad wird gut tun. An der Hütte bindet er Katharina an, steigt ins Boot, rudert in den See hinein und entkleidet sich. Sein Körper ist schon braun; es macht ihm Vergnügen, die gesunde Haut zu sehen, die durch Reiten und Schwimmen stark gewordenen Muskeln. Die Vormittagsglut ist ihm nicht lästig, er hat die Empfindung, es koche die Sonne im Blut und töte alle ungesunden Keime. Er denkt flüchtig an sein Stadtleben zurück und findet es kaum glaublich: Vor einem halben Jahr ist er noch in New York gewesen, ein andrer Mensch, wahrhaftig, ein ganz andrer Mensch. Ein Gelehrter, grüblerisch, doktrinär, ach – es ist zum Lachen.

Derweil ist er so hingerudert und wieder näher ans Ufer gekommen. Er sieht die kleine Wiese mit dem mächtigen Eichbaum, dahinter die Wacholder-, Haselnuß- und Eibensträucher. Er steht auf und will ins Wasser springen. Da bemerkt er eine nackte Frau, die aus dem Walde tritt und ihm Halloh zuschreit. Ganz aufgelöst vor Freude ist sie, ihn zu treffen. Wera. Axel hatte sich an der Einsamkeit erfreut und fürchtet neue fruchtlose Erregungen. Aber sie ist so froh, nein, er darf nichts zeigen. Also rudert er das Boot an Land und steigt aus. Sie sagen sich Guten Tag und sind eine Spur verlegen. Es ist schon eine Weile her, daß sie sich so gesehen haben. Viel ist in dieser Zeit geschehen. Manches anders geworden.

Wera beginnt zu berichten, was sie getan hat. Etwas forciert

lustig ist ihr Ton. Dabei klatscht sie sich lustig auf ihr Gesäß und springt von einem Fuß auf den andern. Sie ist schon um acht Uhr aufgestanden, jawohl, dann hat sie im Obstgarten geholfen, dann hat sie eine halbe Stunde Klavier gespielt, geübt, richtig geübt, sie wird von nun an täglich üben und im Winter in Wenden Stunden nehmen. Dann hat sie gelesen. Balzacs Contes drôlatiques. Französisch. Sie wolle auch wieder Sprachen üben. Dann, dann, dann, dann, dann, ja was denn? Ach ja, dann habe sie den Storosch getroffen, der ihr sagte, daß die Ginka Schnupfen und Fieber habe. Da sei sie in das schrecklich schmutzige Schlafzimmer des ollen Kukeldei gegangen, habe die Ginka umgebettet, ihr einen Umschlag gemacht und die Jesa zum Doktor Riesenkampff geschickt. Dabei habe sie sich überlegt, daß sie auch in Zukunft viel Gutes hier mit einer Art sozialer Fürsorge im Kleinen stiften könne. Nachsehen, ob die Bauernkinder in reinen Betten schliefen, den Kranken ein bißchen helfen, vorlesen, trösten und so weiter. Ja und was er denn nun getan habe? Doch ehe Axel noch antwortet, fällt sie ein: „Ich habe heute nacht von dir geträumt."

„Was hast du denn geträumt?"

Sie bückt sich und rupft ein Büschel goldgelben Wiesenalants aus. „Ach, nichts weiter. Nur so –"

„Erzähl doch."

Sie sieht ihm mit halb gebeugtem Kopf von unten her in die Augen. Dreht sich um und spaziert fort. Axel blickt etwas befangen hinterher. Wera bleibt stehen und fragt quer über die Schulter: „Hast du schon gebadet?"

„Nein."

„Wirst du noch baden"

„Ja."

Sie legt sich ins Gras und scheint plötzlich schlechter Laune zu werden. Axel setzt sich zwei Schritte weit von ihr entfernt auf einen glatten Stein. Blickt auf den glitzernden See hinaus. Möwen im Blau des Vormittags. Die Drosselrohrsänger üben sich im Flug nach dem Süden. Der Sommer neigt sich.

„Axel, ich muß dir etwas sagen." In ihrer Stimme sitzen Tränen. Er blickt sie fragend an. Sie sieht nicht auf, zupft an einer Blüte

und spricht: „Ich habe es mir überlegt, ich will mich scheiden lassen. Ich sehe, daß du an mir nichts findest. Ich kann dir nichts mehr geben, ich –" ein Schluchzen erstickt ihre Rede. Axel überkommt ein großes, schmerzendes Mitleid. Er rückt zu ihr, ergreift ihre Hand und streichelt sie. Sagt wohl auch etwas, das wie Abwehr oder Verneinung ihrer Worte klingt, doch es ist nicht ehrlich. Er fühlt es selbst und schweigt. Streicht ihr nur immer wieder über Schulter und Arm. Beruhigend, begütigend, in tiefem Mitfühlen. Wenn ich ihr helfen könnte, wenn ich ihr doch helfen könnte! denkt er. Mein halbes Leben gäbe ich dafür.

Wera weint. Sie ertrüge dies Leben nicht mehr. Die Einsamkeit, die Untätigkeit, alle die fremden Gesichter, die fremde Sprache. Sie sei jung, sie habe doch noch ihr Leben vor sich. Ob sie wie eine Nonne ihr Dasein verbringen, zur alten Jungfer werden, verdorren, verwelken solle? Sie sei ihm treu, das wisse er, sie könne niemanden außer ihm lieben, alle andern Männer seien ihr ekelhaft. Allenfalls küssen, ja, das noch vielleicht. Aber mehr nicht, mehr um Gottes willen nicht. Er sei der einzige, dem sie sich ganz gegeben habe. Zum Dank dafür zerstöre er ihr Leben.

„Aber ich zerstöre es nicht. Laß doch nur diese Monate, die erste Zeit –"

Sie ist aufgesprungen, bebt vor Erregung. „Du ...?"

„Ja? Was denn?"

Da schreit sie ihn an: „Geh fort, geh fort! Ich hasse dich, ich kann dich nicht sehen! Geh!"

Axel steht auf und will sie begütigend zur Einsicht bringen. Doch sie läuft wie tollgeworden, heulend weg und wirft sich unter dem Eibengebüsch ins Heu. Stöhnt. Schluchzt. Schluchzt herzzerreißend. Axel ist ihr nachgegangen. Jetzt kniet er ihr zur Seite und versucht sie zu beruhigen. Sie hat den Kopf in den Armen vergraben und hört ihn nicht. In ihm zittert eine fast elektrische Nervosität, die er nicht begreift. Die er begreift, denn sie geht von ihr aus. Ihr Rücken bebt, ihr Leib fliegt. „Ich halte es nicht mehr aus ..." jammert sie leise. Axel versteht sie, spürt sein Blut aufzucken, schämt sich aber. Nein, schreit er sich zu, nein, nein, um Gottes willen nicht diese neue Brücke! Doch ihr Körper berührt schon den seinen. Der Fun-

ken springt über. Es flammt auf. Er fühlt eine geradezu tierische Wollust, fühlt Haß und Liebe und Qual. Sie dreht sich zur Seite, lächelt. Er umklammert wütend ihren Arm. Es ist zu spät. Sie brennen.

Seit dieser Stunde glimmt es wie ein neuer, versteckter Haß in beiden. Frau von Harras allein hält durch ihre stets gleichbleibende Güte das schwankende Gemäuer zusammen. Wenn sie allein sind und Axel keine Möglichkeit mehr sieht, zu entfliehen, beginnt Wera von Dingen zu sprechen, die ihn bis aufs Blut peinigen. Sie schilt auf die Balten, lobt Amerika, das ist das erste. Sie spricht davon, im Winter Eluisenstein verlassen zu wollen und nach Berlin zu fahren, um dort Klavierstunden zu nehmen oder aber in einer anständigen Gesellschaft zu verkehren, Theater und Konzerte zu besuchen. Axel weist sie auf die unsichere Finanzlage des Gutes hin, verspricht ihr bestimmt mehrere Wochen in Petersburg. Da lacht sie auf, höhnisch, gemein, daß es ihn wie Hiebe trifft. Er wolle ja nur zur Ursula. Axel antwortet, Ursula werde im Winter im Ausland sein. Lüge, Lüge, meint Wera. An Konzertgeben sei doch bei Ursulas Können noch gar nicht zu denken. Axel schweigt. Zwischen ihnen springen die Funken. Unsichtbar, unhörbar. Es ist böse zwischen ihnen. So gehen die Tage. Ein andermal: Wera ist unordentlich. Sie läßt Kleider von sich in Axels Zimmer liegen. Er bittet sie einmal, zweimal, dreimal, es nicht zu tun. Das vierte Mal sagt er: „Du bist von einer Unordnung, die an Schlamperei grenzt." Da bekommt sie einen hysterischen Weinkrampf. Sie wirft sich auf die Erde, kratzt, beißt, schreit und ergreift schließlich in rasender Wut eine kristallene Vase, die sie an die Wand schleudert. Axel steht wachsbleich da. Ihm zuckt die Hand. Er ballt sie. Er möchte nichts in der Welt so gern, als diese Frau geradezu in ihr verzerrtes Gesicht schlagen. Er beißt die Zähne zusammen, daß die Muskeln wie Schnüre aus den Backen heraustreten, stößt ein verächtliches „Pch!" aus und verläßt das Zimmer.

Abends bittet ihn Wera um Verzeihung. Sie wolle eine neue Vase kaufen. Axel starrt sie an. Dann schüttelt er den Kopf. „Es ist ja gut", sagt er. „Sprechen wir nicht mehr davon."

Sie steht da und schaut ihm bittend und lieb in die Augen. Blaß

sieht sie aus. Müd und blaß. Es ist nichts als nur Freundlichkeit in ihrem Blick. Er sagt sich: geh zu ihr und streichele sie, küsse sie, lächele, sage etwas Gütiges ... Tu es! Nein, er kann nicht. Es kommt kein Laut über seine Lippen. Schweigen. Dreht sich um. Wera läuft in ihr Zimmer und schließt hinter sich zu.

Das Gebäude bröckelt ab. Risse laufen über die Wand, häßliches Gestein wird sichtbar. Der Mensch, welcher bisher die dunklen Triebe verbarg, schämt sich ihrer nicht mehr. Alles wird hart, nackt, gemein. Brutal wird alles, schleierlos, elend.

Eines Tages –, es ist ein Sonntag, draußen regnet es, schlechtes, windiges Wetter, – eines Tages sitzen sie oben in Axels Zimmer zusammen, jeder mit einer Arbeit beschäftigt. Nach einer langen Weile sieht Axel von seinen Papieren auf. Er bemerkt Weras Blick. Es ist etwas in diesem Auge, das ihn an die Qual eines verwundeten Tieres erinnert. Er legt den Federhalter fort und fragt „nun?" Sie tritt zu ihm, legt den Arm um seinen Nacken und sagt mit großer Beherrschung, ganz ruhig: „Ich will mich scheiden lassen, aber eine Bitte habe ich dafür."

„Welche?"

Sie schweigt. Es ist schwere Stille im Zimmer. Der Regen wäscht die Scheiben.

„Was für eine Bitte?" fragt Axel noch einmal.

„Daß ich ein Kind von dir bekomme", antwortet Wera leise.

Axel steht auf und geht ans Fenster. Bewegungslos steht er da, die Hände auf dem Rücken. Auch Wera rührt sich nicht.

„Nein", sagt er.

„Hab' doch Erbarmen mit mir", wimmert sie.

„Ich habe Erbarmen mit dir, darum sage ich nein."

Da sieht er sie fast lautlos auf dem Teppich zusammenbrechen. Er stürzt zu ihr, hebt sie hoch, trägt sie auf den Diwan und will Wasser holen. Sie erwacht, schlägt die Augen auf und blickt ihn an. Es ist das Auge eines geprügelten Tieres.

Eines Nachts erwacht Axel. Schrickt hoch, denn eine weiße Gestalt steht an seinem Bett. Es ist Wera. Axel will das Licht entzünden, „was ist dir?" fragt er. „Bist du krank?"

„Nein", flüstert sie. „Laß es dunkel."

„Was ist dir? Was willst du? Warum schläfst du nicht?"

Sie antwortet nicht. Er fühlt es, daß sie weint.

„Was ist dir denn? So rede doch!"

Sie setzt sich auf den Bettrand und stützt den Kopf in beide Hände. Er entzündet eine Kerze. Es ist dreiviertel zwei Uhr morgens. Sein Herz klopft unruhig. Eine große Bangigkeit erfüllt ihn.

„Ich kann nicht mehr", stöhnt sie.

Axel wird nervös. Er braucht das bißchen Schlaf bis zum frühen Morgen, er hat tagüber viel gearbeitet, ist müde und will seine Ruhe haben. Nun weckt sie ihn mitten in der Nacht auf.

„Also, was kannst du nicht mehr?"

„Alles."

Er schweigt. Das Licht der Kerze flackert. Im ungewissen Schein sieht Weras Gesicht zerquält aus. Ihr schwarzes Haar ist wirr und unordentlich. Er denkt, daß auch bei ihm das Haar pyramidenförmig in die Höhe stehen wird, daß alles unschön und widerwärtig ist. Er versucht, ihr etwas Liebes, Tröstendes zu sagen; der Versuch bleibt im Keim stecken. Er weiß nichts Liebes, nichts Tröstendes. Sitzt nur so da und denkt: möchte sie doch nur erst gegangen sein! Warum sitzt sie hier und quält mich? Wie ekelhaft ist alles. Nicht zum Aushalten mehr.

Wera beginnt stockend, verzagt, hilflos, von Schluchzen unterbrochen, zu sprechen: „Ich habe die ganze Nacht gelegen und gegrübelt und –. Ich weiß ja nicht mehr, was ich tun soll. Ich bin nur eine Frau. Du bist mein Steuer gewesen. Jetzt bin ich wie ein Schiff ohne Steuer. Warum hast du mich damals geheiratet, wenn du mich gar nicht geliebt hast?"

„Still, still. Um Gottes willen fang nicht von diesen alten Geschichten an, ich kann es heute nicht ertragen, heute nicht, ich springe aus dem Fenster. Was willst du denn bloß damit. Laß doch, es ist einmal geschehen, wir müssen uns abfinden." Wie unnötig dies alles ist, wie unsäglich unnötig.

„Du warst verzweifelt, weil Ellen tot war, die du liebtest und dann auch, weil das Kindchen starb. Du nahmst mich aus Verzweiflung; weil ich gerade um dich war, vielleicht auch, weil ich

jung war und dir Kinder schenken konnte. Aber von mir wolltest du ja keine Kinder."

„Das ist nicht wahr. Entstell' nicht alles. Dreh nicht alles um, Wera! Ich wollte von dir Kinder, doch du schriest: um Gottes willen kein Baby! Ich will noch ein paar Jahre hübsch bleiben, schriest du, will nicht mit dickem Bauch herumlaufen, will, will –"

„Lüge, Lüge – oh pfui, wie hundsgemein – wie ... oh." Wera hat ihn unterbrochen und starrt ihn haßerfüllt an.

„Es ist keine Lüge", sagt Axel ruhig und bestimmt.

„Doch, doch, doch, doch! O Gott, daß ich das jetzt hören muß. Wie du mich mit Füßen trittst. Wie du mich –. Ich wollte ja nur im ersten und zweiten Jahr keine Kinder. Wir hatten wenig zu essen, wir, wir ... ich habe später keine gewollt, weil ich sah, daß du mich nicht mehr liebtest."

„Das ist nicht wahr! Du hast vor zwei Tagen gesagt, daß ich dich erst in Windsloh nicht mehr geliebt hätte."

„Das habe ich nicht gesagt."

„Das hast du gesagt, Wera."

Sie ballt die Fäuste. „Das hast du gesagt, Werä!" äfft sie wütend nach. „Oh, wie ich dir gleichgültig geworden bin. ‚Wera'! ‚Wera'! ‚Wera'! Kein liebes Wort mehr, nichts –" Sie bricht erneut in Schluchzen aus und wirft sich über sein Bett.

Er läßt eine lange Zeit verstreichen und starrt gedankenlos in die Kerzenflamme. Eine Hölle, denkt er. Wozu diese Pein? Soll ich davon besser werden? Gemeiner werde ich davon. Es ist furchtbar, einem lieben Menschen weh zu tun. Ich kann nicht anders, mein Gott, hilf mir.

„Geh schlafen. Es wird schon grau draußen."

„Schenk mir ein Kind. Ich flehe dich an, ich bettele dich darum an. Ich will es irgendwo im Ausland zur Welt bringen und pflegen und liebhaben. Es wird wie du aussehen, und wenn ich dich auch nie mehr sehen kann, ich habe doch dann dein Kind. Bitte, bitte, bitte, bitte, bitte, ich flehe dich an, bitte, bitte, bitte!"

Axel windet sich in Schmerz. „Nein", sagt er. Noch härter: „Nein. Du weißt nicht, was du bittest. Es ist unmöglich. Ein Kind bringt neue Qual, neues Leid, neue Sorgen. So wie du dir das denkst,

geht es nicht, du phantasierst; geh jetzt schlafen, ich bitte dich. Weine nicht. Laß das Weinen. Bitte, laß das Weinen. Geh jetzt zu Bett..."

Sie schüttelt sich wie im Krampf. Erhebt sich schwerfällig und geht, während ihr die Tränen über die Wangen strömen. Geht zu ihrer Schlafzimmertür. Axel steht auf. Er legt seinen Arm um ihre Schulter und bittet sie, ihn zu verstehen, ihm nicht böse zu sein. Sie schüttelt den Kopf. An der Tür küßt er sie auf die Stirn und legt sich wieder hin. Er löscht das Licht und starrt in die Dunkelheit.

Da geht die Tür zu Weras Schlafzimmer auf. Sie hat eine Kerze in der Hand, steht, sieht ihn an: „Du?"

„Was willst du denn noch?"

„Laß mich sterben."

Axel springt auf. Es ist Wahnsinn, ausgemachter Wahnsinn ist es. Oh, eine Marter, sie martert ihn vorsätzlich, sie kennt nicht Tapferkeit, nicht Stolz noch schweigendes Leid, kennt nicht Adel und Größe. Er haßt sie. Ja, Haß.

Und nun spricht er zu ihr. Freundlich, gütig, versucht ihr die Unsinnigkeit ihres Gedankens klarzumachen, bittet sie, vernünftig zu sein, fleht sie an, tapfer zu sein. Sie geht wieder in ihr Zimmer zurück. Axel legt sich abermals hin. Er kann nicht schlafen. Sein Herz jagt, springt wie ein ungebändigter Hengst, trostlos, trostlos. Diese Nacht nimmt kein Ende. Jetzt entzündet er die Kerze und will in sein Zimmer, um sich ein Buch zu holen. Wie er aufsteht, tritt Wera zum drittenmal ein. Ganz wirr sieht sie aus, fieberhaft flackern ihre Augen. Sie hat in der einen Hand einen Revolver und bittet ihn, sie damit zu erschießen. Er fordert sie auf, die Waffe aus der Hand zu legen. Nein. „Bitte, mach mich tot." Axel will sie ihr entwinden. Sie merkt es, springt mit drei Sätzen zur Tür, ist auf der Treppe, läuft hinunter bis zur Diele. Axel rennt hinterher. Aber er verstrickt sich im Teppich und stürzt. Eine unsinnige Wut packt ihn. Wut und Angst um ihr Leben. „Wo bist du?" schreit er. Sie antwortet nicht. In der Dunkelheit ist sie nicht zu finden. Jeden Augenblick erwartet er den Schuß. Entsetzlich. „Wo bist du!?" Keine Antwort. Da tut sich auf der andern Seite des Treppenhauses eine Tür auf. Seine Mutter erscheint. Sie hat ihr Morgenkleid übergeworfen und trägt in der mageren, zitternden Hand

einen Leuchter. Spärliches, flackerndes Licht fällt auf Geländer, Bilder und Wände. Aus ihren großen Augen spricht alles, was ein Menschenherz an Leid ertragen kann. „Mein Junge ...“ sagt sie leise. Axel fliegt die Treppe hinunter. Sucht Wera. Oben steht die Mutter mit dem Licht. Eine jammervolle, trübe Beleuchtung, niemand ist zu sehen. Er rennt umher, er sucht, er ruft nach ihr, er findet sie zusammengesunken hinter dem Kamin. Ein Bündel Elend. Wie er auf sie zutritt, legt sie den Revolver an die Schläfe und sieht ihn an. Axel steht. Versteinert ist alles. Der Moment ist so furchtbar, daß er über das Maß des Erträglichen hinausgeht. Er denkt blitzschnell: möchte sie nur, dann hat die Hölle ein Ende. Soll sie doch schon abdrücken, soll sie doch. Am besten auf mich. „Drück auf mich ab!“ bittet er. „Bitte, erschieß mich.“ Da hebt sie die Waffe, ihr Gesicht verzerrt sich zur Fratze, sie stößt blitzschnell den Arm schräg in die Höhe, schreit auf und schießt. Ein dumpfer, schrecklicher Knall. Rauch. Ein Knacken ist in der Luft. Etwas fällt zur Erde. Der Adler vom Kaukasus. Die Kugel hat den Draht durchschlagen. Das Licht zittert. Axel weiß, warum es zittert. Gibt es eine Mutterhand, die ein Licht halten kann, wenn jemand gemordet werden soll? Er sieht sie oben stehen. Ganz ruhig, oh, unheimlich ruhig. Sie will wohl hinunter zu ihm. Sie kann nicht. Sie klammert sich am Geländer fest und steht und hält den Leuchter. Da verläßt er seine Frau, springt nach oben und schließt sie in seine Arme. Kein Wort sprechen sie. Stumm liegt Blick in Blick.

„Geh zu ihr“, sagt Frau von Harras leise. Axel aber führt seine Mutter in ihr Schlafzimmer, bringt sie zu Bett, kniet vor ihrem Lager nieder und bricht in trockenes, verzweifeltes Schluchzen aus.

„Meine armen Kinder“, flüstert sie. „Bleibt stark. Wir müssen alle durch das Meer der Qual. Bleibe stark, mein Liebling.“

Danach kam große Mattigkeit über die Drei auf Schloß Windsloh. Große Mattigkeit, bleierne Stille. Der August brachte viel Arbeit für Axel. Die Ernte geriet nicht übel, besonders der Weizen stand vorzüglich. Es war eine Freude, an den goldbraunen Feldern vorüberzureiten und die schweren vollen Halme zu sehen. Morgens in der Frühe badete er im See. Einmal traf er Senta, die von ihrem

Schwimmplatz am Südufer kam, frisch und gesund aussah und ihm freundlich zunickte. Sie blieben eine Weile stehen und sprachen miteinander. Er fühlte ihren Blick merkwürdig auf sich gerichtet. Wie er hochschaute, hatte ihr Gesicht wieder einen gleichmütig-freundlichen Ausdruck. Mit ihm zusammen zu baden vermied sie augenscheinlich. Er hatte sie aufgefordert, doch sie war ihm ausgewichen. Axel fiel jene Frühlingsnacht auf dem Bootssteg ein. Sie lag fern, als stamme sie aus einem andern Leben.

Bei Tisch stand eisige Luft um sie. Jeder tat, als wäre nichts geschehen. Doch unter den Händen klirrten die Gläser, und wenn sie lächelten, war das Lächeln bitter und unwahr. Frau von Harras sah täglich blasser und matter aus. Nur noch ein Hauch schien sie, eine Seele, die aus dem Willen zum Leben lebte, nicht aus körperlicher Kraft. Wenn Axel und Wera allein waren, vergingen keine zehn Minuten, ohne daß seine Frau in Anklagen gegen ihn ausbrach. Oft nur leise und resigniert, oft spöttisch mit lachendem Munde, oft beißend, höhnisch, böse. Er antwortete zuerst ruhig, dann heftiger. Schließlich lief er aus dem Hause.

Gegen Ende August, an einem schwülen Tage, Axel hatte sich gerade nach Tisch in sein Kabinett begeben, um etwas zu ordnen, ereignete sich folgendes:

Wera ist in ihrem Zimmer, sitzt am Fenster und kämmt sich ihr langes schwarzes Haar. Da tritt Axel in die Tür. Er ist bleich und scheint sehr erregt. Ja, sie bemerkt sogar, daß seine Lippen zucken. Kein Zweifel, er beherrscht sich aufs höchste. Erstaunt und mit etwas Angst untermischt blickt sie ihn an.

Er fragt: „Bist du an meinem Schreibtisch gewesen?"

„Unsinn."

„Du lügst. Du hast meine Papiere durchsucht. Du hast einen Brief gestohlen, du hast in meinem Tagebuch geschnüffelt, du bist schamlos genug gewesen, in meiner Abwesenheit einzubrechen."

Sie zuckt die Schultern und kämmt sich wortlos ihr Haar weiter.

Axel fragt ganz ruhig: „Gibst du es wenigstens zu?"

Sie sagt nichts.

Er fragt ein zweites Mal, erregter: „Ob du es zugibst, will ich wissen."

„Herrgott ja, das ist schon lange her. Ich hab's vergessen. Der Schreibtisch stand, glaube ich, offen."

„Pfui Teufel. Feige bist du auch noch."

Sie blickt auf, geht auf ihn zu, zischt ihm hohnlachend ins Gesicht: „Ja, ich habe bei dir eingebrochen. Ich habe den Liebesbrief deiner Schwester in der Hand. Ich habe dich in der Hand, du Ehebrecher, du –"

Sie kann nicht mehr weitersprechen. Axels Faust drückt ihr die Gurgel zu. Sie schlägt um sich. Er läßt sie los, zitternd, totenblaß, seiner selbst nicht mehr mächtig. Es ist unerträglich, sich zu bändigen, unerträglich, dieses Weib nicht auf der Stelle in Stücke zu schlagen.

Sie fühlt sich tödlich beleidigt. Er hat es gewagt, sie an der Gurgel zu packen wie einen tollgewordenen Fleischerhund, er hat sie aufs Bett geworfen. Er ist ein brutaler Henker, ein Vieh in Menschengestalt. Jetzt gilt es eine Rache, die er nie vergessen wird, niemals.

Wera springt auf: „Du hast mich geschlagen!"

Axel: „Nein. Ich habe dich nur aufgerüttelt, du Hyäne. Ich werde dich aus dem Hause jagen, wenn du noch einmal mein Zimmer betrittst."

Sie nähert sich ihm mit gebeugtem Nacken, stierähnlich, mit bösen, haßerfüllten Augen: „Du wagst es, das mir zu sagen?" stößt sie drohend durch die Zähne. „Du Mensch, der du mich schlechter wie einen Hund behandelst, du?"

Er ekelt sich unsäglich vor ihr. Plötzlich ist ihm, als müsse er sie ganz ruhig an der Hand nehmen, ihr Geld geben und für alle Zeiten aus dem Hause führen. Er blickt von ihr fort und sagt leise: „Arme Wera, wo hast du deinen Stolz gelassen?"

Da speit sie ihm, aller Besinnung beraubt, mitten ins Gesicht. Dann bricht sie in ein schreckliches hysterisches Gelächter aus, lacht, lacht, lacht wie eine Wahnsinnige, während ihr die Tränen über die Wangen strömen.

Axel säubert sein Kinn und wendet sich schweigend zur Tür, die er ruhig hinter sich zuschließt. In seinem Kabinett geht er auf und ab. Das mag wohl eine Stunde und länger sein. Danach verläßt er

zu Fuß Schloß Windsloh in der Richtung nach Urtneck. Auf der Landstraße begegnet ihm der Landauer Wulffs. Christa sitzt darin; sie will nach Dobleen zur alten, einsamen Baronin Nolk. Axel grüßt und fragt, ob Johannes daheim sei. Christa ist sehr erstaunt über seine Frage. „Aber Johannes ist doch schon seit sieben Wochen verreist", versetzt sie.

„Er ist verreist? Wo ist er denn, kann ich ihn erreichen?"

„Was haben Sie? Nein, er ist dazu entschieden etwas zu weit. In der Krim –"

„Das ist schade", antwortet Axel. „Wenn Sie ihm schreiben, grüßen Sie ihn, bitte, und sagen Sie ihm, ich hätte ihn gern einmal gesprochen, ich brauchte seinen Rat. Ach, lassen Sie es schon bleiben, es ist nicht nötig", setzt er hinzu.

„Ja", sagt Christa und sieht ihn befremdet an.

Axel grüßt und geht wieder den Weg zurück. Er legt sich im Walde ins Gras und starrt in den Himmel. Er weiß, daß viel Arbeit seiner harrt. Es ist gleich. Plötzlich ist es acht Uhr. Mulling wartet mit dem Abendessen auf mich, ach Gott. Er springt auf und läuft nach Hause.

„Wo ist Wera?" fragt seine Mutter.

„Ich weiß es nicht", antwortet er.

In dieser Nacht kommt Wera nicht heim. Als es drei Uhr morgens ist, will er sich zu Bett legen. Da findet er auf seinem Kissen einen kleinen Papierstreifen, mit einer Stecknadel festgeheftet. „Ich habe dich doch lieb, leb wohl", steht darauf.

Nun beginnt ein Spießrutenlaufen durch alle Martern der Seele. Angst, Befreiung, Reue, Qual, Verzweiflung, dumpfe Leere. Alles jagt durch seine Brust, während er mit einer Blendlaterne den See absucht. Gegen fünf Uhr, als der Storosch aufsteht, treibt er diesen weiter auf die Suche an den See. Er selber läuft durch den Wald, sucht den Wald ab, ruft nach ihr, ruft immer ihren Namen. Er stolpert, stürzt, steht auf, reißt sich am Brombeergestrüpp blutig. Nichts. Der Morgen ist frisch und silbern. Seine Frau bleibt verschwunden. Der Morgen ist jung, spätsommerlich, voller Duft und Farbe. Seine Frau ist tot, ein junger blühender Mensch.

Er begegnet dem Storosch. Der Storosch ist kreidebleich und bebt

an allen Gliedern. Er hat drüben, gleich wo das Flüßchen in den See mündet, ein Paket gefunden. Dies Paket da. Axel öffnet es. Es sind Lumpen, schmutzige, gebrauchte Mannskleider. Sie riechen übel, weiß der Teufel von wem sie sind. Er schickt den Storosch heim.

Plötzlich kommt ihm ein Gedanke. Ein sehr böser, geradezu diabolischer Gedanke. Dieser Gedanke ist schon teuflischer Ehren wert. Er läuft in einem Bogen an Eluisenstein vorbei in den Wausker Wald. Er kennt den Weg, der vom Schlößchen des Grafen Witte zur Chaussee führt. Dort legt er sich ins Gras.

Nichts.

Er schleicht weiter. Wie ein Dieb bis an das Schlößchen. Alles still. Vergeblich. Geht wieder zurück. Todmüde, gebeugt, ein welker, matter, gebrochener Mensch.

Auf einmal hört er eine Stimme. Gelächter. Er erstarrt. Bleibt stehen. Rasend klopft sein Herz. Das ist Weras Lachen. Dann vernimmt er Pferdegetrappel. Es sind mehrere Stimmen. Nicht nur zwei, sondern drei, vielleicht vier. Sie nähern sich ihm.

Da rennt er wie gepeitscht in den Wald hinein. Rennt, rennt, rennt, rennt, erreicht die Chaussee nach Windsloh und sieht die Felder, halbgemäht, wogend, ein goldener Bezirk der Arbeit. Sieht Menschen, die die Sense schwingen ... Er preßt die Nägel ins Fleisch und fühlt glühende Scham. Gegen acht Uhr ist er zu Hause.

Im Saal sitzt seine Mutter. Sie liest in der Bibel. Er tritt ein. Ihr Auge weitet sich in Liebe und Leid, wie sie ihn sieht. Sie nimmt das Glas ab und lächelt ihm zu.

„Mulling", flüstert er, „was soll ich tun?"

Sie streichelt seine heiße Hand. Schaut ihn tief an.

„Ist sie gesund?"

Er nickt und lacht bitter auf.

„Willst du verreisen?" fragt sie.

Beider Blicke treffen sich. Er wird glühend rot.

„Ich vertraue dir, mein geliebtes Kind", sagt sie leise. „Jetzt mußt du gesund werden und dich vor Schuld hüten".

Er nickt.

„Sieh, was ich eben hier gelesen habe", sie zeigt ihm die Stelle

und spricht die Worte langsam vor sich hin: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesichte. Jetzt erkenne ich's stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin."

„Ja", flüstert er.

Um die Vormittagsstunde trifft Axel seine Frau im Park. Er tritt ruhig auf sie zu und spricht: „Du hast mich heute nacht betrogen".

„Nein", antwortet sie.

„Wo bist du gewesen?"

„Im Walde."

„Mit ihm?"

„Ja. Aber ihm verdankst du es, daß ich lebe."

Da entreißt sich ihm ein scheußliches Gelächter. Er rennt mit aller Gewalt Kopf vorgebeugt gegen einen Baum. Stürzt um. Betäubt faßt er ins Gras. Blickt auf. Wera ist fort.

Er schreibt ein Telegramm und schickt es durch Filka nach Wenden. Das Telegramm trägt Ursulas Adresse.

5

„Lust tiefer noch als Herzeleid."

In Dorpat erwartete Axel seine Schwester. Sie drückten sich die Hand und sprachen nicht viel. Sahen sich wohl ein wenig länger in die Augen. Worte fanden sie nicht.

Von Dorpat reisten sie weiter an den Peipussee. Axel fuhr wie im Traum durch diese Landschaft, die seine Heimat war. Die Gegend verflachte sich, immer weiter verlor sich der Blick in tiefe Horizonte. Bewaldete Höhenzüge erinnerten noch an Eluisenstein, doch die flachen Hänge und die Niederungen mit den sumpfigen Mooren, in deren Gewässer sich knorrige Kieferngruppen, uralte Eichen spiegelten, ließen schon Rußland aufdämmern. Dann faßte sie ein kühler, feuchter Wind, Duft von Wasser und Schilfgewächsen wehte ihnen entgegen, die ungeheure Fläche des Sees öffnete sich ihrem Auge.

Unweit der Mündung des Embach in den Peipussee fanden sie ein gutes Quartier. Axel konnte zwar die Decke seines Zimmers mit Händen greifen, doch Ursula belehrte ihn über die Vorzüge dieser Architektur. Da sei es leicht, abends alle Mücken auf dem weißen Kalk totzuquetschen. Ein hervorragender Gedanke. Axel begann sofort nach Mücken zu suchen und fand drei, die er auf der Stelle tötete. Als er zu Ursula ins Zimmer trat, sog er den Duft von Lavendelwasser und frischer Seife ein. Sie hatte sich gewaschen und einen kleinen Toilettentisch zurechtgemacht. Axel beschaute sich in einem riesigen Handspiegel und steckte seine Nase in eine Dose mit einer ambrosisch riechenden Salbe. Da bekam er einen Katzenkopf.

„Laß mich doch", sagte er bittend wie ein Schuljunge, „du verstehst gar nicht, wie mich das alles belebt. Ich muß mich übrigens entschieden mit deiner Seife waschen, sie sieht viel schöner als meine aus. Darf ich? Sieh, das ist alles ganz unglaubhaft: ich bin im Herzen meiner Heimat, in einem kleinen unbekannten Ort. Dies ist ein weißes Zimmer, das meine Schwester bewohnt; meine Schwester, ich habe also eine Schwester. Draußen aber ist Sonnenschein, Friede, Frühherbst, blaues Wasser, weiter, weiter Horizont. Ich kann zu dir sagen: komm, wir gehen ein bißchen hinaus, und du kommst. Alles ist möglich, alles ist unbegrenzt, ich fühle mich als Zar in einem gewaltigen Reiche, das im Grunde doch nur das Reich unserer Gefühle ist. Ich sehne mich unbeschreiblich nach dieser großen, lebendigen Ruhe, die um mich atmet, sich hebt und senkt wie die Brust Gottes."

Ursula ging vorüber, sah ihm dabei in die Augen, nickte und sagte nichts. Axel trocknete sich die Hände ab, trat ans Fenster und atmete tief die Kühle ein. Nach ein paar Minuten kam Ursula zu ihm und legte den Arm um seine Schulter. „Ja", versetzte sie leise, „eine große lebendige Ruhe ... Die Dorfkirche schlägt sieben ... Du bist da." Die letzten Worte waren kaum hörbar. Er fröstelte vor Glück und rührte sich nicht.

„Komm", sagte sie, „wir wollen essen gehen. Ich habe Hunger."

Nach Tisch schlugen sie einen Wiesenweg zum See ein. Zur rechten dehnte sich ein Feld, das mit Moor- und Preißelbeeren übersät war. Auf der lind anwachsenden Höhe sahen sie zwei mächtige

sibirische Edeltannen, die wie Wächter vor dem Abendhimmel standen. Sie gingen darauf zu, setzten sich zu Füßen der gewaltigen Bäume und blickten hinaus auf den See, der uferlos wie das Meer dalag, flach, leicht gekräuselt in schimmerndem Blausilber.

„Er erinnert an den Mississippi", sagt Axel. „Dieselbe Majestät. – Was sind das für merkwürdige Segel?"

„Die Lodjen. Schleppkähne. Sie kommen vom Embach her."

Schweigend ruhen sie nebeneinander. Sie haben sich nichts zu sagen. Es ist alles in Ordnung. Enten fallen ins Schilf ein. Das große viereckige Lodjensegel wendet sich langsam nördlich. Es ist weit. Der Kahn schwer beladen. Kaum glaubt man, daß er überhaupt vorwärts kommt.

„Frierst du, Ursel?"

„Nein."

„Du frösteltest doch?"

„Ach, das war nur so. – Ich bin glücklich."

Er streichelt ihre Hand, die schmal und schön ist.

„Was kannst du greifen?" fragt er und lächelt.

„Dezimen", sagt sie und lächelt schlau wieder.

Ach, schön ist sie. Nie sah ich eine schönere Frau, denkt Axel. Seele meiner Heimat, wie liebe ich dich.

Es wird immer dunkler um sie. Die Nacht taucht mit seltsamen Farben in den See. Der Himmel ist wie Seide. Ein großer heller Stern leuchtet über einer Weymouthskieferngruppe.

„Was mag das für ein Stern sein?" fragt Axel.

„Ich weiß es nicht. Er strahlt wie ein Topas. Vielleicht stand er schon über Bethlehem."

„Über allen erhabenen Stunden stehen Sterne. Wir sind wohl näher mit ihnen verwandt als wir wissen."

Ursula nickt. Sie fährt sich mit der Hand über die Augen und atmet die herbe Nachtluft ein.

Südostlich begrenzt eine Waldung den Horizont. Aus den dunklen Büschen steigt ein rotgoldenes Licht. Es schimmert wie der Rand eines kupfernen Tellers. Der Mond geht auf. Er ist noch nicht ganz voll, doch Axel dünkt es, er habe ihn nie so nah gesehen.

„Das ist auch uns zum Geschenk", flüstert Ursula.

So sitzen sie und sehen den Mond aufgehen. Aus dem Embachtal steigen weiße Nebel. Der Nachttau fällt. Es wird feucht. Von der Kirche her schlägt es neun. Sie erheben sich und gehen noch ein wenig am Ufer auf und ab. Jetzt blinken die Sterne deutlicher. Der Himmel ist übersät von Sternen. Langsam treten sie den Heimweg an. Ursula hat ihren Arm in den seinen gelegt. Sie ist müde und mag nichts mehr sprechen. Auch Axel ist schweigsam. Ein großes Glücklichsein schwingt in ihnen wie lautlose Musik. Auf dem Korridor, an dem ihre Zimmer liegen, drücken sie sich fest die Hand und sagen sich Gute Nacht.

Der Sommer mischt sich mit dem Herbst. Die Wolken werden größer, eiliger ist ihre Fahrt. Große Schwalbenschwärme ziehen nachts über den See. Es schwirrt und rauscht von Millionen Flügelschlägen. Ein geheimnisvolles Gezwitscher ist in der Luft. Eines Morgens, als Axel und Ursula in den Garten kommen, ist die Luft herbstlich klar und leer. Die Schwalben sind fort. Nun haben die Stare freie Bahn für die Flüge. Und auf den Telegraphendrähten sitzen reihenweise beschäftigungslose Sperlinge und sehen zu.

Es ist stiller geworden in der Natur. In die Wälder tritt früher das Gold des Abends und funkelt auf Stämmen und Wegen auf. Nur der Specht klopft eifrig. Er hat das ganze Jahr zu tun. Und der Schall der Axt tönt weit durch den Forst. Auf den grünen Hängen aber blühen die ersten Herbstzeitlosen. Sie stehen so dicht, daß die Wiese wie ein violetter Teppich aussieht. Ganz langsam färben sich die Bäume. Die Kastanien bräunen sich zuerst. Vom Ahorn schaukelt hie und da ein welkes Blatt zur Erde. Nur die Eichen und Erlen sind noch voll und grün.

Die Tage gleichen einander wie Perlen einer Kette. Sie lassen sie durch ihre Hände gleiten. Scheinbar fließen die Stunden unbenutzt vorüber. Doch erleben beide etwas Großes, das sie nicht benennen können, das ganz unbegreiflich, fast unheimlich in seiner Tiefe ist. Sie sind Geschwister und sind es nicht. Ihr Wunsch ist der seine. Sein Gedanke und ihr Gedanke, sie fließen zusammen wie Tauperlen in einem Blütenkelch. Er wagt nicht, sie zu küssen, weil ihn dies schon zuviel der Seligkeit zu sein dünkt. Doch wie ihre Hände sich berühren, ihre Blicke ineinander tauchen, ihre Worte zueinander-

stimmen, ist es, als stünden sie in einem magischen Kreise, getrennt von der Welt durch geheimnisvollen Zauber, verbunden im Geiste, vereint und verschmolzen vor der Begattung.

So fällt alles langsam von ihnen ab, was noch Fremdheit und Scheu, Verstecken und falsche Scham hieße. Sie liegen auf dem sonnenwarmen, weichen Moose eines Waldhangs, eine Wiese gleitet hinunter bis zum Schilf des großen Sees, dessen Wasser die Bläue des Himmels trinkt. Er streicht über ihr blondes aufgelöstes Haar, nimmt eine volle Strähne in die Hand und drückt sein Gesicht hinein. Es duftet. Alles berauscht und beruhigt ihn sogleich; ihre sanften Züge, die etwas von den Linien dieser Landschaft haben, ihre schlanken und gestählten Glieder. Es ist eine wunderbare Spannung in ihnen. Beide wissen um ihre Liebe. Und weil sie es wissen, sind sie ruhig in diesem glühenden Geheimnis. Sie genießen das Glück unbeschreiblicher Nähe und tauchen in ein Reich ein, das jenseits der Welt mit ihren Zäunen, Hecken und Tafeln liegt. Ganz unmerklich sind sie hinübergewandert in dieses unsichtbare Land zwischen Himmel und Erde, das zu betreten nur Auserwählten vergönnt ist.

„Ich habe nie geahnt, daß es so etwas gibt", sagt Axel.

Sie lächelt und antwortet: „Als kleines Mädchen träumte ich mir diesen Himmel. Es ist alles unbegreiflich."

Unbegreiflich ist alles, nur langsam kann ihr Menschensinn dies fassen. Die Welt hat ein anderes Licht. Schon das Geringste erscheint ihnen wunderbar, und manchmal bei Tisch oder im Boote oder mitten auf dem Wege treffen sich ihre Blicke stumm und wie trunken von Liebe. Aber sie sagen nichts. Was ist da auch zu sagen. Es ist alles vollkommen.

„Du hast eine Sorge?" fragt Axel. „Ich sehe es schon den ganzen Vormittag."

Sie nickt. „Wenn du es siehst, was soll ich es dir verbergen? Ich denke an Mulling."

„Ich denke stündlich an sie, Ursel. Doch du brauchst dich nicht um sie zu sorgen. Ich schreibe ihr oft; als ich fortging, sagte ich: ‚Du weißt ja, wohin ich gehe.' ‚Ja', sagte sie und sah mich ruhig an. Sie vertraut uns."

„Und Wera?"

Er zuckt die Schultern. „Sie zweifelt nicht, daß wir beisammen sind."

Ursula sieht nachdenklich vor sich hin.

„Fürchtest du etwas?"

„Fürchten, Axel? Es kommt, wie es kommen muß. Ich denke, daß weder du noch ich am Ende alles Leids stehen. Es kann sein, daß das Schwerste uns noch bevorsteht."

„Woran denkst du?"

„An nichts Bestimmtes. Wirklich nicht, Lieber, glaube mir. Ich wundere mich nur ein wenig, daß du es nicht spürst."

„Ich spüre es auch. Vielleicht leben wir nur darum so tief, weil wir Kräfte sammeln müssen für kommende Schlachten."

Sie schaut ihm lächelnd in die Augen.

„Warum lachst du?" fragt er.

„Ich lache nicht. Ich denke nur umgekehrt wie du. Vielleicht müssen wir später durch schweres Leid, weil wir jetzt so tief leben."

„Was soll denn kommen, Ursel?"

„Ich weiß es nicht."

Er lehnt sich ins Gras zurück und sieht in den blauen Raum.

„Jetzt habe ich dich traurig gemacht."

Er drückt ihre Hand. „Nein, mein Liebling."

Sie beugt ihr Antlitz ihm zu und schaut ihn in mildem Ernst an. Er sieht Schmerz in ihren Augen. Doch eine goldene Heiterkeit ist um sie wie Farben des Herbstes um das verborgene Welken.

„Ursel", sagt er leise. „Du."

Ihre Blicke sind ineinander versunken. Wiese und Himmel verschwimmen um sie. Jeder spürt des andern wundersame Gegenwart. Da nähert sie ihr Gesicht dem seinen, sie umfaßt seinen Nakken und küßt ihn langsam und fest auf den Mund.

Tief ist die Welt. Gottes Atem ist in allen Dingen.

Der Tag ist bewölkt und regnerisch gewesen. Abends wird es klar; der Mond steht gelb überm Wasser und die Sterne sind entzündet. Nur nördlich streckt sich eine violette Wolkenbank aus. Axel und Ursula sind in ihren Kahn gestiegen und hinausgerudert. Jetzt liegt

der See wie im Schlafe. Von der Insel Porko her blitzen Lichter auf. Und wie der Mond emporsteigt, wird alles um sie versilbert. Eine wundersame Nacht. Der Tag ist langsam versunken, doch im Westen schimmert immer noch ein breiter gelber Streifen, und in der grünen Fläche des Himmels zuckt ein Stern.

Sie hören die Wellen an die Bordwand plätschern, leis aufschäumen am Bug. Große Stille ist um sie. Axel rudert. Seine Bewegungen sind langsam und ohne Hast. Das Leben fließt wie ein breiter Strom durch grüne Steppe. Der Himmel und alle Sterne spiegeln sich in ihm. Sie aber sind in einem Boote mitten auf diesem Strom, der sie trägt. Tief ist die Luft, reich ist das Leben. Aus Unendlichkeit kommt es, in die Unendlichkeit strömt es.

„Siehst du den Stern dort drüben, Ursel? Das ist der Mars. Er ist in diesem Jahr sehr nahe."

„Wie rot er brennt. Glaubst du, daß lebende Wesen auf ihm sind?"

„Vielleicht. Was geht es uns an. Wir wollen wissen, daß wir sind, nur wir. O Unendlichkeit der Zweiheit."

Ursula nickt. Ihr Auge trinkt den Raum. Unendliches Vertrauen erfüllt sie.

Axel hat die Ruder eingezogen. Sie hören das Tropfen der Wasserperlen, vom Ufer melancholischen Unkenruf. Er sieht Ursula, in ihren Mantel gehüllt, wie einen schmalen Schatten. Ihre lieben Züge kann er erkennen und ihre Augen, die auf ihm ruhen.

„Axel?" sagt sie leise. „Nicht wahr, es kann doch keine Sünde sein, daß wir uns lieben?"

„Nein, es ist keine Sünde. Niemals ist Liebe Sünde. Nur wissen die meisten Menschen nicht, was Liebe ist. Trieb und Sinnengenuß lenkt sie, nicht der Wille, sich durch den andern zu erfüllen. Das ist es Ursel, was ich meine. Dort ist Liebe, wo eines durch den andern sich erfüllt, läutert und von Sünde löst. Ich könnte nichts Böses mehr tun, seitdem ich dich lieben darf."

„Ich danke dir", sagt Ursula. Und noch leiser: „mein Gott, ich danke dir."

Aus Sibirien fegen Stürme über den See. Die Bäume werden gebogen und zerzaust. Der Herbst bricht wie ein böser Feind in den Forst.

Die Geschwister reisen an die estnische Küste und dann im Wagen etwas nördlicher hinauf in die Gegend von Meeresküll. Den Oststurm haben die Wälder und Höhenzüge in ihrem Rücken aufgefangen. Jetzt stehen sie auf dem steilen Kalkfelsen, dem Glint, und blicken aufs besonnte Meer, über dem die endlose Rauchfahne eines lang entschwundenen Küstendampfers liegt. In Arel ist angesichts dieser Felsformationen der Geologe erwacht. Er erkennt die frühesten Schichten der Erdrinde und erzählt Ursula vom vulkanischen Urgestein, vom Kambrium und vom Silur. Sie fragt, ob das Kambrium lange vor der Eiszeit gewesen sei. Da muß er lachen und sagt dann: „Du hast gar nicht so dumm gefragt, als ich darüber gelacht habe. Denn vermutlich hat es im Kambrium eine Eiszeit vor der uns bekannten Eiszeit gegeben. Auch im Trias gab es eine Eiszeit. Die erste war vielleicht im mittleren Kambrium, ehe ein gleichmäßig warmes Klima die Erde beherrschte, die damals noch ein bißchen anders als heute aussah."

Ursula fragt weiter, ob damals schon die großen Reptilien und Saurier herumgelaufen seien, und ihm macht es Freude, ihr vom Auftreten der ersten Lebewesen zu erzählen. Nein, im Kambrium habe es nur wirbellose Krustazeen und Protozoen gegeben. Aber im Silur, von woher dieser Stein stamme, den er da in der Hand habe, seien schon fischartige Wirbeltiere aufgetreten. Die ersten Amphibien gab es vermutlich im Karbon, zu einer Zeit, wo sich auch die Steinkohle bildete. Und die ersten Reptilien im mittleren und oberen Trias. Ob sie damit eine Vorstellung verbände?

Ursula lächelte etwas verlegen und meinte „eigentlich nein". Wenn sie jetzt nacherzählen solle, was er gesagt habe, werde sie bestimmt alles verwechseln. Das heißt, vielleicht heute noch nicht, doch morgen bestimmt. Es interessiere sie indessen sehr, er möge nicht denken, daß sie es nicht wissen wolle, er solle ihr nur Lektionen erteilen, sie wisse überhaupt viel zu wenig. Dann fragte sie, was denn zum Beispiel das für große, seltsam geformte Blöcke am Strande seien.

„Das sind Findlinge aus Granit. In der Eiszeit (in deiner Eiszeit!) aus Finnland herübergerutscht."

„Gerutscht? Auf Schlittschuhen?"

Er nimmt ihren Kopf in beide Hände und küßt sie. Jawohl auf Schlittschuhen. Die Schlittschuhpartie habe viele tausend Jahre gedauert. Da sieht er, wie ihre Augen ihn anschauen, diese seltsamen tiefen, grünen Frauenaugen. Er liest in ihnen Seligkeit und Qual und großen Glauben an ihn, den Mann.

Am Fuße des hohen Glint liegen sie im Sande und trinken die weite Ferne des Meeres. Eine windstille Herbstglut, wolkenlos und flimmernd von Sonne, brütet über dem verborgenen Winkel. Ihre Kleider haben sie zwischen drei große Felsblöcke niedergelegt, danach sind sie ins Meer gegangen und weit hinausgeschwommen bis zu einem spitzen Felsblock, auf den natürlich die flinkere Ursula zuerst geklettert ist. Dann stellte sie sich auf den kaum drei Zoll breiten Gipfel, schwenkte ihre Arme in die Luft und rief Juhu. Er lag auf dem Rücken im Wasser und sah ihr zu. Die nasse Seide zeigte jede Muskel ihres Körpers. Die Erinnerung an jene Sekunde, wo sie im Boot in seine Arme fiel, ließ ihn seit Tagen nicht mehr los.

Nun liegen sie im Sande und lassen sich von der Sonne trocknen. Ursula hat die Augen geschlossen. Er verzehrt sie mit seinen Blicken. Auf ihrer gebräunten Haut sitzen winzige Wasserperlen. Sie hat den blonden Kopf auf die im Rücken verschränkten Arme gelegt, die an der Innenseite ganz weiß aussehen. Ihre Hüften sind schmal, ihre Brust kräftig und rund. Sie hebt und senkt sich unter tiefen Atemzügen. Es ist ein Duft um sie von Salzwasser und dem Hauch ihres jungen Leibes.

„Kannst du einschlafen?“ fragt er.

Sie verneint schweigend. Nach einer kleinen Weile schlägt sie die Augen auf und sieht ihn an. Wendet ein wenig den Kopf zu ihm, lächelt und sagt leise „Liebster“.

In sein Gesicht tritt ein Zug von schmerzhafter Seligkeit. Er antwortet nichts und senkt sich tief in ihren Blick, der sehr ruhig ist.

„Wohin führt unser Weg, Ursel?“

Sie schweigt und sieht ihn nur an. Dann dreht sie sich langsam fort, schließt wieder die Augen und läßt die Sonne senkrecht ihr Antlitz treffen. Der Mund mit der etwas zu kurzen Oberlippe ist ein klein wenig geöffnet. Die weißen Zähne sind sichtbar.

Wieder vergeht eine lange Zeit. Sie steht auf und streicht sich über den feuchten Badeanzug.

„Naß."

„Ziehst du dich an?"

„Ich strecke mich dort hinten in der Sonne aus. So werde ich nicht trocken."

Axel legt sich wieder auf den Rücken. Wohin führt der Weg? Wo will das enden?

Nach einer halben Stunde hört er ihren Schritt. Sie ist angekleidet, geht zum Wasser und ringt das Trikot aus. Es ist Zeit, heimzugehen.

Sie wandern weiter hinein ins Land. Die Dünen beziehen sich mit Laub- und Nadelwald, die Täler werden tiefer. Übersonnte Waldwiesen mit Millionen und Abermillionen Herbstblumen leuchten mitten im Dunkel des Forsts wie Edelsteine auf. In einem smaragdenen Aspenhain finden sie die Hütte eines Waldhüters mit winzigem Obst- und Gemüsegarten, um den ein enger Zaun gezogen ist. Niemand ist im Hause außer einer jungen Katze, die in kurzen Sprüngen über den Weg läuft. Trotzdem scheint die Wohnung nicht verlassen, denn im Herde brennt ein kleines Feuer. Ursula, die in einen schmalen Nebenraum getreten ist, winkt ihren Bruder stumm heran. Auf einem ärmlichen Lager, zerrissen und schmutzig, liegt ein Kind von seltener Schönheit. Es ist mager, blaß, fein gebaut wie Prinzessinnen in Märchenbüchern. Das lange schwarze Haar ringelt sich über seine Brust. Es schläft. Eine dicke Fliege summt und stößt an die Scheibe. Der Wind bewegt die Bohnenranken vor dem Fenster. Das Kind schläft. Ursula sieht sich um. Alles weist auf große Armut. Sie nimmt zwei Goldstücke aus ihrer Börse und legt sie der Kleinen in das leicht geöffnete Händchen. Dann gehen sie auf Zehenspitzen hinaus, westlich weiter in ein verborgenes Tal, das die heiße Sonne mit einer wilden fast tropischen Vegetation aufsaugt. Mannshohe Straußenfarne drängen sich wie Palmen zum Licht. Zu ihren Füßen Wildrosen und Brombeeren, strotzend vor Leuchtkraft und Süße. Kein Laut ist in diese Einsamkeit hörbar. Das Auge schaut in das Glasgrün der sonndurchleuchteten Farnfächer, sieht die kleinen blauen Fliegen bewegungslos im gelben Lichte stehen.

Ursula hat mit ihren schärferen Ohren ein gurgelndes Plätschern vernommen. Sie drängen sich durch dichtes Haselnußgebüsch abwärts in ein schmales Bachtal, in dem über weißen glatten Kalkstein das klarste Bergwasser sprudelt. Dieses geschwätzige Bächlein mitten in der panischen Stille des Frühherbstes erscheint ihnen wie die Stimme der Natur selber. Sie legen sich auf weiches Moos, das seit Jahrtausenden hier sprießt und wuchert, und geben sich der Süße dieser Stunde hin. Sie fühlen sich fern von allen Menschen, hinausgehoben aus der Wirklichkeit. Die Menschheit, der sie angehören, Gesellschaft, Regel, Gesetz, liegt unter ihnen wie ein Dorf tief unter Wolken. Sie sehen es nicht mehr, wissen sich allein, eins im Geiste und Gott nahe, der sie erschuf und zu strengem und herrlichem Schicksal bestimmte. Noch wehren sie dem Blut, das sein Recht fordert, doch sie spüren die Gewalt dieses gleichen Blutes, das seit Vätern und Urvätern sich auf sie vererbte und einen willensstarken und einsamen Menschenschlag erschuf. Sie spüren die große Nähe der erregten Körper und halten sich in fast schmerzhafter Umklammerung, nicht mehr wehrend der Lust heißer Küsse. Sie lösen sich voneinander, schweigen und wissen, daß es kein Zurück mehr gibt. Unfaßbar ist ihr Glück. Tief wie der Weltenraum erscheint ihnen das Geheimnis ihrer Liebe.

„Zu viel."

„Nein, nicht zu viel", sagt Ursula. „Aber ich fühle mich unendlich wie die Ewigkeit ... Du bist da."

„Wie wir uns lieben."

Sie legt ihren Kopf in seinen Arm und schließt die Augen. Die Stille ist groß. Die Stunde verrinnt.

„Wann wird unsre Hochzeit sein?" flüstert er.

„Wann du willst, Geliebter. Ich bin schon lange dein."

„Hast du die Kraft, den ganzen Weg zu gehen?"

Sie lächelt selig. „Wozu hätte ich nicht die Kraft, wenn du mich liebst."

„Ich liebe dich."

„Ich weiß es."

Der Bach rauscht. Die blauen Fliegen blitzen durch die besonnte

Luft. Die Farne rascheln. Es ist tiefer Mittag. Reife, Kraft und Licht ist um sie. Die Natur ist gütig. Sie ist voller Stille.

Daheim liegt ein Brief von der Mutter. Sie schreibt:

„Meine geliebten Kinder!

Es tut mir leid, Euch mit einer traurigen Nachricht weh zu tun, wo Ihr doch ein paar ruhige Wochen so gut brauchen könnt. Doch es geht nicht an, daß ich es Euch verheimliche, Ihr müßtet mir ja sonst böse sein. Johannes von Wulff ist tot, unser lieber Johannes. Es scheint, daß er, um schlafen zu können, ein zu schweres Mittel genommen hat. Dann ist er eingeschlummert und nicht wieder aufgewacht. Seine Leiche ist gestern nach Urtneck überführt und in aller Stille bestattet worden. Jetzt, wo er tot ist, sehe ich sein liebes, klares Gesicht mit den blauen Augen und der hohen Stirn doppelt nah. Mir ist, als wiche er nicht von meiner Seite. Ich nehme mich zusammen, daß ich nicht weine und weiß, daß Du, mein Urselchen, die Lippen wirst zusammenbeißen müssen. Liebling, Du konntest ja nicht dafür, daß Du ihn nicht so liebtest wie er Dich. Alles läßt sich erzwingen oder zerstören, nur keine Liebe. Die schickt Gott, und man muß nur zusehen, daß man sie fruchtbar macht und nicht vergeudet. Meine Kinder, ich fühle mit Euch und Eurem Schmerz, möchte Euch trösten und bin doch immer wieder nur Zuschauer vor Eurem Schicksal. Ich kann Euch wohl lieben, aber helfen kann ich Euch nicht. Wenn aber Gebete Kraft haben und die heißen Wünsche einer alten Mutter, die zu nichts Besserem mehr da ist, nicht ganz wertlos sind, so will ich zusehen, daß ich noch so lange leben kann, bis Ihr zur Ruhe gekommen seid, und Euer geliebtes Leben befreit ist von Leid und Schuld. Seid mir nicht böse, daß ich dies schreibe, weh tun will ich Euch nicht. Ich habe ja niemanden, zu dem ich sprechen kann, und mir ist das Herz so voll Tränen, aber auch voll mutiger Hoffnung. Ja, ich bin schon ein zähes Leder, das nicht so leicht durchgelaufen wird.

Die alte Brodem ist ganz zusammengeknickt. Der Jesim Sucholski hat ihrer Corah auf einer Postkarte geschrieben, er müsse die Verlobung auflösen, er habe sich anderweitig gebunden. Die Bro-

dem meint, er habe es sogar auf einer Ansichtspostkarte geschrieben, doch das halte ich für eine Übertreibung. Wie leid sie mir tut, könnt Ihr Euch vorstellen. Nach dem Schlag von Achilles nun dieses! Und ich kann immer nur dasitzen und ihr über die Hand streicheln. Ich komme mir ganz unnütz vor. Nun noch etwas, was mir weher tat als es Euch tun wird: Wera ist fort. Sie hat Donnerstag ihre Koffer gepackt und ist nach Majorenhof ins Bad gefahren. Wir haben beide sehr geweint, denn ich kam mir vor, als vertriebe ich sie aus meinem Hause, und doch war sie eine Fremde hier. Ich habe sie lieb gehabt und liebe sie noch, wenn ich auch vieles an ihr nicht verstehe, weil es ungebärdig ist und gegen Pflicht und Religion verstößt. Wir wollen ihr nicht böse sein, Axel; auch wir sind gewiß nicht immer gerecht zu ihr gewesen. Sie hat sich einen Rechtsanwalt genommen und die Scheidung eingeleitet. Das mit dem Grafen Straal glaube ich nicht. Sie hat gewiß nur so getan. Er wohnt auch noch in Wausk. Die Senta ist oft bei mir. Sie ist sehr ernst geworden, viel stiller als früher. Ich liebe sie wie eine Tochter.

So, nun sind vier lange Seiten vollgeschrieben. Ich bin schon ordentlich schwatzhaft geworden, es geht schief und krumm, und die Augen wollen auch nicht mehr so recht sehen, besonders heute, wo ein trüber Tag ist. Erholt Euch nur gut und seid glücklich; zürnt mir nicht, daß ich Euch so viel Trauriges schrieb. Antwortet nicht, sondern genießt die schönen Tage. In Liebe umarmt Euch Euer altes Mulling."

Die Geschwister haben den Brief zusammen gelesen. Nun lassen sie ihn sinken und finden keine Worte mehr. Ursula erhebt sich und geht zum offenen Fenster. Er tritt zu ihr und streicht ihr stumm über das Haar. Sie schaut starr hinaus in den Garten, der schon die Wege mit rotgelben Blättern bestreut. Vom Meer her kommt es kalt herüber. Sie fröstelt.

Den Nachmittag packen sie die Koffer. Nach Tisch gehen sie zum letztenmal ans Meer. Sie stehen auf dem Glint. Unten schäumen die Wellen gegen das Felsgestein der Granitblöcke, die mächtigen Silhouetten gegen den Abendhimmel bilden. Eine blaue Wolkenbank mit leuchtend rotem Rand ruht über dem Horizont.

„Ich kann es nicht glauben, daß er tot ist", sagt Ursula. „Ich

denke immer, er wird daheim mir lächelnd von der Terrasse entgegenkommen, und Hassan steht im Stall bei der Babuschka."

„Ich glaube, er ist uns näher als wir wissen."

„Ich glaube es, daß er uns nahe ist. Darum bin ich auch ganz ruhig. Ich weiß auch, daß er nicht gestorben ist wie andre sterben, sondern ruhig hinüberschlief in das bessere Leben, der Arme, ewig Schlaflose. Sieh Axel, ist es nicht merkwürdig? Ich fühle ein tiefes Weh um ihn und bin doch nicht traurig, wie man sonst um einen Toten traurig ist."

„Nein, das ist wohl in der Ordnung so."

Sie blickt zu ihm hoch und preßt sich fester an seinen Arm.

„Du", flüstert sie, „mein Liebster; ich weiß, daß er mir nicht zürnt. Und wenn alle Welt gegen uns ist, – er ist mit uns und unsrer Liebe. Glaubst du das auch?"

„Ja, Ursel. Er und Mulling. Eine Lebendige und ein Toter. Wir sind beschützt."

Sie schließt die Augen und lehnt den Kopf an seine Schulter.

„Ich hab' dich lieb", sagt sie leise.

Es ist schon spät. Ursula ist zu Bett gegangen. Ihn plagt eine Unruhe, irgend etwas quält, bedrückt ihn. Er geht hinaus. Im Garten rauscht der Wind in den Bäumen, Axel spürt welke Blätter sein Haar und seine Schultern streifen. Es ist kalt und finster. Wolken fliegen über den Himmel, an dem wenige flackernde Sterne entzündet sind. Nach einer halben Stunde kehrt er um. Als er auf Zehenspitzen an Ursulas Zimmer vorübergeht, hört er seinen Namen rufen. Er bleibt vor der Tür stehen und klopft an.

„Axel?" fragt sie leise.

„Ich bin's." Er tritt ein. Ihm ist, als säßen Tränen in ihrer Stimme. Er geht zu ihr ans Bett und will das Licht entzünden.

„Laß es dunkel", bittet sie.

„Was ist dir, Ursel?"

„Nichts."

„Kannst du nicht einschlafen?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Ursel, mein Kind, quälst du dich? Ich weiß, was du denkst. Du seist schuld an seinem Tode."

Sie nickt, faßt seine Hand und streichelt sie.

„Du bist nicht schuld an seinem Tode, meine Schwester. Du mußt dies wissen, sonst stürzen wir in einen Abgrund und alles wird Schuld und Irrtum. Stark werden, Ursel, jeden Tag stärker. Unser Leben ist so schwer wie es begnadet ist.“

Sie nimmt seine Hand, küßt sie und preßt ihre Wange darauf. Er spürt, wie sie ruhig wird.

Ein milchiger Schein flutet ins Zimmer. Die Wolken geben den Mond frei, der im Himmelsraum zu schwanken scheint.

„Ursula?“

„Ja?“

„Wirst du diese Nacht ruhig schlafen können?“

Er sieht ihre Augen ihn seltsam anschauen. Sie antwortet nicht.

Plötzlich richtet sie sich auf und schlingt ihre Arme fest um seinen Nacken. „Geh nicht fort!“ flüstert sie.

Um ihre Mutter zu überraschen, hatten sie nicht den Wagen nach Wenden bestellt. Als Axel den Bahnhof betrat, auf dem er vor fünf Monaten eingetroffen war, verspürte er Lust, mit seiner Schwester ein wenig im Städtchen spazieren zu gehen, ganz als ob sie Fremde seien. Stück für Stück wollte er die Rückkehr auf sein Gut genießen. Vor der Ruine des Schlosses erzählte ihm Ursula die Geschichte der dreihundert Ritter, die sich dort mit Frauen und Kindern in die Luft gesprengt hatten, um nicht den Russen in die Hände zu fallen. Im Schloßpark war das Laub herbstlich geworden. Die Wege rostfarben und raschelnd von welken Blättern. Sie begegneten keinem bekannten Gesicht, setzten sich an das Ufer des Teiches und sahen den Schwänen zu, die vornehm und langweilig übers Wasser schwammen. Als die Sonne sich neigte, kehrten sie um in den Gasthof, wo sie den Wagen bestellt hatten. Ihr Weg führte sie an der Kirche vorüber. Ursula blieb einen Augenblick stehen und lauschte, doch niemand spielte auf der Orgel. Es war keine überwältigend schöne Equipage, die sie heimführte. Doch sie sahen es nicht, denn der Anblick der Hügel und Wälder, über denen der rötliche Dunst des Abends lag, ergriff sie, als seien Jahre darüber hingegangen, seit sie Windsloh verlassen hatten. Als seien Jahrzehnte vergangen, seit er

New York verlassen hatte. Wie er nun an der Seite seiner Schwester heimfuhr, lehnte er sich zurück, voll von Dankbarkeit gegen das ewige Wesen, das sein Schicksal zu wunderbarem Bogen aufgerichtet hatte. Ruhe erfüllte ihn. Er hielt Ursulas Hand in der seinen, spürte ihren Druck, die Wärme ihres geliebten Lebens und wußte, daß alles gut war.

Axel und Ursula hatten wohl davon geträumt, daß sie in den nächsten Tagen noch viel durch die herbstlichen Wälder streifen, auf dem Wasser liegen und ganz das Glück ihrer Vereinigung genießen könnten. Doch als Ursula ihren Flügel erblickte, schlug sie ihn auch gleich auf. Sie hatte noch den Hut auf dem Kopf, da spielte sie schon Läufe, stehend, mit lächelndem Gesicht und sagte: „O Gott, wir hätten gleich den Klavierstimmer mitbringen sollen." Ehe Axel zu Bett ging, hatte er schon lange über den Erntelisten gesessen, und früh am Morgen sah man ihn in den Ställen und auf den Feldern. Von der Vergangenheit wurde nicht mehr gesprochen. Doch die Feiertage genossen sie wie ein festliches Glück. Die Geschwister fuhren auf den See hinaus und sahen den letzten Vogelschwärmen zu. Immer stiller und ruhiger wurde ihr Leben. Dann schäumte nachts das Blut auf, das zueinander begehrte. Und die steifen Herren und Damen der dunklen Porträte sahen Lichtschimmer über die Treppe flackern und hörten den lautlosen Schritt eines nackten Frauenfußes über den Teppich eilen.

Von Wera kam keine Nachricht. Mui hatte sich geirrt. Es befanden sich noch mancherlei Sachen von ihr im Schlosse. Sie lagen ziemlich unordentlich hie und da in Axels Schränken umher. Als Axel nach seinem photographischen Apparat suchte, fand er ihn nicht. Sie hatte ihn samt den Platten und Chemikalien mitgenommen. Durch den ihm von seiner Mutter genannten Rechtsanwalt regelte er die Einkünfte seiner Frau. Da kam Anfang Oktober ein Brief von ihr, in dem sie ihn um das doppelte bat. Sie habe eine kleine Reise nach Schweden gemacht und mehr verbraucht, als veranschlagt worden sei. Demnächst fahre sie nach Petersburg. Es sei an der See zu kalt und in Riga nicht mehr zum Aushalten. Axel schickte ihr das Geld und fragte, ob sie die hiergebliebenen Gegenstände haben wolle. Er erhielt keine Antwort.

Eines Tages ritt er nach Wausk. Auf dem Rückwege wählte er den Weg über die Villa des Grafen Witte. Die Jalousien waren heruntergelassen. Die Pforte verschlossen. Das Haus schien unbewohnt zu sein.

In Eluisenstein begegnete er Senta. Er sprang ab und fragte, wie es ihr ergangen sei. Sie habe russische Schriftsteller ins Deutsche übersetzt, antwortete sie, und nun werde das erste Buch verlegt. Er tat erstaunt. Ja, lachte sie, das habe er ihr gewiß nicht angesehen. Ihr Leben müsse doch einen Sinn haben, und das sei schon ein schöner Sinn, Tschechow zu übersetzen. Aber die Deutschen verstünden nichts von ihm. Ob er Tschechow kenne? Ehrlich gestanden, nein, sagte Axel. Gut, dann wolle sie ihm im Winter daraus vorlesen. Am Kamin. In der warmen Diele, ja? Abgemacht. Im Winter soll es schön werden. So stehen sie und schwatzen. Er hält die Katharina am Zügel und scheint noch etwas sagen zu wollen. Sie sieht ihn mit ihren stahlblauen Augen ruhig an.

„Senta“, fängt Axel stockend an, „ich weiß nicht recht, aber ich habe die Empfindung, als müßte ich dir etwas abbitten. Vielleicht habe ich dir einmal weh getan, vielleicht dich gekränkt, — verzeih mir.“

Ein heller Ernst liegt über ihrem schönen, gesunden Gesicht: „Du hast mich für nichts um Verzeihung zu bitten. Ich habe dir für mehr zu danken als du ahnst. Es ist alles in Ordnung zwischen uns, Axel.“

Zum erstenmal hörte er aus ihrem Munde seinen Namen. Da beugt er sich, küßt ihre Hand und lächelt ihr zu. Sie schauen sich wie zwei Freunde in die Augen. Blitzartig hat Axel die Empfindung, als ob Senta alles wisse, was zwischen ihm und Ursula geschehen sei. Er blickt zu Boden und meint beiläufig: „Es kann viel Böses über Windsloh kommen. Manche Freunde werden davonlaufen, wie das so ist. Ich wünschte sehr, daß zwischen uns alles bliebe wie es gewesen.“

„Ja“, sagt sie.

„Ich danke dir.“

Die letzten Rosen sind verblüht. Der Park entblättert sich, tagelang gießt Regen nieder, immer wildere Stürme fegen über Liv-

land. Die Wege im Park, der Teich sogar, alles ist mit gelben und blutig roten Blättern bedeckt. Das Boot wird von Filka und dem Storosch eingedeckt und zugezimmert, die Badehütte verschlossen. Dann kommen wohl noch warme Tage, und die roten Beeren der Berberitzen leuchten in der milden Spätherbstsonne. Doch schon welken die Astern, Dahlien und Chrysanthemen. Immer mehr Tannenzweige decken die Beete zu. Das Obst wird eingemacht, die Jahresarbeit im Hause ist bald vorüber. Über die kahlen Felder geht der Pflug. Bald ist der Winter da.

An einem Spätoktober-Nachmittag tritt Ursula zu Axel ins Zimmer. Er hat die Lampe entzündet, obwohl draußen noch Dämmerung herrscht. Wie er sie ansieht, bemerkt er in ihrem Antlitz einen Zug, den er bisher nicht gesehen hat. Etwas sehr Gütiges und Helles liegt über ihr. Sie fragt ihn, ob er viel zu tun habe und fordert ihn auf, ein wenig mit ihr im Garten spazieren zu gehen. Sie sei ermüdet vom Üben und wolle vor dem Nachtmahl noch frische Luft einsaugen. Er öffnet das Fenster. Es ist ein milder, windstiller Abend. Der Himmel lichtgrün. Die ersten Sterne flimmern schwach. Sie gehen hinunter, Arm in Arm durch den Park zum Teich, der wie im Schlafe liegt. Von den Dingen des Tages sprechen sie, von ihrer Arbeit und dem Glück ihrer Gemeinschaft. Sie setzen sich auf eine Bank und Ursula lehnt sich an ihn. Die großen Eichen rauschen zu ihren Häupten.

Ursula sieht ihren Bruder an. Sie will ihm etwas sagen, wagt es aber nicht. Doch es ist ein solches Strahlen in ihren Zügen, daß er sie fragt, was sie ihm verschweige.

„Ich bin glücklich", flüsterte sie und sucht seine Augen.

„Das weiß ich", lächelt er zurück.

„Nein, du weißt nicht, wie glücklich ich bin. Weißt du es?"

Er denkt nach. „Ja", sagt er zögernd.

Sie lacht leise: „Nein, du weißt es nicht."

Wieder schweigen beide. Nur die Bäume brausen und das Laub regnet um sie zur Erde.

„Mein Liebster, du ..."

„Ursel?!"

„Weißt du es nun? Jetzt erschrickt er. Du!"

Axel schließt einen Augenblick wie betäubt die Augen. Dann fühlt er langsam eine große, fast mystische Wonne ihn überrieseln. Er fröstelt vor Glück und Schmerz zugleich.

„Wolltest du es?"

„Ja", sagt sie. „Ich habe das Kind von der ersten Nacht an gewollt. Nun ist es da. Ich bin glücklich und dankbar."

„Zu viel, Ursel, zu viel. Ich fürchte irgend etwas. O Liebste, was wird geschehen?"

„Du bist ein Mann und hast Furcht. Ich bin nichts als eine Frau und will nichts als Mutter sein. Ich danke Gott für diese Gnade."

Er schweigt und hält sie fest im Arm. Es ist finster, als sie heimgehen. Alle Sterne funkeln am Himmel. Der Große Bär steht im Zenith.

„Was wird Muing sagen?"

„Sie weiß es, Axel. Gestern saß ich an ihrem Bett und sprach von dir. Da sah sie mir in die Augen und sagte es."

„Und du?"

„Ich? Nichts geschah. Wir küßten uns. Geweint hat sie nicht."

Am nächsten Tage bekam Axel einen Brief vom Rechtsanwalt seiner Frau. Sie klagte auf Scheidung, weil er mit seiner Schwester Ehebruch begangen habe. Axel las den Brief dreimal. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Dann stand er auf und sagte lächelnd: jetzt erkenne ich den Weg des Schicksals. Du tust recht, mein Gott; begnadet und verdammt zugleich.

Der Wind drehte sich. Aus Ostsibirien brach der Winter ein. Nachts heulte der Sturm in den Kaminen. Eines Morgens war der Park bereift. Eine dünne Eisschicht glitzerte auf dem Teiche.

Fünfter Teil

I

Irgend etwas sickerte durch. Es begann damit, daß Ursula an Christa eine Veränderung spürte. Nicht als ob sie sich fern von ihr gehalten oder gar ihr „die Freundschaft gekündigt" hätte, vielmehr war sie herzlicher noch als vordem, doch etwas befangen dabei. Ein Gedanke schien sie nicht loszulassen. Ursula bemerkte es wohl. Als sie einmal zusammen musiziert hatten und zu ihr nach oben gingen, fing Christa plötzlich zu weinen an. Sie setzte sich auf den Diwan und schluchzte wie ein Kind. Ursula sah ihr ins Gesicht, zog nachdenklich die Augenbrauen zusammen und streichelte sie mechanisch über den Nacken.

„Dich plagt schon lange etwas, das du mir nicht sagen magst, Christel. Das ist nicht recht von dir."

Christa schüttelte den Kopf und weinte stärker.

Ursula blickte über sie hinweg ins Freie, wo das Geäst der kahlen Bäume wie ein Netz vor dem Fenster hing. Der Himmel war grau. Trübes Novemberwetter.

Christa schaute mit großen verweinten Augen auf. Ihre Blicke begegneten sich.

„Wirst du mir auch nicht böse sein?"

„Ich werde dir böse sein, wenn du es mir nicht sagst."

„Doch du darfst es niemand sagen, auch nicht Sandor und Eberhard, hörst du? Eberhard hat einen anonymen Brief bekommen. Einen ganz widerwärtigen Brief, in dem –"

„Ja, ich weiß", unterbrach sie Ursula. „Über mich und Axel, nicht wahr?"

Christa nickte. Sie sprang auf und umarmte die Freundin heftig. Ursula streichelte sie, lächelte schmerzlich und schwieg.

„Wer mag denn den Brief geschrieben haben?" fragte Christa.

„Aber Kindchen, reg dich doch darüber nicht auf. Ungeziefer, die wie Menschen aussehen, arme, haß- und neidgeschwollene Geschöpfe, laß sie doch. Wer läßt sich auch durch anonyme Briefe kränken, lieber Gott, Christa!"

„Ach, es war so niederträchtig, was drin stand."

„Ja, Christa, glaubst du denn, daß es schon jemals einen anonymen Brief gegeben hat, in dem etwas Liebenswürdiges stand? Es fehlt doch nur deshalb der Name, weil der Schreiber zu feig ist, ihn drunter zu setzen. Hat sich Eberhard auch so aufgeregt wie du?"

„Nein, er hat den Kopf geschüttelt. Weil gerade Sandor und ich dabei standen, sagte er: „Seht mal den Dreck." Dann ist er an die Arbeit gegangen."

„Und der Brief?"

„Sandor hat die leere Seite abgetrennt und als Notizpapier in die Brieftasche gelegt. Er sammelt nämlich blöderweise jeden weißen Fetzen."

„Und den Rest –?"

„Ach, der soll ins Clo", sagte er. „Dann hat er ihn aber vergessen. Ich habe ihn einen Tag später ihm aus der Rocktasche gestohlen und verbrannt."

Christa lachte wieder unter Tränen. Ursula faßte sie an die Hände und fragte: „Hast du's geglaubt?"

„Was im Brief stand?"

„Ja."

„Keine Silbe."

„Ich weiß nicht, was darin stand", versetzte Ursula nachdenklich, „aber es kann schon dies oder jenes wahr gewesen sein."

Christa starrte die Freundin fassungslos an. Ursula nickte. „Ja", sagt sie kurz und ging zum Schreibtisch, wo ein Bild von Axel stand. „Ist es ein Verbrechen, ihn zu lieben?"

„Aber es ist doch dein Bruder!"

„Gewiß, Christa, es ist mein Bruder. Sieh, ich könnte dir damit kommen und sagen, daß in fremden Kulturen die Geschwisterehe nicht nur erlaubt, sondern in den Königsfamilien sogar geboten war und hie und da noch ist. Doch das wäre eine ganz falsche Ver-

teidigung. Axel sagte neulich, jede Tat muß ihre Rechtfertigung in sich selbst tragen, nicht darin, daß andre sie auch getan haben und glücklicher damit wurden. Das Gewissen ist der einzige Richter. Ich habe ein reines Gewissen."

„Ich begreife das alles noch gar nicht", sagte Christa leise.

„Das glaube ich. Quäle dich nicht damit ab. Wenn du einmal in tiefes Leid kommst, wirst du's schon begreifen. So. Nun ist unsre Freundschaft zu Ende, nicht wahr?"

Christa schüttelte heftig den Kopf. Ursula küßte sie. Dann sprach sie von andren Dingen.

Das war das erste Signal. Axel erfuhr nichts davon. Doch ihm fiel auf, daß Professor Fischer-Kuschkin, der sonst alle zehn Tage in Windsloh erschien, fortblieb. Sein Sohn Alexander Fischer, der im Oktober aus Brasilien mit seiner Frau heimgekommen war und ein Gut südlich von Wenden gekauft hatte, mochte freilich Schuld daran tragen. Nun fuhr wohl der Professor, so oft er konnte, zu seinem Sohn. Warum sollte er auch nicht? Immerhin – merkwürdig war es schon, daß sie eine Einladung nach Eluisenstein abgelehnt hatten. Höflich und korrekt. „Was haben Fischers?" fragte Axel.

„Sie werden über irgend etwas pikiert sein", antwortete Frau von Harras. Ursula meinte, es sei doch wirklich ganz gleichgültig und lohne sich gar nicht, darüber lange zu reden. Axel vergaß diese Absage bald, doch als er in Wenden einmal dem Professor begegnete und dieser starr geradeaus auf eine Kalkwand schaute, als habe er eine Vision, wurde er abermals stutzig.

Als sie abends um den runden Eßtisch beisammen saßen, erzählte er von diesem auffälligen Benehmen. Ursula sah ihn mit seltsamem Lächeln an.

„Ach so!" sagte Axel. „Geht das schon um in Livland?"

„Es ist wohl eine da, die nicht schweigt", erwiderte seine Mutter.

Eine lange Pause entstand. Die Teller klirrten. In den silbernen Bestecken blitzte das rötliche Licht des Kronleuchters auf.

„Ich schäme mich für meine Frau", antwortete Axel.

„Laß doch. Du hast Feigen von Dornen pflücken wollen und Trauben von den Disteln. Sie ist nicht schlechter als andre, sondern

wehrt sich nur ihrer Haut. Daß sie das nicht sehr vornehm tut, daran ist sie weniger schuld als ihre Erziehung."

„Ich begreife nicht, Mui, daß du Wera noch verteidigst."

„Muß ich sie nicht verteidigen, wo sie sich nicht selbst verteidigen kann? Ich vergesse darüber nicht ihre großen Fehler. Sie kann doch nichts dafür, daß sie in dieses Land verfrachtet wurde, in das du dich rasch zurückfandest, in dem sie eine Fremde blieb. Liebes Jungchen, ich will dir etwas sagen, das klingt ein bißchen hart und du wirst vielleicht aufbrausen, doch glaube mir: für die Handlungen einer Frau ist immer der Mann mitverantwortlich."

Axel strich sich nervös über die Haare und begann die Brille zu putzen. Ursula erhob sich und holte Gebäck zum Tee aus dem Schrank. Wie sie hinter ihrem Bruder vorüberging, strich sie leicht über seine Schulter.

„Du wirst schon recht haben", versetzte er, „ich weiß nur noch nicht, wo meine Schuld sitzt."

„Ich weiß sie dir auch nicht zu nennen. Doch glaube mir, es ist zwischen uns Menschen nie so, daß der eine alle Schuld und der andre alle Gerechtigkeit hat. Mein Vater pflegte zu sagen: Jeder hat etwas von Jedem, und Adam ist unser aller Großvater gewesen."

Ursula goß den Tee ein und setzte sich. Axel schwieg und starrte in das Goldgelb seiner Tasse, in der zwei kleine schwarze Teeblättchen tanzten. Vorübergehend hatte sein Auge die schlanken weißen Hände seiner Schwester aufgefangen. Er blickte empor und sah ihr liebes Gesicht ganz durchglänzt von seelischer Helle. Schöner als je erschien sie ihm. Auch fiel ihm wieder die Ähnlichkeit mit seiner Mutter auf. Es war, als ob sie in den letzten Wochen etwas von ihrer Ruhe und Reife in sich gesogen hätte, das nun wie ein Licht um ihr Wesen floß. Er dachte daran, daß sie eines Tages Mutter sein werde, Mutter eines Kindes, das ganz dem Blute der Harras angehörte, ein Kind dieser starken fruchtbaren Erde, sein Kind und vielleicht sein Sohn.

„Axel ist zerstreut, Mulling", meinte Ursula zur Mutter gewandt, „er ist gewiß in Amerika."

Er lachte leise und schüttelte den Kopf. Berührte zärtlich die magere Hand der Mutter und sagte: „Ich war bei uns. Mulling, jetzt

will ich dir etwas sagen, das dich nicht verwundern darf. Sieh: ich bin jetzt glücklich. Sehr, sehr glücklich. Ich glaube, daß es keinen reicheren Menschen in der ganzen Welt gibt als ich es bin."

„Und ich", setzte Ursula kaum hörbar hinzu. Ein Schweigen überwölbte sie. Leise und fast wie zu sich selbst sagte Frau von Harras: „O meine Kinder, ich habe Furcht um euch."

Der Raum wuchs empor. Ruhe umgab sie. Im Park wühlte der Wind die Blätter auf. Wie fern das war! Schnee flog gegen die hohen Fenster. Der alte Ewald trat ein und legte Buchenscheite ins Feuer.

Etwa acht Tage später, Anfang Dezember, kam Pastor Lurich durch den Schnee gestampft. Die Anja nahm ihm den Mantel ab und hängte ihn an das offene Feuer der Diele zum Trocknen auf. Er sah feierlich aus, trug seinen prall sitzenden Gehrock und fragte nach Frau von Harras. Dann setzte er sich seufzend in einen tiefen Lehnsessel. Vom Musikzimmer her kamen die gepeitschten Läufe einer Chopinetüde wie wirbelnde kleine Gespenster. Pastor Lurich trommelte nervös mit den Fingern den Takt auf seinem muskulösen Schenkel. Dann griff er in die Seitentasche und holte ein paar Druckschriften heraus, in denen er blätterte. Frau von Harras trat ein. Er sprang auf und küßte ihr mit lautem „mpf" die Hand. Sie sah, daß er etwas verbarg, um dessentwillen er doch gekommen zu sein schien. Seine Verlegenheit machte sich in einigen völlig bedeutungslosen und recht formellen Fragen Luft. Dann griff er nach den Druckschriften und sagte: „Im Einverständnis mit dem Herrn Superintendenten habe ich eine Art Zeitschriftchen begründet. Nun, ich will nicht übertreiben. Es ist nur so ein kleines Blatt von acht Seiten, ein Traktat für die Lesekundigen in meiner Gemeinde mit dem Zweck, einen herzlicheren Zusammenhalt auch im Winter herzustellen, wo ich doch nicht überall sein und nachschauen kann. Sehen Sie, Baronin, hier ... wenn ich Ihnen davon ein paar zu Ihrer Verfügung stellen darf? ‚Glockengeläut aus meiner Dorfkirche' habe ich das Blatt betitelt. Ganz anspruchslos. Wenn es Ihnen beliebt ... Hier meine letzte Predigt: II. Korinther 5, Vers 14 bis ... hier ein paar schlichte Anekdoten aus der Gemeinde. Etwas,

das alle interessiert. Leicht mit Humor gewürzt. Hier, nun, Sie werden ja selbst sehen. Dies Gedicht ist von Traeger, von Albert Traeger. Ich habe es gewählt, es paßt so gut in die Adventszeit. Hier Gedankensplitter, die mir auf einsamen Spaziergängen gekommen sind, und dann eine Aufforderung zu Andachtstunden, ganz unformell natürlich, Sie wissen ja, ich lasse jeden nach seiner Fasson ... also ja, darf ich Ihnen –?"

Frau von Harras bedankte sich herzlich und versprach, alles gewissenhaft studieren, die Blätter auch an die Mägde und an Stahls und sonst wen, mit dem sie zusammenkäme, weitergeben zu wollen. Pastor Lurich schien sehr erfreut zu sein. Er tat fast überrascht über so viel Entgegenkommen, und es entschüpfte ihm das Wort, daß er das eigentlich gar nicht erwartet habe. Nun war es an Frau von Harras, erstaunt zu sein. In ihr müdes, gebräuntes Gesicht trat ein Zug von Bitterkeit. Sie fragte Pastor Lurich, ob er vielleicht etwas ganz Bestimmtes damit habe sagen wollen? Der Pastor wurde blutrot, setzte an, versprach sich und gestand schließlich, daß er in der Tat nicht ganz so frei und freudig nach Schloß Windsloh gekommen sei wie in früheren Tagen. Natürlich gebe er nicht das Geringste auf das Gemunkel gewisser Klatschmäuler, aber er sehe doch, daß der einträchtige Friede gestört sei, und das habe ihn so bekümmert und betrübt gemacht. Diese Ansprache hatte er im Stehen gehalten. Frau von Harras nötigte ihn, Platz zu nehmen, und versetzte sehr ruhig: „Lieber Pastor, ich weiß nicht, was Sie mit dem Gemunkel meinen, aber weil Sie selbst darauf keinen Wert zu legen scheinen, will ich es auch gar nicht wissen, sondern mich an den einzigen Vorwurf halten, den Sie aussprachen. Sie sagten, der einträchtige Friede dieses Hauses sei gestört worden und denken wohl dabei an die Scheidung meines Sohnes. Ich will Ihnen als liebem Freunde, an dessen Rat mir stets viel gelegen war, sagen, daß ich selbst die Trennung der Kinder befürwortet habe, als ich sah, daß nicht nur die Eintracht, sondern auch Gesundheit und Leben meines Sohnes gefährdet waren. Ich bitte Sie, mir auch zu glauben, wenn ich Ihnen gestehe, daß es nie einen einträchtigeren Frieden und ein innigeres Leben auf Schloß Windsloh gegeben hat, als gerade jetzt, wo wir drei allein unsren kleinen und großen Pflichten nachgehen."

Pastor Lurich hatte aufmerksam zugehört und versetzte gedämpft: „Wenn Sie es sagen, Baronin, muß ich Ihnen glauben. Ich habe auch nie an dem guten Geist gezweifelt, der von Ihnen ausgeht, aber –"

„Aber?"

„Aber Ihr Sohn kommt doch aus einem andern, ich darf wohl sagen, einem exotischen Lande, Übersee, dort herrschen andre Sitten, andre Gewohnheiten ... ich meine, es wäre nicht verwunderlich, wenn er, um mich einmal so auszudrücken, den guten baltischen Geist amerikanisiert hätte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, ich will nichts gegen ihn sagen, ich schätze ihn ungewöhnlich, die Leute lieben ihn, jeder nennt mit Hochachtung seinen Namen, aber in Amerika mag manches durchgehen, was uns Kindern eingewurzelter hehrer Tradition als, als, als, ja, ich möchte geradezu sagen, fürchterlich erscheint."

Frau von Harras nahm die breite, fleischige Hand des Pastors und fragte: „Sprechen Sie doch schon aus, was Sie meinen."

Er blickte erschreckt, ja, geradezu entsetzt zu ihr auf.

„Sie wissen davon?"

„Wovon soll ich wissen, Pastor Lurich? Ich will nichts von dem wissen, was nur zwei Menschen in der Welt ganz allein angeht. Ich kann nur zusehen, ob jemand in meinem Hause recht oder unrecht tut, ob sie glücklich oder unglücklich sind. Wenn Sie sich nicht so lange ferngehalten und auf das Gemunkel böser Zungen gehört hätten, sondern wie im Sommer alle Tage zu uns gekommen wären, würden Sie sehen, daß es keine glücklicheren und ruhigeren Menschen gibt als meine Kinder."

„Aber, mein Gott, Baronin – ich begreife Sie nicht, ich – –. So ist etwas an dem Gerede wahr?"

„Von welchem Gerede sprechen Sie? Weiß ich, was man alles zu Ihnen geschwatzt hat! Es ist wahr, daß die zwei sich lieben, aber es steht nirgends in der Bibel, daß Bruder und Schwester sich nicht lieben sollen."

Pastor Lurich fuhr sich mit beiden Händen an den Kopf, als habe er ein schreckhaftes Gesicht. Er starrte die alte Dame vor ihm an, deren große schwarzen Augen wunderbar tief waren wie zwei Fen-

ster in die Ewigkeit. Vor diesem Bekenntnis stand auch er, der liberale, alles verstehende, vieles verzeihende Seelsorger fassungslos.

„Aber doch nicht solche Liebe!“ rief er aus, schlug sich aber gleich auf den Mund, weil er fürchtete, man könne ihn gehört haben.

„Reden Sie nur ganz offen. Axel ist nicht daheim und Ursula spielt. Sie sagen: nicht solche Liebe? Woher wissen Sie denn das? Ist nicht aller Liebe Anfang die des Mannes zum Weibe, und geht nicht jede Liebe, die tief ist, in den Wunsch ein, nie getrennt zu werden?“

„Aber das Geschlechtliche, Baronin!“ erwiderte er, ganz verstört vor Geniertheit und Verwirrung.

„Ach, ihr mit euerm Geschlechtlichen! Immer seht ihr das Bett im Mittelpunkt der Stube. Gott fragt nach dem Geiste, aus dem eine Liebe geboren ist. Und vom andern will er nichts wissen. Genug!“ Sie erhob sich. Fast schien es, als ob dieser stets gütige Mensch zornig sei. Ihre schmalen Lippen waren zusammengepreßt wie zwei Blätter eines Buches, die blaue Ader an ihrer Schläfe trat stark hervor.

Pastor Lurich war ebenfalls aufgestanden. „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie verletzt habe“, stammelte er. „Ich, ich als Seelsorger konnte natürlich nicht gleich diesen Standpunkt... Aber wer solchen Anwalt hat wie Sie, verehrte Frau, ich meine: wer Sie als Anwalt hat, der darf wohl auf das Urteil der andern pfeifen.“

„Wir haben uns nicht verstanden, Pastor Lurich.“

„O doch, o doch!“

„Nein“, lächelte sie müde, „wir haben aneinander vorbei gesprochen, und ich hab's eigentlich auch nicht anders erwartet. Wann besuchen Sie uns wieder?“

Er küßte die Hand der Greisin. „Sobald es meine Zeit erlaubt.“

Als er fort war, setzte sie sich in den großen Ohrenstuhl am Kaminfeuer und schloß ermüdet die Augen. Ihr Kopf schmerzte unerträglich und die Mattigkeit war groß. Die Flamme beleuchtete ihre scharfen, klaren Züge, die mager und bedeutend waren wie der Kopf eines Asketen. Sie saß ganz in ihre Gedanken versunken und hörte nicht, daß Ursula ihr Spiel beendet hatte. Leise schob sie die Türen auseinander, schlich auf Zehenspitzen zur Mutter und setzte sich ihr

zu Füßen auf das dicke Eisbärfell. Frau von Harras schrak auf: „Du bist hier!?"

Ursula las besorgt in ihren Augen.

„Wer hat dir wieder weh getan, Mui?"

„Niemand, Liebling. Pastor Lurich ist dagewesen und hat ein paar gedruckte Traktätchen hier gelassen."

Ursula schwieg und sah zur Mutter auf. Sie wußte längst, was geschehen war. Langsam und wie in großer Zuversicht lehnte sie den Kopf an ihre Knie. Worte fand sie nicht. Die Greisin streichelte das blonde Haar und fragte leise: „Bist du glücklich?"

Ursula nickte und umarmte fester die Mutter.

Axel erhielt einen Brief von Wera, in dem sie sachlich und kurz schrieb, daß ihrer Meinung nach zur endgültigen Regelung der Scheidungsfrage eine persönliche Aussprache leider nicht zu umgehen sei. Sie wolle ihm nach Dorpat entgegenfahren und ihn im Hotel soundso erwarten, falls er zusage. Axel graute es vor der Reise, hinter der er irgend etwas witterte, was einer Wiederanknüpfung zerrissener Beziehungen ähnlich sah. Trotzdem konnte er nicht gut Nein sagen. Also schrieb er ihr, daß sie ihn erwarten könne.

Wera hatte das erste Hotel in Dorpat zu dem Rendezvous bestimmt. Axel erschien der Weg vom Bahnhof dorthin als ein Martyrium. Fast verwunderte es ihn, wie fremd ihm diese Frau geworden war. So fremd wie er sich selbst, wenn er an seine New Yorker Jahre dachte. Ich will zu ihr freundlich sein, nahm er sich vor. Ich will tun, als seien wir zwei anständige Gegner, die ebensogut Kameraden sein könnten.

Wera trug einen eleganten Sealspelz, Hut und Schleier. Sie duftete nach einem absonderlichen Parfüm. Ihre Haltung war herzlich, keine Spur von Bosheit. Axel fiel ein Alp von der Seele. Die Unterredung fand in ihrem Zimmer statt, das im ersten Stock lag. Wera legte Hut und Pelz ab, bot ihm Platz an und fragte, wie es auf Windsloh stünde, was Mui mache, ob die alte Kulle noch lebe, ob es der Ginka gut gehe und so weiter. Axel bekam diese Zeitverschwendung satt. Er fing an, von der Scheidung zu sprechen. Da sah er, daß seine Vermutungen nicht unrichtig gewesen waren. Wera

bekam einen Zug von unterdrücktem Weinen und wurde, als sie bemerkte, daß ihr Mann nicht vom Ziel abging, spöttisch. Sie drehte den Spieß um, sagte, daß ihr an der Scheidung nichts gelegen sei, daß er es ja sei, der heiraten wolle, und daß er sich nicht wundern dürfe, wenn sie verlange, daß alles nach Wahrheit und Gerechtigkeit gehe.

„Was meinst du damit?"

„Dasselbe, was ich dir durch meinen Rechtsanwalt schreiben ließ: Ehebruch mit der eigenen Schwester."

Axel preßte die Kinnbacken aufeinander. Hier galt es Ruhe zu bewahren, nichts weiter. „Also du bist der Ansicht, daß ich Ehebruch begangen habe und dies zugestehen soll?"

„Ich wüßte nicht, wie die Scheidung sonst zu erreichen wäre."

„Wera, ich bitte dich, jetzt allen Anstand zusammenzunehmen und mir zu sagen, ob ich nicht das Recht habe, von mir aus auf Ehebruch zu klagen."

Sie sprang vom Sofa auf und lief zum Fenster. Er kannte diese Bewegung, diese großen Schritte, diese böse, tierisch rachsüchtige Miene. Er wußte, eine ruhige Aussprache war unmöglich. Alles lief auf den alten haßerfüllten Kampf hinaus. Sie lachte höhnisch auf. Der Blick, mit dem sie ihn ansah, war aus Empörung und Verachtung gemischt.

„Antworte!" herrschte er sie an.

Sie lachte auf. „Seid ihr nicht verreist gewesen zusammen? Brüderchen und Schwesterchen, nackt gebadet im Meere, wie? Ihr habt euch in Meeresküll als Eheleute ausgegeben."

„Wie du lügst", sagte er voller Ekel.

„Ich lüge nicht. Ich weiß es. Ich habe meine Leute, die mir alles berichten. Ich bin schlauer als du denkst."

„Wir tragen denselben Namen, da hat man uns wohl für ein Ehepaar gehalten. Wir haben uns nie dafür ausgegeben. Ach, was rede ich. Es ist widerlich alles. Du hast mich hergebeten, um mir zu zeigen, wie unglücklich meine Ehe war, und wie glücklich ich jetzt bin. Ich danke dir dafür." Er erhob sich und griff zu Hut und Mantel. Sie stand trotzig und ohne sich zu rühren da, sah ihn an wie einen Feind, den ärgsten aller Feinde.

Axel öffnete die Tür. Schloß sie wieder. Nein. So konnte er nicht gehen. Das wäre eine offenbare Sinnlosigkeit gewesen. Es mußte doch einen Ausweg geben, selbst zwischen ihnen.

„Wera", sagte er fast bittend. „Wir können so nicht auseinander gehen. Laß uns ruhig miteinander reden. Nicht dieser Haß zum Schluß, dieser schlechte Haß, der nichts will, als dem andern wehe tun. Komm, wir wollen uns noch einmal zusammensetzen und alles durchsprechen. Wir werden uns einigen."

Sie sah ihn auf sich zukommen und fühlte Tränen in ihre Augen treten. Ach, sie liebte niemand als ihn allein. Nie hat eine Frau ihren Mann so geliebt wie sie ihn liebte. Sie wollte ja nichts weiter als sein Glück. Mochte er von ihr gehen und glücklich werden. Das war alles, was sie für ihn wünschte. Da fiel ihr etwas ein. Sie ging zum Schrank und holte ein kleines Päckchen in Seidenpapier. Daraus nahm sie einen schwarzen Kamm und eine seidene Krawatte. „Da, diesen Kamm", sagte sie hastig, „habe ich dir mitgebracht, weil doch bei deinem zwei Zinken fehlen und du immer vergaßt, einen neuen zu kaufen. Und diese Krawatte da habe ich für dich in Petersburg gestrickt. Hoffentlich gefällt sie dir."

Axel preßte es die Gurgel zusammen. „Ja", dankte er leise, „sie ist sehr schön. Danke dir, Wera. Das hättest du nicht tun sollen. Oh."

„Laß nur", sagte sie, "pack weg. Es ist nicht der Rede wert."

„Ich danke dir auch für den Kamm!"

„Ich schäme mich so für dies dumme Geschenk. Es ist nicht der Rede wert."

Axel schüttelte den Kopf. Ein schmerzhaftes Schweigen entstand.

Danach setzten sie sich wieder zusammen und begannen von der Trennung zu sprechen. Wera sagte, sie wolle nach Deutschland übersiedeln und dort etwas arbeiten, ja, dazu sei sie ganz fest entschlossen. Das Nichtstuerleben behage ihr nicht. Sie wolle irgendwohin gehen, Kinder erziehen oder auch unterrichten. Sich ihr Brot verdienen. Geld habe sie zwar keins, doch wenn er noch einstweilen die alte Summe ihr weiterschicke, werde sie fürs erste genug haben. Später wolle sie es ihm gern abbezahlen. Axel begann diese Sprache zu quälen. Er wußte, daß sie an alles glaubte, was sie sprach, und vom ehrlichen Willen beseelt war, so zu leben, aber er kannte ihren

Charakter. Nein, sie werde das Geld, das ihr zukomme, weiter empfangen. Zurückzahlen und dergleichen sei Unsinn. Ob sie bereit sei, auf Ehezerrüttung zu klagen. Ein Jahr müßten sie getrennt leben. Er wolle keinerlei Schwierigkeiten mit den Alimenten machen, ihr alles auszahlen, was er irgend könne. Sie weinte. Ja, sie sei zu allem bereit, schluchzte sie. Sie wolle wieder nach Amerika zurück. Er brauche ihr bloß die Reise auszulegen. Ja, gern, sagte Axel. Alles solle sie haben.

„Sieh, Axel", versetzte Wera und bemühte sich, die Tränen niederzuschlucken, „dies eine wollte ich dir noch zum Abschied sagen, du darfst mir darum nicht böse sein, und wir sehen uns ja auch niemals wieder. Es ist, das wollte ich dir sagen, zwischen uns immer so gewesen, daß ich dich geliebt habe und du von mir nichts wissen wolltest. Unterbrich mich nicht, es ist so, du kannst es mir nicht ausreden. Es ist ja auch ganz gleichgültig nun, wo alles vorüber ist, und böse bin ich dir auch nicht darum, daß du stets Ellen geliebt hattest und mich nur nahmst, weil ich sie kannte und gepflegt hatte. Ich habe mich nach einer ganz großen Liebe gesehnt. Ich wollte schon als junges Mädchen entweder eine große Dirne werden, die alle Männer verrückt macht, alle, alle, alle, die sie sehen, oder aber von einem einzigen Manne so geliebt werden, daß er keine andre neben mir sähe. Du hast nie Gedichte auf mich gemacht und niemals eine Nacht um mich gewacht. Nein, schüttle nicht den Kopf, gewiß, es kommt nicht auf die Gedichte an und auch auf die Nacht kommt es nicht an, aber es ist doch nun einmal so, daß ich dies alles nicht erleben durfte, so sehr ich auch danach hungerte. Du stecktest immer wie in einem fremden Kleid, du tatest so, als ob ich deine Frau sei, doch ich bin es nie gewesen."

Axel hatte den Kopf auf die Hände gestützt und still zugehört. Sein Gesicht sah müde und vergrübelt aus. Er zeichnete jetzt mechanisch mit der Brille die Muster der Tischdecke nach und erwiderte langsam: „Ich will dir nichts entgegnen, Wera. Es ist ja gleichgültig, ob wir uns heute noch verstehen oder nicht, nachdem wir uns so viele Jahre lang nicht verstanden haben. Vielleicht hast du recht, ich habe dich am Ende wirklich nie geliebt, obwohl ich es mir immer eingebildet habe, daß dies Liebe sei. Doch eines will auch ich dir zum

Abschied sagen, damit du, wenn du wieder heiratest, nicht zum zweiten Male unglücklich wirst. Es kommt nicht so sehr darauf an, daß der Mann die Frau über alle Maßen liebt oder eine ganze Nacht vor ihrem Fenster steht oder ähnliche Tollheiten macht, sondern darauf, daß beide sich miteinander wandeln können. Mein alter Leib zerfiel, als ich hierher kam, neue Bindungen bildeten sich, ich verwandelte mich, wie sich jeder gesunde und starke Mensch mehrmals in seinem Leben verwandelt. Es wäre nichts geschehen, wenn du die Kraft besessen hättest, ja, nur den Willen besessen hättest, mitzugehen, dich mit mir zu wandeln. Doch du bliebst starr, bliebst in Amerika, tausend Meilen weit fort. Da waren wir denn eines Tages so weit, daß wir uns nicht mehr sehen konnten. Das ist das ganze Geheimnis einer glücklichen Ehe: verwandelt euch miteinander."

Ihr Gesicht bekam einen bösen Zug. „Also bin ich an allem schuld."

Axel erhob sich. „Nein", sagte er kurz. „Ich bin es. Leb wohl, Wera."

Sie reichte ihm die Hand, ihr Kinn zuckte, die Tränen liefen über die Wangen.

„Du kannst doch deine Schwester nicht heiraten, was willst du denn?" fragte sie weinerlich.

„Nichts will ich", antwortete er gequält, „nichts als meine Ruhe."

„Ich will sie dir geben. Ich verspreche dir, eine andre zu werden. Ich bleibe bei dir den ganzen Tag, glaub' nicht, daß ich Graf Straal geliebt habe. Ich hasse ihn, er ist mir widerlich. Ich mache mich über ihn lustig. Ich liebe doch nur dich allein."

„Oh!"

Sie bohrte ihren Blick in ihn. Er schwieg.

„Geh!" sagte sie böse. „Ich wollte dich nur auf die Probe stellen. Aber du demütigst mich immer mehr. O pfui, pfui!"

„Leb wohl, Wera."

Sie hatte sich jäh umgedreht, schneuzte sich und lief zum Fenster. Schaute auf die Straße. Axel öffnete langsam die Tür, warf noch einen wartenden Blick auf sie und ging.

2

Nun kam der Winter. Jener sonnige, glitzernde livländische Winter, der die Wälder in Märchenpaläste verwandelte und aus dem kleinsten Tannenzweig noch ein Zepter für Zwergenkönige machte. Tief eingeschneit und vereist Park, Teich und See. Ein unentwegtes, blendendes Flimmern in der Luft. Der menschliche Atem stieg wie ein Dampfwölkchen in den hellblauen Himmel. Jetzt konnte man von Windsloh nach Hohenfichte geradeswegs über den See laufen und sich Guten Tag sagen. Paul von Schablonski tat dies mit Vorliebe. Auch Christa von Wulff, obwohl Urtneck wahrhaftig nicht am See gelegen war, sondern an die zehn Werst davon entfernt. In den Nächten stieg der Mond wie eine Leuchtkugel in die Luft; ganz unwahrscheinlich sah er aus, eine Lampe im Weltenraum, die Gott aufgehängt hatte, damit die Menschen sähen, wie wunderbar seine Welt in einer Winternacht sei.

Durch dieses funkelnde Land ritt Axel mit dem feierlichen Staunen der Andacht, mit dem Blick der Liebe, die ihres Besitzes sicher ist. Er sah sich nicht satt an der Schönheit und empfand dabei etwas vom Stolze des Gatten, der allein seine Frau kennt, um ihre Köstlichkeit allein weiß, und so ein Fürst über eine verborgene Welt ist. Abends saßen sie zu Dreien am Kaminfeuer; oft war auch Senta dabei. Sie laß Tschechow vor. Axel ließ sich zu einer fast kindlichen Bewunderung hinreißen. Er schalt sich ungebildet und wollte nun die gesamte russische Literatur verschlingen. Dann sprachen sie wohl auch von denen, die fern waren oder nicht mehr lebten. Tante Lulle wohnte wieder in Riga, auch Frau von Brodem und Sandor von Wulff, der es im Winter auf dem Lande nicht mehr aushielt und unbedingt etwas Orchestermusik hören mußte. Sie sprachen von den alten Männern und Frauen in steifen Toiletten, die aus den dunklen Bildern schauten, vom Großvater, der so viel schwieg und, mit eingekniffenen Daumen, verächtlich „pch!" und „tch!" durch die Lippen stoßend, über das knarrende Parkett ging. Frau von Harras erinnerte sich auch seiner zwei Fragmente, „Die Eroberung Sebastopols" und „Die Entdeckung des Nordpols". Sie schien sogar einmal entschlossen, die vergilbten Blätter aus der Truhe zu

holen, um daraus vorlesen zu lassen. Doch man verhinderte dies rechtzeitig. Und von Johannes sprachen sie, der immer lebendiger zu werden schien und ihnen oft so nahe war, daß sie seine schlanke Gestalt im Sessel am Feuer zu sehen vermeinten, wie er nachdenklich in die Glut schaute und mit halber Stimme irgendeine slawische oder estnische Legende erzählte, die er vorgab, gehört zu haben, die er aber selbst erfunden hatte.

Die tiefsten Stunden waren jene, in denen die Geschwister nachts bei der verlöschenden Glut saßen und von der Welt sprachen, die strahlend und unsichtbar in ihnen wuchs. Die ersten Monate war Axel die Empfindung einer fast dämonisch-grausamen Schickung nicht los geworden. Er sah den kristallenen Traum dieses Glückes an den eisernen Gegebenheiten zerschellen, sah den Haß und die Feindschaft einer Gesellschaft voraus, die man verachten mochte, so viel man wollte, die gleichwohl als reale Macht das persönliche Leben bestimmte. Nur vor dem vergeistigten, ganz in ruhige Erwartung und unendliches Vertrauen aufgelösten Glücke Ursulas schwieg seine Furcht, ja, sie verwandelte sich nicht selten in ein maßloses Frohsein, in ein Gefühl, das in Stunden tiefer Gemeinschaft schon an Verzückung grenzte. So sah er sich, während sie täglich sicherer und bewußter ihr Leben erfaßte, in einen Sprudel zwiespältigster Gefühle geschleudert, alte Formen zerbrachen, erzgewordene Überzeugungen fielen um, ganz neue Bindungen schienen sich aus chaotischem Strudel zu gebären. Er suchte sich oft selbst verzweifelt in der ewigen Unruhe einer alles zersetzenden Reflexion und fand nur einen Herd kochender Kräfte, von denen er nicht wußte, woher sie kamen und wohin sie ihn trieben. Dabei lag diese Qual eingebettet im Bewußtsein unfaßbaren Glückes, über dem wie ein Flimmern auf heißer Erde manchmal die Angst zitterte, es müsse gleich einem gläsernen Palaste in einer Nacht zusammenbrechen. Denn je eindringlicher er begriff, bis zu welchem Maße ein sich hingebender Mensch des wirklichen Glückes fähig ist, um so sichtbarer stand dahinter der schwarze Schatten einer neuen Erkenntnis auf, daß dieses Glück seiner Aufhebung bedürfe, daß die Gradziffer des Glückes mit irgendeiner andern, noch unbekannten in dunkler Verbindung stünde wie die Flüssigkeit in kommunizie-

renden Röhren. Er suchte den Ausgleich im Werk zu schaffen, arbeitete, stellte Werte auf, versuchte ein Mensch von Geistigkeit und Güte zu werden. Doch Arbeit und inneres Wachstum durfte er noch nicht als ein Opfer an die Götter ansehen, sondern nur als die selbstverständliche Folge seiner inneren Bereicherung, von der er abgeben mußte, wollte er nicht daran ersticken.

Da meldete sich das Schicksal mit dem leisen Pochen, mit dem manchmal große Ereignisse sich anzukündigen pflegen. Denn im Grunde war es wirklich nicht so bedeutend, daß Ursula mehr und häufiger Schmerzen verspürte, immer heftiger, schließlich vollends unerträglich. Sie fuhr zu einem Frauenarzt nach Riga, der sie beruhigte, dies und jenes verschrieb und ihr jovial Glück zum prächtigen Jungen wünschte. Übrigens hörten wirklich bald darauf die Schmerzen auf. Im Februar verstauchte sie sich leicht den Fuß. Er fürchtete eine Einwirkung auf ihre Mutterschaft, aber nichts geschah. Eine unbedeutende Blutung, kaum der Rede wert. Trotzdem waren Februar und März recht unangenehme Monate. Der alte Superintendent Kugelfest mußte irgend etwas erfahren haben. Er erschien eines Nachmittags bei abscheulichem Winterwetter auf Schloß Windsloh und nahm sich Axel wie einen Schulbuben vor, was dieser sich zwar ruhig und liebenswürdig, aber gleichwohl mit aller Bestimmtheit verbat. Da geriet der alte Herr in Hitze, sprach von indianischen Sitten, welche die Moral alter Häuser untergrüben und mit höllischem Blendwerk sogar die Sinne einer alten wehrlosen Dame umgaukelten. Auch dies ertrug Axel noch getrost. Er sah den schneeweißen Franz-Josephsbart in dem zornroten Gesicht des großen knochigen Greises, dessen Gehrock um die ungelenken Glieder flatterte, und erinnerte sich, wie derselbe alte Herr im Sommer einmal mit Ursula um die Wette gelaufen sei. Nur aus guter Laune. Er erinnerte sich auch an die unglückselige Tischrede, bei der Superintendent Kugelfest mit Amen schloß. Er konnte ihm nicht böse sein, nein, das war unmöglich. Jener stand da wie ein Vertreter einer andern Welt, sprach Chinesisch, weiß Gott, sie verstanden einander nicht. Dann kam leider eine dumme Geschichte. Der hitzige Prediger ließ sich hinreißen, ihm und seiner Nachkommenschaft zu fluchen. Nun war es klar, daß er von einer Nach-

kommenschaft nichts wissen konnte, weil niemand Ursula etwas ansah, immerhin geriet Axel plötzlich in Wut und verwies ihn an die höhere Instanz der Haustür. Das war ihm so herausgepoltert, er bereute es schon zwei Minuten später. Vergeblich. Superintendent a. D. Kugelfest nahm seinen durchnäßten Mantel, schwenkte seinen Regenschirm und rannte durch die falsche Tür. Traf auf Ursula, rief ihr ein „Pfui! o pfui!" zu und stürzte hinaus. Im Hof sahen ihn der Großknecht Firs und noch zwei Knechte. Auch die alte Kulle hörte, wie er Axel zurief: „Schändlicher Bube! Gott wird euch strafen!" Axel versuchte ihn zur Umkehr zu bewegen, doch ein leichter Aufschrei ließ ihn sich umdrehen. Ursula war in Ohnmacht gefallen. Er trug sie auf ihr Zimmer. Nach knapp einer Stunde öffnete sie die Augen und sah ihren Bruder stumm mit einem Blick an, in dem alle Qual der Welt stand. Als ihr nicht besser wurde, mußte wohl oder übel Doktor Riesenkampff geholt werden.

Doktor Riesenkampff war auffällig steif und verlegen, dabei von höchster Korrektheit. Er entledigte sich seiner Aufgabe als Arzt sehr prompt. Nein, antwortete er, zunächst sei nichts zu befürchten. Axel nahm ihn beiseite und sagte ihm ganz ruhig, daß diese etwas ungewöhnliche Situation auch von seiner Seite eine ungewöhnliche Haltung erfordere. Er danke ihm im voraus für eine Diskretion, die vielleicht selbstverständlich und doch aller Hochachtung wert sei. Nachdem Axel diesen Satz an den Arzt gerichtet hatte, überkam ihn die Empfindung, Unsinn geschwatzt zu haben. Doktor Riesenkampff machte eine steife Verbeugung. „Im übrigen machen Sie, was Sie wollen", schloß Axel die Unterredung. Er fühlte sich matt und elend.

„Adieu", sagte Doktor Riesenkampff.

„Schauen Sie dieser Tage noch einmal vor?"

„Jawohl", sagte Doktor Riesenkampff.

Ursula fühlte sich nicht wohl. Eine erneute, ziemlich starke Blutung schwächte sie sehr. Vor ihrer Mutter verbarg sie den Zustand. Frau von Harras merkte alles, zeigte indessen ihrer Tochter ein fröhliches Gesicht. Man tat sogar, als sei nichts geschehen, als eines Tages der Firs und seine Frau und die Jesa und noch ein alter Knecht erschienen und um ihre Entlassung baten. Gründe

gaben sie nicht an. Sie waren sehr verlegen. „Geht mit Gott!" sagte Axel und zahlte ihnen ihr Geld aus. „Sollen alle gehen, ich werde allein den Pflug ziehen." Er lachte bitter auf. Ursula schwieg und blickte zu Boden. Ihre Mutter häkelte an einem weißen Schal. Die Nadeln klapperten leise. Nach einer Weile ließ sie die Arbeit sinken. Es schien, als ob sie etwas sagen wollte. Die Kinder blickten sie an. Doch sie schwieg wieder und arbeitete weiter.

Als sie abends am Kamin saßen, warf Axel leicht hin: „Ich werde sie alle entlassen und mir Arbeiter aus Rußland holen."

„Tu's nicht, Axel", widerriet seine Mutter. „Wer hier bleibt, den hast du doppelt. Lerne selbst säen und die Pflugschar führen, dann werden die andern tun, was du willst."

„Ja, das will ich", antwortete Axel.

Er war von nun an viel draußen und besprach sich mit Stahl, der anderer Meinung war. Man müsse den Letten als Herr kommen, sonst parierten sie nicht. „Ich weiß nicht, ob Sie recht haben", versetzte Axel, „es kommt wohl alles darauf an, aus welchem Gefühl heraus eine Handlung erwächst. Ich kokettiere nicht mit ihr, noch konstruiere ich mir ein künstliches Leben wie Tolstoi. Ich brauche mehr Arbeiter, finde nicht gleich welche und will selbst Hand anlegen. Ich meine es ehrlich, tu es nur um meines Werkes willen. Das werden sie sehen und verstehen."

Er behielt recht. Zuerst war man scheu und verwundert, dann lachte man, eines Tages half man ihm und schließlich sagte einer: „Das ist ein Herr; den gibt's in ganz Livland nicht wieder."

Nur die alte Kulle weinte. Sie begriff die neue Welt nicht. Ewald zuckte die Achseln. Ein Herr, der Bäume umhieb und pflügen lernte, das war ihm schon ein merkwürdiger Landwirt. Axel selbst fühlte sich stärker und ruhiger werden.

Noch lag der Schnee hoch auf dem Dache, der Wald war auswattiert, doch die Tage wurden länger und in der Sonne war es oft so warm, daß Ursula sagte, sie glaube, man könne in den Schnee Primeln säen und sie würden wachsen. Es begann von der Dachrinne zu tropfen, das Eis auf dem See hatte Risse, doch dann fiel wieder Schnee, dichter Winterschnee.

Paul von Schablonski und Christa von Wulff hatten gedacht,

sie würden ihre Verlobung bei den ersten Anemonen feiern, indessen: davon konnte gar keine Rede sein. Die Schlitten klingelten hin und her, und alle Leute trugen dicke Pelze. Bei dieser Verlobungsfeier merkte Ursula an den Blicken ehemaliger guter Freunde, was die Stunde geschlagen hatte. Manche taten übertrieben herzlich, das waren die Vorurteilslosen. Baronin Nolk küßte sie mit müdem und bitterem Lächeln. „Immer wir Frauen", sagte sie. „Gott muß ein Mann sein, daß er alles auf uns abwälzt."

„Wieso?" fragte Ursula scharf.

„Ich dachte an meine Jungen", antwortete sie.

Nein, gut ging es Ursula nicht. Und es war unrecht von ihr, daß sie alles vor Axel verbarg, Nächte lang sich in Schmerzen wälzte und am Morgen ermattet für wenige Stunden einschlief. Vielleicht war es auch ein Unrecht, daß sie ihrem Bruder nichts von den Kämpfen und Ängsten ihrer Seele sagte. Mit einem Schlage war in ihr die Ahnung aufgetan, daß sie von Gott gestraft werden müsse. Wofür? Für das, was sie getan. Bereute sie? O nein, nein, sie bereute keine Sekunde. Schlug ihr Gewissen? Niemals. Und dennoch? Angst. Ja, Angst vor großer Strafe. Was für einer Strafe? Es gab nur eine Strafe, das war der Verlust des Kindes. Sie fürchtete, man würde es ihr nehmen, wenn sie von ihren Schmerzen spräche. Sie aber wollte es zur Welt bringen und sollte sie selbst darüber zugrunde gehen.

Ihr Gang war leicht und schön wie stets. Schlank, jung und nur ein wenig voller als bisher, so erschien sie jeden Morgen auf der Terrasse, lief die Treppen zum Park hinunter und warf den kleinen, hungrigen Vögeln Brot und Körner zu. Niemand sah das Kind. Nur in ihren Augen stand ein seltsamer Ausdruck. Frau von Schablonski schaute sie einmal länger als gewöhnlich an, nahm ihren Arm und ging mit ihr schweigend auf und ab. Ursula lehnte sich an die Schulter der alten, hochaufgerichteten Dame. Frau von Schablonski blieb stehen und streichelte sie. Die großen schwarzen Augen ruhten besorgt und streng auf ihr.

„Du bist heute immer mit der Ursula Harras auf und ab gegangen, Liebe, was?" fragte der alte Herr von Schablonski, der im Rollstuhl mit geschwollenen Gliedern saß und leise stöhnte.

„Gewiß bin ich das, Leochen", antwortete sie. „Soll ich vielleicht nicht?"

„Nu, natürlich sollst du, ich meine ja gar nicht, daß du nicht sollst", gab er verdrießlich zurück. „Ich sagte ja auch nur, daß du mit ihr hin und her gegangen bist."

„Gut, ich bin gegangen. Ich liebe das Kind. Wir haben keine Tochter, da ist mir manchmal, als wäre sie meine."

„Wenn das ein Vorwurf sein soll, lasse ich mich vom Joseph wegfahren, ich vertrage heute keine Vorwürfe."

„Du bist gereizt, Manning, es ist besser, wenn du deinen Tee allein trinkst." Sie erhob sich.

„Nu, bleib schon hier", bat er. „Lies mir etwas aus der Rigaschen Rundschau vor."

Als sie vorlas, dachte er immer: Was mag ihr die Kleine anvertraut haben? Und sie dachte: Gott gebe, daß ich nicht recht behalte, aber ihre Augen waren ganz merkwürdig.

Auch das brachte noch der März, daß Frau von Harras wieder erkrankte. Nervenentzündungen, hohes Fieber. Ursula wollte sie pflegen. Sie verbot es. Auch Axel. Da saß Ursula im Nebenzimmer und weinte. Oft waren in diesen Nächten auf Schloß Windsloh zwei Fenster bis zum Morgen hell, und hinter den Gardinen sah man einen unruhigen Schatten auf und ab gehen. Die Qual um Unausgesprochenes, Unsichtbares saß wie ein unheimliches Wesen in den Winkeln. Nicht die Einsamkeit, die immer größer wurde, griff ihnen ans Leben, sondern eine dumpfe, nervöse Angst, nur gebändigt vom Willen, heiter und stark zu erscheinen. Doch sie schwiegen. Keine Träne ward sichtbar. Ein stilles Einander-Zulächeln, schmerzhaft, bitter, gesättigt mit Leid und Glück zu gleichen Teilen.

Langsam genas Frau von Harras. Um der Kinder willen. Um ihrer Tochter willen packte sie das entweichende Leben noch einmal an den Haaren und blieb auf ihrem Posten. Doktor Riesenkampff verwies sie in ein Herzstahlbad nach Deutschland, sie schüttelte lächelnd den Kopf. Nein, wenn man sie sterben sehen wolle, brauche man sie nur aus Windsloh herauszureißen. Sie habe ihr ganzes

Leben hier zugebracht und wolle nichts andres von der Welt sehen. Nur manchmal, wenn sie ganz allein war, dachte sie an Italien, das sie nie betreten hatte. An der Seite ihrer Kinder dorthin in blaue Luft und südliche Wärme! Was für ein Leben! Wie wohltuend für sie, die ewig fror! Doch zu ernst nahm sie diese Träume nicht. Das waren Backfischwünsche, die sie nie laut auszusprechen wagte. Ach, lächerlich, wenn eine alte Frau solche Sehnsüchte hatte!

Wenn dann Axel abends heimkam, recht müde und gar nicht einmal sehr sauber, fühlte sie tiefe Dankbarkeit gegen den Lenker ihres Geschicks. Sie sah sein braunes, mageres Gesicht, das in diesem Jahr älter und ernster geworden war, sah die dunklen großen Augen, die ihre Augen waren, sah aus ihnen ein Leuchten brechen, das herrlicher als alle Sonne Italiens schien.

„Müde?"

„Ja, Mulling. Wie geht es Ursel?"

„Ich denke gut. Sie hat eine Stunde gelegen und ist in dein Zimmer gegangen, die Blumen erneuern. Bleibst du heute hier?"

„Ja, ich bleibe. Wir setzen uns an den Kamin."

Er schweigt. Sie streichelt seine Hand.

„Ich habe Furcht um ihr Leben", sagt er leise.

„Tapfer sein, mein Liebling. Ihr tut eure Pflicht. Gott wird die seine tun."

„Ja", sagt er. „Es ist alles richtig, solange du da bist."

„Ich sterbe nicht, wenn ihr mich noch brauchen könnt."

„Wir werden dich bis zu unserm Tode brauchen."

Frau von Harras lächelt. „Meine Kinder, – – erlaßt es mir. Ich bin müde und sehne mich schon ein wenig nach Schmerzlosigkeit."

Eine Pause entsteht. Er drückt seine Stirn an die Fensterscheibe.

„Das Leben ist grausam."

Sie schüttelt den Kopf und fährt ihm mit der Hand zärtlich über die Schulter.

„Nein, mein Junge, nicht das Leben; nur die Menschen."

Sie sitzen am hohen Fenster und blicken in die blaue Winterdämmerung hinaus. Eintönig geht ein Tropfen draußen, als ob schon verborgen Schnee schmölze. Und ein Wind bläst ums Haus, der vielleicht morgen blauen Himmel und Sonne bringen wird.

In der Nacht, die diesem Abend folgte, lag Ursula mit offenen Augen, zitternd vor Schmerzen und Angst, bis zum Morgen wach. Sie fühlte ihr Kind und dankte Gott für jede Sekunde, in der sie den winzigen Herzschlag und das süße wachsende Leben spüren durfte; doch der Schmerz dort unten war nicht gut. Vielleicht kommt es zü früh und kann nicht leben? Vielleicht bin ich zu schwach es zu halten? Vielleicht ist es jetzt schon krank, und weil es noch zu klein ist, um zu leiden, leide ich um mein Kind? O mein Gott, strafe mich nicht mit diesem. Jede Strafe, nur diese nicht! Ich will ihm ein Kind gebären, das ein strahlender Beweis unsres Glückes sein soll. Nie hat eine Mutter sehnsüchtiger ihr Kind erwartet, nie ist sie stolzer, nie seliger, nie reicher gewesen. Mein Gott, mach mich stark, daß ich es zur Welt bringe, dir zur Ehre, uns zur Lust. Alle Schmerzen will ich ertragen, doppelt will ich sie ertragen, dreifach, zehnfach will ich sie ertragen, nur leben soll es, leben soll es, mein Gott, leben!

Sie schlummerte ein, als die Gardinen grau wurden und über den beschneiten Bergwipfeln die Morgenröte aufstieg. Schon halb im Schlafe hörte sie den Schrei des Wendehalses. Ein gehässiges Wäd-Wäd, das ihr weh tat, weil es vom bösen Feinde kam, der das Haus umschlich und nach einem Kamin suchte, durch den er einfahren könnte. Schwere Flügelschläge rauschten durch die Frühe. Die Dämmerung stand gleich einer grauen, ernsten Frau an ihrem Bette und schüttelte den Kopf. Sie vernahm das Wort refugeterni, sah blitzartig Johannes von Wulff vor sich, ganz nahe, so nahe, daß sie nicht mehr an seinem Leben zweifelte, und schrak empor. Oh, es war nichts. Halbschlaf. Die Schmerzen hatten nachgelassen. Ein leises Pochen in ihrem Leibe erfüllte sie mit Andacht. Du bist mir nicht böse, lieber Johannes, daß dieses Kind von Axel ist. Ich bitte dich sehr, mir darüber nicht böse zu sein. Ich kann nichts dafür. Ich liebe ihn doch. Er war in Not und wurde glücklich durch diese Liebe. Ich war blind und wurde reif und sehend durch ihn. Du bist ein Toter, Johannes, und weißt mehr als wir wissen, siehst wohl schon das fertige Gewebe unsres Schicksals, Seligkeiten und neues Elend, siehst alles und zürnst mir nicht mehr. Du sagtest mir, ich solle dich rufen, wenn ich in Not sei. Ich werde es tun und dich

bitten, bei Gott Vermittler zu sein. Ich bin ja nur ein armer, irrender Mensch auf der Landstraße nach Keridy, die auch Achilles gehen mußte, doch du stehst über den Wolken und überschaust das ganze Reich meines Lebens aus ungeheurer Höhe. Wie sie das zu ihm gesprochen hatte, strömte große Ruhe in sie ein. Abermals hüllte sie Schlaf in warme Tücher. Doch der Traum, den er brachte, war schwer und quälend. Sie sah den langen Großknecht Firs, der um seine Entlassung gebeten hatte, am Fenster kleben. Er preßte sich ans Glas und drückte die Nase daran platt, wie Kinder tun. Ursula fürchtete, er werde ins Zimmer stürzen, und wollte ihm zuschreien, er solle machen, daß er wegkäme, doch ihre Stimme versagte. Der lange Firs stand nach wie vor in ekelerregender Froschhaltung am Fenster und schaute ins Zimmer. Da ging sie entschlossen auf ihn zu, um ihn zu vertreiben. Nun erkannte sie, daß seine Hände und Füße, ja sogar Lippen und Stirn sich wie mit Saugnäpfen am Fensterglas festgesogen hatten. Wie sie sich aber ihm näherte, löste sich allmählich die Saugspannung, er fiel. Kein Zweifel konnte sein, er fiel ganz langsam, ganz, ganz langsam nach rückwärts. Sein großes Gesicht bekam einen leidenden Zug. In Ursula zuckte Angst, daß er hinunterstürzen und zerschmettert werden könnte. Es schien ihr jetzt sogar, als ob es gar nicht mehr Firs sei, der am Fenster klebe – er klebte nur noch mit der linken Hand und einem Fuße daran –, sondern Axel. Wirklich, es war Axel, sie erkannte ihn in dem Augenblick, wo er hinunterstürzte. Das Blut gerann ihr vor Angst. Sie riß das Fenster auf, blickte hinunter: da sah sie seinen Körper in sausender Geschwindigkeit zu Boden fliegen, vierzig, fünfzig Stockwerke tief auf den Asphalt einer Straße in New York. Das dauerte zwei Sekunden. In diesen zwei Sekunden durchwanderte sie eine Hölle. Gleich wird er aufschlagen, gleich auf den Steinen zerspritzen. Gleich – da... Sie vernahm den dumpfen Schlag des Körpers. Hinunter! Ihm nach! Hinterher! schrie es in ihr. Tot sein, nur tot sein, tot sein, wo er tot ist! Doch sie hatte keine Kraft mehr. Konnte nicht mehr aufs Fensterbrett klettern. Sie quälte sich ab. Es gelang nicht. Ihre Glieder waren bleiern. Sie weinte, betete, jammerte, schrie um Hilfe, wimmerte, streckte die Hände aus, – nutzlos. Das Fensterbrett war hoch, es bedurfte star-

ken Kletterns, wenn sie nach oben wollte, nein, sie hatte keine Kraft mehr. In dieser Not schrie sie zu Johannes: rette! hilf! Schrie, als säße ein gepeinigtes Tier in ihrer Kehle. Erwachte, triefend von Nässe, spürte, wie sie jemand auf den Armen trug. Es war Axel. Axel war im Zimmer und trug sie ins Bett. Sie zitterte. Ihre Zähne schlugen aufeinander. In ihren Augen saß noch die große Angst. Doch die Qual fiel zusammen vor dem ruhigen Blick seiner Augen. Sie brach in Schluchzen aus und umklammerte ihn, stöhnend: „Du lebst ja, o mein Gott, du lebst. Liebster! Gott sei Dank, du lebst. Ja, du lebst."

Er schwieg, fragte nichts. Saß bei ihr und strich nur immer über das aufgelöste blonde Haar und die verstörten Züge, in denen langsam Friede einkehrte.

„Wie kamst du herein?"

„Ich war wach und hörte deine Stimme."

„Habe ich geschrien?"

Er nickte.

„Das hörtest du in deinem Zimmer?"

„Ich stand zufällig draußen."

Sie sah ihm in die Augen. Er lächelte.

„Du hast –"

„Nicht doch, Ursel."

Sie schloß die Augen, atmete tief.

„O du", sagte sie leise.

Im April gab es für Axel mehr als je zu tun. Er hatte neue Knechte eingestellt, doch nicht viel Glück damit. Überall mußte er selbst nachsehen. Stahl übte gegen seine Anordnung stumme Resistenz. Er hatte den schwerfälligen Mecklenburger geschätzt, weil er auf das Geklatsch der Menschen nicht zu hören schien, doch seit dem Abgang von Firs und seinen Leuten war etwas in seinem Benehmen verändert. Er kam ihm spöttisch, wenn Axel etwas angeordnet hatte, ohne ihn vorher zu fragen. Axel wurde scharf. Stahl grob. Axel bat ihn, seiner Wege zu gehen, falls er – Jawohl, unterbrach ihn Stahl wütend, er wisse schon weshalb. Wisse auch, weshalb der Herr von Harras jetzt selber wie ein Großknecht schufte.

Ja, er werde gehen. Danke schön. Axel ward eisig. Stahl kehrte um, ging breitbeinig heim und schrie seiner Frau ins Höhrrohr: „Wir sind rausgeschmissen!“ Doch weil er gar zu laut brüllte, vernahm sie nur ein wildes Getöse, lächelte und sagte: „Aha.“

„Natürlich, du bist wieder taub wie ein Kuhhintern!“ donnerte Stahl.

Frau Stahl hatte nur das letzte Wort verstanden und machte ein gekränktes Gesicht.

Übrigens führte dies Zerwürfnis noch nicht zur Trennung. Stahl erschien abends bei Axel und fragte: „Soll ich nu gehen oder nicht?“

„Ihre Sache“, antwortete Axel.

„Also rausgeschmissen oder nicht?“ brüllte Stahl.

„Idiot“, antwortete Axel.

Darauf fing Stahl an, von dem neuen Mastvieh zu sprechen, das sie sich eben aus Rußland besorgt hatten.

Dies renkte sich wieder ein. Aus dem Verhalten der Freunde machte sich Axel wenig. Mochten sie fortbleiben. Die vermehrte Arbeit leistete er gern, obwohl er auf diese Weise immer weniger von Ursula hatte, die nicht mehr reiten und ihn begleiten durfte. Trotzdem war es schon so, daß ein böser Stern über diesem Frühling zu stehen schien. Die jungen Kartoffeln hatten schlecht angesetzt. Die Obstblüte schlug ein Hagelwetter entzwei. Drei Rinder starben in einer Woche mit Vergiftungserscheinungen. Der Tierarzt Hahnenfuß aus Wenden ging brummend umher und stellte unbrauchbare Hypothesen auf. Abends betrank er sich. Er hatte einen schlechten Abgang. Unaufhörlicher Regen verwässerte das Erdreich und spülte die Saat auf. Axels Reitpferd Katharina verstauchte sich einen Vorderfuß. Zu all dem Ärger kamen Geldverluste. Axel hatte Getreide lange zurückgehalten. Nun fiel plötzlich der Weltmarktpreis. Trotzdem ließ er sich durch diese Ereignisse weder entmutigen noch verbittern. Er blieb stet in Arbeit und Ruhe, saß abends mit Mutter und Schwester zusammen und freute sich, wenn Senta kam, um vorzulesen.

In dieser Zeit wollte Ursula ihn durch Klagen über ihren Zustand nicht quälen. Ihrer Mutter konnte sie weniger gut verbergen, daß es nicht zum besten um ihre Gesundheit stand. Frau von Harras ließ

trotz des Widerspruchs ihrer Tochter einen bewährten Frauenarzt aus Riga nach Schloß Windsloh kommen. Doktor Süderbusch wurde von Wenden mit der Equipage abgeholt. Er war ein riesiger Mann mit starkem braungelocktem Vollbart und ungeheuerlicher Glatze. Er trug eine goldene Brille. Seine Stimme war rollend und tief, doch voll beruhigender Sanftmut. Doktor Süderbusch hatte eine Unterredung mit Doktor Riesenkampff. Danach trat er in Ursulas Zimmer und sagte: „Guten Tag, gnädige Frau, ich bin Doktor Süderbusch und will Sie nur mal ein bißchen ansehen. Darf ich bitten?"

Ursula war freundlich mit bösem Gesicht. Ihre Mutter machte ihr ziemlich ängstlich eine stumme Geste, die etwa heißen sollte: sei nur lieb, er tut dir ja nichts. Dann ging sie aus dem Zimmer.

Muis und Ursulas Hoffnung war, daß sich diese Untersuchung hinter Axels Rücken erledigen lassen könne. Indessen, das klappte schon darum nicht, weil der Arzt über eine Dreiviertelstunde bei der Patientin im Zimmer blieb, sich danach abermals mit Doktor Riesenkampff eingehend besprach und schließlich Neigung zeigte, sich noch etwas Schloß Windsloh anzusehen. Den Zug nach Riga mußte er auf diese Weise verpassen. Frau von Harras lud ihn ein, über Nacht zu bleiben. Er nahm an und traf abends mit Axel zusammen, den er für Ursulas Gatten hielt. Aus dem sehr eingehenden Krankenbericht, den Axel hörte, konnte er vor allem eines entnehmen, daß die Geburt mit Gefahr für die Mutter verbunden sei. Das Kind habe vor einigen Monaten seine Lage verändert. Bei der Entbindung könne unter Umständen die sehr zarte Patientin ihr Leben verlieren. Freilich sei es nicht ganz unmöglich, daß sie es überstünde. Nein, unmöglich sei es nicht.

Was zu tun sei, fragte Axel.

Das hänge von seiner Entschließung ab, versetzte Doktor Süderbusch. Von seiner Entschließung und der seiner Frau.

Axel schwieg darauf lange. Dann sagte er, das alles könne nicht eins–zwei–drei entschieden werden. Er wolle ihm morgen Antwort geben.

Die Nacht verging. In aller Frühe stand Axel auf und begab sich zum Zimmer seiner Schwester. Er klopfte zaghaft an. Sie antwortete leis. Er trat ein, setzte sich an ihr Bett.

„Ursel, was hat dir der Arzt gesagt?"

„Die Geburt wird schwer sein, aber das Kindchen ist gesund."

Ein langes Schweigen entstand.

„Freust du dich?"

Sie schloß die Augen und nickte langsam. Ihr Gesicht leuchtete auf.

„Hast du Furcht?"

Sie schüttelte stumm den Kopf.

Axel sagte nichts. Er saß noch eine Weile bei ihr. Dann küßte er sie und ging in den Garten hinunter, der kahl und winterlich aussah.

Nach dem Frühstück bat er Doktor Süderbusch in sein Zimmer.

„Ist Ihre Diagnose absolut sicher?"

„Sie brauchen nicht zu zweifeln. Mein Kollege Riesenkampff hatte keine andre gestellt. Haben Sie mit der Patientin gesprochen?" Er hüstelte stark verschleimt und strich sich seinen kräftigen gelockten Vollbart.

„Nein", sagte Axel.

„Es ist auch nicht nötig. Ihre Erlaubnis genügt. Übrigens ist eine Frühgeburt nicht ausgeschlossen. Ich würde Ihnen raten, die gnädige Frau ab Ende nächster Woche in eine Klinik zu überführen, wo sie unter ärztlicher Aufsicht steht."

Es gab einen Kampf. Ursula wollte das Kind in Schloß Windsloh zur Welt bringen. Erst dem vereinten Bitten der Mutter und Axels gelang es, sie zu bewegen, nach Riga zu reisen. Es sähe ja doch noch niemand, „Christa hat es mir noch nicht angesehen, kein Mensch ahnt –"

„Ursel –! Nicht deshalb. Versteh doch: es kann zu früh kommen."

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, aber ihr Antlitz veränderte sich nicht.

„Liebling –"

Sie schaute ihn an.

„Nicht wahr, du tust es?"

Sie nickte.

Zwei Wochen später setzten die Wehen ein. Sie lag in ihrem weißen Zimmerchen in Riga und schrieb an Axel: „Ich danke Gott, daß ich für das Liebste, was ich auf Erden habe, ein bißchen Schmer-

zen aushalten kann. Ich denke jede Sekunde an Dich, Du mein Mann, mein Gatte."

Er kam und sah ihre Augen voll Inbrunst auf ihn gerichtet.

Zwei Ärzte untersuchten sie. Doktor Süderbusch nannte die Situation „unverändert". In acht bis zehn Stunden sei das Kind zu erwarten. Ja, die Wehen dauerten sehr lange. Sie sei schwach, jawohl, leider. Doktor Brust, ein älterer Herr mit einem Glasauge, fixierte Axel leicht schielend und meinte: „Garantieren können wir nicht für das Leben der Schwangeren, doch man soll ja auch etwas auf Gott vertrauen."

„Töten Sie das Kind", sagte Axel.

So kam es, daß der Knabe, den Ursula an einem warmen Maitag gebar, sein Leben für die Mutter ließ, die er nie sehen durfte.

Als sie aus der Narkose erwachte und erfuhr, daß sie ein totes Kind zur Welt gebracht habe, sah sie Doktor Süderbusch mit merkwürdigem Blick an. Man möchte ihr doch das kleine Wesen zeigen, bat sie. Doktor Süderbusch verweigerte ihr die Bitte, wegen der Erregung. Da nickte sie nur kurz und schloß die Augen.

Axel trat ein und küßte sie. Wie ein abgebrochener Fliederzweig lag sie bewegungslos in den Kissen. Er fühlte sich befreit, denn sie lebte. Doch eine seltsame Angst ließ ihn die Nacht nicht schlafen.

Am nächsten Tag in aller Frühe kam Frau von Harras an. Als Axel die Klinik betrat, befand sie sich schon im Zimmer. Ihr Gesicht war gütig und ruhig, aber von Schmerz gefurcht. Von der Unterredung, die soeben Mutter und Tochter gehabt hatten, erfuhr er nichts.

3

Nordoststürme zerbliesen immer wieder den Mai, daß es in ihm herumstob wie Novemberwetter. Der Park schüttelte sich. Die Schwalben froren. Große Krähenschwärme ließen sich mit den niedrig ziehenden Wolken über das Land fegen. Als der Wagen, in dem Ursula heimfuhr, auf der Höhe von Hohenfichte war, sah sie nördlich über dem Hügel, hinter dem Wausk lag, eine schwarze Wolke stehen, aus der schräger Regen schoß. Sie hüllte sich fester in

ihren Pelz und fror. Axel, der neben ihr saß, wandte den Blick zu ihr. Sie hatte sich mit geschlossenen Augen in die Ecke gepreßt. Ihr Gesicht war blaß und schmal. Unter den Augen lagen Schatten. Die feine Nase schien viel größer geworden zu sein.

Sie kamen an. Er half ihr aus dem Wagen. Ihre Mutter stand auf der Terrasse und umarmte sie schweigend. Ursula trat ins Musikzimmer, sah den Flügel, schlug ihn auf und drückte ein paar Tasten nieder. Als sie den Ton hörte, wurde ihr Gesicht heller. Sie spielte zwei Läufe und brach ab.

„Nun?"

Sie schüttelte den Kopf und begab sich auf ihr Zimmer.

Ja, schwach war sie schon. Mitunter fing der Raum um sie zu tanzen an und die Glieder wurden zentnerschwer. Schwach schon, doch zäh und willensstark wie alle Harras. Schweigsam war sie geworden. Wenn Axel heimkam, sprach sie mit ihm ein paar Worte, freundlich wie alles, was sie tat, doch dann verließ sie ihn bald und ging nach oben. Sie übte so viel, als es ihre Kräfte zuließen, redete aber nicht über Erfolg oder Mißerfolg ihrer Arbeit. Wenn sie abends bei Tisch länger beisammen saßen, und das Licht der großen Lampe sie zu engem Kreis vereinte, sah Axel unter den lieben Zügen ihres Gesichts oft etwas wie versteckten Hohn aufzucken. Doch in demselben Augenblick erschien sie ihm wieder so schön und reif wie vordem.

An einem sonnigen Nachmittag traf er Ursula im Garten an der Südseite. Sie band Glycinendolden auf, die der Wind über Nacht gelöst hatte. Das Licht lag auf ihrem messingblonden Haar, in das jetzt ein leicht kupferner Schimmer gekommen war. Sie drehte sich um und lächelte ihm zu.

„So, jetzt sitzen sie fest."

„Strengt dich die Arbeit nicht an?"

„Nein. Ich bin ja ganz gesund."

Er schwieg und stand so vor ihr, unentschlossen, vielleicht sogar etwas verlegen. Ursula lehnte an der Wand und sah weit hinaus in das Lichtblau, durch das die Schwalben schossen. Axel fühlte die Notwendigkeit der Aussprache, unerträglich war dies Schweigen geworden. Aber kein Wort kam über seine Lippen. Er wollte dies

sagen, wollte jenes sagen, – alles schien ihm schal und kraftlos zu sein.

„Ursel?"

Sie schaute ihn an. In ihren grünen Augen lag Müdigkeit.

„Fühlst du nicht, daß etwas zwischen uns steht?"

Ursula schüttelte langsam den Kopf, dann zuckte sie die Achseln. Wieder ging ihr Blick an ihm vorüber in den Himmel.

„Wir haben eine große Hoffnung verloren, dein Kind und meines. Aber du lebst doch und ich lebe und rings um uns blüht die Welt wie vor einem Jahr, als ich nach Windsloh kam."

Sie antwortete nicht und schaute zu Boden.

„Sprich dich aus zu mir. Dies dumpfe Schweigen ist zu schwer zu tragen."

„Ich habe nichts zu sprechen, Axel."

„Deine Liebe ist anders geworden."

Sie lächelte müd und schüttelte den Kopf. Er sah sie an, fühlte Schmerz und Lust, Glück und Verwirrung. „Dich quält wohl der Haß der Leute, die unser Glück nicht sehen können. Wenn nicht Wulffs da wären, wir hätten kaum noch einen Freund. Im Bogen gehen sie um Windsloh herum. Es ist sehr schwer für dich."

Sie schüttelt den Kopf.

Wieder entsteht ein langes Schweigen.

„Du wirst den Verlust überwinden, Ursel. Wolle leben! Man muß stärker als das Schicksal sein."

„Ach Gott!" seufzt sie.

„Du?"

„Ja?"

„Lieben wir uns noch wie vordem?"

Sie hebt den Blick zu ihm, sieht ihm ruhig und ernst in die Augen und nickt.

„Nichts zwischen uns?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Dann bin ich ruhig", sagt er. „Dann kann nichts kommen."

„Doch", erwidert sie leise.

„Was meinst du?"

Sie antwortet nicht und schaut in die Ferne. In ihm steht große Unruhe auf.

„Quäl mich nicht, Liebste", sagt er ruhig.

Sie wendet den Kopf zu ihm und sieht ihn mit einem Blick voll Jammer und Weh an. Langsam, wie unter schwerem Druck spricht sie: „Gott nahm mir das Kind, weil ich es nicht verdient hatte. Ich darf kein Kind haben, ich bin es nicht wert. Die Seligkeit war groß. Es ist ganz richtig, daß die Qual ebenso groß ist."

Axel fröstelt. In ihm schießen Gedanken wie Raketen durcheinander. Er fragt erregt: „Du bereust?"

Sie sieht ihn erstaunt, fast spöttisch an. „O nein."

„Und nun glaubst du, er nahm dir dein Kind um deines großen Glückes willen?"

„Um meiner Sünde willen."

„Sünde?"

Sie nickt.

Axel rührt sich nicht. Stockend fragt er, kaum kann er seine furchtbare Erregung bändigen: „Und du würdest dies Leben trotzdem noch einmal leben?"

„Ja", antwortet sie. Klar ist ihr Auge, ruhig ihre Stimme. Sie sagt die volle Wahrheit. Axel ahnt die Hölle, in der sie zerrieben wird. Nicht bereuen können und doch sich verdammt fühlen. Er will, er muß ihr aus diesem Irrtum heraus helfen. Er muß ihr sagen, was geschehen ist. Sie wird jetzt die Kraft haben, diesen Schlag zu ertragen, weil er ihr damit den Glauben an die Göttlichkeit ihrer Liebe wiedergibt.

So stößt er fast gewaltsam, vielleicht wider sein Gefühl, die Worte hinaus: „Ursel, hör jetzt zu, was ich dir sage. Es ist furchtbar, doch es ist ein Trost für dich: dies Kind könnte leben, wenn ich es gewollt hätte. Ich habe Doktor Süderbusch gebeten, es zu opfern, damit dein Leben erhalten bleibt. Hörst du? Dein Leben, Ursel, war gefährdet, nur so konnte es gerettet werden. Da tat ich es. Du...?"

Ursula blickt ihn an. In ihr Auge tritt eine wilde Angst, ein unfaßbarer Ausdruck, den er nie zuvor gesehen. Dann lehnt sie den blassen Kopf an die Wand und schließt die Lider. Wachsbleich ist sie. Nur auf den Wangen brennen zwei rote Flecken.

Es ist eine bleierne Ruhe um sie. Die Zeit steht still. Er sieht nur unaufhörlich eine Ader an ihrem Halse schlagen. In seinem Kopfe braust und wogt ein Sturm. „Ursel..." flüstert er und ergreift ihre Hand. Sie ist schlaff, schmal, ohne Druck. Sekunden, in denen die Schwalben mit hellem Schrei durch den Maihimmel schwingen. Ewigkeiten, in denen Ahnungen zu furchtbaren Erkenntnissen werden. Sekunden, Zeiten, Ewigkeiten. Sonne und Licht und junges schwirrendes Grün, Trommelschlag und dumpfer Ruf aus der Tiefe.

Ursula schlägt die Augen auf. Sie wendet sich. Er sieht, wie sie auf ihre Unterlippe beißt und fortgeht.

„Ursula!"

Sie verläßt ihn ohne Antwort.

Abends zieht Gewölk herauf. Axel reitet über die Wiesen heim. Es duftet stark nach Thymian. Auf einem Wacholderbusch sitzt eine Drossel und pfeift ihr Schlummerlied. Er reitet Babuschka, die schneeweiße Stute. Babuschka bleibt vor dem Wacholderbusch stehen. Er merkt es nicht. Die Drossel fliegt auf. Lerchen sind in der Luft, viele Lerchen.

Wie im Traum reitet er weiter. Bald ist er daheim. Filka nimmt ihm das Pferd ab. Er geht durch die Diele in das kleine Zimmer mit den Rokokomöbeln. An dem zierlichen Schreibtisch sitzt seine Mutter über Hauswirtschaftsrechnungen.

„Stör ich dich, Mulling?"

Sie schaut freundlich auf und nimmt das Glas ab.

„Du bist es, Axel? Nein, wie sollst du mich stören. Ich freue mich, wenn du kommst."

Er rückt einen Stuhl heran, faßt ihre beiden mageren Hände und drückt seine Lippen darauf. Sie sagt nichts, sieht ihn nur aufmerksam an. Jetzt hebt er den Kopf und sucht in ihrem ruhigen Blick. Wie groß, weise und gütig diese dunklen Augen sind. Die Unruhe weicht ein wenig von ihm. Er will zu ihr sprechen, doch das Sprechen ist schwer. Worte sind flach. Was soll ein Sohn zu seiner Mutter sagen! Sie hört den stummen Schrei. Ihre Ohren sind fein wie Gottes Ohren.

„Was soll ich tun?“

„Aushalten, mein Liebling. Quäle sie nicht, hörst du? Nicht gewaltsam halten wollen, was sich löst, sonst verlierst du alles.“

„Mulling, — — sie löst sich doch nicht von mir?“

Frau von Harras legt ihren Arm um seine Schulter und antwortet ruhig: „Niemand kennt den Weg einer gepeinigten Seele. Doch wenn du dich jetzt ihr vor die Schwelle wirfst, kann es sein, daß du auch das Letzte verlierst. Die Liebe einer Frau hat tieferes Geheimnis als die des Mannes. Laß nicht zu früh grelles Licht hinein. Das ist wie mit einer photographischen Platte. Erst wenn alles entwickelt ist, darf es hell werden.“

In ihm biegt es sich in Qual. „Ach, tatenlos dabeistehen, zusehen müssen, abwarten, nichts als hoffen, nur immer hoffen, hoffen, hoffen, und doch das Herz voll bodenloser Angst...“

„Stand es um mich besser, als ihr zwei euch fandet? Mein Junge, ich sah recht früh, was alles kommen konnte. Ich habe in den Nächten wachgelegen und Gott angefleht, er möchte die Versuchung an euch vorübergehen lassen, er möchte euch helfen und vor euch selber retten, und konnte nichts dawider tun. Nichts konnte ich, als Liebe haben. Doppelte Liebe, als ich euch in Not sah. Siehst du, Axel, nun kannst auch du nichts andres tun, als hoffen, warten und doppelte Liebe haben, weil sie in Not ist.“

„Aber sie will ja nichts von mir. Sie braucht mich ja nicht mehr“, fährt er fort.

„Sie braucht dich schon, nur anders als vordem. Ihr seid auf den höchsten Berg des Lebens gestiegen, ihr geht auf einem Grat zwischen Abgründen. Ich bete für euch, aber ich kann euch nicht helfen. Ursel schwankt. Halte du jetzt Ruhe und Kraft.“

„Ja“, sagt er und erhebt sich. Geht im Zimmer auf und ab. Das Parkett knarrt. Es ist tiefe Dämmerung. Seine Mutter sieht er nur noch wie eine Silhouette am hohen Fenster. Eine leicht gebeugte schmale Silhouette. In den Bäumen draußen rauscht es lauter. Ein Wind ist aufgewacht. Der alte Ewald tritt ein und bringt die Lampe. Warmes, rötliches Licht fließt um sie.

Axel tritt hinter seine Mutter und umfaßt ihre zarte schwarze Gestalt mit unruhigem Blick.

„Es ist nicht möglich, daß sie mich nicht mehr liebt", sagt er leise, zögernd.

„Vertraue ihr nur. Wen Ursel liebt, den vergißt sie nicht. Doch das Schicksal einer Frau kann auch gegen ihre Liebe gehen. Sie braucht ihre Liebe nicht gleich zu töten, sie kann sie auch vergraben müssen."

Axel schweigt. Wieder versickert eine lange Zeit.

Da hört er abermals die Stimme seiner Mutter: „Wie war es mit Wera? Sagtest du nicht, sie habe sich nicht mit dir verwandeln können? Siehst du, das gibt es oft im Leben, daß Gott schon von uns verlangt, was wir eben noch leichthin von andern forderten. Wenn du es nun nicht kannst, bist du dann nicht ein doppelter Sünder?"

„Ja", sagt er. Und: „Ich danke dir, Muing."

Es ist spät in der Nacht. Axel verläßt sein Kabinett, geht den Korridor entlang bis zur Schlafzimmertür Ursulas. Kein Licht hat er entzündet. Finster ist der Raum, doch er weiß den Weg zu finden. Ach, dieser Weg, den er so oft gegangen! Er bleibt stehen und legt die Hand auf die Klinke. Horcht. Nichts rührt sich. Er steht, horcht, bewegt sich nicht. Minuten laufen vorüber. Stille, tiefe Nacht um ihn.

Nun hört er, wie sie sich im Bett bewegt, hört ihren lauten Atem. Vielleicht hat sie sogar geseufzt oder ein Wort gesprochen. Ja, sie ist wach. Da pocht leise ein Gedanke an. Nein, sagt er. Der Gedanke pocht stärker. Nein, sagt er. Sein Gewissen erwacht und sieht ihm in die Augen. Er beißt die Zähne zusammen, dreht sich um und geht zurück.

Vier Tage später fuhr Axel nach Moskau. Seine Hoffnung, daß Stahl für ihn die Angelegenheit würde erledigen können, fiel zusammen, als Stahl mit einem doppelten Oberschenkelbruch in das Krankenhaus nach Wenden geschafft wurde. Er war auf eine morsche Leiter geklettert, und als drei Sprossen durchbrachen, von der Heuluke hinunter auf die Steine gefallen. Jeder andre wäre auf der Stelle tot gewesen. Stahl dagegen rief einen Knecht und schrie

ihn an: „Stütze mich mal, du Ochse, was stehst du dabei und sperrst dein Maul auf!" Wie der Knecht zitternd ihn anfaßte, zeigte es sich, daß er im wahrsten Sinn des Wortes nicht mehr viel Sprünge machen konnte.

Soviel von Stahl. Die Reise ließ sich nicht aufschieben; für Axel stand nicht wenig auf dem Spiel, weil er finanziell an einem Unternehmen sehr engagiert war, das in Moskau erledigt werden mußte. Frau von Harras fühlte sich gerade in diesen Tagen nicht gut, sie fieberte leicht, sah welk und krank aus. Axel wurde der Abschied von ihr besonders schwer. Er fürchtete die weite Entfernung und beschwor Ursula, ihn telegraphisch herbeizurufen, falls ihr Zustand sich verschlechtern sollte. Auch Doktor Riesenkampff gab er eine ähnliche Weisung. „Jawohl", sagte Doktor Riesenkampff sehr korrekt und machte eine Verbeugung.

Axel hoffte, in vierzehn Tagen wieder in Windsloh eintreffen zu können. Als zehn Tage vorbei waren, veränderte sich durch den Tod seines Agenten die Situation. Er mußte Papiere aus Riga holen lassen, wartete acht, wartete zwölf Tage. Die Ungeduld peinigte ihn. Wenn eine halbe Woche lang kein Brief von daheim eingetroffen war, ließ ihn die Unruhe nicht schlafen. So fest hing er an seiner Heimat, daß die Entfernung von der Scholle ihm seine Ruhe und Sicherheit nahm. Er fühlte sich nervös, fühlte sich unzufrieden, ärgerte sich über den Regen, über den Lärm der elektrischen Bahnen, über russische Breitheit, war ein Fremder unter Fremden. Die Erkrankung seiner Mutter schien vorüber zu sein. Ursula hatte ihm einen ausführlichen Brief geschrieben. Einen sehr lieben, ruhigen, vielleicht sogar innigen Brief, der ihn gleichwohl merkwürdig erregte. Sie verdeckt etwas, sie verschweigt etwas, sie weiß etwas, das sie verbirgt – derselbe Gedanke ließ ihn nicht los. Er las ihr Schreiben wieder und wieder, antwortete und bat um Antwort; doch Frau von Harras schrieb ihm, Ursula dagegen schwieg.

Axel schrieb diese sich steigernde Unruhe der unbekannten Stadt, der ungewohnten Entfernung von der Heimat zu. Er schloß sich niemandem an, blieb allein, zergrübelte abends manche Stunde in einer Gasthofsecke, dachte rastlos sein Leben durch, baute ein neues auf, bemerkte Irrtümer, Fehler, Schuld, beschloß, fortan

bewußter, reiner, innerlicher zu leben. Deutlich formte sich in ihm die Erkenntnis des Pflichtbegriffes. Er sah moralische Pflicht nicht mehr in der Befolgung starrer Regeln, sondern im lebendigen Zusammenhang mit dem Sinn eines jeden einzelnen Lebens, den zu erkennen höchste Aufgabe des denkenden Menschen sei. Er löste sich stärker als vordem von allem los, was „Gesetz“ und „Norm“ in menschlicher Gemeinschaft hieß, um für sich selbst eiserne Gesetze und Normen aufzustellen, deren Überschreitung er unnachsichtiger bestraft hätte als jeder weltliche Richter. Tiefer tauchte er in die Ahnung um die letzten Geheimnisse der irdischen Existenz ein. Er glaubte das Wesen des menschlichen Lebens in der tragischen Lust zu sehen: Brechung jedes Zustandes. Notwendigkeit der Aufhebung von Seligkeit durch Qual, von Verschwendung durch Askese, Erkenntnis der absoluten Unvollkommenheit jedes Lebenswertes, Notwendigkeit der heroischen Bejahung. Der Sinn des Einzellebens liegt in der Sinngebung des Einzelnen. Der Sinn der Gesamtexistenz liegt außerhalb des Irdischen.

Ruhiger wurde er durch diese einsamen Stunden, in denen er mit sich selber sprach. Einsamkeit ist die Mutter der Weisheit, und wer sich erkennen will, muß sich im Ich spiegeln können wie in einem Flusse. In der Gemeinschaft sieht der Mensch nur den andern. Erst in der Einsamkeit sieht er sich selber.

So vergingen vier und eine halbe Woche. Er fuhr heim. Als der Zug sich Wenden näherte, klopfte ihm sein Herz viel Schläge von Angst und Glück. Der Wagen stand unten, Filka machte den Schlag auf. Ursula war nicht darin. Wo war sie? Schon wollte er den Kutscher fragen. Aus irgendeinem Grunde unterließ er es. Die Pferde zogen an. Ein dünner Regen stäubte ihm die Brillengläser trübe. Bekannte Häuser, bekannte Wege. Felder, Äcker, Wälder, Wiesen, Hügel, Heimat. Ja, dies war sein Land. Doch seine Schwester fehlte. Sie wird daheim auf der Terrasse stehen, er wird ihr Spiel, ihren wundervollen, aus Kraft und Süße gemischten Anschlag hören, er wird ihr metallenes Blond, ihren stolzen Gang, ihr ruhiges Auge, ihre schmalen Hände sehen. Er wird ihr nahe sein und über ihnen wird sich das alte Haus der Väter wie ein Segen wölben. Ein andrer wird er ihr sein, klarer, stärker, wissender.

Seine Mutter erwartete ihn. Er erschrak, als er ihr Gesicht sah. Ursula war vor einer Woche nach Petersburg abgereist.

In seinem Kabinett fand Axel einen Brief von ihr, an ihn gerichtet. Er hielt ihn in der Hand, als trüge er die Antwort des delphischen Orakels. Schwer war der Brief nicht. Viel Bogen konnte er nicht enthalten. Doch er wog, eine Bürde bleierner Ahnung. Ursula schrieb:

„Mein lieber Axel!

Ich bin, wenn Du nach Windsloh kommst, nicht mehr hier. Mulling bat ich, es Dir nicht frühzeitig zu sagen, damit keine Unruhe Deine Arbeit störe. Ich habe sie auch gebeten, mir zu verzeihen, so wie ich Gott darum gebeten habe. Sie hat mich verstanden. Gott weiß, daß es keinen andern Weg mehr für mich gibt, denn so heiß ich ihn Nacht für Nacht darum anflehte, er zeigte mir kein Mauseloch, durch das ich entweichen könnte. So habe ich meine Sachen gepackt wie vor einem Jahr. Damals floh ich, jetzt gehe ich ganz ruhig und entschlossen, nicht mehr hierher zurückzukehren, ehe nicht Jahre vergangen sind, die alles verändert haben. Meine letzten Worte sind an Dich, mein Geliebter, mein Bruder. Nenne mich feige, weil ich nicht den Mut fand, auf Dich zu warten und Dir alles zu sagen; ja, es ist Feigheit gewesen, denn ich fürchtete Deinen stummen Blick, fürchtete vielleicht noch mehr mich und meine Schwäche. Ich bin sehr schwach, körperlich und seelisch, und habe nur meine Einsicht, an die ich mich klammere. Wer mich jetzt an mir irre macht, der stürzt mich um.

Axel, ich gehe nicht, ‚um eine große Künstlerin zu werden', nein, mir bleibt nur kein andrer Ausweg als die Kunst. O, wüßtest Du, wie heiß ich nach nichts andrem begehrt habe, als danach, eine tapfere Frau und gute Mutter zu sein. Mir war das Gerede gleichgültig und die Verleumdungen und die schlechten Briefe, so wie mir die Feindschaft von ganz Rußland gleichgültig gewesen wäre, denn niemand hätte uns aus unserm Hause vertreiben dürfen, in dem ich unserm Kindchen eine Mutter und Dir, Du mein Mann, alles gewesen wäre, was eine Frau einem geliebten Manne sein kann. Denke nicht, die Kunst hat Dir den Menschen weggestohlen. Nichts hat sie Dir genommen, ich flüchte mich zu ihr, weil ich nichts

mehr habe, was mir Ruhe gibt vor mir selber und vor der großen Angst, die mich in Windsloh auffrißt.

Und nun kommt das Schwerste, was ich Dir sagen muß; ich bitte Gott, mir Worte zu geben, daß Du mich verstehst, denn es ist kaum möglich für mich, darüber zu schreiben, wo alles nur ein überwältigendes Fühlen ist, und ich nicht weiß, wo Anfang und Ende meiner Not sind. Axel, Du hast eine große Sünde begangen, als Du mir das Kind nahmst, ohne vorher zu mir zu sprechen. Oh, wie feige warst Du, wie tief hast Du mich erniedrigt! Du wirst sagen, daß Du ja damit mein Leben hast retten wollen und mir die Entschließung abnahmst, zu der ich in meiner Schwäche nicht fähig gewesen wäre. Doch nie hast Du oberflächlicher gedacht, nie beleidigender. Ich war ja nicht nur eine werdende Mutter, sondern auch Deine Ursula, Deine Schwester und Freundin und bin es nie tiefer, nie stärker gewesen als damals. Dir zuliebe hätte ich alles getan, aber ich weiß auch, daß Du es nie verlangt hättest, wenn Du meinen unerschütterlichen Glauben gekannt hättest. Ich war viel kräftiger als ihr alle dachtet. Ich habe Mullings Natur. Ich kann leben, wenn ich leben will, und ich weiß, ich würde alles überstanden haben. Doch Du hast nicht genug Glauben an mich gehabt. Vor unsrer größten Entscheidung bist Du abgesprungen. Du tatest es aus Liebe, wie sollte ich das vergessen, doch Du tatest es wider mich, und darüber finde ich den Weg nicht mehr zu Dir.

Denn nun, siehst Du, bin ich erwacht aus meinem ganz an Dich hingegebenen Frauenleben. Ich habe in diesen Tagen und Nächten viel nachgedacht und gegrübelt und schließlich gesehen, aus welchen Gründen alles kam. So muß ich noch etwas sagen, es wird Dir noch mehr weh tun als das Vorige, aber ich kann Dir nichts ersparen in dieser Stunde und muß wahr bis zum Äußersten sein. Du hast, dies fühle ich, das Kind nicht nur um meinetwillen töten lassen, wenn auch vor allem und in erster Linie um meinetwillen, sondern aus Furcht vor der Welt. Du hast es nicht so geliebt wie ich es geliebt habe, Du wußtest, daß die Welt, die bisher nur leise und hämisch über uns lästerte, nun uns steinigen würde, daß wir ganz allein und verlassen sein würden. Dem wolltest Du mich und Dich und natürlich auch Mui nicht aussetzen. Du hast uns für so schwach

gehalten, wie Du selber warst, und irrtest zum zweitenmal. Wohl nahmst Du uns eine Last, doch Du tauschtest eine Qual dafür. Denn nun ist ja alles Herrliche zu Ende. Für immer zu Ende. Selbst wenn ich Dir damit unrecht tue – Gott möge es mir vergeben – der Zweifel ist da, das große, unerschütterliche Vertrauen ist fort. Nicht die Liebe, ach, wenn Du mich doch verstündest! Sondern der Glaube, die Lust, meine Augen zu schließen und mich ganz an Dich zu lehnen, alles Dir in die Hände zu legen und selbst nur für Dich da zu sein. Dafür ist eine große Angst entstanden vor jeder Liebesäußerung. Ich weiß es heute, daß wir so lange auf der Höhe unsres Paradieses bleiben, dies unsagbare Glück hätten genießen können, als wir schuldlos blieben. Nun sind wir schuldig geworden durch den Mord am Kinde, denn auch ich habe etwas darum geahnt, aber die Augen vor dem Entsetzlichen verschlossen und Dir vertraut. Du hättest Gott vertrauen müssen, weil ja unsre ganze Liebe nur auf ihm und seiner Gnade stand. Weil aber Deine List größer gewesen ist als Dein Glaube, hast Du alles verloren und ich mit Dir. Denn ich war eins mit Dir, und was an Dir geschah, mußte auch an mir wahr werden.

Nun sind wir getrennt und müssen mit dem Leben fertig werden, ein jeder auf seine Weise. Ich gehe nach Petersburg zu meinem Lehrer, später ins Ausland. Durch Mulling wirst Du von mir hören, schreiben kann ich Dir nicht. Leb wohl!

Deine Ursula."

4

Stahl hatte es nicht lange im Krankenhaus in Wenden ausgehalten. Zum erstenmal in seinem Leben befand er sich in einem Spital. Er haßte das Stilliegen, den Chloroformgeruch, die milden Schwestern. Haßte den Arzt, das dünne Frühstück, das viel zu zaghaft gekochte Mittagessen, lag böse da und war froh, wenn seine Frau kam. Dann konnte er sich ordentlich ausschreien. Die Kranken in den Nebenzimmern horchten manchmal erschreckt auf. Stahls gewaltige Stimme durchdrang Türen und Wände. Sobald er nur humpeln konnte, fuhr er nach Windsloh. Er überanstrengte sich natürlich gleich und mußte wieder liegen. Dann wurde er vor-

sichtiger, lernte Ruhe und Geduld durch Frau von Harras, die ihn täglich besuchte und ordentlich ausschalt. Schließlich wurde er sogar etwas fromm. Dies durch seine Frau, welche ihm aus der Apokalypse vorlas. Die alte Petersen sagte, sie habe nämlich darin eine Stelle gefunden, die sich auf den doppelten Oberschenkelbruch von Stahl beziehen sollte. Stahl, der nie Zeit gehabt hatte, über diese Dinge nachzudenken, fand das sehr wunderbar. Eigentlich glaubte er nicht recht daran. Aber als Pastor Lurich auf seine Anfrage ihm sagte, die alte Petersen sei eine verrückte eingebildete Schwätzerin und der Chronist habe bestimmt nicht an ihn gedacht, als er diese betreffende Stelle schrieb, fühlte er sich doch etwas gekränkt.

Nun war es Juli geworden, ein regnerischer, windiger, unbeständiger Juli. Stahl ging zwar noch an einem Stocke mit Gummiklötzchen, indessen, er konnte sich schon vorwärts bewegen. Ja, er konnte in Hof und Scheuern schon nach dem Rechten sehen. Axel war auf den Feldern. Nie wurde auf dem Gute Eluisenstein so viel gearbeitet wie in diesem Jahr.

Eines Vormittags, es mochte gegen zehn Uhr sein, sah Stahl, als er über den Hof in den Pferdestall hinübergehen wollte, fünf Schritte vor sich die alte Akulina Lirum stehen. Ganz komisch stand sie da. Eine Schulter schief. Der rechte Arm, der einen Schmandtopf hielt, fiel kraftlos zu Boden, der saure Schmand rann auf die Steine.

„Was treibt sie da für dummes Zeug, Kulle!" rief Stahl hinüber. „Läßt den Schmand in den Dreck laufen, als habe sie Liebesgedanken."

Doch weil die Alte sich nicht rührte, hinkte er auf sie zu, maßlos verwundert über ihr Aussehen. Sie war aschfahl im Gesicht, hatte einen verzogenen, weinerlichen Mund und ließ das Kinn hängen.

„Was hat sie denn, ist sie krank?" herrschte Stahl sie an.

Die Greisin schüttelte den Kopf und wollte zur Küche. Da merkte er, daß sie kaum mehr so viel Kraft hatte, um vorwärts zu schlurfen. Er stützte sie, da fiel sie kraftlos in seine Arme. Stahl rief den neuen Großknecht Grischa an, einen flinken, aufgeweckten Burschen aus Witebsk; der lief herzu und trug sie ins Haus. Man legte die Köchin auf ihr Bett und suchte nach dem Herrn. Axel war nicht da

Frau von Harras kam und ahnte sofort, daß man sie an ein Totenlager geholt hatte. „Zum Arzt, schnell!" befahl sie Grischa. „Und zum Herrn Pastor, hast du verstanden? Lauf!" Der Knecht flog ab.

„Gehen Sie nur", sagte sie zu Stahl. „Ich sitze solange bei ihr."

Stahl ging verlegen. Schweren Erkrankungen gegenüber fühlte er sich gänzlich ratlos. Er überlegte noch, ob es nicht zweckmäßig sei, seine Frau zu rufen, fand aber auf dem Heimwege, daß ihre Taubheit für einen Sterbenden doch eine rechte Plage sein müsse, außerdem hatte er Appetit auf einen Eierkuchen. Die Alte tat ihm leid, doch war ihr am Ende selbst dann nicht zu helfen, wenn er auf den Eierkuchen ihr zuliebe verzichtet hätte. Frau von Harras befand sich mit Kulle allein. Lange Zeit war sie nicht in diesem kleinen sauberen Zimmer gewesen, an dessen weißgetünchten Wänden Ansichtspostkarten und fromme Sprüche hingen. Sie las da, sauber in braunes Tannenholz geschnitzt, die Weisung, sich stets fromm und recht zu halten, damit es zuletzt einem wohlergehe. Auch war ein buntes Bild zu sehen, Berge, Fichten und Täler. In dem Himmel aber stand: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir die Hilfe kommt." Und über der Tür war der Spruch eingerahmt: „Lieb' im Herzen, Gott im Sinn, pilgere ich durch das Leben hin." Am tiefsten rührte sie ein kleines Blatt, auf das mit verblichener Tinte eine ungelenke Knabenhand geschrieben hatte:

„So dir dein Bruder weh getan,
Sei wieder gut und denk nicht dran."

Denn der dies geschrieben hatte, war ihr verstorbener Mann, Axels und Ursulas Vater. Damals war er noch ein kleiner Bube, hatte gerade Schreiben gelernt und wollte zu Kulles Geburtstag ihr etwas schenken, das nur von ihm kam und seine ganze Liebe zu ihr ausdrücken sollte. Da hatte er denn ein Blatt Papier genommen, seinen geringen Versschatz durchgedacht und diesen Spruch ausgewählt. Darunter stand: „Für Kulle!"

Frau von Harras dachte, wie tapfer und treu hier ein geringes und doch vollkommenes Leben seinen Weg gegangen war bis zum Ziele. Dienend mit Selbsthingabe, ohne sich selbst aufzugeben. Stilles Leid wurde hinter Herdfeuer und Kochtöpfen versteckt. Eine

alte, schlechte Photographie stand in billigem Goldrähmchen auf der Kommode. Ein Soldat mit Schnauzbart, in kecker Haltung; das war ihr Sohn, der sie ausgebeutet, um ihre paar Kopeken betrogen und dann verlassen hatte. Arme Kulle, nun lag sie da unter dem großen Pfühl, eine abgebrochene welke Pflanze aus dem Garten Gottes, grau vom Staub eines langen Lebens, röchelnd und sterbend.

Frau von Harras hatte die grobe, gänzlich zerarbeitete Hand der greisen Köchin gefaßt und strich leise darüber hin. Die Kranke schlug die Augen auf, ein Schimmer von Freude trat in ihren Blick. Sie wollte sich aufrichten, Frau von Harras drückte sie in die Kissen zurück.

„Lieg still, Kulle, die Kochtöpfe können schon einmal warten. Doktor Riesenkampff wird gleich da sein, sei nur ruhig."

In das Gesicht der Alten fiel ein Zug von Angst: „Bin ich sehr krank?"

„Sorg dich nicht darum, daß es mal ein bißchen mehr sein könnte. Wir Alten sind zäh und kommen wieder hoch. Du hast ein langes, langes Leben hindurch immer nur andre krank sein lassen, hast manches liebe Mal an meinem Bett gesessen und mir Pulverchen gemischt und die Kissen geklopft, nun laß mir doch auch einmal die Freude, an deinem Bett zu sitzen."

Kulle horchte auf, gespannt horchte sie auf jedes Wort. Ein großer Friede legte sich über sie. Große Schwäche, großer Friede.

„Ja, Sie sind immer die beste Frau in ganz Livland gewesen. Das hat schon der alte Herr Pastor Lamberg gesagt, der Sie getraut hat. Eine bessere hat es nicht gegeben, Gott segne Sie."

Frau von Harras legte ihr begütigend die Hand auf den wirren, weißgrauen Scheitel und strich ein paar Strähnen zurück, lächelte und versetzte kopfschüttelnd: „Kusch, kusch! Was sprichst du da von mir. Von mir ist gar nicht die Rede, Kulle, hörst du? Heut ist von dir die Rede. Du bist krank, Altchen, und vielleicht bist du sehr krank, mehr als wir beide wissen, da tut es wohl, zu hören, daß man ein guter Mensch gewesen ist. Ein frommer und guter Mensch."

Die Kranke übermannte die Rührung. Ihre trüben Augen füllten sich mit Tränen.

„Ich hab' viel Sünde auf mich geladen, Frau Baronin, das weiß Gott der Herr, ein sündiges Fleisch bin ich gewesen. Ach, wer kann sagen, daß er fromm und gut war! Eben noch habe ich den Schmandtopf fallen lassen. Der ganze saure Schmand ist ausgelaufen. Und Eier habe ich auch nie gut kochen können, trotz der Eieruhr, die mir die gnädige Frau geschenkt haben. Nichts hab' ich gekonnt, ich bin ein schlechtes altes Weib." Sie weinte.

Da stand Frau von Harras von ihrem Stuhl auf, setzte sich zu ihr aufs Bett, nahm ihre kalte, gelbe Hand und sagte leise: „Liebe Kulle, nun sei einmal still, sonst straft dich noch der liebe Gott für soviel Unsinn schwatzen. Kein Schmand ist ausgelaufen, die Eier sind längst aufgegessen, wer kümmert sich um so alte Eier, pfui! Und wenn du sonst noch etwas gegen dich vorzubringen hast, so will ich dir nur gleich sagen, daß du gar kein Recht hast, meine Kulle zu schelten, die mir meinen Jungen aufgezogen hat, die meinem Mann die Brust gegeben hat und mir ein langes Leben die liebste Freundin war. Weine nicht, Altchen. Was ist das schon viel, daß ich dir das sage. Ich bin auch kein großes Licht und habe mit gelehrten Männern nie viel reden können. Ich habe mein Leben lang auf dem Lande zugebracht und nicht allzuviel Menschen gesehen. Aber von allen, die ich sah, bist du die treuste und frömmste gewesen. Und wenn's mir manchmal ganz schwer ums Herz war, damals, als der Vater meiner Kinder mit dem Jungen auf und davon ging, da hast du das rechte Wort gefunden. Weißt du, was du gesagt hast damals? Nun schüttelst du den Kopf und weinst. Du hast gesagt: Gott reißt kein Pflänzchen gewaltsam aus der Erde, um es fortzuwerfen und welken zu lassen. Warten Sie nur, der wird gewiß ein starker Mensch werden in andrer Erde und stärker als wir alle wiederkommen. Du hast den Glauben gehabt und ich die Hoffnung und Ursel die Sehnsucht. So haben wir drei auf Windsloh gelebt und gewartet. Und nun hat doch dein Glaube recht behalten."

Die Alte schluchzte vor Glück. „Ach", sagte sie, „ach, daß Sie das alles noch wissen. Ich alte, unnütze Magd." Streichelte mit ihrer schwachen Hand die magere der Herrin, doch die hielt sie fest, lächelnd und mit Tränen in den Augen.

„Nicht weinen, nicht aufregen. Es ist alles gut. Nenn dich keine

unnütze Magd. Denke an Christus, der die Niedrigsten auswählte, die Dienenden, die Elenden, die, welche voller Demut waren."

„Ich habe viele Sünden begangen. Schon früh, als Sie noch ein Kind waren und in Libau wohnten, da hab' ich einmal das Eduardchen am See stehen lassen, nur für fünf Minutchen, und bin hinter den Busch gegangen, wo der Emil stand, ich Sünderin –"

Frau von Harras schüttelte den Kopf, immer wieder, jetzt unterbrach sie die Alte beinahe ärgerlich. „Was du für einen Unsinn schwatzt, Kulle! Sündigt der, den Gott lieben läßt? Denke nicht an all die klugen Reden der Menschen, an ihre Gesetze und Paragraphen. Die sind gewiß recht schön ausgedacht, aber von der Liebe wissen sie nichts. Sünde ist nie dort, wo Liebe ist, und wo das Leid über den Menschen kommt, da ist alle Schuld gelöscht. Du hast viel gelitten und hast still gelitten, nun falte deine Hände und sieh ruhig und ohne Furcht zu dem auf, der unser Leben gerecht richten wird. Ich weiß, er wird dich reich belohnen."

Die Sterbende schaute mit großen glänzenden Augen zu Frau von Harras empor, dankbar, beinahe selig. Ihr eingefallener Mund bewegte sich, sie flüsterte Dank und Gebet.

„Vielleicht", setzte Frau von Harras leiser hinzu, „wird es gar nicht mehr lange dauern und du stehst vor seinem Thron, nu, vielleicht dauert es auch noch ein Weilchen, was weiß ich! Aber siehst du, Altchen, vor dem Tode brauchen wir uns doch nicht mehr zu fürchten. Dann ist alles Leid zu Ende und alles Unwissen ist zu Ende, alle Lasten und Bürden sind vorüber, du wirst klüger sein als wir alle, die wir, wie die Fliegen in der Dämmerung, immer nur gegen die Scheiben fliegen, wenn wir ins Licht wollen. Du bist dann weise und kannst ausruhen. Ist das nicht schön? Ein ganzes langes Leben voll Kummer und Arbeit – gewiß, aber was ist das gegen die Ruhe der Ewigkeit, über die Gott seinen Regenbogen breitet! Was sagst du?"

Sie beugte das Ohr tiefer über Kulles Mund und vernahm die Worte: „... war nicht schwer. Es ist schön gewesen, das Leben."

„Nu, siehst du, vielleicht ist es wirklich gar nicht so schwer gewesen. Wie heißt es in der Bibel? Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Drum wollen wir beide zu-

frieden sein. Meine Hände haben nicht so viel gearbeitet wie die deinen, aber meine Sorgen waren nicht geringer. Denn je mehr man liebt, um so mehr Leid schafft man sich. Habe ich dir aber einmal Schweres getan, so vergib mir, mein Altchen, wir müssen schon einer dem andern vergeben, weil es doch nichts Schöneres in der Welt gibt als lieben und verzeihen."

„Ich danke", flüsterte die Alte, ihr Mund bewegte sich röchelnd. Schwere, tiefe Seufzer, die aus dem Innern des armen Leibes kamen, der nun zerfiel, weil das Unsterbliche in ihr heftiger zur Ewigkeit begehrte.

Frau von Harras strich ihr mit der Hand über die Augen.

„Schlafe", sagte sie, „schlaf ein, ruh dich aus, mein Altchen. Du hast lange wachen müssen."

Zehn Minuten später kam Pastor Lurich. Er trug eine kleine Bibel in der Hand und sah feierlich aus. Den Arzt hatte Grischa nicht angetroffen.

„Schläft sie?"

Frau von Harras erhob sich von dem Bett, auf dem sie gesessen.

„Sie braucht niemanden mehr", antwortete sie und preßte ihr Taschentuch vor die Augen.

Pastor Lurich stellte sich zu Fußenden des Lagers auf, sah die Tote ergriffen an und sprach ein paar Sätze, die mit Amen schlossen.

Um dieselbe Zeit ritt Axel die Straße von Rastenburg nach Schlangenberg hinauf. Er hatte vor einigen Wochen Johannes' Reitpferd, den Hassan, gegen die Katharina und einen jungen, heißblütigen Fuchs eingetauscht, in den sich Christa verguckt hatte. Hassan ermüdete nie, konnte mit Leichtigkeit Hügelhänge emporklettern, war selten bockig und vor allem über beide spitze Pferdeohren in Ursulas Babuschka verliebt. Man konnte die Zwei wirklich nicht unbeaufsichtigt im Stalle lassen. Ach, wie oft hatte er und Ursula über diese Freundschaft gescherzt! Vorbei.

Der Weg führte über ein Flüßchen, das in diesem regnerischen Jahr lustig dahinplätscherte, dann im Bogen um einen Hügel, von dessen Höhe aus er über seine Äcker und Felder bis zum Park von Windsloh sehen konnte. Hier, wo die Birken zwischen den Tannen

standen, hatte er einmal seiner Schwester die Geschichte eines Indianerstammes erzählt, den man aus seinen Wäldern trieb und vierzig Meilen weit in einer Barackenstadt am Großen See ansiedelte mit der Weisung, Bienenzucht und Seidenraupenkultur zu treiben. In zehn Jahren war der ganze Stamm ausgestorben. Nichts macht den Menschen stärker als die eigene Erde, nichts macht ihn elender als Bodenlosigkeit. Dies Land, das vor ihm lag, war sein Eigentum. Kein großes Gut, gewiß nicht, doch groß genug, um ein Leben dafür in heißer Arbeit einzusetzen. „Geh nicht fort", hatte er zu Ursula gesagt, „du bist nirgends reicher und ruhiger als hier, wo du zu Hause bist. Wir wollen beide ein starkes Leben in Pflichterfüllung, Liebe und Frömmigkeit führen. Mögen die Menschen uns heute beschimpfen, sie werden uns achten, wenn sie sehen, wie wir an unserm Werke wachsen und durch unsre Liebe reifer und besser werden." Sie hatte genickt und nach Windsloh hinüber geschaut, aus dessen Schornstein ein dünner, blauer Rauch in den klaren Winterhimmel stieg. Jetzt atmete der Juli heiß über den flimmernden Saaten, die Schwalben zogen ihre Bögen durch die Luft, die Schmetterlinge vagabundierten durch die sonnige Welt, von jeder Blüte Süßigkeit mausend, die Birken rauschten, weiße Wolken stiegen langsam hinter Eluisenstein empor. Ursula war fort.

Axel sprang vom Pferd und legte sich ins Gras. Nun sah er nichts als den tiefblauen Himmel, in den junge Tannenspitzen hineinlachten. Der klagende Schrei eines Falken fiel in die Stille. Er hob ein wenig den Kopf und erblickte den schmalen Raubvogel unbeweglich in der Luft. Axel legte sich wieder zurück und starrte in den Raum.

Hassan wieherte. Er hörte es nicht. Eine Ameise kroch über seine Hand. Er hatte sich zu tief in die große Einsamkeit verloren, die an ihm fraß wie eine Krankheit. Diese Erde, auf der er ruhte, war die Erde seiner Heimat, fruchtbar, segenspendend, reich an Säften. Seine Hand krallte sich ins Gras. Verlassen. Zerschnitten. Leb weiter, wenn du kannst.

Arbeit. Ja, aber Arbeit betäubt nur. Nicht betäuben mußt du dein Leid, sondern es zerleben. Arbeite und bleibe wach! Schaffe

und wachse! Zeige ihr, daß du ein Mann bist. Sei stark wie dies Volk, das seit sieben Jahrhunderten gegen einen raublustigen Feind seine Kultur verteidigt, stark, klug und wachsam. Ich will hindurch, es gibt keinen andern Weg als vorwärts. Nicht Tod erlöst, noch Flucht in die Welt, nicht Betäubung noch Verzweiflung, nur das Werk im Geiste. Steh auf dem Boden deiner Väter und sei ihr Sohn. Ihr Blut fließt in deinem. Jahrhunderte unbeugsamen Kampfes sammeln sich in dir. Sie rangen gegen äußere Feinde. Du wirst gegen die wilderen der eigenen Brust zu ringen haben.

Er stand auf. Da sah er über einen Weg, der seitab in ein Wäldchen führte, ein junges Mädchen gehen, das ein hellblaues Kleid trug. Blond! Dies Kleid –! o Ursula! Er schüttelte den Kopf. Unsinn. Torheit. Stöhnte auf. „Ich kann nicht. Mein Gott, erlöse mich von der Last dieses Lebens, dieser Schuld."

Gegen ein Uhr mittags kam er in Windsloh an. Er erkannte schon an der schwarzen Jacke des Storosch, daß etwas geschehen sein müsse. Seine Unruhe wuchs, als er seiner Mutter verweinte Augen sah.

„Was ist passiert?"

Sie schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf, als wolle sie sagen, es sei ja nicht gar so wichtig, er möge sich nur nicht aufregen.

„Kulle ist tot."

Axel biß die Lippen zusammen. Eine alte Köchin, was weiter? Ein guter Geist des Hauses, der letzte Mensch, der ihn mit seinen Ahnen verband.

Nein, ein schiefes, schlechtes Holzkreuz erhielt die alte Kulle nicht auf ihr Grab. Wir wissen ja, sie hatte in trüben Stunden stets geglaubt, daß nichts besseres ihr beschieden sei. In Wenden beim Steinmetz hatte Frau von Harras ein Kreuz aus Granit bestellt, darin war der Spruch eingegraben „Ich habe einen guten Kampf gekämpft. Ich habe Glauben gehalten." Auch Pastor Lurich war mit diesem Spruch durchaus einverstanden. „Ja", sagte er, „manche Frau von edler Herkunft kann sich das nicht aufs Grab schreiben lassen. Eure Köchin ist ein treuer und frommer Mensch gewesen. Nicht zu fürchten brauchen wir, daß Gott sie aus der Gemeinde der

Seligen verstoßen werde. Vielmehr wird an ihr geschehen, wie es im Liede heißt: „Nach schwerem Erdenleben und vieler Kümmernis ist mir nun Ruh gegeben, ach Gott, wie gut ist dies!'"

Tante Lulle, die wieder in Wausk wohnte, war zum Begräbnis gekommen, ganz in Schwarz, zierlich wie eine Rokokodame. Sie weinte sehr. Auch Frau von Harras, die neben dem Pfarrer stand, weinte. Axel hatte ihr den Arm gegeben. Er war ebenfalls in Schwarz und trug einen Zylinder in der Hand. Ach, wenn sich das die alte Kulle auch nur geträumt hätte, daß an ihrem Grabe jemand mit einem richtigen glänzenden Zylinder stehen werde. Auch Paul von Schablonski trug einen Zylinder. Neben ihm stand Christa von Wulff, ganz in Schwarz natürlich. Einen schönen Kranz hatte Christa mitgebracht. Schablonskis hatten ebenfalls zwei Kränze gestiftet, und Tante Lulle hatte sogar selbst einen hergetragen. Ihr war dieser Todesfall sehr nahe gegangen. „Die nächste werde ich sein", das waren ihre Worte, die von Schluchzen erstickt wurden. Senta stand am Grabe. Sie hatte selbst einen großen Kranz aus Tannen und weißen Rosen geflochten. Sie weinte nicht, aber ihr liebes gesundes Gesicht zeigte ehrlichen Schmerz. Ja, alle trauerten um die alte Akulina Amalie Lirum. Wie sollte Schloß Windsloh fortan ohne sie weiterbestehen!

Es war ein würdiges Begräbnis. Pastor Lurich sprach feierlich tönende Worte. Die Dorfleute weinten. Der alte Kesselflicker Lirum schneuzte sich in die Finger. Was sollte er machen! Es lief ihm nur immer so aus Augen und Nase. Am würdigsten sah wohl der alte Ewald Purps aus. Er trug seinen schwarzen Staatsanzug, seidene Beinkleider. Wie sein weißes Haar im Winde flatterte! Ja, die tote Kulle wurde geehrt, wie sie es verdiente. Alle waren zugegen. Nur Ursula fehlte.

Als Axel an der Seite von Pastor Lurich heimging, sagte dieser unvermittelt zu ihm: „Ich habe das Gefühl, Herr Baron, Ihnen in letzter Zeit Unrecht getan zu haben. Sie machen ein verwundertes Gesicht, doch ich bin gewiß, Sie verstehen mich. Heute, auf dem Heimgang vom Grabe unsrer teuren alten Lirum wollen Sie mir gestatten, Ihre Hand drücken zu dürfen wie vordem."

Axel reichte ihm stumm die Rechte und lächelte.

„Und wenn Sie dies", fuhr der Pastor fort, „wenn Sie dies gelegentlich Ihrem Fräulein Schwester schrieben, wäre es mir eine ganz besondere Genugtuung."

„Ja", sagte Axel.

Beim Abschied stand er eine Weile mit Senta allein.

„Bleibst du auch diesen Sommer in Eluisenstein?"

Sie nickte. Ja, auch den Herbst und Winter. Viel Arbeit habe sie und aus diesem Lande könne sie nun einmal nicht fort.

„Ich könnte auch nicht mehr fort von hier", meinte Axel versonnen. Und dann etwas lächelnd: „Ich kann mir auch meine Heimat nicht ohne Senta denken."

„Ach, Axel", sagte sie.

„Als ich euch kennenlernte, dachte ich einmal: Du bist die baltische Erde. Ursula die baltische Seele. Ich weiß, ich habe recht gedacht."

„Die Seele ist fort."

„Die Erde kann nicht fortgehen."

„Nein", lächelte Senta, „das kann sie nicht."

Paul von Schablonski und Christa hatten geheiratet und waren in das neue Haus in Hohenfichte eingezogen. Natürlich nicht gleich. Eine sechswöchige Hochzeitsreise nach der Schweiz war schon lange beider Wunsch gewesen. Sie hatten auf der Karte zusammen Punkt für Punkt ausgesucht, wo sie hin reisen wollten. Paul schrieb alles in ein Notizbuch, sogar die Gasthöfe schrieb er aus dem Baedeker ab. Christa freilich wollte auf der Rückreise drei Wochen in München bleiben, um ordentlich Opern zu hören und vor allem, um wieder einmal gründlich sich die Fehler aus ihrer Singerei treiben zu lassen. In München wohnte ein bedeutender Gesanglehrer. „Nun meinetwegen", sagte Paul, „wenn du schon einmal singen mußt. Ich werde mir inzwischen die Stadt ansehen. Korff wird gewiß auch da sein. Da werden wir ein bißchen bummeln, kikeriki!" „Pfui, Paul", antwortete Christa. Nun waren sie also abgefahren, reich beglückwünscht und besegnet von Eltern, Tanten, Verwandten und Freunden. „Gottes reichen Segen!" hatte Pastor Lurich nachgerufen. Als er aber bemerkte, daß die Stimmung gar nicht so sehr nach der Rührung hinneigte, schrie er „holdrio – juhu!" So ein Pastor!

Etwa um dieselbe Zeit, wo sich Paul und Christa in München befanden, war Ursula mit Professor Kowalewski nach Berlin abgereist. Sie spielte dort ein paar großen Musikern vor und schrieb Frau von Harras, daß die Leute sich lächerlich begeistert über sie ausgesprochen hätten. Bei ihrem ersten Konzert im Herbst in München saßen Paul und Christa unter den spärlichen Zuhörern. Zwei Kritiker rühmten sie als einen „aufgehenden pianistischen Stern", einer verwechselte sie mit einer anderen Pianistin, der vierte zerfleischte sie, der fünfte pries ihr Haar. Ursula machte sich aus alledem nichts und arbeitete. Christa schrieb an Frau von Harras sehr gerührt über dieses Wiedersehen. Sehr, sehr schön habe Ursel auf dem Podium ausgeschaut, viel reifer, auch älter als in Windsloh, wo sie doch wie ein junges Lamm herumgesprungen sei, ach ja, das sei nun alles vorüber, Ursula eine große Künstlerin und sie eine verheiratete Frau.

Das klingt ja nicht übermäßig vergnügt, wollte Axel sagen, als ihm seine Mutter diesen Brief zum Lesen gab. Doch er schwieg, ging in sein Zimmer und arbeitete.

Regen schlug mitten in die Ernte, der Roggen faulte. Ein Gewitter folgte dem andern. In das Amtshaus von Eluisenstein war der Blitz eingeschlagen. Der Dachstuhl brannte, und nicht nur der, sondern sogar oben eine Stube mit alten Akten. Alles verkohlte, sämtliche Akten flogen funkensprühend in der Luft herum. Man war darüber nicht unfroh. Das war nun wirklich das Allergeringste, worüber man sich hätte bekümmern können.

Schlimmer ging es dem tauben Piteisas. Er stand bei dem Brande mit offenem Munde, denn sehen konnte er noch, gottlob, und hier gab es doch einmal etwas zu sehen. Da flog ihm ein Dachsparren gegen den Schädel, er fiel um und war von diesem Augenblick an dumm. Die alte Petersen meinte, das habe sie schon lange vorausgesagt, daß der alte Piteisas noch einmal dumm werde. Da habe man es nun.

So ist es in der Welt. Dem einen geht es schlecht, der andre hat Glück. Zu denen, die Glück hatten, gehörte auch diesmal Frau von Brodem. Sie erschien auf Windsloh in ihrem blitzsauberen Landauer, stieg aufrecht und in strenger Haltung aus und ließ sich von Ewald

Purps melden, der ehrfurchtsvoll die Augen vor ihrer taubengrauen Robe und schneeweißen Coiffüre niederschlug. Dann umarmte sie Frau von Harras, küßte sie, fragte, wie es den Kindern gehe und erzählte, ehe sie noch eine Antwort erhielt, daß Corah sich mit ihrem Professor, dem Chefarzt der Klinik, dem berühmten Doktor Brieling verlobt habe. Nun sei sie anfänglich nicht ganz damit einverstanden gewesen, weil eine Brodem nicht so ohne weiteres eine gewöhnliche Frau Professor Doktor Brieling werden könne; indessen sein Adel sei schließlich auch etwas wert, sein Adel sei sein Ruf, seine Tüchtigkeit. Schließlich könne doch Corah nicht ihr ganzes Leben lang seine Assistentin bleiben. Ihm sei es nach wie vor vollständig unmöglich, ohne sie zu arbeiten. Er brauche sie bei jeder Operation, man spreche in den Rigenser Ärztekreisen nur noch von Corahs phänomenaler Begabung. Übrigens würden sie schon in einem Monat heiraten.

„Wie, schon in einem Monat?" fragte Frau von Harras beinahe erschreckt.

„Ja, denken Sie, liebe Sophie, ich war auch überrascht. Eigentlich verlangt es die Sitte, daß die Verlobungszeit mindestens ein Vierteljahr dauert, doch die beiden wollen absolut nicht. Ab–so–lut nicht. Nu, was soll man machen! Professor Brieling hat mir einen enthusiastischen Brief geschrieben. Ein vorzüglicher Stilist. Er vergöttert Corah. Ich bin überzeugt, daß er sie auf Händen tragen wird."

Frau von Harras war glücklich. Sie freute sich von Herzen mit, ließ sich alles erzählen und fragte immer von neuem nach dem jungen Brautpaar. Ob er zu ihr im Alter passe?

„Eduard ist Ende vierzig, Anfang fünfzig. Also in den allerbesten Jahren. Ich danke Gott, daß Corah einen reifen Mann bekommt, nicht einen jungen, leichtsinnigen Luftbeutel."

„Aber wie wird sie als Frau die Arbeiten in der Klinik weiterführen?"

Frau von Brodem wehrte ab. Ach, darüber wolle sie sich nicht den Kopf zerbrechen. Wahrscheinlich werde sie ihren Beruf aufgeben müssen. Als Hausfrau habe sie auch gesellschaftliche Verpflichtungen. Eines der ersten Häuser in Riga! Sie könne ja nicht immer nur die weiße Schürze tragen. Gewiß, gewiß, Frau von Harras ver-

stand das alles sehr gut. Sie war froh, daß es ihrer Freundin so vortrefflich ging, ja, der liebe Gott vergesse niemanden. Niemanden lasse er in seiner Not sitzen.

„Und Achilles?"

Achilles sei in Paris. Irgendein bedeutender Mann, ein Marquis oder Comte de Charlesvilliers habe sich seiner angenommen. Sie hoffe, daß die großen Talente dieses guten, wenn auch haltlosen Jünglings nicht ungenutzt versanden werden. Sie habe ihm natürlich nicht auf seinen Brief geantwortet, doch in ihrem Herzen habe sie ihm schon längst verziehen.

„Nun, so ist ja alles gut!" rief Frau von Harras erfreut aus und drückte ihrer Freundin die Hände.

Ja, es sei alles gut, man könne Gott dankbar sein.

Axel trat ein. Man sprach über das Wetter. Über die Ernte und den Tod der alten Kulle. Auch Frau von Brodem war bewegt.

Es ist Abend. Die Ernte vorüber. Ein milder Herbst färbt den Park. Nicht gewaltsam, in göttlicher Ruhe, wie von der Sonne gebräunt, rinnt der Oktober durch das Laub. Die Berberitzen sind rot. Die Beeren der Ebereschen glühen im Laube wie Korallen.

Es ist Abend. Frau von Harras sitzt in ihrem Zimmer und schreibt einen Brief nach München. Axel geht im Musiksaal auf und ab. Die großen Flügeltüren zur Terrasse stehen offen. Ein kühler Duft von Astern und Tannen kommt ins Zimmer.

Er hat die Lichter auf dem Flügel entzündet, das Instrument aufgeschlagen. Nun steht er vor den blitzenden Tasten und starrt sie an. Leise berührt seine Hand das Elfenbein. Er streichelt sie. Drückt einen Akkord nieder und schrickt auf.

Große Stille ist im Schloß. Draußen rauschen die Bäume. Die Lichter flackern. Der Raum ist hoch und unruhig. O Einsamkeit, grenzenlose ... Draußen bewegt sich etwas. Er geht hinaus. Ein paar Blätter, die der Wind auf der Terrasse fegte. Er setzt sich in einen Korbstuhl und blickt in den Abend. Nun wendet sich das Jahr, bald wird Winter sein. Wo bist du, wenn Schnee liegt? Wo bist du in dieser Stunde? Er schließt die Augen und sieht ihr Gesicht ganz deutlich. Ich sehe dich, sehe dein Antlitz, deine geliebten Augen.

Es ist ganz dunkel geworden. Axel erhebt sich, löscht die Lichter am Flügel, steht und starrt in die verglimmenden Fünkchen. Dann begibt er sich nach oben, um zu arbeiten. Langsam kommt die Nacht. Die Stunden gehen. Sein Kopf ist müde. Er öffnet das Fenster und atmet die wundervolle feuchte Luft ein. Eine süße Müdigkeit überhaucht ihn, tiefe Ruhe. Er steht und blickt empor. Schwarz ist der Wald. Der Himmel voller Sterne.

Wieder ist es Winter. Axel reitet durch die weiße, glitzernde Welt. Der trockene Schnee stäubt unter Hassans Hufen. Ein sonniger Tag. Durch alle Stämme sickert gelbes Licht. Voll ungeheurer Helligkeit sind die Felder. Darüber spannt ein weißblauer Himmel seine Seide.

Er ist in Urineck gewesen, zum letztenmal zusammen mit Sandor, der morgen nach Berlin und weiter nach Paris abreist. Eine symphonische Dichtung von ihm ist für das nächste deutsche Tonkünstlerfest angenommen worden. Und eine Oper in Stuttgart. Sie haben sich die Hand geschüttelt und Axel hat gedacht: diese Hand wird nach wenigen Tagen Ursula halten. Er sieht sie ja in Berlin, wo sie zwei Konzerte gibt. Er sieht sie, spricht sie, kann sie hören.

„Kommen Sie mit!" hat Sandor zu ihm gesagt. „Im Winter können Sie das Gut schon verlassen. Außerdem ist Stahl da."

Axel hat nur den Kopf geschüttelt. Nach Indien denkt er, nach Japan, meinetwegen an den Nordpol, doch nicht dorthin, wo sie ist. O mein Gott. Die Sehnsucht schreit. Er preßt ihr die Kehle zu.

Dann reitet er seitab zu dem Erbbegräbnis der Wulffs. Dort ist Johannes bestattet. Axel steigt vom Pferde und führt es bis zu dem beschneiten Hügel.

„Hier liegt dein Herr, Hassan. Er hat zu viel Liebe für diese Welt gehabt. Zu weich war seine Seele für die steinerne Wirklichkeit."

Hassan schnauft. Ruhig läßt er den klugen Pferdekopf hängen, die braunen Augen blicken auf das Grab.

Axel stäubt den Schnee von der Steinplatte." Hier schläft Johannes von Wulff, geboren am **, gestorben am **. Refugium in aeternitate." Schläft... Ja, er schläft. Endlich ruhst du aus von deinen zerquälten Nächten. Du lieber Freund, einziger, den ich besaß. Mein größter Rivale und mein bester Kamerad. Komm Hassan."

Das Sattelleder knarrt. Er reitet fort, Windsloh zu, die Straße des Verstorbenen.

Zu Weihnachten gab es Bescherung im Schlosse wie alljährlich. Ein großer Christbaum ward entzündet. Pastor Lurich hielt eine kleine Andacht, Knechte und Mägde sangen. Frau von Harras saß in einem tiefen Lehnstuhl und hatte Freude an der Freude der andern. Senta spielte am Flügel „Stille Nacht". Alle Stimmen durchdrang der Bariton des Pfarrers. Draußen aber knackten die Äste vor Frost. Die Schlitten klingelten.

Abends, als die Lichter gelöscht waren, saßen Frau von Harras, Senta und Axel noch eine Stunde im Saal beim heißen Punsch. Es roch nach Wachskerzen, Kuchen und Tannengrün.

„Wie wird sie ihr Weihnachten feiern", seufzte Frau von Harras. „Alles kann man in der Fremde ertragen, nur das Christfest nicht."

„Sie hat schon mehr ertragen als das", erwiderte Axel. In ihm riß und zerrte es. Er stand am Fenster. Blaue Winternacht draußen. Ein langes Schweigen lastete im Raum.

„Morgen ist der erste Feiertag, da sind Paul und Christa bei uns und Eberhard und Sandor. Senta meint, wir sollen Gänsebraten geben, den würde die Müllersche gewiß nicht verderben können."

Die „Müllersche" war die neue Köchin. Niemand konnte sich an sie gewöhnen. Alle behaupteten, daß sie mit Kulle nicht zu vergleichen sei.

„Sie wird ihn gewiß nicht verderben, Mulling", meinte Axel. Er begab sich zum Ofen und legte große Buchenklötze ins Feuer. „Gewiß nicht. Warum soll sie ihn denn verderben?"

„Ja, eben gerad' nicht", sagte Senta und erhob sich.

„Gehst du schon?"

Sie nickte. Axel begleitete sie zum Schlitten hinunter.

„Windsloh ist mir zu groß geworden. Ich gehe durch die Räume, alles ist hoch, still und leer. Ich komme einmal zu dir, Senta. Du stellst den Samowar auf und wir sprechen von deinen Dichtern."

„Ja, komm!" antwortete Senta und reichte ihm die Hand. Er drückte sie.

„Gute Nacht."

„Gute Nacht, Axel."

Sie schüttelte die Leine und schnalzte. Das Pferd zog an, das Glöckchen klingelte. Er nickte ihr zu und stieg müde die Stufen zur Terrasse hinauf.

Der Januar ging, der Februar kam. Immer dichter wurde die Schneedecke.

Ursula hatte in Berlin zwei Konzerte gegeben. Wieder war der Erfolg geteilt. Einige Zeitungen verkannten sie, andre feierten die junge Pianistin. Als Professor Kowalewski von seiner Tournee durch Österreich-Ungarn, der Schweiz und Italien zurückkehrte, fürchtete er schon, einen müden und niedergedrückten Menschen zu finden. Sie kam ihm heiter wie immer entgegen. Als sie ihm vorgespielt hatte, forderte er sie auf, mit ihm zusammen nach Paris zu gehen. Er wolle mit ihr Konzerte auf zwei Klavieren geben. Dann sei sie eingeführt und könne selber eine Tournee wagen. Bach spiele sie wie keine andre Frau in Europa. Sie schüttelte den Kopf.

„Frau habe ich gesagt", lächelte er.

„Ich weiß", gab sie zurück, „aber Kowalewski hat es gesagt."

„Also kommen Sie mit?"

„Ja."

Frau von Harras saß in der Diele und gab Axel den Brief. Sein Gesicht veränderte sich nicht, vielleicht daß es noch ernster wurde.

„Freust du dich gar nicht ein bißchen?"

Er starrte ins Kaminfeuer und schwieg.

Frau von Harras faltete sorgfältig das Schreiben zusammen und legte es in den Umschlag zurück.

„Du machst dich starr gegen ihr Leben, Axel. Wohin willst du damit kommen, hör! Mein Liebling, ich will dir nur eins sagen: wenn du ihr helfen willst, mußt du ihre Musik lieben. Durch sie wird sie wieder den Weg zu dir finden."

Er machte eine ärgerliche Geste. „Wie kann ich ihr denn helfen! Sie schreibt ja nicht einmal an mich. Sie spricht nicht von mir. Sie denkt nicht mit einem Worte an mich." Er sprang auf und lief hin und her.

Frau von Harras verfolgte ihn ruhig mit ihren großen Augen, ließ eine Zeit verstreichen und versetzte freundlich: „Was du nur gleich aufbraust und ungeduldig wirst. Sieh, Axel, ich hätte dich für hellhöriger gehalten."

Er blieb stehen. „Hellhöriger?"

„Ja, das habe ich gesagt. Wärst du zufrieden, wenn sie dich in jedem Schreiben grüßen ließe, oder wenn sie an dich diese Briefe schriebe anstatt an mich?"

Er sah seine Mutter an und fühlte sich beschämt. Aber noch band ihn schmerzhafter Trotz. Wieder warf er sich in den Lehnstuhl und blickte ins Leere. „Ja, ja, ich versteh dich schon, Mulling. Aber... sie ist ja nicht zu ertragen, diese fürchterliche Stille. Ich bin ihr alles gewesen. Was bin ich ihr nun? Muß ich nicht jeden Glauben an sie verlieren, wo ich sehe, wie sie weiterlebt, als sei nichts geschehen?"

Frau von Harras legte ihre Hand auf die geballte Faust ihres Sohnes und sah ihm kopfschüttelnd in das abgewandte Gesicht.

„Weißt du, Axel, wenn dies wirklich deine Meinung wäre, was du eben gesagt hast, müßte ich denken, du wärst dumm. Aber das bist du gar nicht, du bist nur trotzig und ganz zermürbt, hast Sehnsucht und bist ein Mann. Mein liebes Jungchen, du weißt recht gut, woher Ursel ihre Kraft zu diesem Leben nimmt. Du weißt auch, warum sie dir nicht schreibt. Du fühlst es ja, daß in ihr noch alles wund ist und blutig; daß sich erst neue Haut und neues Leben in ihr bilden muß. Du fühlst es, wagst es nur nicht zu hoffen. Aber hoff schon ein bißchen, sei nicht nur ein verlassener Mann, sondern auch wieder ihr Bruder, der aus ihrem eigenen Blut heraus denkt. Ihr meine geliebten Kinder, wie lebe ich für euch! Ich weiß nicht, wen ich lieber habe. Ich weiß kaum, um wen ich mehr leide. Vielleicht um sie, die fern von Hause ist und manche Nacht durchweinen wird, um aus ihren Tränen wieder Kraft zu finden für ihre Arbeit. Vielleicht um dich, der herumgeht und seine Pflicht tut und doch verlassen ist wie niemand auf der Welt. Um euch beide habe ich bitteres Leid getragen und trage es täglich und stündlich, aber ich sehe auch, wo ganz klein und zart wieder Gottes Gnade ansetzt, wo ich wieder dankbar und glücklich sein darf. Denn sähe ich das nicht, müßte ich verzweifeln. Ich sehe aber, wie ihr überwindet, und bin auch ein bißchen stolz dar-

auf, denn tapfer will ich meine Kinder haben. Aber vergessen hat sie dich darum nicht. Du sprichst ja auch nicht alle Augenblicke von ihr, und denkst doch immer an sie. Je tiefer es in einem Menschen sitzt, um so schweigsamer wird er. Das Schweigsamste aber ist die große Liebe, die aus einer alten Haut in eine neue wachsen muß."

Axel nahm die Hände der Mutter und hielt sie fest, als söge er aus ihnen Kraft und Hoffnung. Sie sah ihn voll Güte an, freilich auch ein wenig besorgt, denn in seinem Antlitz wuchs ein Zug von Hoffnung, den sie fürchtete.

„Eines, mein Liebling, darfst du nicht denken", fuhr sie fort, „siehst du, und darum habe ich manchmal große Angst, du darfst nicht denken, sie könnte wieder zurückkehren, vielleicht nach einem Jahr, vielleicht nach zwei Jahren, und dann würde es zwischen euch wieder werden, wie es war. Davor habe ich Furcht, denn das müßte ein schreckliches Unglück geben und ihr wäret fürs ganze Leben getrennt. Doch du bist kein Jüngling mehr, sondern ein reifer Mann und weißt, daß nichts wieder so werden kann, wie es gewesen ist. Ihr müßt in diesen schweren, schweren Jahren euern neuen Leib finden, müßt zu einer neuen Lebensform reifen, wie soll ich mich ausdrücken, daß du mich verstehst, ihr müßt getrennt voneinander euch miteinander verwandeln und läutern. Sie wird wiederkommen, ich weiß es und du weißt es auch, wenn du auch so tust, als wüßtest du es nicht. Tu nur so, es schadet nichts. Aber sie wird einmal wiederkommen, und das wird ein herrlicher, unfaßbar großer Tag für uns sein, wenn du dann deinen Weg zu dir selber gefunden hast und dies derselbe ist, den sie gegangen ist. Sie geht aber den richtigen, das weiß ich."

Axel hatte den Kopf über seine Knie gebeugt. Jetzt hob er ihn, sah seiner Mutter mit schmerzlichem Lächeln ins Auge und sagte: „Ich weiß, welchen Weg du meinst. Beieinander bleiben und doch getrennt sein. Liebe fühlen und doch einander nicht begehren. O, wer kann das!"

„Der sich überwindet. Tu dein Tagewerk, wie sie das ihre tut. Halte heilig in deinem Herzen den Herd mit der Flamme, so wie sie es tut. Bete für sie, wie sie für dich jede Nacht betet. Euer Weg führt vielleicht um die ganze Welt herum, aber er führt zusammen."

Das Feuer flackerte. Die Uhr schlug elf langsame Rufe, die im hohen Raum schwangen und verhallten.

Axel erhob sich und küßte seine Mutter.

„Mein Kind du, bleibe tapfer."

„Tapferer als du kann niemand sein. Ich nahm dir deine Tochter. Was hast du nun?"

Sie lächelte. „Das weiß ich schon, aber ich sage es dir nicht. Denn so klug du bist, das verstündest du doch nicht."

Er streichelte sie über den glatten Scheitel.

„Schlaf wohl, Mulling. Ich danke dir."

„Ich werde tief und ruhig schlafen. Gute Nacht."

Als der Schnee schmolz, ging Axel selbst auf die Felder. Er hatte gelernt, daß Säen und Pflügen eine kunstreiche Hand, viel Ruhe und große Liebe zum Werke verlangt. Er fühlte die Andacht zur Erde, aus der alljährlich ein wundersamer Segen quoll, fühlte sich als Priester, der um Gottes Gnade betete, weil alles, was wuchs, seinem Willen unterstellt war. Oh, die Frühjahrsarbeit ist keine Tätigkeit, die von der Maschine läuft. Über jeder Handvoll Saat, die ins Erdreich fällt, zittert ein Wunsch mit; erregt bist du wie ein Schaffender, und wenn du den Pflug führst und siehst die fetten, schwarzen Schollen klaffen, so faßt dich tiefe Ahnung um das Geheimnis der lebendigen Erde.

Die Märzwinde stürmten durch den blauen Himmel, der sich in blinkenden Pfützen spiegelte. Die Schafe wurden auf die Weide getrieben, und allenthalben lag ein Duft von Wasser und Acker in der Luft. Kahl stand noch das Ästgewirr des Parkes im unruhigen Himmel. Doch im Wald erwachte schon die erste Vogelstimme.

An einem dieser Tage saß Ursula in Paris in ihrem gleichgültigen Hotelzimmer, das sie sich mit ersten Veilchen und Weidenkätzchen geschmückt hatte. Vor zwei Stunden war noch Professor Kowalewski bei ihr gewesen. Er hatte ihr gedankt für ihre Leistung und dann etwas so Unerwartetes gesagt, daß sie ganz erstaunt dasaß und ihn immer nur anstarrte. Endlich hatte sie sich gefaßt und mit ruhigem Ja geantwortet. „Gut", hatte er gesagt, „abgemacht", und

war von ihr gegangen. Eine halbe Stunde lang lief sie verwirrt, betäubt im Zimmer auf und ab, dann wurde es ruhig in ihr. Wie dies aber geschah, sich alles ordnete, aus Bewegung, Lust und Angst zu ruhigen Gedanken und zu deutlicher Einsicht fügte, ward es ihr plötzlich, als bräche eine letzte alte Hülle ab. Eine welke Haut fiel von ihr, sie wußte klarer als jemals, aus welcher Quelle ihr Leben und ihr Schaffen strömte.

Es dämmerte leicht. Von der Straße her hörte sie das Klingeln der elektrischen Bahnen, Automobilhupen und Wagengerassel. Sie sah den Frieden der fernen Heimat plötzlich wie eine Vision vor ihrem Auge stehen, sah die weiten Felder gegen den Horizont, sah die Baumgruppen im Licht der Abendsonne, aufkeimende Felder und duftende Wiesen. Große, mächtige Sehnsucht erfaßte sie. Tief erfaßte sie das Wort Heimat. Ich werde zurückkehren, einmal werde ich zurückkehren. Müde werde ich sein, selig werde ich sein. Meinen Kopf werde ich in ihren Schoß legen. O meine Mutter, o mein Bruder!

Sie schrieb:

„Mein Axel!

Diesen Zettel lege ich dem Briefe an Mulling bei. Es ist der erste seit dreiviertel Jahren. Ich weiß Dein Leid, Du kennst das meine. Ich fühle, wir haben uns verstanden und keiner den andern verloren. Axel, in mein Leben ist eine große Wendung getreten. Professor Kowalewski war eben bei mir, er fragte mich, ob ich mit ihm nach Amerika wolle. Nach Amerika, ich! Verstehst Du, was das für mich heißt? In das Land, darin Du wurdest. Ich war betäubt, aber ich habe Ja gesagt. Nicht darum, weil er glaubt, daß ich eine große Künstlerin bin und ich Ruhm und Ehre einsacken will, sondern weil ich diese Frage wie ein magisches Zeichen empfand, daß ich dorthin gehen soll, wo Du gewesen bist. Ach, unser Weg ist verschlungen, wild, weit und unbegreiflich, aber er muß richtig sein, vom ersten Tage an richtig, das weiß ich nun. Du kehrtest zurück in unsre Heimat und wurdest ein andrer, doch ganz Du selber. Ich werde auch eines Tages zurückkehren, werde eine andre und dann erst ganz ich selber sein.

Axel, mein Bruder, mein Leben, ich habe Dich nie vergessen, sondern schaffe mein Werk aus Dir und unsrer Liebe. Alles, was ich erreiche, erreiche ich aus Dir. Jeder Ton, den ich anschlage, geht zu Dir. Ich lebe in Dir jede Stunde. Ich habe Dir weh getan, ich mußte es, weil Du Dich an mir versündigt hattest. Doch dies sind lebendige Schmerzen, aus denen Leben wächst. Was soll werden? fragst Du. Etwas Neues, das wir noch nicht kennen. Aus dem Paradies unsrer sündelosen Liebe vertrieben wir uns. Nun wollen wir tapfere Menschen in der Welt sein. Starke Menschen, überwindende. Oh, mein Axel, ich komme wieder, glaube mir. Alle Städte, alle Reisen, Menschen, Erfolge, Begeisterung und Ruhm – es ist nichts, gar nichts gegen Eluisenstein, gegen die Terrasse auf Windsloh, gegen unsre Äcker, unsre lieben Tiere und Wälder. Lieber, ich weine, hin und her tanzen die Zeilen. Laß nur, diese Tränen sind gut. Schmerz ist gut und Glauben ist gut. Ich aber glaube an Dich und Deine Stärke. Ich küsse Dich nicht, aber ich reiche Dir die Hand und schaue in Deine Augen, Du mein Bruder.

Deine Ursula."

Und nun ist der Schnee fortgetaut, es grunelt. Die Äcker brechen auf. Voll herben Duftes ist das weite Land.

Axel geht über das Feld und streut die Saat ins lockere Erdreich. Ruhig ist seine Geste, sein Gang hat Stolz und Kraft. Es ist stets dieselbe Bewegung, doch sie ist nicht starr, noch leer, sondern voll versonnener Andacht. Es ist ein heiliges und großes Werk, an dem er schafft.

Diesen Acker sieht man schon lange von der Chaussee nach Eluisenstein. Er ist der höchste, und wer wie Frau von Harras vom Schloß aus den Seitenweg abbiegt zu seinem Feldrain hin, der kann auch Axel schon von fern erblicken. Sie geht auf ihn zu, langsam und ohne Hast, obwohl ihr Herz klopft und ihre Wangen gerötet sind. Denn in der Hand hält sie einen Brief, auf dem steht „Für Axel".

Jetzt rastet sie ein wenig und wartet, bis ihr Sohn sich wieder von ihr abwendet; sie wartet, damit er sie nicht schon vorher sähe, ehe sie den Brief ihm auf den weißen Feldstein legen kann, an dem sein Hut lehnt. Nun ist sie oben. Vorsichtig nimmt sie den Hut und setzt

ihn auf den Stein. Darunter aber liegt der Brief. Wenn er den Hut aufnimmt, muß er den Brief finden. Dann geht sie wieder.

Auf der Chaussee, dort wo sie zum Park von Windsloh einbiegt, hält Frau von Harras an und schaut zurück. Der Acker liegt vor ihr wie ein ruhiges Leben gegen Abend. Eine langsam anschwellende und fallende Linie.

Axel geht immer noch mit dem Rücken zum Stein. Nun ist die Grenze erreicht. Er dreht um, Erhaben und voller Andacht ist seine Gebärde. Deutlich sieht sie sein Gesicht, das ganz rot ist vom Lichte des versinkenden Tages.

Ende

Begonnen im Dezember 1921 und vollendet im Juli 1922